



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

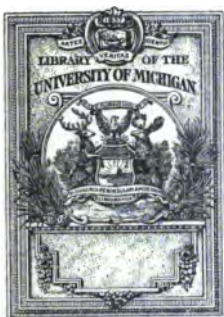
We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

2434 4



FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG

**PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN**

BY
Mr. Philo Parsons

OF DETROIT

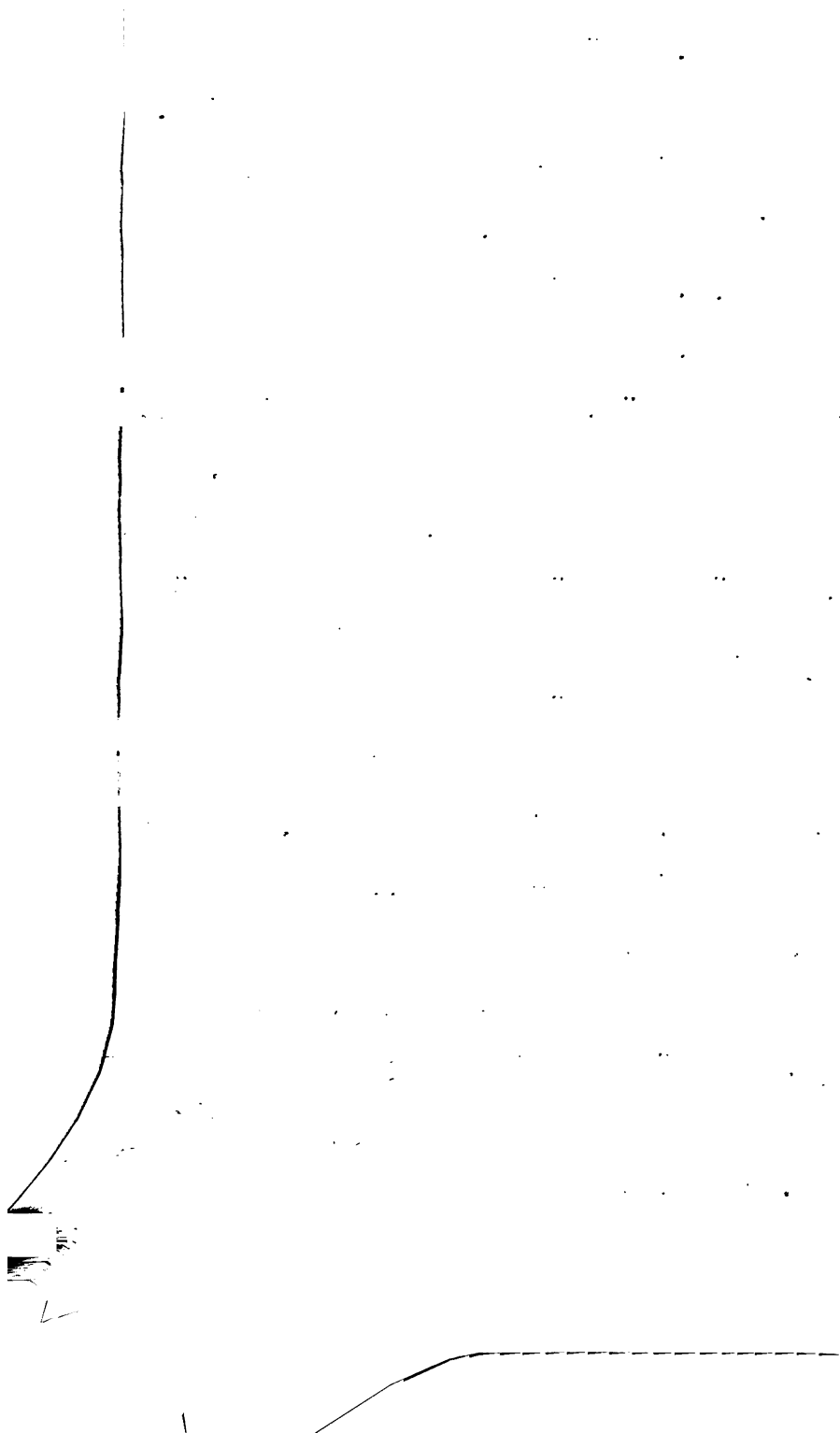
1871

OCT 1 1903

ROBERT M. HARRIS

Contents

1. Abel, G. Erläuterungen zu den auf der
1865
internationalen Ausstellung zu Köln.
2. Aktenstücke betreffend die Güterzer-
stückelungs-Frage. 1848
3. Beck, D. Die Güterconsolidation in der
preuss. Rheinprovinz. 1859
4. Block, A. Üb. den thierischen Dünger... 1835
5. Endemann, W. Üb. Geschlossenheit u.
1860
Zwangsverkoppelung d. sädsichen Güter.
6. Schlösing, M. Üb. den Einfluss der Düng
ung.... 1865
7. Karper. Beiträge zu einer Topographie
d. landw. Bezirkes Ostalgäu. 1858
8. Mayer, A. Das Düngerkapital u. d. Raubbau 1869
9. Niederländisch-Mettray.... 1855
10. Schulze, F. G. Antiquitates rusticae
particula. secunda... n. d.
11. --- De ōconomicis facultatibus in Ger-
maniae Acad. constituendis. n. d.
12. Stamm, A. T. De praesenti statu agri.
Aegypti. 1850



13. Busacca, R. Sulla divisione della
proprietá territoriale. 1844

14. Üb. die Gebundenheit u. Vertheilung
des Grundeigenthums.... 1860

15. Über die Tabaksernte. n.d.



S
405
.P18

6
L. 1.
Pamphlet
15
Erläuterungen



zu den

auf der internationalen Ausstellung zu Köln im Juni 1865
ausgestellten Plänen

einiger im

Großherzogthum Baden

ausgeführten

Bewässerungs-Anlagen

sowie

zu dem ausgestellten Gant-Relief:

Rationeller Wiesenbau

nach

Vincent

von

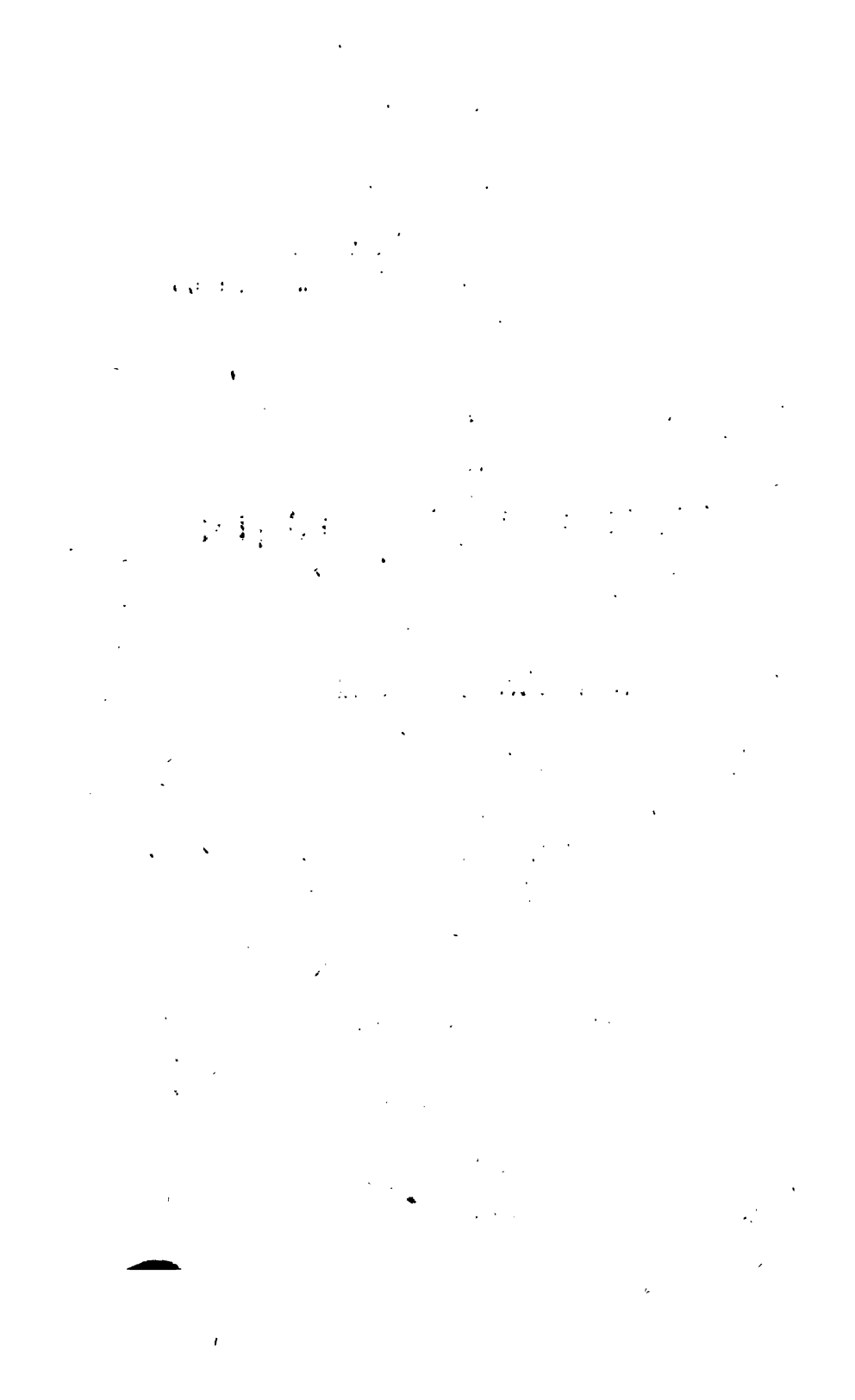
Gustav Abel,

Wiesenbaumeister bei Großh. Bad. Handels-Ministerium.

Mit 3 Tafeln in Stein-
druck.

Carlsruhe.

Druck von Friedrich Gutsch.
1865.



1. Haut-Relief.

Nationeller Wiesenbau nach Vincent.

Ausgestellt hiezu Photographien und ein Plan dieses Reliefs, welch' Letzterer zu nachstehender Erläuterung gehört.

Die im Großherzogthum Baden von Jahr zu Jahr sich mehrenden Kulturen sind vorzugsweise der kräftigen Unterstützung von Seiten Großh. Regierung zu verdanken.

Das Großh. Handels-Ministerium übernimmt sämtliche Kosten für Vorarbeiten und nebenbei einen nicht unbedeutenden Theil der durch die Aufsicht während der Ausführung entstehenden Kosten.

Das bei Großh. Handels-Ministerium für diese Landesmeliorationen angestellte Personal besteht jetzt aus:

- 1 Wiesenbaumeister,
- 2 Wiesenbau-Assistenten,
- 28 Aufsehern und
- 14 Schülern.

Es werden seit längerer Zeit junge Leute aus verschiedenen Landestheilen zu Wiesenbau-Aufsehern herangebildet, jedoch besteht erst seit 1860 eine eigentliche Wiesenbauschule.

Die Einrichtung der Letzteren hat sich als dringendes Bedürfniß herausgestellt, indem bei dem so sehr zerstückelten Grundbesitz, bei dem häufig nur geringen Umfang der Kulturen, den Aufsehern neben der Aufsicht bei der Ausführung auch die Anfertigung von Projecten über kleinere Flächen übertragen, und daher denselben ein ihrer Bildungsstufe angemessener Unterricht ertheilt werden muß.

Der Unterricht ist zweijährig und erstreckt sich auf die Wintermonate.

Der Unterzeichnete verkennt nicht, wie schwierig es bei derartigem Unterricht ist, die richtige Mitte zu halten, um nicht den Schülern Gegenstände vorzutragen, welche sie nicht verstehen können, welche sie schließlich verwirrt machen, und sie bei praktischen Ausführungen zu großen Fehlern verleiten.

Immerhin aber sollen dieselben soweit herangebildet sein, daß ihnen die von dem leitenden Techniker angefertigten Projecte größerer Meliorationen möglichst klar sind, und, daß sie die Zwecke, welche erreicht werden sollen, kennen, indem sie andernfalls nur mechanisch arbeiten, nicht über ihre Arbeit nachdenken, und daher Fehler aller Art begehen, und in unvorhergesehenen Fällen sich gar nicht zu helfen wissen, wenn der vorgesetzte Techniker nicht gleich bei der Hand ist.

Nach meinen während fünf Jahren in hiesiger Wiesenbauschule gemachten Erfahrungen bieten gut gearbeitete Modelle ganz vortreffliche Lehrmittel.

Selbstverständlich müssen dieselben genau und nach bestimmten Höhen- und Längenmaßen gefertigt sein, ansonst sie zur Spielerei herunter sinken. Das ausgestellte Haut-Relief ist zum Unterricht bestimmt und nach einem auf Tab. VII. gezeichneten und auf Seite 170—172 des Vincent'schen Wiesenbau's*) erläuterten Plan gearbeitet.

Ich glaubte diesem ersten Modelle keinen geeigneteren Plan zu Grunde legen zu können, weil aus demselben nicht nur die Wiederbenützung des Wassers, welche die Hauptgrundlage eines rationellen Wiesenbaues bildet, in verschiedener Weise, sondern auch die Benützung der gegebenen Terrain-Verhältnisse genau ersichtlich ist.

Um eine bessere Uebersicht über die Höhenverhältnisse und insbesondere über die terrassenförmig, mit einem Höhenabstand von nur 5 bis 8 Zoll unter einander liegenden Rückenschichten zu bekommen, mußte ein großer Höhenmaßstab — $\frac{1}{30}$ — gewählt werden, während der Maßstab für die horizontalen Längen = $\frac{1}{500}$ ist.

Die einzelnen Rücken erscheinen daher auch sehr steil, während sie in Wirklichkeit nur durchschnittlich $5\frac{1}{2}$ Zoll Seitengefälle auf 15 Fuß Breite haben, also etwa 3,6 %.

*) Der Wiesenbau, dessen Theorie und Praxis von L. Vincent; zweite Auflage. Berlin. Weit und Comp. 1858.

Im Allgemeinen ist die Einrichtung folgende:

Auf dem Haut-Relief ist eine zusammenhängende Einrichtung einer etwas größeren Fläche dargestellt. Das Wasser ist weiter oberhalb aus dem Flusse abgeleitet, und wird durch den Hauptzuleitungsgraben A B den Wiesen zugeführt. Bei A liegt derselbe schon 3 Fuß 8 Zoll höher als der Wasserspiegel des Flusses, welcher auf der gezeichneten Strecke noch 3 Fuß 2 Zoll Gefäll hat. Das Total-Gefäll von oben herunter beträgt somit 7 Fuß. Dasselbe ist indeß hier sehr verschieden vertheilt. Das stärkste liegt zunächst des Hauptzuleitungsgrabens. Bei C ist eine kleine Höhe, welche aber vom Hauptzuleitungsgraben aus zu erreichen ist. Weiter unterhalb wird das Gefäll allmählig schwächer, bis es ganz unten, in der Nähe des Flusses auf $3\frac{1}{2}$ Ruthen etwa noch 1 Zoll beträgt.

Es ist daraus ersichtlich, daß das Terrain größtentheils sehr wenig Gefäll hat, und daß solches durch Anlage flacher Rücken künstlich geschaffen werden muß.

Es sind zunächst die horizontalen Wässerungsgraben abgesteckt und erstellt, und zwar zuerst c. d. hineinpassend in eine scharfe Biegung des Terrains, so, daß oberhalb zwei Hänge, unterhalb noch eine Schichte Rücken angeordnet werden konnte. Demnächst o. f. den Berg C einfassend, welcher zu einer Rückenschichte eingerichtet ist.

Von f bis g fällt das Terrain sichtlich von dem Hauptzuleitungsgraben A. B. so sehr, daß mit der Meßlatte die Breite des Hanges überall gleich groß abgeseht, und dadurch die Lage von f g bestimmt ist.

Die zweite Horizontale h. n. i. liegt 0,78 Fuß niedriger wie die vorige; die Entfernung von f. g. ist 10 Ruthen, die Schichte mußte also in der gezeichneten Weise zu Rücken eingerichtet werden. Von n bis i geht sie mit dem Hauptzuleitungsgraben parallel, und soweit davon entfernt, daß zwei Hänge angelegt sind. Die Verlängerung über h war, da sie e. f. zu nahe kam, zu kassiren.

Die dritte Horizontale k. l. m. o. wieder 0,78 Fuß niedriger als h. n. i. und c. d. ist von h. i. nur 5 bis $7\frac{1}{2}$ Ruthen entfernt. Dieser Wässergraben konnte also die Rücken direct speisen, sowie er auch das von den Rücken unterhalb c. d. abgerieselte Wasser wieder aufnehmen kann. Der Graben, welcher dies auffängt, führt dasselbe nach k. und gibt selbst nur so viel ab, als zur Bewässerung des Hanges am Flußufer nöthig. Die letzte Strecke m. o. ist vom

Hauptzuleitungsgraben so weit entfernt, daß drei Hänge eingerichtet werden konnten.

Die vierte Horizontale p. q. r. s. liegt ebenfalls 0,78 Fu unter der vorigen, und vorn an 22 Ruthen von k. i. entfernt. Es mußten also in der gezeichneten Weise noch Wässer- und Entwässerungsgräben zwischen gelegt werden; die Strecke q. r. ist aber l. m. so nahe, daß die Rücken unmittelbar daraus mit Wasser versehen werden können.

Die letzte Strecke r. s. geht parallel dem Hauptzuleitungs Kanale und bleibt so weit davon entfernt, daß 4 Hänge eingerichtet werden konnten. Von p. q. wird das Gefäll noch geringer, so, daß die Schichten der Art gelegt werden müssen, daß jede derselben ihren eigenen Be- und Entwässerungs-Graben erhält, und das abgewässerte Wasser der einen Schichte um die zweite herumgeführt und auf der dritten wieder zur Bewässerung benützt wird.

Um den Uebergang aus dem vorigen in diesen Bau zu vermitteln, mußte t. u. 0,57 Fuß niedriger gelegt werden, als p. q. denn es wurde bei diesem Gefäll schon etwas Auftrag am Wässergraben t. u. nöthig. Von hier ab wurden aber die Horizontalen nur 0,44 Fuß unter einander gelegt. Der Wässergraben v. w. ist also um 1,45 Fuß niedriger als p. q. und dessen Fortsetzung r. s. Es konnte also zwischen r. s. und dem Entwässerungsgraben v. x. noch eine Schichte Rücken (VII.) eingeschoben werden.

Zur Abfuhr des Heues sind bei ln. mi. und or. Heuwege angelegt; die 4 wässerbaren Hänge zwischen Schichte V. bis IX., sowie sämtliche Hänge am Hauptzuleitungskanal und längs des Flusses dienen ebenfalls als Heuwege.

Uebrigens können im Allgemeinen auch die Rücken, welche alle sehr flach sind, befahren werden, nur muß darauf gesehen werden, daß, nachdem die Bewässerung aufgehört hat, recht trocken gelegt wird.

Kein Rücken ist länger als 8 Ruthen, da bei größerer Länge eine gleichmäßige Bewässerung nicht mehr stattfinden kann.

Die Breite der Rücken beträgt durchschnittlich 30 Fuß (15 Fuß nach jeder Seite).

Das Seitengefäll derselben beträgt in

Abtheilung	I. — 5 Zoll,
"	II. — 5 "
"	III. — 5 "

Abtheilung	IV.	— 5,5 Zoll,
"	V.	— durchschnittlich 6,5 Zoll.
"	VI.	— 5 Zoll,
"	VII.	— 7 "
"	VIII.	— 5,7 "
"	IX.	— durchschnittlich 4,7 Zoll.

Die Schleusen sind Kastenschleusen, 12 Fuß lang; sie dienen zugleich als Brücken.

Sämmtliche Wässer- und Vertheilgraben, sowie Wässerrinnen einer Schichte sind horizontal, und alle in gleichem Niveau, in der Sohle haben sie jedoch Gefäll rückwärts, damit, wenn die Wässerung eingestellt wird, die Fläche mit einem Schläge trocken gelegt werden kann.

Betreffs der Wiederbenützung des Wassers ist zu erwähnen, daß in den fünf höchst gelegenen Schichten das Wasser sofort wieder benützt werden kann, so daß der Abzugsgraben der oberen Schichte zugleich den Wässergraben der zunächst unterhalb liegenden Schichte bildet. Auf den untersten Schichten V., VI., VIII. und IX. ist, wie schon oben erwähnt, des schwachen Gefälles wegen eine andere Einrichtung nöthig geworden, und zwar der Art, daß Schichte V., VIII. und X. mit demselben Wasser gewässert werden können, ebenso VI. und IX.

Uebrigens ist, wie leicht zu sehen, eine solche Benützung des Wassers auch auf den fünf oberen Schichten ermöglicht. Keine einzige der Flächen ist nur auf Abwasser angewiesen, jeder derselben kann nach Bedarf frisches Wasser aus dem Hauptzuleitungskanal, mit welchem alle in directer Verbindung stehen, zugeführt werden.

Nachtheiliger Rückstau kann bei derartiger Wiederbenützung nicht bewirkt werden, indem, wie aus den Höhenzahlen ersichtlich, die Entwässerungsrippen einer Schichte Rücken 2 bis 3 Zoll höher liegen, als die Wässerungsrinnen der zunächst darunter liegenden Schichte.

So liegt z. B. Horizontale k. l. m. o. 0,78 Fuß höher als Horizontale p. q. r. s. die Rücken zwischen diesen beiden Horizontalen (Schichte IV.) haben aber nur 5,5 Zoll Seiten Gefäll; es behält also der Graben p. q. r. s. wenn gewässert wird, an seiner Oberkante noch 2,3 Zoll freie Vort.

Aufdammungen an Graben finden nicht statt. Die Hänge sind mit Wiederbenützung des Wassers eingerichtet, in der Weise, daß

das Abwasser des ersten Hanges den dritten, das des dritten den fünften u. s. f. bewässert.

Die blau angelegten Graben bedeuten Bewässerung, die braun angelegten — Entwässerung.

Sowohl für die Höhen als die Längen wurde das badische Maß zu Grunde gelegt.

Abbrücke dieses Haut-Reliefs werden in Karlsruhe pro Stück incl. Verpackung für 21 fl. = 12 Thlr. gefertigt.

Photographien dieses Reliefs sind ebenfalls in Karlsruhe pro Stück für 17 Sgr. zu haben.

2. Wässerungs-Einrichtung

mit Rücken- und verschiedenem Hangbau

ausgeführt auf der Großh. Badischen Domaine Hochburg.

Ausgestellt hiezu der Plan in zwei Blättern.

Die Domaine Hochburg bei Freiburg i. B., auf welcher eine landwirthschaftliche Lehranstalt unter der Direction des Herrn Th. Jaeger sich befindet, hatte von jeher mit Futtermangel zu kämpfen, wozu noch der leidige Umstand sich gesellte, daß das gewonnene wenige Futter schlecht war und vorzugswelse aus verschiedenen Juncus- und Carex-Arten bestand.

Der durchschnittliche Futterertrag konnte früher pro badischen Morgen und Jahr zu 17 Centnern angenommen werden.

Um diesen Uebelständen abzuhelpfen, ließ die frühere Großh. Centralstelle für die Landwirthschaft und später Großh. Handelsministerium sämtliche Wiesen der Domaine Hochburg mit den nöthigen Entwässerungs- und, soweit die Wasserverhältnisse es gestatteten, auch mit Bewässerungs-Einrichtungen versehen.

Die in Frage stehende Fläche umfaßt 24 badische Morgen und zerfällt in 2 Anlagen.

Anlage I. auf Blatt I. bezieht das Wasser weiter oberhalb aus dem vorüberfließenden Flüsschen — der Brette;

Anlage II. auf Blatt I. und II. hat eine besondere, aus Blatt I. ersichtliche Wasserzuleitung aus dem genannten Flüsschen, und erhält nebenbei sämtliches abgerieselte Wasser von Anlage I. Anlage I. hat in den oberen Schichten einen lehmigen Sandboden und auf 3 Fuß Tiefe einen ziemlich undurchlassenden, sehr eisenhaltigen Lehm.

Das Wasser der Brette entspringt größtentheils im bunten Sandstein, wie auch die Hochburger Wiesen zum Theil in dieser Formation liegen.

Die größeren Vertheilgraben, und somit auch sämtliche Wässerungsabtheilungen sind, um größere Erdarbeiten zu ersparen und nebenbei die größtmögliche Wiederbenützung des Wassers zu erzielen, thunlichst dem gegebenen Terrain angepaßt. Wo das Gefäll schwächer als 3 Zoll auf 10 Fuß Länge war, wurde dasselbe künstlich durch Erstellung von 30 Fuß breiten Rücken (15 Fuß nach jeder Seite) erstellt.

Bei stärkerem Gefäll wurden Hänge angelegt und zwar:

- 1) Hänge mit sofortiger Wiederbenützung des Wassers ohne besondere Entwässerungsrinnen.
- 2) Hänge mit besonderen Entwässerungsrinnen und einer Einrichtung, durch welche das Abwasser des ersten Hanges den dritten Hang wieder bewässert, das Abwasser von Hang 2, Hang 4 speist u. s. f.
- 3) Hänge mit besonderen Entwässerungsrinnen ohne Wiederbenützung des Wassers.

Im großen Ganzen findet auf Anlage I. eine fünfmalige Wiederbenützung des Wassers, je nach den gegebenen Gefällsverhältnissen in verschiedener Weise statt, es ist dieselbe theils eine sofortige, d. h. in der Art, daß der Bewässerungsgraben einer Abtheilung zugleich den Entwässerungsgraben der unmittelbar oberhalb gelegenen Abtheilung bildet, theils daß das Abwasser einer Abtheilung um die nächstfolgende herum und auf die dritte Abtheilung geführt wird.

könnte, unterliegt wohl kaum großen Zweifeln mehr; die Gründe hiefür sind zum Oesteren schon in landwirthschaftlichen Journalen in einleuchtendster Weise aufgeführt, und kann hier nicht der Ort sein, weiter auf die Sache einzugehen.

Von Vincent angeregt habe ich, nachdem ich von demselben verschiedene Andeutungen über derartige Einrichtungen erhalten hatte, in den Jahren 1863 und 1864 zwei Anlagen, Stauwässerung mit Abfluß des Wassers durch Drainsröhren ausgeführt, und zwar in Adelsheim und auf der Großh. Domaine Hochburg.

Nach beiliegendem Planchen (Taf. 2) ist die Hochburger Anlage in folgender Weise eingerichtet:

Die ganze Fläche ist von zwei Hauptzuleitungsgraben, in welche die Kastenschleußen b, b, b eingelegt sind, begrenzt.

Das Wasser für diese beiden Graben wird der Brette, in welche ein Wehr bei A eingesetzt ist, entnommen.

Die ganze Fläche, welche ein Längengefälle von circa 6 Fuß hat wurde in 22 Stau-Abtheilungen, welche terrassenförmig unter einander liegen, gebracht.

Jede Abtheilung ist horizontal planirt und mit kleinen, 3—5 Zoll hohen Dämmchen umgeben. Um möglichst wenig Erdtransport zu bekommen, und um jede unnütze Erdbarbeit zu ersparen wurden solch kleine Stau-Abtheilungen, welche unter sich einen Höhenunterschied von oft nur 2—3 Zoll haben, eingerichtet.

Das Wasser wird aus den Hauptzuleitungsgraben durch kleine Seitengraben c, c, c den einzelnen Stauabtheilungen zugeführt.

Das ganze Areal ist durchschnittlich 4 Fuß tief in der Richtung der stark punktirten Linien drainirt. — Wie aus dem Plan ersichtlich, bestehen zwei Hauptausflußöffnungen.

Die Drains stehen mit den Wässergraben in keiner Verbindung. Die Entfernung der Drains von einander beträgt durchschnittlich 45 Fuß. In den Nebendrains liegen 1½ zöllige, in den Hauptdrains 2 und 3 zöllige Röhren.

Werden die Stauabtheilungen mit Wasser angefüllt, so bringt der größte Theil desselben in den Boden bis zu den Röhren ein, durch welche es sodann ab- und dem Flüßchen zufließt.

Um dem allzurachen Abfluß, und damit der Abführung leicht löslicher Stoffe aus dem Boden vorzubeugen, sind die Stauvor-

richtungen a. a. a. welche aus dem Modell und aus Taf. 3 ersichtlich sind, im Boden angebracht. Die Anzahl und die Platzirung der einzelnen Stauschachte mußte sich nach der Höhenlage der verschiedenen Stauabtheilungen richten. In diese Stauschachte tritt das Wasser aus den Hauptdrains ein und fließt, wenn die Schützen derselben geöffnet sind, ungehindert ab. Sind dagegen die Schützen geschlossen, so staut sich das Wasser im Schachte und im Boden über den Röhren bis zur Höhe der geschlossenen Schützen an; hat das Wasser diese Höhe erreicht, so stürzt es über das Schützblett in die durch dieses gebildete zweite Abtheilung des Schachtes und fließt durch die Röhren ab.

Da die Höhe des Wasserstandes im Boden während und nach der Wässerung, je nach der Zeit, der Witterung und den Bodenverhältnissen, ein verschiedener sein muß, so sind zwei Schützbletter hinter einander im Schachte angebracht, vermittelst welcher eine Stauung des Wassers von 1 — 4 Fuß unter der Oberfläche bewirkt werden kann. Die Handhabung dieser Stauvorrichtungen, welche z. B. in Adelsheim nun ein Jahr im Gange sind, ist eine ungemein einfache und leichte; zu besserer Befestigung im Boden ist jeder der Schachte auf 4 fest eingerammten Pfählen aufgeschraubt.

Der oben, kurz aufgeführte Vorgang bei geschlossenen Schützen hat sich bestens bewährt. Wird das Wasser auf die Stauabtheilungen gelassen, so müssen die Schützen geschlossen sein, so wie dieselben auch nach Einstellung der Wässerung erst später und allmählig geöffnet werden dürfen. Witterungs- und Bodenverhältnisse müssen in dieser Beziehung das richtige Maß angeben. Das in den einzelnen Stauabtheilungen stehende Wasser kann durch kleine Abflüsse in die nächsten tiefer gelegenen Abtheilungen abgelassen werden. Beim Einstellen der Wässerung werden diese Abflüsse geöffnet, damit die Flächen schneller trocken gelegt werden können. Auch während der Wässerung werden die Abflüsse nach Bedürfnis geöffnet, so, daß nicht nur ein Versinken des Wassers in den Boden stattfindet, sondern dasselbe auch an der Oberfläche in beständiger Bewegung ist, also ein Ueberrieseln, auf welches ich besonderen Werth lege, nicht ausgeschlossen ist.

Bei Handhabung dieser Wässerungseinrichtung hat es sich gezeigt, daß die einzelnen Abtheilungen ungemein schnell unter Wasser



1. Haut-Relief.

Nationeller Wiesenbau nach Vincent.

Ausgestellt hiezu Photographien und ein Plan dieses Reliefs, welches letzterer zu nachstehender Erläuterung gehört.

Die im Großherzogthum Baden von Jahr zu Jahr sich mehrenden Kulturen sind vorzugsweise der kräftigen Unterstützung von Seiten Großh. Regierung zu verdanken.

Das Großh. Handels-Ministerium übernimmt sämtliche Kosten für Vorarbeiten und nebenbei einen nicht unbedeutenden Theil der durch die Aufsicht während der Ausführung entstehenden Kosten.

Das bei Großh. Handels-Ministerium für diese Landesmeliorationen angestellte Personal besteht jetzt aus:

- 1 Wiesenbaumeister,
- 2 Wiesenbau-Assistenten,
- 28 Aufsehern und
- 14 Schülern.

Es werden seit längerer Zeit junge Leute aus verschiedenen Landestheilen zu Wiesenbau-Aufsehern herangebildet, jedoch besteht erst seit 1860 eine eigentliche Wiesenbauschule.

Die Einrichtung der letzteren hat sich als dringendes Bedürfnis herausgestellt, indem bei dem so sehr zerstückelten Grundbesitz, bei dem häufig nur geringen Umfang der Kulturen, den Aufsehern neben der Aufsicht bei der Ausführung auch die Anfertigung von Projecten über kleinere Flächen übertragen, und daher denselben ein ihrer Bildungsstufe angemessener Unterricht erteilt werden muß.

Der Unterricht ist zweijährig und erstreckt sich auf die Wintermonate.

Der Unterzeichnete verkennet nicht, wie schwierig es bei derartigem Unterricht ist, die richtige Mitte zu halten, um nicht den Schülern Gegenstände vorzutragen, welche sie nicht verstehen können, welche sie schließlich verwirrt machen, und sie bei praktischen Ausführungen zu großen Fehlern verleiten.

Immerhin aber sollen dieselben soweit herangebildet sein, daß ihnen die von dem leitenden Techniker angefertigten Projecte größerer Meliorationen möglichst klar sind, und, daß sie die Zwecke, welche erreicht werden sollen, kennen, indem sie andernfalls nur mechanisch arbeiten, nicht über ihre Arbeit nachdenken, und daher Fehler aller Art begehen, und in unvorhergesehenen Fällen sich gar nicht zu helfen wissen, wenn der vorgelegte Techniker nicht gleich bei der Hand ist.

Nach meinen während fünf Jahren in hiesiger Wiesenbauschule gemachten Erfahrungen bieten gut gearbeitete Modelle ganz vortreffliche Lehrmittel.

Selbstverständlich müssen dieselben genau und nach bestimmten Höhen- und Längenmaßen gefertigt sein, ansonst sie zur Spielerei heruntersinken. Das ausgestellte Haut-Relief ist zum Unterricht bestimmt und nach einem auf Tab. VII. gezeichneten und auf Seite 170—172 des Vincent'schen Wiesenbau's*) erläuterten Plan gearbeitet.

Ich glaubte diesem ersten Modelle keinen geeigneteren Plan zu Grunde legen zu können, weil aus demselben nicht nur die Wiederverbenützung des Wassers, welche die Hauptgrundlage eines rationellen Wiesenbaues bildet, in verschiedener Weise, sondern auch die Benützung der gegebenen Terrain-Verhältnisse genau ersichtlich ist.

Um eine bessere Uebersicht über die Höhenverhältnisse und insbesondere über die terrassenförmig, mit einem Höhenabstand von nur 5 bis 8 Zoll unter einander liegenden Rückenschichten zu bekommen, mußte ein großer Höhenmaßstab — $\frac{1}{30}$ — gewählt werden, während der Maßstab für die horizontalen Längen = $\frac{1}{500}$ ist.

Die einzelnen Rücken erscheinen daher auch sehr steil, während sie in Wirklichkeit nur durchschnittlich $5\frac{1}{2}$ Zoll Seitengefäll auf 15 Fuß Breite haben, also etwa 3,6 ‰.

*) Der Wiesenbau, dessen Theorie und Praxis von L. Vincent; zweite Auflage. Berlin. Weit und Comp. 1858.

Im Allgemeinen ist die Einrichtung folgende:

Auf dem Haut-Relief ist eine zusammenhängende Einrichtung einer etwas größeren Fläche dargestellt. Das Wasser ist weiter oberhalb aus dem Flusse abgeleitet, und wird durch den Hauptzuleitungs-Graben A B den Wiesen zugeführt. Bei A liegt derselbe schon 3 Fuß 8 Zoll höher als der Wasserspiegel des Flusses, welcher auf der gezeichneten Strecke noch 3 Fuß 2 Zoll Gefäll hat. Das Total-Gefäll von oben herunter beträgt somit 7 Fuß. Dasselbe ist indes hier sehr verschieden vertheilt. Das stärkste liegt zunächst des Hauptzuleitungsgrabens. Bei C ist eine kleine Höhe, welche aber vom Hauptzuleitungsgraben aus zu erreichen ist. Weiter unterhalb wird das Gefäll allmählig schwächer, bis es ganz unten, in der Nähe des Flusses auf 3½ Ruthen etwa noch 1 Zoll beträgt.

Es ist daraus ersichtlich, daß das Terrain größtentheils sehr wenig Gefäll hat, und daß solches durch Anlage flacher Rücken künstlich geschaffen werden muß.

Es sind zunächst die horizontalen Wässerungsgräben abgesteckt und erstellt, und zwar zuerst c. d. hineinpassend in eine scharfe Biegung des Terrains, so, daß oberhalb zwei Hänge, unterhalb noch eine Schichte Rücken angeordnet werden konnte. Demnächst o. f. den Berg C einfassend, welcher zu einer Rückenschichte eingerichtet ist.

Von f bis g fällt das Terrain sichtlich von dem Hauptzuleitungs-Graben A. B. so sehr, daß mit der Meßlatte die Breite des Hanges überall gleich groß abgesetzt, und dadurch die Lage von f g bestimmt ist.

Die zweite Horizontale h. n. i. liegt 0,78 Fuß niedriger wie die vorige; die Entfernung von f. g. ist 10 Ruthen, die Schichte mußte also in der gezeichneten Weise zu Rücken eingerichtet werden. Von n bis i geht sie mit dem Hauptzuleitungsgraben parallel, und soweit davon entfernt, daß zwei Hänge angelegt sind. Die Verlängerung über h war, da sie e. f. zu nahe kam, zu kassiren.

Die dritte Horizontale k. l. m. o. wieder 0,78 Fuß niedriger als h. n. i. und c. d. ist von h. i. nur 5 bis 7½ Ruthen entfernt. Dieser Wässergraben konnte also die Rücken direct speisen, sowie er auch das von den Rücken unterhalb c. d. abgerieselte Wasser wieder aufnehmen kann. Der Graben, welcher dies auffängt, führt dasselbe nach k. und gibt selbst nur so viel ab, als zur Bewässerung des Hanges am Flußufer nöthig. Die letzte Strecke m. o. ist vom

Nach dem jetzigen Stand läßt sich die Anlage bezüglich ihres Alters und ihres Ertrags in drei Abtheilungen bringen und zwar:

Abtheilung I. . . . 55—60 Centner.

" II. . . . 40—50 "

" III. . . . 25—35 "

Da Boden- und Wasserverhältnisse so sehr günstig sind, so können hier bei geordnetem Betrieb der Bewässerung die überhaupt höchst möglichen Erträge erzielt werden.

5. Die Bewässerungsanlagen

zu Breitenau unweit Wertheim a. M.

Eigenthum Sr. Durchlaucht des Fürsten von Löwenstein-
Wertheim-Rosenberg.

Ausgestellt ein Plan.

Die Fürstlich Löwensteinische Besitzung Breitenau liegt im sogenannten Erstgrund in einem engen, von steilen Höhen eingeschlossenen Thale, 3 Stunden von Miltenberg a. M. entfernt. Die zusammenhängenden Wiesenflächen, von der Erst durchflossen, bilden einen 12,000 Fuß langen und durchschnittlich 500 Fuß breiten Streifen, welcher an der badisch-bairischen Grenze endigt.

Der Boden ist mager und gehört dem bunten Sandstein an. Das zur Bewässerung benützte Wasser der Erst kommt aus dem Muschelkalk und wirkt, wie die unten angeführten Zahlen nachweisen, hier vorzüglich.

Die Erst hat auf die Länge von 12,000 Fuß ein Gefäll von etwa 110 Fuß, also ein Gefäll von nahezu 1% und ist deßhalb bei Eintritt der nicht unbedeutenden Hochwasser große Vorsicht nöthig.

Das ganze Areal umfaßt 120 badische Morgen, wovon etwa 50 Morgen in früheren Zeiten bewässert wurden.

Seit ungefähr 10 Jahren, nachdem die Hochwasser das leicht gebaute Erstwehr zerstört hatten, war die alte Wässerungseinrichtung, welche beiläufig gesagt, der Hauptsache nach nur aus den

Hauptzuleitungsgraben bestand, ganz eingestellt und total verfallen.

Die Erträge gingen von Jahr zu Jahr zurück, so daß schließlich der badische Morgen kaum noch 20 Centner dörres Futter pro Jahr (pro preuß. Morgen 14 Etr.) ertrag.

Es wurde deshalb im Jahr 1862 mit der neuen Einrichtung begonnen und dieselbe im Herbst 1863 der Hauptsache nach vollendet.

Die durchweg steilen, mit Gestrüpp bewachsenen Abhänge, an deren Fuß das reißende Flüsschen in vielen kurzen Krümmungen sich schlängelt, die steilen, im Abbruch begriffenen Ufer der Erst, das an den Anhöhen in geringer Tiefe sich vorfindende zerklüftete Gestein, das klein coupirte Terrain auf dem mehr eben gelegenen Theil der Flächen, die vielen unumgänglich nöthigen Kunstbauten (Aquaducte, Durchlässe, Wehre u. dgl.) und manches Andere machten die Arbeiten äußerst schwierig und theuer, dagegen aber auch höchst interessant.

An der oberen Grenze des fürstlichen Besitzthums wurde ein neues, massives Wehr in Verbindung mit einer Einlassschleufe in den Fluß gebaut. Die in der Nähe sich in Masse vorfindenden großen Sandsteinsfindlinge lieferten für die Bauten ein treffliches Material.

Um die Einlassschleufe vor dem Hochwasser zu schützen wurde letztere mit einem 40 Fuß langen Gewölbe im Zuleitungskanal verbunden. Letzterer hat auf dem rechten Ufer auf 2000 Fuß Länge bis zu seiner Theilung ein Quersprofil von 40 Quadratfuß.

Von da ab sind die Wiesen zu beiden Seiten der Erst fürstlich Löwenstein'sches Eigenthum, weshalb hier ein Zuleitungskanal auf das linke Ufer mittelst eines 22 Fuß über der Erst liegenden Aquaductes geführt ist.

Die beiden Zuleitungskanäle sind bis zum Hof Breitenau an den hohen steilen Abhängen geführt, so daß sie schließlich, trotzdem sie entsprechendes Gefäll haben, 35 bis 40 Fuß über der Erst liegen.

Unmittelbar oberhalb des Hofes Breitenau ist ein zweites Erstwehr gebaut, von welchem ab wieder Hauptzuleitungskanäle nach beiden Seiten gehen.

Der linksseitige Kanal ist mit durchweg gleichen Dimensionen bis zur Landesgrenze geführt, um denselben vielleicht später als Gewerbskanal benützen zu können; an seinem Ende liegt er etwa 60 Fuß über der Erft.

Der rechtsseitige Kanal ist kürzer, zieht sich längs der Straße und mußte wegen Lektierer auf eine Länge von 300 Fuß überwölbt werden. Das letztgenannte Erftwehr ist mit den beiderseitigen Einlaßschleußen eng verbunden und sind diese Bauten ebenfalls massiv erstellt.

Am Ende des rechtsseitigen Kanals steht ein altes Wehr in der Erft, an welchem Privaten von dem bairischen Orte Niedern noch theilhaftig sind; es wurde dies belassen und wird nun von hier aus der Rest der rechtsseitigen Wiesen bis zur Landesgrenze bewässert.

Die Abhänge bis zur Thalsohle (in dem Plan ohne Gräben) erhielten selbstverständlich einfache Hangwässerung, während die ebenen Flächen zu Rücken umgebaut wurden.

Die größte Schwierigkeit bot die Zuführung des Wassers aus den hochgelegenen Zuleitungskanälen in die tiefgelegenen Gräben der verschiedenen Rückenschichten; es geschieht dieselbe mittelst zweier übereinandergelegten Sandsteinrinnen, welche eine Röhre mit einem Querschnitt von 0,6 bis 1 Quadratfuß bilden.

Die Wiederbenutzung des Wassers findet hier in ausgedehntestem Maße statt.

Die Erft wurde auf die ganze Länge regulirt, d. h. es wurden flache Böschungen angelegt, die Ufer mit Steinen und Faschinen befestigt, die Krümmungen abgerundet und einige unumgänglich nöthige Erftdurchstiche (dabei ein Durchstich von 950' Länge) erstellt.

Die Gesamtkosten belaufen sich auf rund 33,000 fl., welche sich folgendermaßen vertheilen:

1) Regulirung der Erft	10,500 fl.
2) Teichanlage beim Hof	800 „
3) Wiesenkultur, und zwar:	
a. Kunstbauten, bestehend aus:	
2 Erftwehren mit 3 Einlaßschleußen,	
3 großen und 1 kleinen Durchlaß (Gesamtlänge 430') u. 1 Aquadukt	8,100 fl.
b. Innerer Bau incl. sammtl. kleinerer Schleußen	13,600 fl.
	21,700 fl.

Sämmtliche Schleußen sind Kasten-schleußen aus rothem Sandstein erstellt.

Die Erfolge anlangend, so mögen die folgenden Zahlen be-
weisen, wie rentabel die Anlage trotz des großen Aufwandes schon
ist, und namentlich noch werden wird.

Im Jahr 1864 wurde der Reinertrag der Anlage, soweit
sich die Berechnung feststellen ließ zu rund 5000 fl. = 2857 Thlr.
berechnet.

17 $\frac{1}{2}$ bad. Morgen = 24,6 preußische Morgen, welche voll-
ständige Herbst- und Frühjahrswässerung erhalten haben, ertrugen

I. Schnitt pro bad. Mrgn. 29 Etr. pro preuß. Mrgn. 20,5 Etr.

II. " " " " 14 " " " " 9,9 "

III. " " " " 11 " " " " 7,8 "

zusammen pro bad. Mrgn. 54 Etr. pro preuß. Mrgn. 38,2 Etr.

Der erste und zweite Schnitt von diesen 17 $\frac{1}{2}$ bad. Mor-
gen wurde eingescheuert und aus der Scheune verkauft

Erlös: 756 Etr. à 2 fl. 1512 fl.

also pro bad. Morgen 86 fl. und

" preuß. " 29 Thlr. 4 Sgr.

Der dritte Schnitt wurde auf dem Halm ver-
steigert. Erlös 199 fl.

also pro bad. Morgen 11 fl. 21 fr.

" preuß. " 4 Thlr. 18 Sgr.

Gesamterlös 1711 fl.

oder pro bad. Morgen 97 fl. 21 fr.

und " preuß. " 33 Thlr. 22 Sgr.

59 bad. Morgen = 83 preußische Morgen, welche im Früh-
jahr 1864 erstmals gewässert werden konnten, ertrugen:

I. Schnitt, welcher eingescheuert und aus der Scheune verkauft
wurde:

855 Etr. à 2 fl. 30 fr. 2137 fl. 30 fr.

oder pro bad. Mrgn. 14,4 Etr. à 2 fl. 30 fr. 36 fl.

und " preuß. " 10,2 " à 2 fl. 30 fr. 14 Thlr. 18 Sgr.

II. Schnitt wurde auf dem Halm verkauft.

Erlös 1370 fl. 50 fr.

oder pro bad. Morgen. . . . 23 fl. 15 fr. und

" preuß. " 9 Thlr. 13 Sgr.

Gesamterlös 3508 fl. 20 fr.

oder pro bad. Morgen . . . 59 fl. 15 kr.

„ preuß. „ . . . 24 Thlr. 1 Sgr.

Die übrigen 43 bad. Morgen = 60 preuß. Morgen waren theils im Bau begriffen, theils konnte das Umgebaute wegen unvollendeter Kunstbauten nicht, oder nur spärlich gewässert werden.

Der erste und zweite Grasschnitt wurde eingescheuert und die gewonnenen 262 Ctr. à 2 fl. verkauft, somit Erlös . 524 fl.

Rechnet man hinzu das Grün- und Dürrfutter, welches für die kleine Oekonomie verwendet wurde mit 38 Centner Dürrfutter à 2 fl. 76 fl.

so beträgt die Summe 600 fl.

oder pro bad. Morgen 14 fl. und

„ preuß. „ 5 Thlr. 21 Sgr.

Im Gesamtdurchschnitt warf sonach

1 badischer Morgen 56 fl. 52 kr. und

1 preußischer „ 21 Thlr. 5 Sgr.

ab.

Der höchste Erlös war bei der Versteigerung des zweiten Schnittes für

1 badischen Morgen 49 fl. 24 kr. somit für

1 preußischen „ 20 Thlr.

Der Unterschied zwischen gewässerten und unbewässerten Flächen zeigt sich an dem Futtererlös der Legteren, indem vom zweiten Schnitt für mehrere Morgen durchschnittlich

pro badischen Morgen nur 8 fl. also

„ preußischen „ „ 3 Thlr. 12 Sgr.

erlöst wurden.

Die Erndte des I. Schnittes begann am 23. Mai

„ „ „ II. „ „ „ 3. August,

„ „ „ III. „ „ „ 28. September.

Am 29. Mai 1865 wurde der erste Schnitt von 58 badischen = 81 preußischen Morgen auf dem Palm für die Summe von 1740 fl. versteigert; es kommt sonach durchschnittlich

1 badischer Morgen auf 30 fl. und

1 preußischer „ „ 12 Thlr. 8 Sgr.

Auf den üppigsten Flächen wurde bezahlt

pro bad. Morgen 40 fl., also

„ preuß. „ 16 Thl. 5 Sgr.

Zu den im Jahr 1864 abgehaltenen Grass versteigerungen ist noch besonders zu bemerken, daß, trotz der zum Theil hoch-bezahlten Preise die Käufer doch sehr zufrieden waren, indem der Centner Dürrfutter nur auf 1 fl. 12 kr. bis 1 fl. 24 kr. stand.

Die Erträge der verschiedenen Flächen werden sich binnen wenigen Jahren so ausgleichen, daß mindestens $\frac{2}{3}$ der Gesamtfläche drei Schnitte abwerfen und pro bad. Morgen und Jahr durchschnittlich 60 Centner Dürrfutter erzielt werden. Die Erträge des übrigen, mehr sterilen Theiles des Wiefengutes werden diese Höhe erst nach längeren Jahren erreichen; immerhin werden sie aber sehr bald 40 Centner pro bad. Morgen und Jahr abwerfen.

Das Wiefengut Breitenau steht unter der trefflichen Administration des Fürstl. Domainenrathes Fölisch zu Bronnbach, so, daß die hier schwierige Unterhaltung und richtige Handhabung der Anlage nichts zu wünschen übrig läßt.

Dadurch wird es möglich, eclatant nachzuweisen, welch' enorme Erträge auch bei ungünstigen Boden- und klimatischen Verhältnissen, den Wiesen bei rationeller Einrichtung und Behandlung abgewonnen werden können und abgewonnen werden müssen.

Für die specielle Pflege der Wiesen ist ein tüchtiger, aus der Wiesenbauschule Carlsruhe hervorgegangener Aufseher angestellt.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die überraschenden Erfolge in Breitenau, einer Gegend, in welcher der Wiesenbau noch sehr im Argen liegt, wesentlich dazu beigetragen haben, daß in Bischofsheim an der Tauber im Jahr 1864 etwa 350 Wiesenbesitzer zu einer Genossenschaft zusammentraten, um die Tauber auf eine Länge von circa 11,000 Fuß mit einem Querprofil von 870 Quadratfuß zu rectificiren, eine Bewässerung auf 490 badischen Morgen einzurichten und damit eine Güterzusammenlegung (es sind über 1000 Parzellen) und Verlegung der Grundstücke nach dem Wässerungsproject zu verbinden.

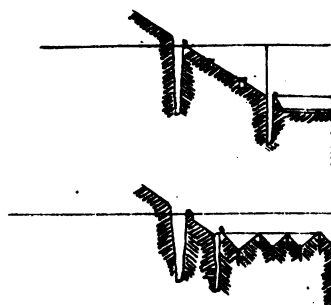
Die mit einem Kostenaufwand von circa 150,000 fl. (wobei der Ankauf einer Mühle für 26,000 fl.) verknüpften Arbeiten sind in vollem Gange und ist demnächst die Rektifikation der Taube auf 9000 Fuß Länge vollendet.

Die betreffenden Pläne konnten wegen Kürze der Zeit nicht mehr zur Ausstellung gebracht werden.

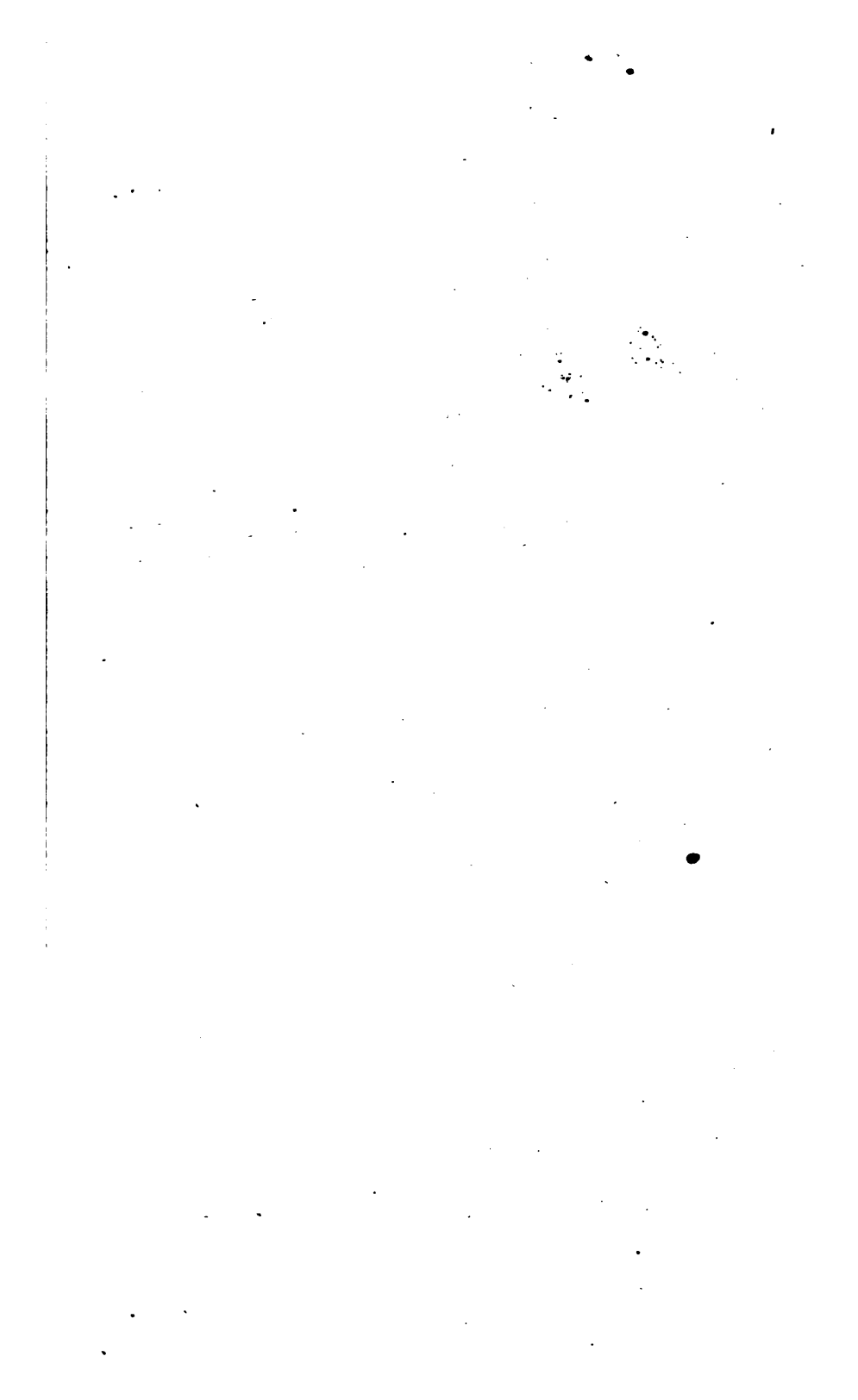
Carlsruhe, im Juni 1865.

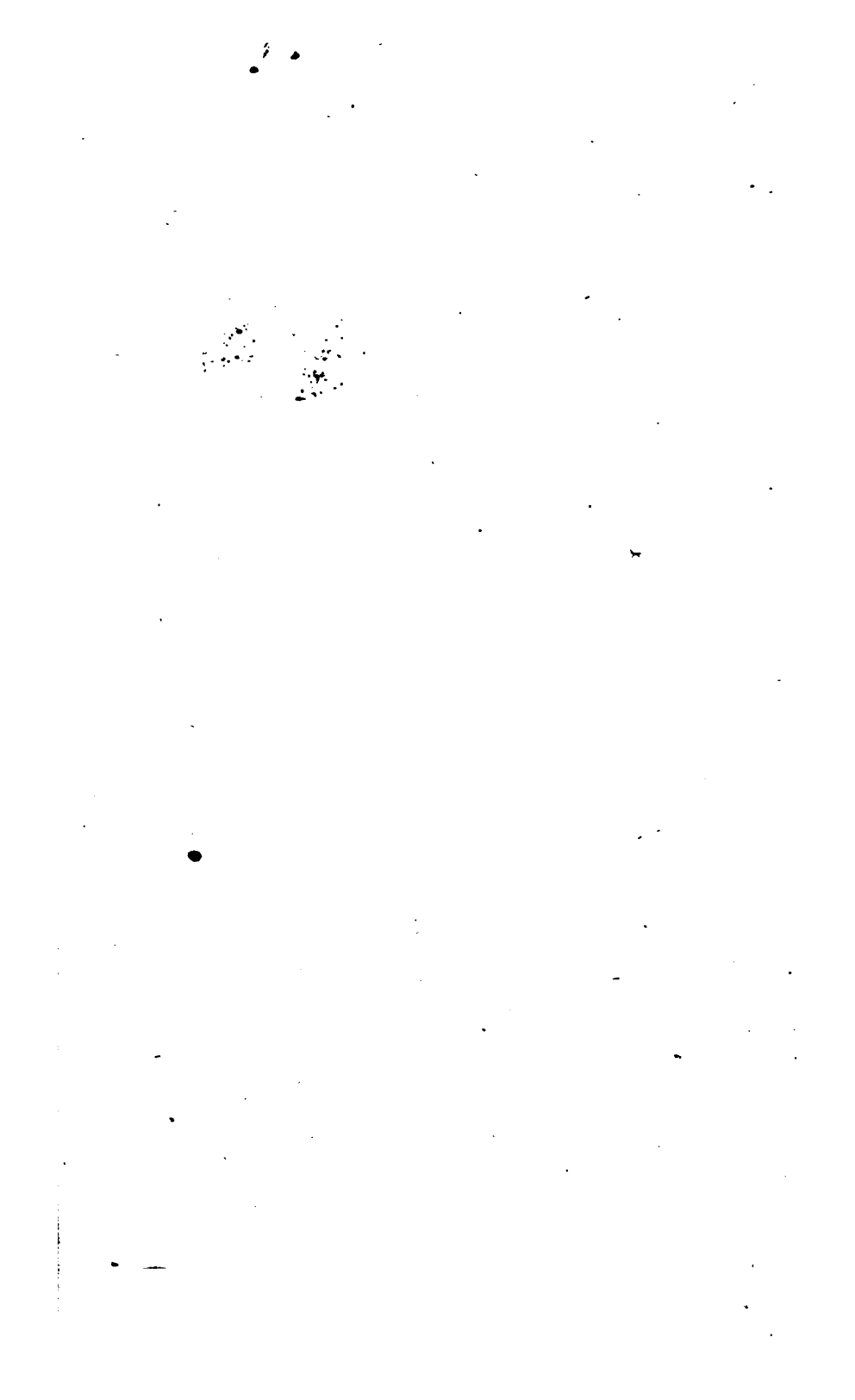
Abel.











6

Agriq. 11. 11.

2



A f t e n s t ü c k e

betreffend die

Güterzerstückelungs-Frage.

(Aus dem Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins,
1848, Bb. II. Heft 1. besonders abgedruckt.)



Altenstücke,

betreffend die Güterzerstückelungs-Frage.

I. Zur Geschichte der preussischen Gesetzgebung.

Dem vereinigten preussischen Landtag wurde von der königlichen Regierung im Mai 1847 der Entwurf einer Verordnung zur Berathung übergeben. Bei der hohen Wichtigkeit, welche die dortigen, auf vieljährige, reiche Erfahrungen gegründeten Maßnahmen für die übrigen Länder behaupten, wird es keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn jenen Altenstücken und dem Ergebnis der ständischen Debatten hiemit eine weitere Verbreitung zu geben gesucht wird.

Verordnung,

betreffend die Abschätzung bäuerlicher Grundstücke und die Beförderung gütlicher Auseinandersetzungen über den Nachlass eines bäuerlichen Grundbesitzes.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen u., verordnen in der landesväterlichen Absicht, auf die Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes, wie der Güter desselben, in den Familien ihrer Besitzer hinzuwirken, über die Abschätzung bäuerlicher Grundstücke und zur Beförderung gütlicher Auseinandersetzungen über den Nachlass eines bäuerlichen Grundbesitzers für alle die Landestheile, in welchen das allgemeine Landrecht und die allgemeine Gerichtsordnung Gesetzeskraft haben, was folgt:

§. 1. Die Abschätzung von solchen Besitzungen, deren Besitzer im Stande der Landgemeinen vertreten werden, erfolgt, mit Beseitigung jedes Unterschiedes zwischen sogenannten gemäßigten und Ertragstaren, jederzeit nach dem nachhaltigen Ertragswerthe, mithin mit Rücksicht darauf, daß der Gutsübernehmer im Stande ist, sich bei der Wirtschaft im leistungsfähigen Zustande zu erhalten.

Auf den im Artikel 72 der Deklaration vom 29. Mai 1816 (Gesetz. S. 171) hervorgehobenen Umstand: „ob eine bäuer-

liche Nahrung Eigenthum geworden, kommt es ferner nicht mehr an.

§. 2. Die Abschätzung geschieht, sofern die Interessenten sich nicht über andere Personen geeinigt haben, durch Taxatoren aus den Standesgenossen des Besitzers, d. h. durch solche Personen, welche dem Stande der Landgemeinen angehören. Hinsichtlich der Anzahl der zuzuziehenden Taxatoren und deren Auswahl behält es bei den Vorschriften des Theil II. Tit. 6 der allgemeinen Gerichtsordnung sein Bewenden.

§. 3. Den Taxatoren dienen die Vorschriften der allgemeinen Gerichtsordnung in Betreff der bäuerlichen Grundstücke von geringerem Werthe die Abschätzungs-Vorschriften des Gesetzes vom 15. Juni 1840 (Gesetzl. S. 131) zur Richtschnur; dieselben sind aber unter allen Umständen nicht bloß über die einzelnen, sachverständig zu ermittelnden Sätze, nach denen das Taxationsinstrument zusammengestellt wird, sondern auch über den Gesamtwertb der Beszung gutächlich zu hören.

§. 4. Die Vormundschafts-Behörden haben gütliche Auseinandersetzungen über den Nachlaß eines bäuerlichen Grundbesizers möglichst zu befördern, und es werden deshalb die ihnen in den §§. 483, 484, 577—579, Theil II. Tit. 18 des allgemeinen Landrechts beigelagten Befugnisse in folgender Weise erweitert.

- a) Dem Gutsannehmer dürfen zur Abtragung der dem Pflegbefohlenen ausgeworfenen Abfindungen billige Fristen gewährt werden.
- b) Wenn mehrere Miterben vorhanden sind, so bedarf es keiner Subhastation, im Fall einer das Grundstück für zwei Drittel der Taxe annehmen will und dabei dem Pflegbefohlenen Vortheile bietet, die derselbe von einem Dritten nicht zu erwarten hat.
- c) Auch ein Gebot unter zwei Drittel der Taxe kann in diesem Falle angenommen werden, wenn die dem Pflegbefohlenen angetragenen Vortheile den Unterschied zwischen Gebot und zwei Dritteln der Taxe an Erheblichkeit übersteigen.
- d) Wenn die mehreren majorennen Miterben sich dahin

einigen, daß das Grundstück einem unter ihnen aus freier Hand zugeschlagen werde, so kann und muß der Vormund auf Subhastation nur dringen, wenn das Gebot zwei Drittel der Taxe nicht erreicht, oder besondere Umstände die Besorgniß eines Nachtheils für den Pfliegbefohlenen rechtfertigen.

§. 5. In der Provinz Westphalen tritt die gegenwärtige Verordnung an die Stelle der Nr. 4 der von Uns mit Bezug auf die noch schwebenden Verhandlungen über das Gesetz vom 13. Juli 1836 unter dem 5. Januar 1844 für jene Provinz getroffenen, vorläufigen Bestimmungen (Justiz-Minist.-Bl. 1844, Seite 11).

D e n k s c h r i f t

zu der Verordnung, betreffend die Abschätzung bäuerlicher Grundstücke und die Beförderung gütlicher Auseinandersetzungen über den Nachlaß eines bäuerlichen Grundbesizers.

1) Veranlassung und Darlegung der Vorverhandlungen.

Nachdem die agrarische Gesetzgebung der Jahre 1807 und 1811 mit den daran sich anschließenden weiteren Verordnungen die Verhältnisse des Grundbesitzes im Allgemeinen wesentlich umgestaltet, insbesondere durch Auflösung des gutherrlichen Verbandes den bäuerlichen Grundbesitz von den früher auf ihm ruhenden Beschränkungen befreit und ihn in ein theilbares, der freien Verfügung der Besitzer unter Lebendigen und von Todes wegen und der gemeinrechtlichen Erbfolge unterliegendes Eigenthum verwandelt hatte, trat bald die Besorgniß hervor, daß durch die Folgen jener Gesetzgebung und der ihr zum Grunde liegenden Ansicht,

daß die möglichste Theilung des Grundeigenthums in national-ökonomischer Beziehung wünschenswerth und daher zu befördern sey,

in Verbindung mit der täglich zunehmenden Macht des Geldes, das Fortbestehen eines kräftigen Bauernstandes bedroht, und letzterer ohne vorsorgliche, vom Staat zu ergreifende Maßregeln seinem Untergang entgegen geführt werde.

Diese Besorgniß, die schon seit dem Jahre 1816 von den Verwaltungsbehörden aufgefaßt, später auch von den Ständen mehrerer Provinzen ausgesprochen worden war, führte im Jahre 1824 dahin, Maßregeln zur Conservation des Bauernstandes

durch bessere Regulirung des Erbrechts und durch Beschränkung der Verschuldung und Dismembrirung der Höfe in Berathung zu nehmen. Ein unterm 7. August 1826 vom K. Ministerium des Innern vorgelegter, diese Gegenstände umfassender Gesetzentwurf fand zwar beim K. Staatsministerium Bedenken. Indessen wurde über die Hauptgrundsätze desselben, welche dahin gingen:

- 1) die Verkleinerung der Höfe unter ein gewisses Maß zu untersagen;
- 2) die Zertheilung zusammenhängender Feldstücke polizeilichem, von Beurtheilung der Zweckmäßigkeit abhängig zu machen, Consense zu unterwerfen;
- 3) die Verschuldung der Bauernhöfe und ihre Angreifbarkeit als Object der Exekution allgemeinen Beschränkungen zu unterwerfen;
- 4) bei Erbtheilungen die Begünstigung des Hof-Annehmers durch gemäßigte Erbtaxen wieder herzustellen;

das Gutachten der Stände eingeholt, welches jedoch diesen Vorschlägen nicht günstig war; namentlich offenbarte sich im Stande der Landgemeinen eine entschiedene Abneigung gegen jede, die Disposition beschränkende Maßregel.

Nachdem über das Resultat der ständischen Berathungen Bericht erstattet worden war, sprachen Se. Majestät der König in einer Allerhöchsten Ordre vom 28. Oktober 1834 aus, daß, obwohl die Stände sich einer Beschränkung der Zerstückelungen bäuerlicher Besitzungen mehr oder minder abgeneigt erklärt, und das Bedürfniß einer solchen Maßregel nicht anerkannt hätten, Allerhöchstdieselben dennoch die unbeschränkte Theilbarkeit solcher Grundstücke für eine Einrichtung hielten, neben welcher der Grundsatz, einen kräftigen Bauernstand zu erhalten, nicht bestehen könne, und es daher Seiner Majestät ernstester Wille sey,

daß diesem fehlerhaften Zustande in allen Provinzen der Monarchie Remedur geschafft werde.

Allerhöchst dieselben stellten indeß zur Erwägung, ob die Bestimmungen über die Verschuldung, welche dem Stande der Landgemeinen besonders Anstoß gegeben haben, nicht auszuschließen seyen, da es anscheinend nur darauf ankomme, zu verhindern, daß die Bauernhöfe nicht durch Theilung und Verkleinerung aufhörten, selbstständige und kräftige Stellanahrungen zu bleiben, die Verschuldung aber nur den nothwendigen Verkauf herbeiführen und die Person des Besitzers ändern, auf den Besitzstand selbst aber keinen Einfluß haben könne.

Diese Allerhöchste Ordre, welcher unterm 25. Januar 1835 noch die Bestimmung hinzugefügt wurde:

es sollten Maßregeln getroffen werden, daß dem wesentlichen Bedürfnisse der Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes nicht durch die Gesetzgebung entgegen gearbeitet werde, wurde nunmehr die Grundlage der weiteren legislativen Erörterungen.

Um die ferneren Maßregeln vorzubereiten, forderte man von allen Verwaltungsbehörden genauere Gutachten und Nachrichten über die Bedürfnisse und Zustände der verschiedenen Provinzen hinsichtlich der Zerstückung der Bauerngüter ein.

Hiebei wurde von mehreren Behörden wiederholt darauf hingedeutet, daß der ihrer Ansicht nach drohenden allmäligen Auflösung des Bauernstandes nur durch Hinwegräumung der, in der bestehenden Gesetzgebung beruhenden, Hindernisse der Conservation desselben entgegengewirkt werden könne, und daß ein solches Hinderniß vorzugsweise in dem, den Verhältnissen und Bedürfnissen dieses Standes nicht entsprechenden Systeme der Erbtheilung nach gleichen Portionen zu erblicken sey.

Das Resultat der hieran sich anknüpfenden Berathungen waren zwei Gesetzentwürfe, welche den im Jahre 1841 versammelten Provinzialständen vorgelegt wurden, nämlich

- 1) der den Ständen der übrigen Provinzen, mit Ausschluß der Rheinlande, vorgelegte Gesetzentwurf über Parcellirung der Grundstücke und Anlegung neuer Ansiedelungen, welches

seitdem zum Gesetze vom 3. Januar 1845 (Gesetzf. S. 25. ff.) geführt hat;

- 2) ein, sechs Landtagen, mit Ausnahme der Rheinprovinz und der Provinz Westphalen, für welche letztere inzwischen das Gesetz über die bürgerliche Erbfolge vom 13. Juli 1836 (Gesetzf. S. 209 ff.) erlassen war, vorgelegter Gesetzentwurf,
 - a) wegen der bei Erbtheilungen anzuwendenden gemäßigten Taxen ländlicher Nahrungen,
 - b) wegen erweiterter Befugniß zur hypothekarischen Verschuldung der nach dem Edikt vom 14. Sept. 1811 (Gesetzf. S. 281 ff.) regulirten Bauernhöfe.

Der Erfolg der ständischen Beratungen veranlaßte eine Sonderung der beiden, in dem letztermähnten Gesetzentwurf zusammengefaßten Gegenstände.

Man war bis dahin von dem Gesichtspunkt ausgegangen, daß die Vorschrift des Art. 72. der Allerhöchsten Deklaration vom 29. Mai 1816 (Gesetzf. S. 171)

wonach die Vererbung der nach dem Edikt vom 14. Sept. 1811 und der Deklaration vom 29. Mai 1816 zu Eigenthum verliehenen ländlichen Nahrungen nach allgemeinen Successionsgesetzen geschehen, dergleichen Höfe bei Erbtheilungen nicht nach gemäßigten Taxen (§. 280, Tit. 7. Thl. II. des allgemeinen Landrechts), sondern nach dem wirklichen Ertrage abgeschätzt werden sollen, fortan auch theilungshalber subhastirt werden können,

in einem innern Zusammenhange stehe mit den Bestimmungen der §§. 29. und 54. des Edikts und des Art. 65. der Deklaration, wonach die Bauerngüter nicht über ein Viertel ihres nach der Normaltaxe zu bestimmenden Werthes verschuldet werden sollten.

Als jedoch in den ständischen Versammlungen gegen den, das vorgeschlagene neue Erbtheilungssystem betreffenden Theil des Gesetzentwurfes vielfache Bedenken sich erhoben, dagegen die Aufhebung der Verschuldungsbeschränkung übereinstimmend beantragt, und dieser Antrag in einer wiederholten Petition der im Jahre 1843 zusammengetretenen Stände des Königs-

reichs Preußen dringend erneuert wurde, ließ man jenen Gesichtspunkt fallen, und es wurden durch die Verordnung vom 29. December 1843 (Gesetz. für 1844, S. 17. ff.), die Vorschriften des Edikts und der Deklaration, welche die hypothekarische Verschuldung der Bauerngüter einschränkten, außer Kraft gesetzt.

Nachdem auf diese Weise die Fragen über die Parzellirung der Grundstücke, die Errichtung neuer Ansiedlungen und die Verschuldung der Rustikalgüter ihre Erledigung gefunden hatten, und aus den Berathungen über die Maßregeln zur Conservation des Bauernstandes ausgeschieden waren, bewegten sich dieselben zunächst nur um denjenigen Theil des den Ständen im Jahr 1841 vorgelegten, oben zu 2. gedachten Gesetzentwurfes, welcher das neu einzuführende Erbtheilungssystem zum Gegenstande hatte.

Man war hiebei von dem Grundsatz ausgegangen, daß die Befugniß der ländlichen Einsassen, über ihr bewegliches und unbewegliches Vermögen unter Lebenden und von Todeswegen zu verfügen, in keiner Art zu beschränken sey, zog aber gleichzeitig in Betracht, daß es die, in einer allgemein herrschenden Sitte und Gewohnheit des Bauernstandes sich gründende, Regel sey, daß noch bei Lebzeiten des Besitzers das Gut einem seiner Kinder oder nahen Blutsverwandten gegen einen meistens sehr mäßigen Preis, ein dem abgehenden Besitzer und dessen Ehegatten vorbehaltenes Altentheil und die im Ueberlassungs-Vertrage zugleich bestimmten Abfindungen der übrigen Kinder oder Miterben und des überlebenden Ehegatten übertragen oder wenigstens im Voraus verschrieben werde.

Diese der Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes besonders förderliche Sitte wollte man möglichst zu befestigen und gegen den, sie allmählig zu verdrängen drohenden Einfluß der nach Art. 72. der Deklaration vom 29. Mai 1816 zulässigen Gleichtheilung zu bewahren suchen.

Zu dem Ziele glaubte man zu gelangen, indem man

- a) Für die, als Ausnahme von der obigen Regel zu betrachtenden Fälle, in denen vom Besitzer eines Rustikal-Grund-

stüdes wegen Uebertragung des letztern und Bestimmung seines Werthes keine rechtsgültige Disposition unter Lebenden oder von Todeswegen getroffen worden, eine subsidiarische Norm aufstellte, und

- b) die obwaltenden Zweifel über die fortbauernde Gültigkeit der §§. 280 bis 284, Th. II. Tit. 7. des allgemeinen Landrechts über Veranschlagung des Hofes und der Hofwehr nach einer gemäßigten Taxe zu Gunsten und im Sinne der, dem Gesetze zu Grunde liegenden Tendenz entschied.

Von diesem Gesichtspunkte aus ertheilte der Gesegentwurf Vorschriften:

- 1) über das Recht der Erbfolge in solche ländliche Besitzungen, deren Inhaber im Stande der Landgemeinen vertreten werden, wobei er die Person des Auerben, die Untheilbarkeit des Hofes bei der Erbaueinandersezung und die Unzulässigkeit einer Theilungshalber zu veranlassenden Subhastation bestimmte;
- 2) über das Verfahren und die Grundsätze der Werthsermittlung der Rustikalbesitzungen und über die Art und Feststellung derjenigen gemäßigten Taxe, für welche der im Gesetze designirte Auerbe die Ueberlassung des Hofes nebst Inventarium sollte verlangen können.

Die dießfälligen Vorschläge haben indeß, wie bemerkt, bei den Ständen wenig Beifall gefunden. Die Landtage der Provinzen Posen, Pommern und Preußen haben sowohl das Bedürfniß, als die Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit derselben entschieden in Abrede gestellt. Einstimmig, mit Einschluß der Vertreter der Landgemeinen, hat nur der Landtag der Provinz Sachsen der Principien und Motiven des Gesegentwurfes beigeprlichtet. Auf dem schlesischen Landtage hat sich zwar eine Majorität für denselben ergeben, in der bedeutenden Minorität aber haben sich sämmtliche Vertreter des Bauernstandes, mit Ausschluß eines einzigen, befunden, und auch die Majorität hat anerkannt, daß ein besonders dringendes Bedürfniß in der Provinz sich nicht herausgestellt habe. In der brandenburgischen Ständeversammlung endlich ist der Gesegentwurf mit einer sehr schwachen Majorität von 31 gegen 25 Stimmen

im Princip angenommen, die bedeutende Minorität aber erhielt noch ein besonderes Gewicht durch ein dissentirendes Separatvotum von zwei Drittel der Abgeordneten der Landgemeinen.

Ebenso haben die Oberpräsidenten von fünf Provinzen — der Mark, Pommern, Schlesien, Posen und Preußen — sich gegen den Gesetzentwurf erklärt.

Dieser vielseitige Widerspruch hat sich jedoch nicht sowohl gegen die Tendenz desselben, die der Conservation des Bauernstandes günstige Sitte autonomischer, das Bestehen des Hofannehmers bei der Wirthschaft und ungetheilte Erhaltung des Hofes in der Familie bezweckender Dispositionen zu befestigen und gegen nachtheilige Einflüsse zu schützen, als vielmehr dagegen gerichtet, daß dieser Zweck durch Einführung eines dem gemeinen Rechte derogirenden bauerlichen Successions- und Erbtheilungssystems mit Bevorzugung eines vom Gesetze designirten Hofannehmers erreicht werden sollte.

Während sich eine entschiedene Abneigung gegen ein solches directes Eingreifen der Gesetzgebung, namentlich unter den Vertretern des hiebei vorzugsweise interessirten Standes der Landgemeinen offenbart hat, sind dagegen auch unter den dissentirenden viele Stimmen für indirekte, durch Beseitigung gewisser in der gegenwärtigen Gesetzgebung sich findenden Hindernisse auf die Aufrechterhaltung jener mehr erwähnten Sitte hinwirkende Maßregeln laut geworden.

Dieser Gesichtspunkt ist nunmehr, in Anerkennung der Erheblichkeit der gegen den früheren Gesetzesvorschlag hervorgetretenen Einwürfe, von dem K. Ministerium des Innern aufgefaßt worden. Dasselbe hat ausgeführt, daß es nothwendig sey, die Principien des früheren Gesetzentwurfes im Wesentlichen aufzugeben und auf andere, mehr indirekte Mittel Bedacht zu nehmen, um den Zweck der Conservation des Bauernstandes überhaupt und der Erhaltung der bauerlichen Familien in ihrem Grundbesitz zu erreichen. In Folge dessen wollte das K. Ministerium des Innern die zum Besten des Bauernstandes zu ergreifenden legislativen Maßregeln auf folgende beschränken:

- 1) Erleichterungen in der Form der Verträge und letztwilligen Verordnungen, durch welche bürgerliche Besitzer ihre Grundstücke an Ehegatten, Kinder oder andere nahe Verwandte überlassen, und zu dem Ende Erweiterung der Competenz der Dorfgerichte hinsichtlich solcher Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit;
- 2) Herstellung eines den bürgerlichen Besitz- und Leistungsverhältnissen gehörig entsprechenden Verfahrens bei der Abschätzung bürgerlicher Güter, Behufs der Erbtheilung;
- 3) Modifikationen der beschränkenden Grundsätze, welche auch in Bezug auf die Veräußerung solcher bürgerlicher Güter in der bisherigen Gesetzgebung der Vormundschaftsbehörden zur Richtschnur vorgeschrieben sind.

In Betreff des ersten Punktes ist eine besondere Verordnung wegen Deklaration der §§. 95 und 96, Th. I. Tit. 12. des allgemeinen Landrechts, welche die Competenz der Dorfgerichte zur Aufnahme letztwilliger Dispositionen begünstigt, inzwischen zur Berathung des R. Staatsraths gebiehn. Dagegen haben die Stände der Provinz Westphalen, für welchen Landesheil Maßregeln im Sinne der früheren Vorschläge am nöthigsten schienen, den ihnen vorgelegten Geszentwurf über die An- und Aufnahme letztwilliger Dispositionen durch die Gemeindebeamten abgelehnt. Andererseits ist durch das Gesetz über die Form einiger Rechtsgeschäfte vom 11. Juli 1845 (Gesetz. S. 485) die Aufnahme von Amentheilsverträgen durch die Dorfgerichte zulässig geworden und in einigen Departements wegen Belebung des dort fehlenden Instituts der Gerichtsschreiber, mit Rücksicht auf die dieserhalb bestehenden Gesetze, durch die Regierungen das Nöthige veranlaßt. Gegen eine größere Erweiterung der Befugnisse der Dorfgerichte zur Aufnahme von Akten der freiwilligen Gerichtsbarkeit hat sich das Justizministerium erklärt, weil sich nicht annehmen läßt, daß der rechtliche Inhalt der Verträge und letztwilligen Dispositionen, in denen über Bauerngüter verfügt wird, stets oder auch nur meistens um so einfacher sey, daß es zur Aufnahme derselben keiner eigentlichen Rechtskenntniß bedürfe, und weil die Dorfgerichte, besonders in den östlichen Provinzen, in

ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung nicht als geeignete Organe zur Vornahme derartiger Geschäfte erachtet werden können, vielmehr die Besorgniß veranlassen, daß durch eine ausgedehntere Competenz derselben eine große Anzahl wegen Nichtbeobachtung der äußeren und inneren Form ungültiger, ihrem Inhalte nach unvollständiger und wegen Mangel einer präzisen Fassung unklarer Akte zu Tage gefördert werden möchte, die sich mehr oder weniger unbrauchbar erweisen oder durch Erzeugung von Prozessen und Zwistigkeiten einen sehr nachtheiligen Einfluß auf das Wohl der bauerlichen Familien ausüben würden. Es kommt daher gegenwärtig nur noch auf die oben zu 2. und 3. hervorgehobenen Punkte an.

II. Darlegung des Princip, auf welchem der Entwurf der Verordnung beruht, und Erörterung der Bedürfnisfrage.

1) Darlegung des Princip, auf welchem der Entwurf der Verordnung beruht.

Zuvörderst ist hiebei das Princip, auf welchem die vorgeschlagenen legislativen Maßregeln beruhen, und die Bedürfnisfrage kurz in Erwägung zu nehmen.

Wenn für den Zweck, auf die Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes hinzuwirken, durch die Gesetzgebung überhaupt etwas geschehen soll, so scheint die einzuschlagende Richtung schon durch den oben dargestellten Gang der früheren legislativen Maßregeln mit Nothwendigkeit vorgezeichnet zu seyn.

Die ursprüngliche Tendenz, durch Dispositionsbeschränkungen der bauerlichen Eigenthümer einzuwirken, hat wegen des Widerspruchs, auf den dieselbe in den ständischen Versammlungen, vornehmlich beim Bauernstande selbst, gestoßen ist, aufgegeben werden müssen. Sie ist auch wirklich in den neueren Gesetzen über Aufhebung der Verschuldungsbeschränkung der Bauerngüter vom 29. December 1843 (Gesetz. v. 1844, S. 17) und über die Zertheilung von Grundstücken und die Gründung neuer Ansiedlungen vom 3.

Januar 1845 (Gesetz. S. 25) *) verlassen worden. Das Letztere will zwar das Verfahren bei Zerstückung von Grundstücken regeln und Uebelstände, die sich damit häufig verbin-

*) Dieses letztere Gesetz enthält in Kurzem Folgendes:

§. 1. Das Gesetz bezieht sich auf alle Grundstücke, excl. Gebäude, Bauplätze, Hoffstellen und Gärten in Städten und Vorstädten.

§. 2 und 3. Verträge über Dismembrationen sind sub poena nullitatis gerichtlich abzuschließen.

§. 4. Die Aufnahme des Vertrags darf erst folgen, wenn der Veräußernde entweder seinen Besitztitel im Hypothekenbuche hat eintragen lassen, oder 1 Jahr im Besitz ist und bei Aufnahme des Vertrags Berichtigung des Besitztittels beantragt.

§. 5. Einzelne Ausnahmen: bei Grundstücken des Fiskus, eines pium corpus, Theilung zwischen Miterben oder aus einer communio incidens, Ueberlassung von Parcellen Seitens der Eltern an Kinder oder deren Nachkommen, Expropriationen, Theilung in Folge von gutherrlich-bäuerlichen Regulirungen, Ablösungen und Gemeinheitstheilungen.

§. 6. Der Erwerber (excl. Fiskus und pia corpora) muß den Besitztittel berichtigen lassen.

§. 7. Die Abschreibung der Trennstücke im Hypothekenbuche darf erst geschehen, wenn die Vertheilung der öffentlichen Lasten, der Communal- und Societätsverhältnisse und der Schulden regulirt ist.

§. 8—23. Verfahren bei Regulirung der öffentlichen Lasten und Verhältnisse durch die Verwaltungsbehörden.

§. 24. Erst nach erfolgter Regulirung kann der Erwerber ständische, Gemeinde- und andere Corporationsrechte ausüben. Bis zur Regulirung bleiben alle Theilstücke solidarisch für sämtliche Abgaben und Leistungen verhaftet.

§. 25. Bei Gründung neuer Ansiedelungen müssen diejenigen Verhältnisse festgestellt werden, welche daraus in Beziehung auf die Gerichts- und Polizeiobrigkeit, den Gemeinde-, Kirchen- und Schulverband oder andere dergleichen Verbände entspringen.

§. 26. Verfahren dabei.

§. 27 u. 28. Die Gründung einer neuen Ansiedelung kann untersagt werden, wenn davon Gefahr für das Gemeinwesen zu besorgen und die polizeiliche Beaufsichtigung mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden ist.

§. 29 u. 30. Bei Widerspruch gegen eine neue Ansiedelung entscheiden die Verwaltungsbehörden.

§. 31 u. 32. Colonien können nicht ohne vorgängige Genehmigung angelegt werden.

den, beseitigen, geht aber nicht mehr darauf aus, die Zerteilung, insbesondere der Bauerngüter, zu verbieten oder zu beschränken. Das erstere, weit entfernt, der Verschuldung der Rustikalbesitzungen engere Grenzen zu setzen, hat vielmehr die bis dahin noch bestehenden gesetzlichen Einschränkungen aufgehoben und den Bauern in dieser Beziehung jedem andern Grundeigenthümer gleichgestellt.

Auch schon in §. 4. des bürgerlichen Erbsolleges für die Provinz Westphalen vom 13. Juli 1836 (Gesetzl. S. 210) und in dem im Jahre 1841 den Landtagen der sechs östlichen Provinzen vorgelegten Gesetzentwurf über die bei Erbtheilungen anzuwendenden gemäßigten Taxen ländlicher Nahrungen hat man den Grundsatz aufgestellt,

daß die Befugniß der ländlichen Einsassen, über ihr bewegliches und unbewegliches Vermögen unter Lebenden und von Todeswegen zu verfügen, in keiner Art zu beschränken sey.

Man erkannte schon damals an, daß die Gesetzgebung besonders ihr Augenmerk auf die im Bauernstande noch lebende Sitte, den Grundbesitz der Familie durch autonome Verfügungen zu erhalten, zu richten und diese, seiner Conservation förderliche Sitte zu befestigen habe.

Man glaubte aber damals noch, daß dieß auf direktem Wege durch positive Festsetzung eines vom gemeinen Rechte abweichenden Erbfolge- und Erbtheilungssystems geschehen könne, welches die Autonomie der bürgerlichen Besitzer in Fällen, wo sie nicht ins Mittel getreten war, ersetzen sollte. Man gestand sonach die volle gemeinrechtliche Dispositionsbefugniß, die man dem Erblasser vorbehielt, den Erben bei der Theilung nicht zu. Letztere sollten durch das Gesetz selbst gegen ihren Willen verpflichtet werden, einem im Gesetz bezeichneten Auerben den Hof und die Hofwehre, deren freies Eigenthum ihrem Erblasser zugestanden hatte, und nach den allge-

§. 33. Alle Verhandlungen der Polizei- und Verwaltungsbehörden in Parcellirungs- und Ansiedelungssachen sind stempel- und gebührenfrei.

meinen Regeln der gesetzlichen Erbfolge auf sie übergegangen war, für eine gemäßigte Taxe zu überlassen, ohne auf Theilung oder Subhastation zum Behuf der Auseinandersetzung antragen zu dürfen. Sie sollten genöthigt werden, ihre auf diese Weise ausgemittelten Abfindungen nach dem Gutachten Sachkundiger auf gewisse Fristen im Gute stehen zu lassen. Man kann nicht umhin, hierin eine Abweichung von der Consequenz des an die Spitze gestellten Grundsatzes zu erkennen, die man jedoch durch die Voraussetzung motiviren zu können glaubte, daß das Gesetz nur den präsumtiven Willen des Erblassers ausspreche.

Nun muß zwar nach jener im Bauernstande herrschenden Sitte in der Regel der Wunsch vorausgesetzt werden, das Gut der Familie und dem Hofnachfolger bei der Wirthschaft zu erhalten, und die Tendenz jenes Gesetzentwurfes trug daher mit der im Bauernstande vorhandenen, durch die Sitte sich erkennbar machenden Richtung zusammen. Allein es läßt sich nicht verkennen, daß es einen großen Unterschied macht, ob der Erblasser selbst die dahin abzielenden Dispositionen trifft, oder ob das Gesetz die fehlende Verfügung supplirt. Der Erblasser verfügt mit Berücksichtigung der individuellen Verhältnisse, der Eigenschaften, selbst der Wünsche und Neigungen seiner Kinder; ihm ist der wahre Werth des Hofes, der Preis, bei welchem der Hofannehmer, ohne vor dem Miterben ungerecht bevorzugt zu werden, bestehen kann, genau bekannt; er ist nicht im Stande, eine zweckmäßige Wahl seines Nachfolgers zu treffen, und die Bedingungen der Uebernahme billiger, alle Theile zufrieden stellender Weise festzusetzen. Alles dieß kann im Mangel einer gültigen Willenserklärung des Erblassers nicht das Gesetz, welches nur abstrakte Normen aufstellt, sondern viel eher die Disposition der Erben im Wege gütlicher Uebereinkunft ersetzen.

Hieraus erklärt sich die entschiedene Abneigung, mit welcher der frühere Gesetzentwurf in der Mehrzahl der Ständerversammlungen und namentlich vom Stande der Landgemeinen aufgenommen worden ist.

Wäre diese Abneigung aber auch an sich nicht gerechtfertigt

tigt, so ist eine Thatfache und schon als solche von Bedeutung; denn das sich bei Anwendung eines den Ansichten und Wünschen derjenigen, zu deren Besten es gegeben wird, nicht entsprechenden Gesetzes kund machende Widerstreben würde den wohlthätigen Zweck desselben vereiteln.

Schon hieraus ergibt sich die Nothwendigkeit, die früher verfolgte Richtung auf die Conservation des Bauernstandes und seines Familiengutes durch direkte und individuelle Freiheit und in bestehende Rechte eingreifende Mittel hinzuwirken, zu verlassen, um so mehr als solche Mittel immer gehässig bleiben. Dazu kommt, daß, wenn jene mehr erwähnte Sitte, wie allseitig anerkannt wird, im Bauernstande wirklich noch lebendig ist, und man sonach darauf vertrauen darf, daß sie sich im Ganzen und Großen wirksam erweise, direkte gesetzliche Maßregeln zur Erreichung des Zieles, welches dann schon durch die Sitte gewonnen wird, theils überflüssig, theils als der naturgemäßen Entwicklung hinderlich, mithin sogar schädlich erscheinen. Sollte aber jene Sitte erlöschen, so wird auch die Gesetzgebung, die zwar vorhandene rechtliche und sittliche Elemente gestalten und regeln, aber nicht eigentlich schaffen kann, das Leben da, wo es einmal entwichen ist, nicht zurückzurufen vermögen.

Die Aufgabe, die sich die Gesetzgebung in dieser Materie zu stellen hat, kann daher nur die seyn: auf indirektem Wege die Autonomie des Bauernstandes nicht sowohl durch positive Einwirkung, als vielmehr durch Beseitigung der ihrer Entwicklung sich entgegenstellenden Hindernisse zu fördern.

So viel über das dem gegenwärtigen Gesetzentwurf zu Grunde liegende Princip im Allgemeinen.

2. Erörterung der Bedürfnisfrage.

Dies Princip, auf welchem auch die in der Allerhöchsten Ordre vom 5. Januar 1844 für die Provinz Westphalen getroffenen provisorischen Anordnungen beruhen, als richtig vorausgesetzt, fragt es sich jedoch, ob für legislative Maßregeln dieser Art ein Bedürfnis vorhanden ist?

Diese Frage ist zunächst nur im Allgemeinen zu erörtern, ihre speciellere Prüfung wird dadurch bedingt, ob und in wie weit das Vorhandenseyn solcher Hindernisse, welche einer Entwicklung der Autonomie des Bauernstandes entgegenstehen, anzuerkennen ist, und fällt in dieser Beziehung mit der Prüfung der einzelnen zu treffenden Anordnungen zusammen. Das Bedenken, auf welches jene Bedürfnisfrage hinführt, ist hauptsächlich folgendes: Muß die Gesetzgebung, um in der eingeschlagenen Richtung einen günstigen Erfolg hoffen zu dürfen, das Vorhandenseyn eines konservativen Elements im Bauernstande voraussetzen, und demselben Kraft und Leben genug zutrauen, um sich geltend zu machen, so kann sie dasselbe auch — läßt sich behaupten — seiner eigenen Entwicklung überlassen; die Sitte autonomischer, auf Erhaltung des Familieneigenthums abzielender Dispositionen erscheint dann nicht bedroht, sie wird einzelne etwa hemmende Schwierigkeiten selbst überwinden, und bedarf des Schutzes durch besondere gesetzliche Maßregeln nicht.

Diesem Einwurfe scheint die vom R. Ministerium des Innern bezeugte Thatsache Gewicht zu verleihen, daß der Bauernstand, seit seine Besitzungen, in Folge der Landeskulturgesetze in den freien Verkehr gekommen, und auch hinsichtlich der Erfolge dem gemeinen Recht anheimgefallen sind, sich anfänglich sogar unter mancherlei ungünstigen Umständen und während einer für die landwirthschaftlichen Verhältnisse stets schwierigen Uebergangsperiode dennoch sichtlich gekräftigt und gehoben hat, und es scheint dadurch die Besorgniß, die vor 20 Jahren die erste Veranlassung zu legislativen Erörterungen dieses Gegenstandes gab, daß nämlich der Bauernstand, in Folge der agrarischen Gesetzgebung seinem Untergang entgegenreife, beseitigt zu werden.

Jenem Einwande steht indeß entgegen, daß in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen, namentlich in der mehr und mehr wachsenden Geldmacht und in dem dadurch rege gewordenen Spekulationsgeiste, der hin und wieder schon das Bestreben gezeigt hat, das bäuerliche Grundeigenthum in die rasche Bewegung des Güterverkehrs hineinzuziehen, manche neue

Potenzen vorhanden sind, die von Außen her der im Bauernstande noch lebenden Sittē Gefahr drohen, und denen sie um so eher unterliegen wird, wenn nicht die ihrer freien Entwicklung hinderlichen Uebelstände aus der bestehenden Gesetzgebung entfernt werden.

In dieser Beziehung ist das Bedürfnis legislativer Massregeln von der überwiegenden Mehrzahl der Stände und Landtagskommissarien anerkannt worden und daher nicht füglich mehr in Zweifel zu ziehen.

Als solche Uebelstände, mit deren Beseitigung die Gesetzgebung sich zu beschäftigen habe, sind nun in den ständischen Versammlungen und vom K. Ministerium des Innern bezeichnet worden:

- 1) Gewisse Schwierigkeiten, welche die bäuerlichen Besitzer in der bestehenden Verfassung und Gesetzgebung bei der Verwirklichung der Absicht, ihre Grundstücke durch Verträge und letztwillige Dispositionen an Ehegatten, Kinder und andere nahe Verwandte zu überlassen, anzutreffen pflegen.
- 2) Mangel eines den bäuerlichen Besitz- und Leistungsverhältnissen gehörig entsprechenden Verfahrens bei der Aufnahme der Taxen von Rustikalgrundstücken;
- 3) Gewisse beschränkende, den vormundschaftlichen Behörden gesetzlich vorgeschriebene Grundsätze bei Veräußerung bäuerlicher Güter.

Man hat deshalb als Mittel der Abhülfe vorgeschlagen:

- 1) Erleichterung in der Form der Verträge und letztwilligen Dispositionen.
- 2) Herstellung eines angemessenen Abschätzungs-Verfahrens.
- 3) Modification jener Grundsätze der Vormundschaftsordnung.

Der erste Punkt ist, wie schon oben bemerkt, aus dem gegenwärtig vorgelegten Gesetzentwurf ausgeschieden; es handelt sich in letzterem nur um die zu 2. und 3. zu ergreifenden legislativen Massregeln.

Beide Punkte stehen mit einander in genauem Zusammenhange. Die §§. 576—580, Thl. II. Tit. 18. des allgemeinen Landrechtes, welche auch auf Bauerngüter Anwendung finden,

seit letztere in Folge der agrarischen Gesetzgebung dem gemeinen Rechte anheimgefallen sind, ergeben, daß die Frage, ob eine Subhastation, durch welche das Gut in sehr vielen Fällen aus der Familie herausgehen wird, stattfinden soll oder nicht, meistens von dem Ausfall der Taxe abhängt. Denn danach muß der Vormund auf Subhastation dringen, sobald das Gebot eines majorennen Miterben die Taxe nicht erreicht oder nicht anderweitige Vortheile geboten werden, welche den Unterschied zwischen Gebot und Taxe erheblich übersteigen. Es kommt daher vorzugsweise auf die letztere an.

Wichtig ist die Wichtigkeit der Taxe aber auch bei einer Erbtheilung unter großjährigen Erben, wo sie den Anhalt für den Preis gewährt, für welchen die übrigen einem Miterben das Gut zu überlassen sich geneigt finden lassen, oder wenn der Miterbe solchen nicht gewähren will, die Subhastation verlangen werden.

Es zeigt sich hierin die Verbindung, in welcher die Herstellung eines angemessenen Abschätzungsverfahrens mit dem beabsichtigten Zweck der Conservation eines kräftigen Bauernstandes und seines Familienguts steht.

Es fragt sich aber in Bezug auf den Punkt zu 2, inwiefern es besonderer legislativer Maßregeln zur Herstellung eines angemessenen Abschätzungsverfahrens bedarf?

Das allgemeine Landrecht bestimmte hinsichtlich der Erbtheilungen bei gutsunterthänigen bayerlichen Wirthschaften in den §§. 280, 281, 284, Theil II. Tit. 7:

- a) daß in allen Fällen, wo der neue Besitzer Miterben abzufinden habe, der Werth des Gutes und des zur Wirthschaft erforderlichen Gutsinventariums nach einer gemäßigten Taxe angeschlagen;
- b) bei Aufnahme derselben nicht nur auf sämtliche Lasten und Abgaben, sondern auch auf den nothdürftigen Unterhalt des neuen Besitzers und seiner Frau Rücksicht genommen;
- c) zur Herauszahlung der nach solcher Taxe den Miterben zukommenden Abfindungen billige, den Vermögensumständen des Uebernehmers angemessene Termine bestimmt werden sollten.

Diese Vorschriften, welche streng genommen eine vorzugsweise Begünstigung des Hofannehmers nicht enthalten, indem der Unterhalt des Besitzers und seiner Frau nur ein Aequivalent für die von ihnen zur Erzielung eines Ertrages aufzuwendende Arbeit bilden, sind es, an welche der gegenwärtige Gesetzentwurf sich im Wesentlichen anschließt. Sie sind durch den Artikel 72. der Deklaration vom 29. Mai 1816 (Gesetz. S. 171), indem man von der — weiter unten zu erwähnenden — jetzt nicht mehr haltbaren Ansicht ausging, daß zwischen einer wirklichen Ertrags- und einer sogenannten gemäßigten Tare ein Unterschied obwalte in Betreff derjenigen Güter, die in Folge des Edikts vom 14. September 1811 freies Eigenthum geworden sind, ausdrücklich aufgehoben worden. Hinsichtlich derjenigen Bauerngüter, welche schon vor dem eben gedachten Edikt zu Eigenthum, Erbpacht oder Erbzins besaßen wurden, ist zwar in dem Reskripte vom 7. Oktober 1833 (v. Rammß Jahrbücher, Bd. 42, S. 290), ihre fortwährende Gültigkeit ausgeführt; theils aber läßt sich dagegen einwenden, daß jene Vorschriften, dem Zusammenhange nach, nur auf unterthänige Rustikalstellen zu beziehen seyen, theils haben sie ihre Anwendbarkeit praktisch verloren, da ein früheres Reskript vom 3. Juli 1813 (v. Rammß Jahrb. Bd. 2, S. 25) dem ebengedachten entgegengesetzte Grundsätze ausgesprochen hatte, und die Kennzeichen derjenigen, in freiem Eigenthum befindlichen Bauerngüter, auf welche sie etwa noch angewendet werden könnten, nicht immer äußerlich hervortreten, überdies auch der §. 282 a. a. D. auf besondere provinzielle Abschätzungsgrundsätze verwies, die sich in den Provinzialrechten nicht vorfinden. Schon von diesem Gesichtspunkte aus scheint es daher nothwendig oder doch zweckmäßig, die Wiederherstellung jener im Wesentlichen beizubehaltenden Grundsätze durch ein besonderes Gesetz zu veranlassen, zumal jene Vorschriften jedenfalls nur auf Erbtheilungen sich beziehen.

Zu demselben Resultat gelangt man, wenn man die über die Taxation der freien Rustikalgüter in der allgemeinen Gerichtsordnung gegebenen Vorschriften und deren Anwendung in der Praxis ins Auge faßt.

Nach §. 14, Zhl. II. Tit. 6. der A. O. D. sollen in den östlichen Provinzen der Monarchie bei Taxen von Landgütern, die zwar nicht adeliger Qualität, aber doch ein freies Eigenthum ihrer Besitzer und keiner Gutsheerrschaft unterthänig sind, mithin bei Taxen der hier in Rede stehenden bäuerlichen Güter, die, weil ihr Werth 500 Thaler übersteigt, nicht nach dem Gesetz über Abschätzung der Grundstücke von geringerem Werthe vom 15. Juni 1840 (Gesetz. S. 131) behandelt werden können, im Wesentlichen eben die Grundsätze Anwendung finden, welche bei der Abschätzung adeliger Güter in der Provinz zur Richtschnur dienen; es wird nur bemerkt, daß die Verschiedenheiten und Abweichungen aus der verschiedenen Qualität der Güter sich von selbst ergäben. Maßgebend sollen also im Wesentlichen die ritterschaftlichen Taxprincipien seyn.

Die Erfahrung lehrt, daß diese für die Ausmittlung eines richtigen und angemessenen Werthes bäuerlicher Nahrungen im Allgemeinen unpassend sind. Unrichtige und besonders zu hohe Taxen ergeben sich bei Anwendung der §§. 8 bis 11. a. a. D. vorzugsweise dann, wenn — wie nach der Praxis vieler Gerichte geschieht — der richterliche Commissarius von den Sachverständigen nur die Bonitätsklassen, Erntesaat, Erträge und andere einzelne thatsächliche und ökonomisch-technische Sätze zum Informationsprotokolle angeben, danach aber das Taxationsinstrument, unter Anwendung der ritterschaftlichen Normen, calculatorisch berechnen läßt, so daß die Taxatoren das Gesamteresultat nicht selbst aussprechen.

Wenn nun gleich die oben allegirte Vorschrift des §. 14, Zhl. II. Tit. 6. der allgemeinen Gerichtsordnung, die aus der verschiedenen Qualität der Güter sich von selbst ergebenden Verschiedenheiten und Abweichungen berücksichtigt wissen will, so sind als allgemeine Regel doch immer die ritterschaftlichen Taxprincipien gesetzlich vorgeschrieben. Führen diese daher, wie oben erwähnt, erfahrungsmäßig zu unrichtigen Ergebnissen, so bedarf es bei der oben ausgeführten Wichtigkeit einer dem wahren Werthe des Gutes wirklich entsprechenden Taxe eines neuen Gesetzes zur Herstellung eines angemessenen Ab-

schätzungsverfahrens. Der Art. 72. der Deklaration vom 29. Mai 1816 (Gesetz. S. 171) verordnet zwar hinsichtlich der in Folge des Ediktes vom 14. September 1811 in freies Eigenthum verwandelten Bauerngüter schon, daß diese Güter bei Erbtheilungen nach dem wirklichen Ertrage abgeschätzt werden sollen. Indes einestheils ergibt der Gegensatz: nicht nach den gemäßigten Taxen (Allg. Landr. Tit. 7, Thl. II. §. 280), daß dadurch nur auf die sonst gesetzlich vorgeschriebenen Taxgrundsätze — den §. 14, Thl. II. Tit. 6. der Allg. Gerichtsordnung — hat verwiesen, nicht aber ein anderes neues Princip hat aufgestellt werden sollen; anderntheils ist sogar die Anwendbarkeit dieser Bestimmung auf alle, namentlich auf die schon vor dem Edikt vom 14. Sept. 1811 zu freiem Eigenthum besessenen Rustikalstellen durch das Reskript vom 7. Oktober 1833 (v. Rumpff, Jahrb., Bd. 42, S. 290) zweifelhaft geworden. Die Vorschrift des allegirten Artikels 72. macht daher das jetzt beabsichtigte Gesetz nicht entbehrlich.

Was den oben angeführten dritten Punkt betrifft, so wird es auch hier zur Herbeiführung der gewünschten Modifikation der den vormundschaftlichen Behörden vorgeschriebenen Grundsätze eines ausdrücklichen Gesetzes bedürfen.

Die Vormundschaftsbehörden sollen ganz allgemein ermächtigt werden, zur Abtragung der den Kuranden zu gewährenden Abfindungen billige Fristen zu bewilligen. Dies ist eine Abweichung von dem bestehenden Rechte, welches in den §§. 482, 483, Thl. II. Tit. 18. des Allg. Landrechts nur gegen Eltern und Geschwister, nicht auch gegen andere Verwandten und Miterben der Pflegebefohlenen gewisse billige Rücksichten in Betreff der zu verlangenden Sicherheit gestattet und kann daher nur durch ein ausdrückliches Gesetz bestimmt werden.

Diesenigen Mitglieder der Abtheilung aber, welche für das Gesetz sich ausgesprochen haben, motiviren ihr Votum durch folgende Gründe, welche theils ihre Gesamtheit, theils einzelne Mitglieder für sich in Anspruch nehmen:

1) Wenn auch der preussische Bauernstand im Allgemeinen ein kräftiger genannt werden könne, so treffe dieß keineswegs für alle Provinzen und Kreise im Staate zu, und auch da, wo es zutreffe, würde die vorhandene Kräftigkeit der Masse jedenfalls der Erhöhung fähig und der Erhaltung bedürftig seyn.

2) Die jetzigen gesetzlichen Bestimmungen des allgemeinen Landrechts, Tit. 7, Th. II. und der Gerichtsordnung, Tit. 6, Th. II. über Principien und Verfahren bei Taxation rustikaler Grundstücke sind unzweckmäßig und unbestimmt, deßhalb eben verschiedener Deutung fähig, und die Praktik lehrt täglich, daß sie bald zu niedrige, bald zu hohe Taxen zur Folge haben, dadurch aber bald Beeinträchtigung, bald übermäßige Bevorzugung, immer aber Schwankung und Unsicherheit im Besiz hervorbringen.

3) So sehr wir auch das Princip der Selbstentwicklung durch Dispositionsfreiheit ehren und anerkennen, so sind wir doch der festen Ueberzeugung, daß diese nur durch eine heilsame Gesetzgebung diejenige Unterstützung erhalten kann, welche ihr nothwendig ist. Diesen Zweck verfolge auch das vorliegende Gesetz, indem es die Hindernisse beseitige, welche der Dispositionsfreiheit entgegenstehen.

4) Als Partikulargesetz dürfte der gegenwärtige Gesetzentwurf kaum angesehen werden können, da die im Stande der Landgemeinen vertretenen Grundstücke bei weitem die Mehrzahl ausmachen, für Rittergüter fast in allen Provinzen Kreditvereine mit besonderen Taxationsgrundsätzen bestehen, und für städtische Grundstücke, welche meistens ein Annerum eines Gewerbes oder eines Hauses, daher nach dem Verkehrswerth zu beurtheilen sind, andere Normen bestehen müssen. Uebrigens soll das gegenwärtige Gesetz auch nur an Stelle bestehender Partikulargesetze treten; auch haben manche für den Stand der Landgemeinen bestehende Singulargesetze höchst wohlthätig gewirkt.

5) Es sey bekannt, daß nachgelassene Rustikalgrundstücke sehr häufig zur Subhastation kommen, weil keiner der matornen Erben dasselbe zur vollen Taxe annehmen will und kann, wodurch nicht nur die Güter oder Grundstücke aus der Familie kommen, sondern auch die Erben häufig einen geringeren Kaufpreis erhalten, die Minderjährigen aber der anderweitigen, nur von dem verwandten Annehmer zu erlangenden Vortheile als Erziehung, Alimentation, Ausstattung &c. verlustig gehen, welche durch eine größere Gelbabfindung nicht zu ersetzen seyen. Das Gesetz soll die Vormundschaftsbehörden von denjenigen Vorschriften befreien, welche sie oft gegen den Willen der Familie und gegen das Interesse der Pflegebefohlenen zur Subhastation nöthigen. Wenn die Vormundschaft die nicht lebenden Eltern verrete, so solle sie auch mindestens einen Theil ihrer freien Befugniß bis zu einer gewissen zu setzenden Schranke ausüben.

Die befürchteten Uebergriffe zum Nachtheil der Mündel wären um so weniger zu befürchten, als einerseits das Gesetz nur fakultativ, nicht bestimmt maßgebend sey, und andernteils die §§. 232 &c. Tit. 18, Pchl. II. des allgemeinen Landrechts den Vormündern bündige Pflichten auflegen.

6) Wenn auch Erleichterung in Form und Kosten der letztwilligen Verfügungen zu wünschen seyen, so frage sich's, ob deßhalb vielmehr testirt werden würde, denn weniger die Schwierigkeit der Testamentsaufnahme, als die Scheu, ein Testament zu machen und Sorglosigkeit sey der Grund, daß selten letztwillige Dispositionen erfolgten.

7) Durch die Sorge, unnöthige und nachtheilige Subhastationen zu vermeiden, sey man keineswegs Willens, dem Einziehen fremder Intelligenz einen Damm entgegenzusetzen, und glaube, daß dieselbe durch freiwilligen Einkauf und Eheirath satfam einwandern werde.

In der Sitzung der Curie der drei Stände vom 12. Mai 1847 wurde über die von der Regierung vorgelegte Verordnung Verathung gepflogen. Bei der Debatte äußerte

Der k. k. Regierungskommissär. Ist es Gleich auf den ersten Provinzial-Landtagen mehrerer Provinzen kam es zur Sprache, daß die in den Gesetzen von 1807 und 1811 gewährte freie Befugniß, insbesondere der bauerlichen Wirthe, über ihr Grundeigenthum unbeschränkt zu verfügen — eine Freiheit, welche sie unserer Landesgesetzgebung zu verdanken hatten — einen tüchtigen Bauernstand gefährden könne; daß es daher wünschenswerth sey, Beschränkungen sowohl in Bezug auf Dismembrationsbefugniß, als in Betreff der Erbtheilungen und des Rechtes, ihre Grundstücke veräußern zu dürfen, einzuführen. Dergleichen Besorgnisse gingen zuerst von den Provinzial-Landtagen selbst aus, sie ergriffen hieauf das Gouvernement, und es wurden von diesem verschiedenartige Vorschläge im Sinne der gewünschten Beschränkungen auch den Provinzial-Landtagen vorgelegt. Als man indeß der Sache näher trat und darüber die Organe des Landes, die Provinzial-Landtage hörte, hatte man im Lande mehr und mehr eingesehen, daß es mit jenen Besorgnissen nicht so arg wäre, daß der Bauernstand vielmehr kräftiger geworden sey, sich gekräftigt habe aus dem Princip der Freiheit heraus, gerade durch die freie Verfügung über sein Grundeigenthum, welche die Basis der Landeskultur-Gesetzgebung bildet. Es wurden die Grundsätze, welche etwa im Jahre 1830 den Provinzial-Landtagen zur gutachtlichen Aeußerung vorgelegt worden, größtentheils und im Allgemeinen von diesen beapouirt und zwar vorzüglich von den Vertretern der Landgemeinen selbst. Jedoch legte das Gouvernement im Jahr 1841 zwei im Systeme verbundene Gesetzentwürfe vor, den einen wegen Dismembration der Grundstücke, den andern wegen eines bauerlichen Erbtheilungssystems und Wiedereinführung gemäßigter Lären der bauerlichen Güter. Bei der jetzigen Berathung kommt es nur auf den letzteren an; ich erlaube mir des ersteren nur insoweit zu erwähnen, um daran die Bemerkung zu knüpfen, daß die Gesetzgebung in dieser Beziehung ihren Abschluß in dem Gesetze vom 3. Februar 1845 erhalten hat, einem Gesetze, welchem wiederum das Princip der Freiheit des Eigenthums und der Freiheit,

darüber zu verfügen, unbedingt zum Grunde liegt, welchem eine Beschränkung des Grundeigenthums fern liegt. Das Gesetzentwurf von 1841, welches allerdings historisch, aber auch nur historisch genommen, den Ausgangspunkt des dem hohen Landtage jetzt vorliegenden Gesetzes bildet, hatte wesentlich zwei Hauptbestimmungen, die mehrfach Widerspruch fanden. Die eine Bestimmung, ging auf die Einführung eines besonderen Erbfolgegesetzes im Bauernstande, wonach ein Vorrecht der Erstgeburt und des männlichen Geschlechtes gelten und außerdem dem Hofesannehmer ein gewisses Präcipuum, ein Vorzugsrecht an dem Werthe des väterlichen Erbes eingeräumt werden sollte. Diese Bestimmungen erregten bei der Mehrzahl der Provinzialstände große Bedenken, hauptsächlich bei den Vertretern der Landgemeinen.

Nachdem die Stimmen des Landes in dieser Weise sich ausgesprochen, war inzwischen auch die Ansicht des Gouvernements eine andere geworden; man hatte eine andere Auffassung von den Wirkungen der Landeskultur-Gesetzgebung auch in Bezug auf den Bauernstand gewonnen. Der früher eingeschlagene Weg in der Legislation wurde daher ganz verlassen und der gegenwärtige Gesetzentwurf nach mannigfachen Berathungen und Erörterungen in der Weise gefaßt, wie er jetzt vorliegt.

In Bezug auf das Princip desselben hat man sich ausdrücklich darüber verständigt, daß das wesentlichste Mittel zur Kräftigung des Bauernstandes, die Hauptursache, weshalb in der Mark wie andern Provinzen, mit Ausnahme weniger Landesherrschaften, ein viel kräftigerer Bauernstand hervorgetreten ist, als er früher je dagewesen war, nicht in solchen Maßregeln zu suchen sey, wie sie 1841 vorgeschlagen worden, sondern in dem Princip der Freiheit des Grundbesitzes, in der Ablösung der Reallasten, der Frohnen und Servituten. Daß, schloß jedoch die Beachtung gewisser Verhältnisse und Uebelstände der bestehenden Gesetze nicht aus, welche einer Reform bedürftig, jedoch nicht einer Reform in der Richtung von Beschränkungen der Landeskultur-Gesetzgebung, sondern in Bezug auf Begrenzung von Fiktionen

nissen einer freien Entwicklung, die in der gegenwärtigen Gesetzgebung liegen.

Nun bitte ich endlich, noch auf diejenigen Einwendungen zurückkommen zu dürfen, welche schon in dem Ausschusse der Curie der drei Stände von verschiedenen Abgeordneten der Landgemeinen gegen das Gesetz erhoben sind. Man bemerkte, — und darauf reduciren sich hauptsächlich die Einwendungen gegen den Gesetzentwurf — derselbe führe ein Singularrecht für einen besonderen Stand, für den der Bauern, ein, indem er, wie es in der Einleitung des Gesetzes heißt, zur Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes dienen solle. Dagegen ist mit vollem Recht bemerkt, daß allein oder hauptsächlich durch diese gesetzlichen Maßregeln der Bauernstand nicht gekräftigt werden würde, diese Kräftigung vielmehr in der Freiheit und in den Rechten liege, welche dem Bauernstande durch Agrargesetzgebung eingeräumt sind. Es fragt sich indeß, ob die vorgeschlagenen Bestimmungen nicht wesentlich dazu beitragen werden, die bessere Regulirung und freiere Entwicklung der Verhältnisse des Bauernstandes zu befördern.

Abg. Lensing (Rhein.-Pr. L.) Meine Herren, aus der Denkschrift (S. dies. in Abth. I.) einerseits, mehr aber noch aus der lichtvollen Auseinandersetzung, die der Commissarius früher schon in der Sitzung und jetzt hier in dieser Versammlung geliefert hat, geht hervor, daß nicht gar lange, nachdem Preußen durch eine weise Reform-Gesetzgebung, die in einer bedrängnißvollen Zeit ins Leben getreten ist, die Fesseln der Personen, des Eigenthums und der Gewerbe gelöst hatte, schon die Tendenz von verschiedenen Seiten sich kund gab, hinsichtlich eines Standes, nämlich des Bauernstandes, seine Kräftigung, seine Erhaltung dadurch fördern zu wollen, daß man ihm seine Freiheit aufs neue einschränke, mit Verkennung also der ewigen Wahrheit, daß ohne Freiheit kein Gedeihen, keine Kräftigung, kein Erhalten möglich ist. Der Baum, der seine Wurzeln in der Erde nicht frei ausbreiten kann, verkümmert in der nährenden Atmosphäre, stirbt und stirbt. Ich weiß nicht, ob man mehr staunen muß über die Macht des Vorurtheils, welches derartige Tendenzen her-

vorgerufen hat, oder über die Unbekanntschaft mit den Zuständen des Bauernstandes und des Landes, jenes gesegneten Theiles der Erde, wo der Bauernstand seit Jahrhunderten, wo er von jeher frei und unabhängig dagestanden und aus eigener Kraft sich zu erhalten gewußt hat. Ich bezeichne hiermit jene westlichen Theile Germaniens, von denen leider ein Theil dem Bunde unserer germanischen Staaten entzogen ist. Dort stand von jeher der Bauer frei, er steht noch frei; er hat sich erhalten, nicht allein trotz der Freiheit, sondern gerade durch seine Freiheit. Er hat einen Wohlstand entwickelt, der ihn in den Stand gesetzt hat, die Kultur seines Bodens auf eine Höhe zu bringen, die allseits als Muster für andere Länder anerkannt wird. Mit Freuden indeß haben wir gesehen, daß auf diese Tendenz bei unserer hohen Staatsregierung endlich eine andere Ansicht obzueingewirkt gewesen ist. Wir haben es gesehen und gehört aus dem Vortrag des Herrn Commissarius, daß die Ansicht Raum gewonnen hat, daß nicht durch Beschränkungen, nicht durch unmittelbare Einwirkungen, welche die Freiheit der Disposition stören, auf die Kräftigung und Erhaltung des Bauernstandes einzuwirken ist, sondern nur in mittelbarer Weise und hauptsächlich durch Beseitigung derjenigen Hindernisse, die in der älteren Gesetzgebung noch dann und wann anzutreffen sind.

Abg. Winkler (Brandenb. St.) Ich glaube, die Meisten in der Versammlung werden hier, ich weiß nicht, ob freudig, einen alten Bekannten grüßen. Es ist ein Gesetz, das mit einer eben solchen Beglückungstheorie im Jahre 1826 auslachte und nachher öfters, namentlich im Jahre 1842, als sogenanntes Erbfolge-Gesetz, wie ich glaube, sechs Provinzial-Landtagen zur Begutachtung vorlag. Man glaubte damals, daß es bei dieser Verathung wohl sein Ende erreicht habe, denn das Urtheil dieser sechs Landtage ging dahin, daß sowohl das Bedürfnis als auch die Zweckmäßigkeit, ja sogar die Gerechtigkeit in den Vorschriften des Gesetzes bestritten wurden.

In dem zweiten Theil des Gesetzes bietet man uns Erleichterungen der bisherigen Vormundschaftsbefugnisse und

versichert, diese gesetzlichen Bestimmungen seyen nur fakultativer Natur, man könne sie anwenden oder lassen; ich behaupte aber, dieß sey mehrfach unrichtig, denn viele davon seyen fest bestimmend, und was wollen sie? — Um einen prästationsfähigen Menschen hinzustellen, bringen sie die übrigen Anerben immer mehr einem Zustande näher, der uns wohl Alle mit Furcht und mit dem Willen erfüllt, solchen möglichst zu beseitigen, nämlich dem Proletariat, was so sehr schon in allen Städten sich zeigt, und dies will man hier durch den zweiten Theil des Gesetzes auch auf dem Lande hervorrufen; denn was will man durch den zweiten Theil sonst? Der zweite Theil ist bloß für den Fall, wo der Erblasser eine testamentarische Verfügung nicht hinterlassen hat; in dem Falle will das Gesetz an die Stelle einer solchen treten. Bis dahin wäre die Sache in Ordnung, denn wo ein Testament nicht vorhanden ist, muß das Gesetz entscheiden. Es hat auch in seinen Motiven recht hübsche Ursachen dazu herausgefunden und gesagt: In keinem Falle könnte man es befremdend finden, wenn nur Einer bevorzugt werde, denn es sey Sitte, daß dieß auch gewöhnlich von den Eltern geschehe. Das mag wahr seyn, das will ich nicht bestreiten, es ist wenigstens in meiner Gegend oft so; aber wenn das Gesetz hier an die Stelle der Eltern treten soll, so darf nicht freier Wille, sondern nur Recht vorherrschen. Wenn Eltern solche Handlungen begehen, so werden sie in ihrer elterlichen Pflicht und Liebe Mittel und Wege finden, die Andern zu entschädigen; wie? das gehört nicht hieher, denn es würden sich tausend Fälle finden. Aber wenn sie auch einen ihrer Erben bevorzugten, so würde ihnen nichts entgegenstehen, denn von Gott und Rechtswegen ist das, worüber sie verfügen, ihr Eigenthum, und es gebührt ihnen mit Recht, zu sagen: so will ich es haben; aber wo das Gesetz an die Stelle der Eltern tritt, da muß auch das Recht in die Stelle treten, und keine Bevorzugung stattfinden, um einen prästationsfähigen Menschen hinzustellen und 4—5 andere Kinder zu Proletariern zu machen.

Abg. Prope (Schles. L.) Ich habe mich seit jener Zeit

nach keineswegs überzeugt, daß es ein Bedürfnis und wünschenswerth sey, und daß die Verordnung frommen würde. Von unserem Stand, dem der Landgemeinen, wird sie gewiß nicht gewünscht, weil der Gutsbesitzer zu zwei Dritteln der Taxe begünstigt und die Erben benachtheiligt werden würden. Erlange die Verordnung Gesetzeskraft, so würde der Grundwerth fallen, die Familienhande gelöst und Haß und Verfolgung verbreitet werden.

Abg. Welter (Westph. St.) Es würden die ländlichen Grundbesitzungen der Gast- und Schankwirthe, Krämer, Commerzianten, Fabrikanten und Gewerbetreibenden in den Dörfern und auf dem Lande, und wie sie alle heißen, die ganz häufig neben ihrem Hauptgewerbe eine kleine Ackerwirtschaft für ihren persönlichen Bedarf betreiben, ebenfalls unter das Gesetz fallen, und doch kann die Absicht des Gesetzes unmöglich dahin gehen, daß auch solche ländliche Besitzungen mit ihrem Fabrikbetriebe nach gemäßigten Taxen behandelt und danach Auseinandersetzungen gegen die Kinder solcher Fabrikanten, Commerzianten u. s. w. vorgekommen werden. Außerdem gibt es auf dem Lande eine große Menge kleiner Ackeranbauungen, die in sich selbst nicht bestehen, sondern nur in Verbindung mit einem bestimmten Gewerbe, wie z. B. mit der Weberei oder Schmiede ic., und auch auf diese kleinen Besitzungen würde nach der jetzigen Fassung des Entwurfs das Gesetz zur Anwendung kommen. Es kann und darf aber auch hier unmöglich die Absicht des hohen Gesetzgebers seyn wollen, solche kleine Besitzungen, die nur in Verbindung mit einem Gewerbe einen Nahrungsstand gewähren, gerade in der Hand dessen zu konserviren, der sie zufällig besitzt. Es scheint vielmehr bei diesen gerade in staatswirtschaftlicher Rücksicht besonders wünschenswerth und zweckmäßig, daß sie wandelbar und dem Wechselverkehr unterworfen bleiben, weil es dabei auf eine individuelle Gewerbefähigkeit und Gewerbsthätigkeit der Besitzer ankommt und nur durch den periodischen Wechsel derselben der Sinn für Gewerbe und Industrie auf dem Lande gefördert und gekräftigt werden kann.

Abg. Dormberg (Sächf. L.) Ich bin immer ein Feind

gewesen gegen die Einschränkungen im Besiz. Meine Herren, es heißt, „um einen kräftigen Bauernstand zu erzielen.“ Ich frage, ob durch das Gesetz ein kräftigerer Bauernstand erzielt werden kann, als wie wir ihn jetzt haben? Ich kenne den Bauernstand schon seit 40 Jahren, und ich frage die hoch geehrten Herren von der Ritterschaft und den Städten, insbesondere die älteren, die vor 40 Jahren den Bauernstand kannten und noch jetzt kennen. Der Bauernstand ist jetzt so kräftig und groß an Betriebsamkeit und Fleiß. (Erfolgt Bravo- ruf von allen Seiten.) Was hat dieß Verhältniß herbeigeführt? Die weisen, wohlwollenden Gesetze unseres hochseligen Königs — er wollte, daß seine Unterthanen frei über ihr Besizthum verfügen könnten — die Ablösbareit und die Separation. Diese drei weisen Gesetze sind mit einander verbunden, und sie können nicht von einander getrennt werden! Diese Bestimmungen haben den Werth in dem Grundbesiz und die jetzt vorhandene Regsamkeit in unserem Stande hervorgebracht. Meine Herren, wenn Sie auf die Dörfschaften hinblicken, so werden Sie finden, daß auch in moralischer Hinsicht Stadt und Land immer mehr mit einander verschmelzen. Gehen Sie auf das Land und sehen Sie auf den Dörfern die Gebäude an, die seit 20 Jahren entstanden sind. Also was dem Ader abgezwungen werden kann, das geschieht. Es werden Vereine gebildet, an welchen höhere Beamte und Herren Antheil nehmen, die die Fortbildung des Bauernstandes kräftig unterstützen. Der Bauernstand ist jetzt kräftig genug und bedarf keiner solchen Gesetze, wie die vorliegenden. (Bravo von mehreren Seiten.)

Meine Herren, ich stehe hier für 300 Dörfschaften, aber ich glaube, alle 300 würden sagen, das Gesetz ist nicht rathsam, wir brauchen es nicht. Warum diese scheinbaren Verbesserungen, die keine Verbesserungen sind, warum an dem Bauernstande rütteln, um ihm die Freiheit zu beschränken?

Abg. Gießler (Sächsl. L.) Meine Herren! Auch meine Ansichten stimmen nicht mit denen in der gegebenen Verordnung überein. Ich kann mich nicht überzeugen, daß in meiner Gegend, wo es nur wenige geschlossene Bauerngüter gibt, wo

nach dem Tode des Erblassers gewöhnlich Alles in gleiche Theile getheilt wird, kein kräftiger Bauernstand vorhanden wäre. Ich halte dieses Verfahren aber auch für das richtigste. Ich bin der Meinung, daß an der von Gott geschaffenen Erde alle Menschen gleiche Rechte haben müssen. Da, wo der arme Mann, der sich vielleicht in vielen Jahren mit saurem Schweiß und Mühe etwas ersparte; die Freiheit nicht hat, Land dafür zu kaufen, wo ihm die Möglichkeit genommen ist, auf einem Stückchen eigenen Grund und Boden Kartoffeln zu bauen, um damit seine vielleicht zahlreiche Familie eine gewisse Zeit hindurch zu ernähren, da scheint mir die wahre menschliche Freiheit nicht zu Hause zu seyn. Gibt es jedoch Gegenden, wo die Bauerngutsbesitzer selbst der Meinung sind, daß man durch die geschlossenen Güter, vielleicht durch die Viehzucht, auf einen kräftigen Bauernstand hinwirken könne (Heiterkeit), wo es die arbeitende Klasse dabei gut hat, da habe auch ich nichts dagegen, diese bei ihrer Ansicht zu lassen. Ich glaube jedoch, daß auch da die gegebene Verordnung nicht nöthig seyn möchte. Mir scheint es außer allem Zweifel zu liegen, daß durch das in der Verordnung vorgeschriebene Taxiren nicht allein der Werth der bäuerlichen Grundstücke vermindert wird, sondern daß auch die Erben, welche das Gut nicht bekommen, selten mit der Taxe zufrieden seyn werden, daß also dadurch nur Zwist und Unzufriedenheit in den Familien entstehen würde. Als Abgeordneter der Landgemeinden halte ich es daher für besser, wenn die hohe Versammlung das vorliegende Gesetz nicht annimmt, sondern vielmehr dahin zu wirken sucht, daß allen denjenigen, welche Bauerngüter erben, auch für die Zukunft die Freiheit gelassen werde, mit ihrem Eigenthum zu machen, was sie für gut und zweckmäßig halten.

Abg. Schumann (Posen R.) Wenn ein großer Theil der Vertreter der zunächst Betheiligten den vorliegenden Entwurf zurückweist, so kann ich mich deren Ansicht nur anschließen. In meiner langjährigen Erfahrung und meinen recht nahen Beziehungen zu dem sogenannten Bauernstande habe ich nichts

gefunden, was auf die Nothwendigkeit einer gesetzgeberischen Verfügung, wie die vorliegende, hinführen könnte.

Ueberhaupt darf ich nicht unbemerkt lassen, daß die Bezeichnung „Bauernstand“ wohl bald seine Bedeutung verlieren möchte. Selbst im Großherzogthum Posen haben wir Bauernhöfe — ich könnte solche nennen — welche einen größeren Umfang als manche adelige Güter haben. Die Parcellirungen der letzteren können und werden nicht ausbleiben, und es wird die Zeit kommen, wo die Grenzen zwischen den einen und den andern verschwinden werden. Eine Gesetzgebung, welche gegen dieß unausbleibliche Resultat — Ergebniß des unaufhaltsam fortschreitenden Zeitgeistes anlämpfen will, kann keinen Bestand haben, und wir müssen ihr unsern Beifall versagen.

Abg. Gier. Aus der Denkschrift am Schlusse zu S. 5. ersehe ich, daß man noch immer damit umgeht, eine besondere bäuerliche Erbfolgeordnung zu erlassen, ein singuläres Erbfolgegesetz, das ich nach meiner Erfahrung sowohl für die geschlossenen Güter, als für die Wandeläder nachtheilig erachten würde. Aus den vielen beigebrachten Gründen erkläre ich mich sodann zum allgemeinen Theile der Berathung unbedingt gegen die Annahme des neuen Gesetzentwurfes und will nur noch bemerken, daß mir besonders die Collisionen schlimm erscheinen, in welche die Vormünder mit ihren Pflichten für die Pflegebefohlenen gerathen müssen, und daß sich die Vorlage den kleinen Ackerbau treibenden Städten gegenüber unpassend darstellt. Seit dem Jahre 1807 hat der Stand der Landgemeinen in jeder Beziehung gewonnen, durch Ablösung der Reallasten und Dienste sich gehoben, die Kultur, die Produktionsfähigkeit, der Werth der Grundstücke hat bedeutend zugenommen, der Realkredit ist gestiegen, und solchen Thatsachen gegenüber sehe ich gar nicht ein, wozu es jetzt noch eines Ausnahmegesetzes für Kräftigung des Bauernstandes bedürfen sollte.

Abg. Berndt (Schles. L.). Meine Herren! Ich gehöre zu denjenigen Mitgliebern der Abtheilung, welche sollte der vorliegende Entwurf als Partikulargesetz emanirt werden, sich

gegen jeden Paragraphen, gegen jedes Amendement und gegen das ganze Gesetz erklärt haben. Die Gründe sind schon hinlänglich im Gutachten entwickelt; auch haben die Redner vor mir sie schon so gut aus einander gesetzt, daß ich sie glaube mit Stillschweigen übergehen zu können, und nur noch anführen zu müssen glaube, daß der Bauernstand sich nicht nur allein in seiner gegenwärtigen Kraft erhält, ja fort und fort kräftiger werden wird, wenn alle Servituten und Verpflichtungen abgelöst seyn werden, wenn die veralteten Privilegien des Grundbesitzes, die Patrimonial- und Polizeigerichtbarkeit und der eximirte Gerichtsstand aufgehoben, wenn Domänen und Gemeinen zu einer gemeinsamen Commune vereinigt, wenn eine zeitgemäße Landgemeinde-Ordnung emanirt seyn wird. Dann werden diese so kostspieligen Prozesse aufhören, das hierdurch erzeugte Mißtrauen in den Gemeinen wird verschwinden, Ruhe, Friede und Eintracht werden eintreten, und nicht allein der Stand der Landgemeinen, sondern der Stand sämtlicher Grundbesitzer wird kräftiger und gediegener als je erhalten. Ich bitte daher die hohe Versammlung, daß sie sich gegen diesen Gesetzentwurf aussprechen möchte.

Abg. Allnoch (Schlef. L.) Wenn ich auch zugebe, wie es schon gegenwärtig Usus ist, daß im Wege freiwilligen Ueberlassens der Stammgüter der Uebernehmer das Gut für ein Billiges annimmt, so kann ich doch niemals zugeben, dieses zum Gesetz zu erheben. Der Wille eines Vaters ist den Kindern ein Heiligthum; das, was ein Vater, so lange er noch lebt, oder in seinem letzten Willen verordnet, das wird selten ein Kind antaßen. Man erleichtere dem gemeinen Manne die letztwilligen Verordnungen auf eine weniger kostspielige Weise, man beschränke die Kosten auf die reinen Ausgaben, dann wird jeder Vater festren, und dieses Gesetz kein erübrigt werden. Wenn die Tendenz der Gesetzgebung auf Ablösung sämtlicher Servituten geht, so glaube ich, daß dies ein Mittel sey, wodurch der Bauernstand kräftig gedeihen wird. Wir haben die Hoffnung, eine Land-Rentenkant zur Ablösung der Reallasten und ein Institut

zu bekommen. Man gebe uns noch eine zeitgemäße Anordnung und der Stand wird sich entschieden heben.

Der königl. Landtagskommissarius: Das Gement kann nur mit der höchsten Freude hier von Stimmen aus den Landgemeinen die Erklärung vernahmen, daß der preussische Bauernstand keiner Kräftigung dürfe, daß er sich materiell und intellektuell im Aufschwung befinde, daß er sich im Fortschreiten befinde. Der erste Entwurf des Gesetzes fällt in eine Zeit, wo ich noch nicht die Ehre dem Ministerium des Innern vorzustehen, dennoch glaube die Verwaltung, welche bei dessen Abfassung einen wegunstigen Zustand voraussetzte, insofern vertheidigen zu müssen als allerdings dem Gouvernement Indicien vorliegen, diese erfreulichen Aeußerungen leider nicht volle Anwen auf alle Theile der Monarchie finden. Ich weiß namentlich in Beziehung auf meine Heimath, die Provinz Westphalen, daß daselbst viele Bauerngüter, die sich Jahrhunderte in 2 der Familien erhalten haben, in Folge des jetzigen Zustandes der Gesetzgebung, in Folge rücksichtsloser Taxe und der gegen Vorschriften der Vormundschaftsordnung zersplittert in fremde Hände übergegangen sind, daß ihre Erben mit thränenden Augen dem Besitze ihrer Väter den Rücken zuwenden müssen. Ich frage die Bewohner der Provinz Westphalen, ob dieß nicht richtig ist? (Viele Stimmen bejahten.) Ich wende mich zu andern Theilen der Monarchie, welchen die bitterste Klage darüber geführt wird, daß viihundert Bauernhöfe als solche ganz verschwunden sind, und ihre Besitzer in einen hier oft genannten Stand übergegangen sind, in den Stand des Proletariats. Wenn so viele Höfe, wenn ganze Dörfer in dieser Weise durch Aukauf, Wege der Subhastation untergegangen sind, dann muß wohl dieser Zustand als eine Gefährdung des Bauernstandes bezeichnet werden. Ich habe dieß bloß anführen wollen, um die vielfach angegriffenen Eingangsworte des Gesetzes wenigstens theilweise zu rechtfertigen; während selbstredend von Seite des Gouvernements, wenn dem überhaupt noch eine Folge gegeben werden sollte, auf diese vielfach angegriffenen An

gangsworte kein Gewicht gelegt wird. Im Uebrigen haben diese Angriffe gegen den Gesetzentwurf alle die Tendenz gehabt, die Freiheit des Bauernstandes in seinen Besitzverhältnissen und in seinen Dispositionsbefugnissen zu vertheidigen; aber ich muß fragen, und mich dem geehrten Redner anschließen, der vor mir gesprochen hat: wo eine einzige Bestimmung darin zu finden sey, welche auch nur eine Andeutung erhielte, daß in irgend einer Beziehung jene Freiheit u. beschränkt werden sollte? Der erste Theil schreibt vor, wie Bauerngüter taxirt werden sollen. Wir haben gehört, daß in einem Theile der Monarchie für einzelne Bauerngüter die Vorschrift besteht, daß ermäßigte Taxen, also solche, die den wirklichen Werth nicht erreichen, in Anwendung kommen. Hier finden wir, daß alle abgeschätzt werden sollen, nach dem wahren Werthe. Ich frage, ob dieß eine Beschränkung der Freiheit oder eine Beförderung derselben sey? Wir sehen im zweiten Theile, daß den Vormundschaftsgerichten eine größere Freiheit gegeben werden soll in Beziehung auf die Annahme der Grundstücke durch die Erben. Ich frage, ob dieß eine Beschränkung oder eine Erweiterung der Freiheit sey? Wer die hier gehaltenen Reden liest, ohne das Gesetz zu kennen, der würde allerdings glauben müssen, daß letzteres die Freiheit des Bauernstandes in Beziehung auf Besitzverhältnisse und Dispositionen beschränken wolle; diesem Mißverständniß habe ich vorbeugen wollen. Wenn aber einer der geehrten Redner sich auf die Rätze der Krone beruft und die Hoffnung ausspricht, daß das Gesetz dem Stande, zu dessen Nutzen es gereichen sollte, nicht aufgedrängt werde, so glaubte ich mit größter Bestimmtheit die Versicherung niederlegen zu dürfen, daß, wenn die Versammlung, die Tendenz des Entwurfes nicht billigend, sich dagegen aussprechen sollte, solcher nicht zum Gesetz erhoben werden wird, schon nach dem einfachen Grundsatz, daß Wohlthaten nie aufgedrängt werden sollen.

Eine Stimme: Ich muß gestehen, daß ich erst nach dem, was von den geehrten Mitgliedern der Landgemeinden geäußert wurde, in ihrem Sinne auch dafür erkenne, glaube aber, daß wir den Zweck viel besser erreichten, wenn wir den

so würde sie dadurch mit dem Princip der neueren Gesetzgebung, dem der freien Bewegung, welches sich in meinen als Basis jeglichen Fortschrittes erwiesen, in Widerspruch treten und dadurch voraussichtlich um so Uebelstände hervorrufen.

Ueberhaupt müssen die von den Petenten angeführten Uebelstände als die äußere Erscheinung eines gesellschaftlichen Leidens angesehen werden, dessen Wurzeln sehr viel tiefer liegen, und die nach der Ansicht der Abtheilung nur darin erkannt werden müssen, daß die mittelalterliche Verfassung aufgelöst worden, ohne daß eine den neuen Verhältnissen entsprechende Gestaltung der agrarischen Verhältnisse an deren Stelle getreten. So ist die mittelalterliche Corporativ-Verfassung aufgehoben, und noch immer fehlen mittleren und östlichen Provinzen die Landgemeineorte so wie eine damit in Einklang stehende ländliche Polizeiverfassung. Die mittelalterlichen Naturalleistungen gegen Grundherren und Familie sind aufgehoben und in Geldleistungen verwandelt worden, und es fehlen Kreditanstalten, in denen Rustikalbesitzern die erforderlichen Betriebsmittel, sowie die Gelegenheit zur Ansammlung von Ersparnissen und Meliorationskapitalien darbieten; in den östlichen Provinzen außerdem die seit Einführung der Geldwirtschaftsform Lebensbedingung gewordene Verbindung des Landbaues der Fabrication und insbesondere mit dem sogenannten kleinen Gewerbe. Im Gegentheil ist die vormals so blühende Seiden- und Spinnerei und Weberei der überlegenen Konkurrenz des Auslandes erlegen u. s. w.

Die Abtheilung ist der vollen Ueberzeugung, daß die gegenwärtige, d. h. aus keinem inneren Bedürfnis hervorgehende Bodenzerfplitterung eine aus vielen socialen Missständen hervorgehende krankhafte Erscheinung ist, die sich durch Palliativmittel nicht beseitigen läßt, deren Verschwinden indessen nach Herstellung gesellschaftlicher Zustände und insbesondere nach Befriedigung der vorbezeichneten Lücken mit Sicherheit erwartet werden darf. Sie glaubt demnach auf die Vorschläge der Petenten nicht eingehen, dem hohen vereinigten Landtage

um so dringender die Berücksichtigung der anderweit zur Berathung kommenden Petitionen wegen Emanation einer Landgemeine- und einer ländlichen Polizeiordnung, Errichtung von ländlichen Hypothekenbanken, Förderung der Fabrication in den östlichen Provinzen u. s. w. empfehlen zu müssen.

Berlin, den 19. Mai 1847.

Die sechste Abtheilung A. der Curie der drei Stände:

Graf Renard. Mevissen. Michaelis. Steinbed. Damsmann. Seltmann. v. Piquetten-Rungsheim (Ref.) v. Eöls. v. Beckerrath.

Der Marschall: Die Abtheilung hat den Antrag nicht befürwortet. Ich muß fragen: ob derselbe hier in der Versammlung Unterstützung findet? (Alles schweigt.) Die Unterstützung findet nicht statt; der Gegenstand kann also nicht zur Berathung kommen.

Gutachten der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins, *)

abgegeben an das k. Ministerium des Innern am 10. December 1847.

Bei der im August d. J. abgehaltenen Versammlung von Landwirthen ist zur Sprache gekommen, daß die Hofmezzerei mit ihren verderblichen Folgen für die Sittlichkeit und den Wohlstand der Landbewohner immer noch fortbauré, daß die Ortsvorsteher und Gemeinderathsglieder häufig bei solchen Geschäften sich offen oder im Stillen selbst betheiligen, die im December 1841 erlassene Ministerialverfügung für den Zweck der Entfernung solcher Mißbräuche nicht ausreiche, und daß

Anmerkung. Bei Bearbeitung dieses Gutachtens konnte auf die Verhandlungen im Königreich Preußen noch keine Rücksicht genommen werden, da die Protokolle des vereinigten Landtags (herausgegeben von Ed. Blaisch) damals noch nicht vollständig im Buchhandel erschienen waren.

daher weitere durchgreifende Maßregeln getroffen werden. Als Mittel, den Uebelständen des Güterhan-
begegnen, ist vorgeschlagen worden:

a) daß die Gültigkeit der Verträge über Liegenschaft größere Formlichkeiten geknüpft werde, so daß Ueber-
Uebereilung oder Verkäufe in betrunkenem Zustan-
niger vorkommen oder doch unschädlich gemacht
könnten;

b) daß die Bestimmungen der gegenwärtigen Gesetz-
über das Neurecht, welche in der fraglichen Beziehung
Nachtheiliges haben, einer Revision unterworfen zu

Wir haben die Bearbeitung eines Auftrages über
Nachtheile einer fortschreitenden Zerspaltung des Grund-
thums und über etwa dagegen zu treffende Maßregel
Monat März d. J. (Landwirthschaftl. Wochenblatt No.
zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht, indem wir
dabei die Voraussetzung ausdrückten, daß wir es nicht
angemessen hielten, wenn die Freiheit der Parcellirung
Bodens direct durch ein Gesetz beschränkt werden würde.

Diese Ansicht glauben wir auch bei gegenwärtiger
anlassung aussprechen zu sollen. Wenn es überhaupt g
den Geist der Zeit gehen würde, irgend Jemanden an
Beschäftigung mit der Landwirthschaft dadurch zu hindern,
die Gelegenheit zur Erwerbung von Grundstücken seltener
macht wird, und wenn es anderseits gegen den Begriff
Rechts verstoßen dürfte, einen Grundeigenthümer in der frei
Verfügung über sein Eigenthum durch das Verbot, dasselbe
in kleineren Theilen zu veräußern, zu beschränken, so dürfte
gerade in der Gegenwart noch besondere Momente geleg
seyn, welche es bedenklich machten, die zahlreiche Masse
Besitzlosen noch mehr zu vergrößern und die Anhäufung g
ßerer Kapitalien in den Händen einer kleineren Zahl v
Staatsangehörigen, als welche ohnehin in der Richtung d
Zeit gelegen zu seyn scheint, durch künstliche Mittel zu beschränken.
Wohl mag es jedem Staate erwünscht seyn, einen
soliden, tüchtigen Bauernstand in seiner Mitte zu haben. Aber
ein solcher Stand kann nicht durch Gesetze geschaffen werden.

erhalten worden, wenn nicht in den Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft selbst, von welchen die Vertheilung des Nationalvermögens unter die Einzelnen abhängt, die Bedingungen dazu vorhanden sind. Jede Maßregel der Gesetzgebung, welche in den durch die gegebenen Zustände vorgezeichneten Gang der Vermögensvertheilung eingreifen sollte, würde entweder an sich unwirksam bleiben, oder andere Nachteile für die socialen Verhältnisse zur Folge haben. Als ein solcher Nachtheil würde bei uns die Vermehrung der Zahl der Armen und Beschloßen sich einstellen. Welche Beschwerden und Lasten hieraus für die Gemeindefassen und die Staatskasse entstehen, haben die Erfahrungen der neuesten Zeit hinreichend gezeigt. Es wird aber durch eine solche Vermehrung der Beschloßen auch die bürgerliche und sittliche Ordnung verschlimmert. Der kleine Landwirth, der mit der Hack sein Kartoffelfeld baut, ist nach allen Erfahrungen immer noch ein besseres Glied der bürgerlichen Gesellschaft, als der Arbeiter, der, von allem Vermögen entblößt, so gerne jede Störung der öffentlichen Ordnung dazu benützt, um nach fremdem Eigenthum zu greifen. Wir können es daher nur für erwünscht erkennen, daß es in Württemberg in Folge der Befreiung, welche ein großer Theil des Grund und Bodens schon im Laufe einer Reihe von Jahren erlangt hat, auch dem kleineren Gewerbsmann, dem Fabrikarbeiter und dem Tagelöhner möglich gemacht ist, Grundstücke für sich zu erwerben und zu bewirtschaften und daß dadurch auch dieser Klasse von Staatsangehörigen ein Interesse an der Erhaltung der bestehenden socialen Ordnung eingepflanzt worden ist. Ohneßth darf man nicht befürchten, daß die Parcellirung des Bodens je so weit gehen werde, daß es am Ende nur kleine Bauern geben werde, welche lediglich ihr eigenes Bedürfniß anpflanzen und zur Nahrung des übrigen Theils der Bevölkerung keinen Ueberschuß abliefern können. Die Theilung des Bodens findet ihre naturgemäße Grenze in dem Bestreben der Vermögenslosen, große geschlossene Güter zu erwerben, oder durch Zusammenkaufen kleinerer Grundstücke ihren Besitz zu vergrößern und zu vergrößern. Bestrebungen dieser Art scheinen die vormaligen Geldverhältnisse besonders

günstig zu seyn, theils weil durch die eingerichteten landwirthschaftlichen Lehranstalten für die Bildung und Erhaltung des Standes tüchtiger Landwirthe gesorgt ist, und dieser E immermehr durch Angehörige höherer Stände und durch der vermöglicher Familien sich vermehrt; theils weil die Rente, welche in dem letzten Jahre durch das Steigen Fruchtpreise sich so sehr gehoben hat, einen starken Reiz tet, Kapitalien in Grund und Boden anzulegen. Als weiteres Gegengewicht gegen eine zu weit gehende Parcellirung des Grundeigentums darf auch noch angeführt werden, der standesherrliche und ritterschaftliche Adel sein Abs darauf gerichtet hat, für die ihm durch Ablösung von Gr gefällen flüssig werdenden Kapitalien wiederum Grundeigent zu erwerben. Solche Erwerbungen sind dem Vernehmen i schon in Folge der Ablösungsgesetze von 1836 in nicht u deutendem Umfang vorgekommen und sie werden auch künftighin wiederholen und zwar in demselben Maße, in weld die Ablösung der Grundgefälle selbst fortschreiten wird.

So wenig aber die Vereinigung großer Grundbesitzen durch die Standesherrn und die Ritterschaft zu hindern f wird, obgleich hier das Verschwinden solcher Gü aus dem Verkehr ein besonders berücksichtigungswertl Moment darbietet, so wenig hielten wir eine Maßregel begründet, durch welche dem Besitzer größerer Güterkompl deren stückweiser Verkauf und dem weniger Vermöglich welcher vielleicht auf keine andere Weise seinen Sparpfenn nützlich verwenden kann, der Ankauf kleinerer Grundstü unmöglich gemacht würde. Mag immerhin in denjenigen G genden, in welchen noch eine größere Zahl geschlossener Hi sich befindet, die Wahrnehmung gemacht werden, daß es u niger Arme und eine verhältnißmäßig größere Zahl Wohl habender gibt, als in denjenigen Bezirken, in welchen d Grundeigentum längst in kleineren Parcellen getheilt ist - die Ursache dieser Erscheinung wird nicht sowohl in d System der Theiltheit des Bodens, als in der Sitte g suchen seyn, vermöge welcher die Hofgüter und damit d Hauptst. d. des Vermögens einer Familie je dem älteste

Haussohn in einem weit unter dem wahren Werthe stehenden Anschlag überlassen werden und die jüngeren Kinder meist, ohne einen eigenen Hausstand und eine eigene Wirtschaft zu gründen, Glieder der Familie des neuen Gutsbesizers bleiben und diesen, oft in nicht viel besserer Stellung, als derjenigen von Dienstboten, in seiner Oekonomie unterstützen. Wo diese Sitte nicht besteht, sondern der Gewohnheit Platz gemacht hat, daß das Grundeigenthum eines Familienvaters, wie dessen Vermögen überhaupt, unter seinen Kindern zu gleichen Theilen vertheilt wird, und daß überhaupt jeder junge Mann, sobald er die Volljährigkeit erreicht hat, ohne Rücksicht auf Vermögensbesitz eine eigene Familie gründet, da kann eine Abnahme der Zahl wohlhabender Bauern und die Zunahme der Zahl der Armen nicht ausbleiben. Diese natürlichen Folgen der Vermehrung der Bevölkerung und des gleichen Erbes der Kinder können aber durch ein Gesetz, wodurch nur die Vertheilung des Bodens beschränkt würde, im großen Ganzen nicht abgewendet werden. Eine andere uns nicht berührende Frage ist aber: ob nicht von denselben, welche nicht schon durch Besitz von Vermögen in ihrer Erziehung gesichert sind, eine größere Garantie, als sie in der dermaligen Gesetzgebung bezeugt ist, dafür zu fordern seyn möchte, daß sie keinen für den Unterhalt einer Familie hinreichenden Erwerb haben? Auch könnte die Frage aufgeworfen werden, ob nicht, um einen tüchtigen, wohlhabenden Bauernstand zu erhalten, durch die Gesetzgebung ein ungleiches Erbrecht eingeführt werden sollte? Wir unsersseits möchten indessen eine solche Ungleichheit in Vertheilung der Eltern gegen den Willen der letzteren nicht im Vorschlag bringen. Wenn aber die Eltern selbst darauf ihr Absehen richten wollen, so ist ihnen, wie auch die Erfahrung bisher schon gezeigt hat, die Möglichkeit durch die bestehende Gesetzgebung nicht abgeschnitten. Wenn sie nur jedem Kinde den Pflichten hinterlassen.

Jedenfalls würde durch die Einführung eines ungleichen Erbes für sich allein das Ziel der Gehaltungs eines soliden Bauernstandes noch nicht erreicht werden, wenn nicht damit

die Sitte verbunden wäre, daß die geringen bedachten und unverehelicht bleiben, etwa als Hausgenossen bei dem ältern Bruder als dem Gutbesitzer. Diese Sitte kann aber, in sich nicht selbst bildet, durch ein Gesetz nicht erzwungen werden. Besteht sie nicht, so wird das ungleiche Erbrecht um so schädlicher wirken, weil die aus den jüngeren, gleichfalls verheiratheten Kindern nachwachsende Bedürfnisse notwendig ärmer seyn wird, als sie beim Bestehen der gleichen Erbserbrechtigung geworden wäre.

Indem wir hienach irgend einen Zwang gegen die Erbesitzer in der beliebigen Verfügung über ihr Eigenthum für zulässig halten, vielmehr die Ueberzeugung hegen, bei völliger Freiheit von Angebot und Nachfrage zumal unserem Vaterlande, wo die Theilung des Bodens im Ganzen naturgemäß sich gestaltet hat, und von jedem Extrem sich gehalten ist, sowohl die Vereinigung großer Besitzungen einer Hand, als die weitere Zerschüttung des Bodens Korrektiv in sich selbst trage, glauben wir die für die Nationalpolitik häufig als präjudicial hingestellte, unter Landwirthen bestrittene Frage: „ob größere oder kleinere Güter einen verhältnißmäßig höheren Reinertrag abwerfen und davon von der Gesetzgebung zu begünstigen seyn,“ als nicht entscheidend auf sich beruhen lassen zu sollen. Dagegen halten wir, wenn die mit dem Güterhandel früher verbunden gewesen Mißstände auch derzeit noch fortdauern sollten, wie den Anschein hat, eine Einschränkung durch die Gesetzgebung allerdings für geboten. Von beiden in Vorschlag gekommenen Richtungen würden wir die Vermehrung der Formalität bei Güterverkäufen, etwa durch Beiziehung von Gemeinrathsmitgliedern zur Versteigerung von Grundstücken, nicht für angemessen halten, weil dadurch dem Verkehr Hefeln eingelegt würden, welche in den meisten Fällen unnützlich wären. Dagegen scheint uns eine Abänderung der gesetzlichen Bestimmungen über das Neurecht wohl begründet zu seyn. Was es bei dem Güterhandel ein gewöhnlicher Kunstgriff ist, die Kaufschillinge durch Mieth oder durch Aufstellung von Getränken bei oder unmittelbar vor der Versteigerung ab-

lung in Exaltation gebracht werden; und daß unter den Kaufsbedingungen in erster Linie der Verzicht auf das Reusrecht, selbst wenn der Verkäufer den letzten Streich vorbehält; aufgenommen wird, so dürfte den Uebervorteilungen und Unsittlichkeiten, welche sich an dieses Verfahren anknüpfen, auf die einfachste und natürlichste Weise dadurch begegnet werden, daß bei allen Güterverkäufen, und insbesondere bei Versteigerungen, bei welchen ein Unfug der gedachten Art stattgefunden hat, den Käufern, und zwar selbst auf den Fall der dazwischen gekommenen Insinuation die landrechtliche Kreuzzeit offen behalten und jeder Verzicht auf dieselbe, sowie die Anbedingung einer Conventionalstrafe oder der Uebernahme von Rechtskosten für den Rücktrittsfall für ungültig erklärt würde. Diese Bestimmung dürfte dann aber, theils weil für den Speculationshandel mit Gütern nicht leicht ein sicheres Merkmal aufzufinden seyn wird, theils weil die angegebenen Mißbräuche nicht allein bei dem Speculationshandel mit Gütern, sondern auch beim stückweisen Verkauf von Gütern aus Erbschaftsmassen u. vorkommen, auf alle Fälle angewendet werden, wo eine Mehrzahl von Grundstücken durch denselben Eigenthümer oder durch dieselbe Gemeinschaft von Eigenthümern (z. B. die Erben), zur Versteigerung gebracht wird.

Zwar ist schon, wie in der hohen Ministerialverfügung vom 22. December 1841. angeführt worden, in Zhl. II. Tit. 25. des Landrechts eine Bestimmung gegeben, auf deren Grund Contrakte, bei welchen Mißbräuche und Unfug der angegebenen Art stattgefunden haben, angefochten werden können. Allein die Wirksamkeit dieser Bestimmung wird dadurch geschwächt, daß die Beweislast hinsichtlich der arglistigen Hinterführung, welche nach dem Gesetze bei dem Verkäufer vorausgesetzt wird, auf dem Käufer liegen bleibt, die Föhrung eines solchen Beweises aber häufig mit Schwierigkeiten verbunden oder ganz unmbglich ist. Dem Verkäufer, welcher einmal durch berauschende Getränke, Dufft und dgl. auf die Gemüthsstimmung und das Besinnungsvermögen der Kaufs Liebhaber einzuwirken gesucht hat, geschieht gewiß nicht zu viel, wenn seine Handlung zum Voraus als arglistige Hinterführung angenommen

und darum den Vicitanten die Möglichkeit verschafft wird, eine erlittene Verletzung durch Ausübung des Neurechts von sich abzuwenden. Besteht einmal der Grundsatz, durch welchen Käufe unter Voraussetzung gekübter Mißbräuche rückgängig gemacht werden können, so ist damit dem Speculationshandel mit Grundstücken sein Ziel gesetzt, indem die Güterhändler einen Aufwand für Speisen, Getränke, Musik etc. von selbst unterlassen werden, wenn sie Gefahr laufen, daß die Vicitanten, denen dieser Aufwand gewöhnlich anbedungen wird, denselben von sich ab und auf sie, die Händler, zurückwälzen.

Schließlich erlauben wir uns, in Beziehung auf die Zersplitterung des Bodens selbst noch eine Bemerkung zu machen.

Nach vielfachen Wahrnehmungen besteht in einer großen Zahl von Gemeinden die Gewohnheit, daß, wenn ein Familienvater mit Tod abgeht, die hinterbliebenen Kinder jedes einzelne Grundstück unter sich theilen, so daß ein Viertel Morgen Acker oder Wiese in mehrere Stücke abgetheilt wird. Diese Gewohnheit hat den Uebelstand zur Folge, daß nicht nur in den Primärkatastern, Güter- und Unterpfandsbüchern, so wie in den Flurkarten eine Menge von Abänderungen gemacht werden muß, welche die Ordnung und die Uebersicht stören, sondern es geht daraus auch der wirtschaftliche Nachtheil hervor, daß solche kleine Grundstücke nicht mehr ordnungsmäßig gebaut werden können, daß, der vielen Grenzfunken wegen, ein unverhältnismäßiger Theil des Bodens gar keinen Nutzen abwirft und daß eine unverhältnismäßig große Zahl neuer Uebergangs- und Zufahrtbedienbarkeiten entsteht, welche die Kultur hindern und den Ertrag schwälern.

Bei der großen Verschiedenheit der Lokalitäten möchte es schwer halten, ein Minimum für die Theilung im Wege der Gesetzgebung vorzuschreiben, wie solches in andern Ländern schon versucht worden ist.

Dagegen glauben wir, wie wir auch bereits in unserem Gutachten über die Aufhebung des Flurzwangs gethan haben, der Ermägung des R. Ministeriums anheim geben zu sollen, ob nicht durch Rücksprache mit dem R. Justizministerium eine Weisung an die Notare und Meißengerichte dahin veranlaßt

werden könnte, daß bei Vermögensübergaben, Erbschaftstheilungen und dergleichen Rechtsgeschäften auf Vermeidung solcher Zersplitterung hingewirkt und die einzelnen Betheiligten im Wege des Tausches oder der Verlosung je mit ganzen oder überhaupt mit möglichst großen Grundstücken abzufertigen gesucht werden.

2 (orig. 7012, 5:40:11)

3

Die

Güterconsolidation

in der

preussischen Rheinprovinz.



Vom

Regierungs-Rath Beck

zu Aachen.

Das haben wenige beobacht, daß, wenn man alles frei läßt, nichts frei bleibt, sondern die verschiedenen Lebenskreise sich in einander verlaufen und verwirren, wodurch nothwendig ein Zustand der Auflösung und Ausschweifung entstehen muß, der die Freiheit in ihrem Keime tödtet.

Denn das ist das Geheimniß der wahren Freiheit, daß der Mensch durch viele sächliche Bande, durch Einrichtungen, die sich zunächst auf Dinge außer ihm und erst in der dritten, vierten Instanz auf ihn (selbst) beziehen, in der Gemeinschaft gehalten, getragen, zur Zucht und Ordnung so wie zu dem heiligen Gefühle des Stetigen und Bleibenden, ohne welches keine guten Bürger sein können, angehalten werde.

G. M. Arndt.

(Erinnerungen aus meinem Leben, Seite 310.)

Goblenz,

Silbenbrandt'sche Buchdruckerei.

1859.



Die Güter = Consolidation

in der
preussischen Rheinprovinz.

Das haben wenige bedacht, daß, wenn man alles frei läßt, nichts frei bleibt, sondern die verschiedenen Lebenskreise sich in einander verlaufen und verwirren, wodurch nothwendig ein Zustand der Auflösung und Ausschweifung entstehen muß, der die Freiheit in ihrem Keime tödtet.

Denn das ist das Geheimniß der wahren Freiheit, daß der Mensch durch viele sächliche Bande, durch Einrichtungen, die sich zunächst auf Dinge außer ihm und erst in der dritten, vierten Instanz auf ihn (selbst) beziehen, in der Gemeinschaft gehalten, getragen, zur Zucht und Ordnung so wie zu dem heiligen Gefühle des Stetigen und Bleibenden, ohne welches keine guten Bürger sein können, angehalten werde.

E. M. Arnbt.

(Erinnerungen aus meinem Leben, Seite 310.)

Der Verfasser dieses Artikels wurde im Herbst des Jahres 1848 als Direktor der Eichsfeldischen Renten-Zilgungskasse zur Amortisation der Reallasten und als Separations-Commissarius nach Heiligenstadt (im ehemals Kurmainzischen Fürstenthum Eichsfeld belegen) versetzt. Er fand dort gegen das nach der Gemeinheitstheilungs-Ordnung vom 7. Juni 1821 angeleitete Verfahren eine tief eingewurzelte Mißstimmung, durch welche die Thätigkeit der diese Angelegenheit dirigirenden General-Commission der Provinz Sachsen und somit auch seine eigene in dem circa 20 □ Meilen großen, sehr zersplitterten und stark bevölkerten armen Gebirgslande gelähmt wurde. Die Ursachen dieser Erscheinung sowie die Mittel, durch welche die öffentliche Meinung zu Gunsten des Verfahrens in kurzer Zeit umgestimmt und seitdem zahlreiche Specialseparationen mit gutem Erfolge durchgeführt worden sind, hat der Verfasser in dem Jahresberichte des (von ihm gestifteten und geleiteten) landwirthschaftlichen Districts-Bereins des Eichsfelds pro 1855 und in dem III. Bande des Archivs für preussische Landeskunde veröffentlicht. In der erstgedachten Schrift *) ist das Separationsverfahren und dessen Vortheile für solche arme Gebirgsgegenden gleichzeitig ausführlicher geschildert worden.

*) In Heiligenstadt bei Dellion erschienen.

Auf Veranlassung der Staatsregierung wurden im Jahre 1 Landrath Simons und der Regierungsrath Wilhelmy nach Th dem Eichsfelde und dem Herzogthum Nassau gesendet, um sich t Consolidationsverfahren im Interesse der Rheinprovinz an Ort un zu orientiren. Beide haben dem landwirthschaftlichen Verein für preußen über ihre Wahrnehmungen Bericht erstattet, nämlich: der ath Simons in der Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins Rheinpreußen, Jahrgang 1864 Seite 226, und der Regierungsrath helmy in der im Jahre 1856 erschienenen Schrift: „Ueber die Auf legung der Grundstücke in der preussischen Rheinprovinz.“

In vorliegender Schrift wollen wir nicht sowohl auf eine C rung und Vergleichung des preussischen und nassauischen Verfahrens gehen, als vielmehr das Wesen der Sache klären und die h sächlichsten, zur Zeit in der Rheinprovinz noch herrschenden B zu widerlegen suchen. Dabei liegt die Ueberzeugung zu Grunde, t freie Theilbarkeit des Grundbesitzes und die unbeschränkte Dispositi das Eigenthum als Grundsäulen der preussischen Agrikultur auch treff des Consolidationsverfahrens unangetastet bleiben müssen. Die C welche für die unbeschränkte Theilbarkeit des Grundbesitzes sprechen vom damaligen Appellationsgerichtsrath A. Reichensperger und Präsidenten Letzte in der Schrift: „Ueber die freie Theilbarkeit des G besitzes“ entwickelt worden.

Da das Princip der freien Theilbarkeit des Grundbesitzes i Rheinprovinz den ungetheiltesten Beifall findet, so leitet man au nicht selten alle Vorzüge der rheinischen Landwirthschaft her, wahren Boden, das Klima, die starke Bevölkerung, die blühende Industrie der lebhafteste Verkehr, daran wesentlichen Antheil haben.

Von den Mängeln der rheinischen Bundeskulturzustände hört dagegen — namentlich in landwirthschaftlichen Centralversammlungen selten sprechen. Allerdings ist Loben leichter als Tadeln und Besserma Wer nur die üppigen Fluren des rheinischen Flachlandes kennt und der Reichthümer desselben erfreut, sollte darüber die Mängel und die i der rheinländischen Gebirgsbevölkerung mit ihren elenden Zwergw schäften nicht ignoriren.

Es ist nicht in der Ordnung, wenn bei derartigen Erörterun mit allgemeinen Redensarten über Principien disputirt und abgespro wird, bevor die Sachlage bis ins Detail aufgeklärt und daraus die tendenden Gesichtspunkte sachgemäß entnommen sind. Jedes gute Bild seine Licht- und Schattenseite, so auch eine Schilderung der i wirthschaft der Rheinprovinz, welche im Rheinthale eine ganz andere wie in der Eifel, auf dem Westerwalde, dem Sundrüd und im G Herzogthum Berg. Was dort überflüssig ist, kann hier dringend n wendig sein. Unser Central-Verein hat die schöne Aufgabe, allen Thei der Provinz gerecht zu werden. Da aber Gerechtigkeit ohne Wahr nicht bestehen kann, so wollen wir die Verhältnisse zu schildern suchen, i sie sind und nicht wie sie sein könnten.

Zu jenen Schattenseiten rechnen wir auch die auffallende Unkenntn der Rheinländer mit dem Wesen der Consolidation. Die Frage über i freie Theilbarkeit des Grundbesitzes wurde in der im Jahre 1857 Düren abgehaltenen General-Versammlung in einer — beiläufig bemer

→ wenigstens in dem Maße bekannt: Was aber die Consolidationsfrage anbelangt, so hat dieselbe seit der im Jahre 1858 in Bonn gepflogenen, resultatlos gebliebenen Verhandlung gänzlich geruht. Selbst die schon gedachte, interessante *Verhandlung* über die Schrift ist bisher weder in der *Verhandlungsschrift*, noch so viel uns bekannt geworden — andererseits einer eingehenden Besprechung ist von *Verhandlungssammlungen* unterzogen worden.

Die Consolidationsfrage scheint gewissermaßen ein „Noli me tangere“ geworden zu sein: Erlaubt man sich nach dem Grunde, so hört man oft die Antwort, daß Consolidation nichts ganz nützlich und gut sein, wenn nur nicht durch das Verfahren die freie Theilbarkeit der Grundbesitze beschränkt werden sollte.

Aber was ist aber möglich, daß diese — unseres Wissens — völlig richtige Annahme in der ganzen Provinz so feste Wurzeln schlagen konnte? Wäre in der Provinz Versammlung eine größere Zahl praktischer Landwirthe anwesend gewesen, die über das, was sie vom Consolidationswesen an Ort und Stelle gesehen und gehört, kurz und bündig hätten referiren können, so würde man seitdem nicht so viele kostbare Zeit an demselben haben verschwenden lassen!

In dem Bezirke der Kreisabtheilung Xa (Stadt- und Landkreis Aachen) ist ein dringendes Bedürfnis nach Consolidation wegen der hier vorherrschenden Industrie und Gartenkultur nicht vorhanden. Dennoch wurden kürzlich die beiden obengedachten Fragen unter Zugrundelegung der schon gedachten Schriften in einer Gastmahlzeit besprochen. Schließlich erkundete die Versammlung ohne Widerspruch an, daß man sich von der Consolidation bisher ganz richtige Vorstellungen gemacht habe und daß der große Nutzen einer dieser Beschreibungen entsprechenden rheinländischen Consolidationsgesetze gar nicht zu verkennen sei.

Um diese wichtige Frage in gehörigen Gang zu bringen, wollen wir hier den wesentlichen Inhalt dieses Vortrages *) wiederholen.

Die seit Carl's des Großen Zeiten eingeführte Dreifelderwirtschaft (bei der bekanntlich der Winter des Viehes in einer Gemeindepheerde auf bestimmte dazu reservirte Weidenplätze und auf den unbesetzten Feldern gehalten wurde) gestattete jedem wirthschaftlichen Gute den Uebergang in die Fruchtwechselwirtschaft ohne Schwierigkeit.

Ungünstiger gestalteten sich die Verhältnisse da, wo die Güter im Ganzen liegen. So lange die Bevölkerung gering und der Boden wenig Bruch hatte, empfand man die aus dem Mangel an Flur- und Feldwegen entstehenden Uebelstände weniger. Man fuhr oder ging zur Zeit der Düngung, Saat und Ernte über die vorliegenden Grundstücke. Durch unvortheilhafte Gewohnheit wurde dieser Zustand endlich gesetzlich anerkannt. Noch lästiger wurde aber das f. g. Trepp- und Wenderecht: diejenigen Feldbesitzer, welche, wenn sie eine Furche geackert haben, nicht vom Wege aus mit dem Pfluge wenden können, thun dies bekanntlich auf dem Grundstücke des anschließenden Grundbesizers. Natürlich sind die Grundstücke am liebsten daran, welche der Länge nach an der Anwenne liegen, wenn viele Grundstücke mit ihren schmalen Theilen auf sie stoßen.

*) Dabei sind hinsichtlich des Nassauischen Consolidations-Verfahrens benutzt worden, 1. Wismann's Schrift: „Ueber das Consolidationswesen.“ 2. ein gediegener Aufsatz, welcher in Nr. 22 der deutschen Vierteljahresschrift (Jahrgang 1842) abgedruckt ist.

Mit dem steigenden Werthe, der größer gewordenen Zerspaltung des Bodens und der zunehmenden Bevölkerung sind auch diese Albeiden nachher hervorgetreten, besonders seit man in der zweiten Hälfte vorigen Jahrhunderts die verbesserte Dreifelderwirtschaft eingeführt und die durch die vorliegenden bestellten Grundstücke vom Wege abschlossenen. Acker zum Anbau von Handelsgewächsen, Hackfrüchten, Futterkräutern nicht verwenden konnte.

Auch in der Rheinprovinz finden wir diesen „unfertigen“ Zustand der Flurzwang und die Koppelhaltung sind bisher aufgehoben.^{*)} auch die Dreifelderwirtschaft in ihrer verbesserten Gestalt fast nur in den Gebirgsgegenden der Rheinprovinz heimisch; im Flachlande dagegen namentlich am Rhein, ein völlig freies Wirtschaftssystem herrschend, der Austrieb der Gemeindeviehheerden größtentheils abgeschafft, so doch die üblen Folgen der allzugroßen Zerspaltung des Grundbesitzes und der mangelnden Feldwege bestehen geblieben. Zur Beseitigung selbst halfen keine polizeilichen Verordnungen, durch welche man die der Bestellung und Erndte bestimmte, noch viel weniger Geseze, wovon Jeder für den Schaden verantwortlich gemacht wurde, den er durch Ueberschreiten z. seinem Nachbar zufügte. Man duldet lieber, was der Eingekerkerte einmal nicht abstellen kann, ehe man sich mit seinem Nachbar in fruchtbare, kostspielige Entschädigungsprozesse einläßt. So sehr auch betriebsame Wirthe wünschen mag, seinen Acker und seine Wiese zu bewässern oder zu bewässern, er sieht sich durch die mangelhafte Feldtheilung daran verhindert. Wie mancher ist wegen dieser misere schon despondent geworden und hat sich endlich, entschlossen, mit dem großen Strom schwimmen und, wie gesagt, gehen zu lassen, was er eben nicht kannte! Wohl hatte er von der Güterconsolidation gehört, jedoch er wagte sich ja mit allen Nachbarn und Freunden entzweiten, wenn er dieser „fährlichen“ Neuerung das Wort zu reden wagte! Unmöglich kann an die jetzige mangelhafte Feldtheilung vieler Gemeinden, welche den Uebergang in einen rationellen Fruchtwechsel unmöglich macht und die Vermehrung des Nationalvermögens beeinträchtigt, auf die Dauer fortbestehen.

Zur Beseitigung des immer noch auffallend oft vorkommenden Uebelstandes bedarf man freilich keines so weitläufigen Verfahrens, indessen bekanntlich nach §. 5 der Gemeinheitstheilungs-Ordnung vom 19. Mai 1851 durch Beschluß des Gemeinderaths oder durch einen Antrag der Majorität der Grundbesitzer diesem Unwesen schon jetzt ein Ende gemacht werden kann. Aber man erreicht durch solchen Beschluß ebenfalls nicht die Vortheile eines wohlgeordneten, gehörig zugänglichen Grundbesitzes. Freilich könnte der rheinländische Grundbesitzer nicht, wie in den anderen Provinzen so oft geschieht, bei Gelegenheit der Consolidation auf Theilnahme der Gemeindeconsolidation gehörigen, bisher gemeinschaftlich beweideten Grundstücke antragen. Dagegen bleibt ihm der Gemeintheil an der Fläche, welche durch Verminderung der extragrosen Furchen^{**)} durch

*) Bürgerliches Gesetzbuch §. 537, 544, 647 und 648 und Gemeinheitstheilungs-Ordnung vom 19. Mai 1851 §. 4.

**) In Altengotttern (Kreis Langensalza) wurden bei 5400 Morgen Separationsterrain circa 540 Morgen, die bisher in den Furchen lagen, gewonnen. Bekanntlich dieser Uebelstand eine Folge der Anwendung des Beetpfluges. Er wird mehr vermieden bei der Benutzung des in der Rheinprovinz häufig vorkommenden Wenderpfluges.

Beseitigung von Dämmen und Schöpfen, durch die Vertiefung der Wege und Flüsse u. s. w. nach erfolgter Herstellung des neuen Wege- u. Gräben-netzes übrig bleibt.

Viel wichtiger sind jedoch die sonstigen Vortheile der Consolidation. Jeder Interessent erhält seine Abfindung; mag sein Besitzthum auch noch so klein sein, unter allen Umständen in Land *) und zwar in möglichst nützlichem Form, oder weelänge der Abhänge, so daß diese terrassirt und gehörig gepflegt werden können, ohne daß der Regen die beste Kraft des Bodens in dem Maße, wie jetzt, abspült. Zweckmäßig angelegte und gehörig ausgebaute Bismal- und Feldwege gewähren ihm Jahr aus Jahr einen bequemen Zugang zu seinen Grundstücken. Oft werden ihm diese sogar im direkten Anschluß an sein Gehöft oder seinen Garten in der Art angewiesen, daß er mit Vermeidung der Dorfstraße und der Feldwege direkt auf sein Besitzthum gelangen kann.

Nun erst sieht er sich im Stande, seine in wenigen Stücken bestehende Abfindung gehörig in Schläge einzutheilen, eine angemessene Fruchtfolge **) einzuführen, um Futter in Masse zu ziehen. Nun kann er den nassen Boden drainiren, denn bei der Consolidation ist ja für den nöthigen Vorflutsweg gesorgt worden, Sammelteiche anlegen und die vorher gehörig trocken gelegten Wiesen bewässern. Er wird fortan keine Mühe scheuen, die ihm als Unland unentgeltlich überwiesenen, in seinem Abfindungsplane belegenen versumpften Böcher und Hohlwege auszufüllen, mit Feldsteinen oder Gerülppe bedecken, die Stellen aufzuräumen, zu ebnen und urbar zu machen. Kann er doch selbst jetzt die Arbeit so leicht übersehen und viel häufiger, als bisher persönlich Hand anlegen! Denn wie viel Zeit wird erspart, wenn ich nicht mehr fünfzig oder wohl gar hundert, sondern nur etwa 3—6 mit gehörigen Zugangswegen versehene Stücke im Ganzen zu kontrolliren und zu bestellen habe! Um wie viel sind Arbeitskraft und Reparaturkosten geringer! Selbst der Bedarf an Saatgut hat sich verringert, seit nicht mehr die schmalen Stücke existiren! Wie viel reiner ist die Frucht, da wir der Nachbar nicht mehr wie

*) Niemand kann genöthigt werden, für seine Grundstücke, — wie bei der gewöhnlichen Expropriation geschieht — Geldabfindung anzunehmen.

**) Daß eine gehörige Schlageintheilung und eine wohl erprobte Fruchtfolge, in welcher bodenkraftigende und bodenauzehrende Pflanzen mit einander abwechseln, die Reineinnahme steigern müssen, wird kein praktischer Landwirth bestreiten, noch viel weniger über darin eine verwerfliche Beschränkung seiner persönlichen Freiheit finden. Wie kann man eine so nützliche Einrichtung als ein poppartiges „festes festes System“ ansehen? (conf. Bonner Protokoll).

Wenn die Rheinprovinz (Dieterici Tabellen. V. S. 1032) durchschnittlich 10—12 und selbst 18—19 Scheffel Roggen erndtet, während in den alten Provinzen nur 8—9 Scheffel Durchschnittsertrag vorhanden ist, so danke man dem lieben Gott für den herrlichen Boden und das günstige Klima, schmeiche sich aber nicht, daß man von den altpreussischen Landwirthern nichts mehr lernen könne. Mit dem rheinländischen „freien“ oder vielmehr „wilben“ Wirthschaftssysteme sollte man nicht prunken!

Nag man hier auch den Acker gut bestellen, den Dünger behandelt man noch unter aller Kritik schlecht. Die Jauche fließt auf die Straße, die Knochen läßt man exportiren und die Pottschor wandern in die Tasche des Guanohändlers! Freilich ist es so bequemer. Jedenfalls kann derjenige Wirth, der die „freie“ Wirthschaft auch nach erfolgter Consolidation fortführen will, dies besser als vorher, wo er inunter nicht einmal alle Städte, die er besitz, kennt und in seiner „Freiheit“ durch den mangelnden Zugangsweg oft empfindlich beschränkt wird.

schäfer seine vom die meingigen verstandesartigen Markt zum gutem
auf was in Feld streut!

Wie angenehm ist es für mich, überall feste, durch Begegnung
oder tüchtige, bekannte Steine, bezeichnete durch eine gewisse Art
wieder aufzufindende Dingen zu haben; wie mit der Nachsicht, nicht
abspülen kann! Wie leicht ist die Feldmark zum Landhaben, seit die
nen Leute nichts mehr in dem von Dorfe entfernten Gewanne gut
haben, denn sie sind ja in der Nähe des Dorfes allesammt abgefe
worden; so daß jetzt unter ihnen Einer dem Andern konträr ist! Wie
ist ihnen die Wirtschaft, wo sie jede müßige Stunde ihrer Klein
tenkulur, für welche Spaten, Schiebkarre und Axtgeräth nöthigen,
Freude zuwenden, da sie die Früchte ihres Fleißes nicht bloß sehen,
denn auch ernten.

Will ich meine Schaafe, mein Rindvieh auf mein Grundstück
so gelange ich dorthin auf breiten Wegen ohne anderen Grundbesitzer
Verübertreiben Schaden zuzufügen. Ist mir das alleinige Halten
Hirten zu theuer, so verständige ich mich mit meinem Nachbarn;
wird mein Rindvieh auf meinem Stücke an. Durch all diese Vor
hat mein Grundstück 25 bis 50 oder seines Werthes gewonnen. Al
dem habe ich die große Annehmlichkeit, einer Gemeinde anzugehören,
von einem gutem Werke beehrt ist. Seit Jeder auf seine eigene Güte
stellt ist und nicht mehr auf Regiments-Anstalten leben kann, ist ein
eifer in allen Landw. Begehungen entstanden, den man früher nicht im
Weib und Kind, selbst der alte Großvater greifen zur Fackel und
Spaten und helfen, damit die Saatzeit, die schon begonnen, nicht zu
nützt vorüber gehe. Soll man dem sonst immer so faulen Nachbar
gerade nachsehen*)? Nummermehr! Wie nett sieht die Feldmark aus!
aus! die gehörig trocken gelegten, breiten, geraden, wohlplanirten,
Abseil mit Rieß beschützten, mit Bäumen besetzten Wege**)! die
nen Gräben! die überall durch Austausch wohlarrondirten Feldmarken
gen! der gehörig abgegrenzte Gemeindegrenz! der neue, außer dem Di
belegene Kirchhof! der nette Garten für den Schullehrer! die gemeinschaftl
Viehtränke! Flachseröste! Bleichplatz! Rieß-, Mergel-, Behm- und Sa
gruben; selbst der gemeinschaftliche Schindanger ist erwünscht! dazu n

*) Mit allen bisher gemachten Erfahrungen (s. Zeitschrift des landw. Vereins
Rheinpreußen Jahrgang 1853 S. 61-85) im directesten Widerspruch steht die
Bonn von einem Gegner des Consolidationsverfahrens aufgestellte Behauptung
daß das Bestreben nach Meliorationen durch die Consolidation aufhört. So
werde gehemmt werden, weil man einzelnen Beteiligten ihren guten Acker, der
mit langjährigem Fleiße meliorirt hätten, ohne genügende (1) Entschädigung n
men werde. Daß man sich ungern von einem seit unendlicher Zeit in der Fam
befindlichen, mit Fleiß und Kosten meliorirten Grundstücke trennt, ist eine all
kannte Sache, aber kein unübersteigliches Hinderniß der Consolidation. Wie
Erfahrung gelehrt hat, weichen diese momentanen Rücksichten überall den ut
niegenden, dauernden Interessen.

**) Die krüppelhaften Alleeabäume, welche man in der Rheinprovinz (selbst an
Staatsstraßen) so häufig sieht, werden so lange fortbestehen, bis man dem Fleiße
der Düsseldorfer Regierung folgen und diese Baumplanungsgehorchungen
lange Zeit verpachten wird. Will der Eigenthümer des Bodens die Alleeabau
bei beendigt Nachzeit übernehmen, so müssen Schiedsrichter den Werth derselb
feststellen. Wegen Baumfrevel muß die Beilehrung der Schullehrer mitkom
macht werden.

einige gut gelegene, der Gemeinde verworrene Plätze für die künftige Baugemeinde; das neue Schul- u. Pfarrhaus, gemeinschaftliches Nachhaus u. s. w. *)
*) Welche nicht so unglücklich, geneigter Beseitigung, diese Einrichtungen sind keine bloßen Phantasiegebilde, sie existiren schon in tausend und aber tausend deutschen und namentlich altpreussischen Dörfern und sogar lebendig in Folge der Consolidation.

Nun frage dich einmal ernstlich, weshalb es denn so platterdings unmöglich wäre, die rheinländischen Grundstücke zu consolidiren? Ist dies doch nur Nassau, wie Preussens Rheinprovinz, Oesterreichs Niederösterreich und Baden unter ähnlichen gesellschaftlichen und landw. Verhältnissen bereits mit bestem Erfolge geschehen! Dies einmüthig, aber auch recht aufmerksam, die Berichte aus jener Gegend, studire die Pläne, die Regierungsrath Wilhelm, seiner Schrift beigefügt hat und dann bitte diejenigen Personen, die dir gesagt haben, man könne in der Rheinprovinz nicht consolidiren, daß sie dir ihre Gründe nicht einmal mittheilen können. Frage aber danach, daß dich nicht mit allgemeinen Nebenbarten absteift, prüfe wohl, ob dein Lehrer weiter auch selbst gehörig gefordert ist, thue dir's einige praktische Querfragen und was gilt die Wette? Du wirst manchen Consolidationsfeind in den Sand setzen, der er's sich da verliest. Nur dreißt drauf los! Da wird dir z. B. gesagt, der Boden sei in der Gemeinde so arg zersplittert, von so mannigfacher Beschaffenheit und so verschiedenem Werthe, *) daß es platterdings unmöglich sei, bei einer Consolidation Jedem gerecht zu werden. Nun prüfe einmal einen derjenigen Fälle, welche die mehrbedeutende Vertheilungsmittel des landw. Vereins für Rheinpreußen auf Grund amtlicher Quellen zu demiel Delbrück veröffentlicht haben. Nehmen wir z. B. den Kirchheimer Fall, wozu Regierungsrath Wilhelm die dazu gehörige, höchst lehrreiche Karte seiner Schrift beigefügt hat. Hier handelte es sich um eine Feldmark von 3818 Morgen, welche zu vier verschiedenen deutschen Staaten gehörte. Die vorhandenen 5600 einzelnen Ackerstücke gehörten einem Erbstandsbefitzer von 600 Morgen und 412 hiesigen Wirthen, worunter sich 128 Jorensen d. h. Grundbesitzer, die ihren auswärtigen Wohnort hatten, befanden. Da nun viele Kirchheimer Grundstücksbesitzer auch gerade in jenen auswärtigen Gemeinden Grundstücke besaßen, so vermittelte die Commission Tauschgeschäfte in der Art,

*) Wie viel ist schon über die Noth der Dorfschullehrer gesprochen und geschrieben worden, wie viel ist zur Abhilfe derselben schon geschehen und wie groß ist ihre Noth noch immer!

Die Hilfe liegt so nahe! § 101 der Gemeindeförderungs-Ordnung vom 7. Juni 1891 verordnet:

„Bei der ersten auf einer Dorfschulmark einwirkenden Gemeindeförderung soll zu der Schulmarkstelle so viel Gartenland, als einschließlich des bisher besessenen, zur Haushaltung einer Familie bestehend aus Mann, Frau und 3 Kindern, und zur Sommerhalbfütterung und Durchwinterung von zwei Haupt Viehbesitzern forderlich ist, in zweckmäßiger Lage angewiesen werden.“

Wohl mag doch den rheinischen Grundbesitzern bei Gelegenheit der Consolidation eine ähnliche Verbindlichkeit gesetzlich auferlegen. Mangelt hier auch die Theilung der Gemeindeförderung, welche dem oben allegirten Lande liegt, so scheint uns die Auflegung eines solchen von uns so zweckmäßig, daß wir uns über alle juristische Einzelheiten hinwegsetzen können.

*) Reineinweg wird jeder Gehöftliche regelmäßig nur mit einem Plane abgefunden. Solche Fälle sind meistens höchst selten. In großen Feldmarken mit sehr verschiedenen Bodenbeschaffenheiten die größeren Besitzern oft 1-2 nach Boden und Entfernung verschiedene Abfindungsstücke.

Daß fast alle Jorensen ihren neuen Besitzstand in ihren resp. Heimatmeinden erhielten, dieselben also fortan in der Feldmark von Kirch keine Grundstücke mehr besitzen, mithin auch keine Steuern in nach Kirchheim zu zahlen brauchen, wie umgekehrt nun auch den Kirchheimer Einwohnern nicht mehr der Fall ist.

Für die übrigen 300 Grundstücksbesitzer wurden 550 Planstücke gewiesen.

Darunter befanden sich aber

21 Pläne im Anschluß an die Gehöfte mit	27 Mor
126 Krautlandspläne mit	193 "
123 Wiesenpläne mit	158 "

Nach Abzug dieser 270

Pläne sind eigentlich nur

Krautpläne im Ganzen ausgewiesen worden. Darunter befindet das Erbstandsgut mit 647 $\frac{1}{2}$ Morgen in 2 Plänen, während das früher 124 Stücke befaßte hat. Jeder bäuerliche Plan ist also durchschnittlich 8 $\frac{1}{2}$ Morgen, nicht selten jedoch bis 40 Morgen groß.

Die Parzellenzahl ist also um 5041 Stück vermindert worden.

Ähnliche Resultate werden berichtet:

von Bleicherode . . .	(6542 Morgen in 5793 Parzellen)
" Großwechungen . .	(6250 " " 5600 "
" Altengottern . . .	(6050 " " 22,000 "

und von anderen Orten. Dort findet man aber nur selten das für g Feldmarken wichtige Auskunftsmittel angewendet, daß einzelne grö Besitzer sich gegen besondere Vergünstigung, getrennt vom Dorfe, neu siedeln.

Man gibt lieber eine größere Anzahl von Abfindungen, um keinen theiligten hinsichtlich der mittleren Entfernung seines bisherigen Besitzes zu verlegen. Uebrigens wechselt dort der Boden*) ebenso sehr wie in rheinischen Gebirgsländern. Dabei ist in der goldenen Aue bei Sangerhausen in der Magdeburger Börde, im Halberstädtischen und in der Nähe von E der Boden oft noch viel werthvoller als am Rheine. Man denke nur an Gartenkultur bei Erfurt und Langensalza, den Kunkelrüben-, Eichor und sonstigen Handelsgewächsbau, an die Porzellanerde bei Halle u w.**). Meint man aber, es lohne sich nicht der Mühe, eine solche Consolidation vorzunehmen, weil morgen schon wieder zersplittert werde, was heute großen Unkosten zusammengelegt worden sei, so nehme man nur den Kirchheimer Plan wieder zur Hand und überlege, ob es anzunehmen ist, nach der einmal erfolgten gehörigen Regulirung des Bege- und Gränes durch fortgesetzte Theilung ein so heilloser Zustand, wie der früh in dem nächsten Jahrhundert***) wieder eintreten werde. Es verfi

*) Nicht selten findet man dort in einer Flur 10. verschiedene Bodenklassen und einem und demselben Acker der von der Höhe bis ins Thal reicht, 6—8 dieser Nitirungs-Klassen. Dabei sind Zersplitterungen von $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{32}$, $\frac{1}{64}$ Morgen hä

**) Der Morgen Land wird oft im Magdeburgischen mit 1000 Thln. bezahlt.

***) In Bonn sprach ein Gegner der Consolidation die Besorgniß aus, daß die Splitterung in der Regel schon nach 10 Jahren wieder so arg sein werde, wie vor der Consolidation gewesen. Wir bestritten entschieden die Richtigkeit di Annahme, welche mit unsern Erfahrungen im direktesten Widerspruche steht.

Sich doch wohl von selbst, daß man besten in regelmäßiger Form und zwar in der Art theilen wird, daß jeder Einzelne einen besondern Zugang besitzt. Das aber ist die Hauptsache. Denn während der Eine seinen Vortheil im Vorgehen findet, wünschen die Nachbarn, desselben eben so oft ihr Besitztum zu vergrößern. Können sie aber an ihre Grundstücke anschließende Vorgehen kaufen, so tragen sie kein Bedenken, dieselben mit 10, 20 sogar 50 pCt. über die Lage zu bezahlen.

Je mehr die rationelle Landwirtschaft Fuß faßt, desto mehr lernt der Landwirth auch die Vortheile eines gehörig arrondirten Grundbesitzes schätzen. In der Bürgermeisterei Blankenheim im Kreise Schleiden wurde vor mehreren Jahren die Gemeindevorsteherde abgeschafft. Dadurch nahm die dortige Landwirtschaft sofort einen erheblichen Aufschwung. Bei der im Jahre 1858 daselbst erfolgten Revision des Katasters hat sich denn auch ergeben, daß die zur Zeit der Einrichtung des Katasters schon sehr bedeutend gewesene Zersplitterung des Grundbesitzes etwa um $\frac{1}{4}$ geringer geworden ist. Offenbar wächst aber in einer einmal vollständig und gehörig consolidirten Feldmark die Zahl der Grundbesitzer von Jahr zu Jahr, welche die Vortheile der Consolidation gehörig würdigen und benutzen. Wendet man uns ein, daß die Erfahrung in Thüringen und selbst im Eichsfelde das Gegentheil solle gelehrt haben, so müssen wir das bestritten. Derartige Erfahrungen macht man nicht in wenigen Jahren. Musterhafte und vollständige Specialoperationen sind im gebirgigen Theile des Regierungsbezirks Erfurt unseres Wissens erst in den letzten 10 Jahren in erheblicher Zahl ausgeführt worden, während es sich früher in dortiger Gegend gewöhnlich nur um die Ausscheidung eines Rittergutes oder einiger Bauerhöfe, Ablösung von Servituten, Aufhebung von Doppelhütungsverhältnissen und dergleichen Specialverfahren gehandelt hat, wobei die Resultate hinter den gehegten Erwartungen allerdings nicht selten weit zurückgeblieben sind. Denn nirgend kann ein halbes Werk schädlicher sein, als bei der Consolidation. Nur wenn die ganze Feldmark mit einem Male zu consolidiren ist, kann den Bedürfnissen jedes Einzelnen vollständig Rechnung getragen werden. *) Oft folgten in früherer Zeit vier bis fünf verschiedene Separationsverfahren in derselben Feldmark auf einander. Außerst schied das Rittergut aus der Weidgemeinschaft aus und trug gleichzeitig auf Zusammenlegung seiner Grundstücke an. Die General-Commission arrondirte bei dieser Gelegenheit die bereits vorhandenen größeren Rittergutskreiten, so weit es irgend anging. Die Pfarre, Kirche und Schule traten bald mit einem ähnlichen Antrage hervor. Einige Bauern schlossen sich an. Der Rest der bäuerlichen Besitzer folgte einige Jahre später, bis zuletzt nur noch eine gemeinschaftliche Gänse- und Schweinweide von vielleicht 50 Morgen übrig blieb, die endlich auch noch (und zwar oft in hundert

*) Die Mängel, welche Wismanu rücksichtlich des Nassauischen Consolidations-Verfahrens mit Recht beklagt, werden dort wohl so lange fortbestehen, wie man nur gewannenweise consolidirt und die lästige Spielerei mit den Normalparzellen beibehält. Im Interesse der Sache können wir übrigens den Wunsch nicht unterdrücken, daß Herr Wismanu sich entschließen möchte, das altpreussische Consolidationsverfahren in Thüringen und dem Eichsfelde kennen zu lernen und darüber vom Nassauischen Standpunkte aus im Anschlusse seiner sehr interessanten Schrift weiter zu berichten.

und mehr Dörfer) gesagt wurde! Solch undärs, dörftiges Dorf
 haben in dieser Zeit von diesen Bescheiden eingeschlagen worden,
 was, namentlich in der Provinz Sachsen schon die Nothwendigkeit
 gefühlt, zu übermäßigen Consolidationen zu schreiten. Ähnliches ist
 auch in anderen Provinzen) herausstellen. Daraus mag man
 einen gewissen Nutzen entnehmen; wir thun nicht consolidiren
 Wenn auf diese Weise, nämlich nur in der Zeit der Noth die
 pactionenverfahren, als einer selber sehr gefährlichen Feldmark
 eine neue Musterkarte mit sehr oft langen und schmalen Streifen
 machen; so waren so häufige Resultate allerdings nicht im Stand
 Thüringen und Sachsen der Grundbesitzer von seiner abgezogenen
 wohnheit des vollen Theils einzeln Grundstücke) abzubringen
 sich zu stellen sind die Kosten der ganzen Operation wirklich groß!
 vergebens angewendet worden. Wo aber so vollständig und so
 fast separatist wird, wie jetzt in Thüringen und in Sachsen
 werden sich bald die glücklichen Folgen dieses segensreichen Verfahrens
 vollen Maasse zeigen. Man muß nur, wie auch Landrath Simon
 zeugt, die glücklichen, selbstzufriedenen Gesichter der ländlichen Grund-
 besitzer haben, womit sie dem Fremden die Vortheile der Separation
 dem Felde erklären und man wird die Besorgnis aufgeben, daß diese
 nicht zu würdigen wüßten; was ihnen die einmal gut consolidirte
 Markt ihre Vortheile bietet. Eine aber geistlichen, im Befehle
 werden Miffstände mag man doch lieber offen eingestehen, als man
 Gesetze zur Last legt und es wagt; allerlei Beschränkungen der
 Disposition des Eigenthums vorzuschlagen, deren Folgen man
 übersehen im Stande ist. Je näher derartige für die Landesent-
 wicklung vortheilige Vorschläge vom Standpunkte des Progris ins Auge gefaßt
 werden, desto mehr pflegen sie in ihre ganze Richtigkeit zu zerfallen. A
 so; wie Präsident Petre in der oben gedachten Schrift nachgewiesen
 haben allen verurtheilen den Vorschlägen zur Begutachtung zugehen
 Vorschlägen ergangen und so mag es ihnen, wie wir im Interesse der
 Kultur hoffen und wünschen, in Preußen allezeit ergehen!
 In den alten Provinzen hat man nun bald 40 Jahre lang
 der Gemeinheitstheilungs-Ordnung vom Jahre 1821 separatist
 Man hat dort mehr als 50 Millionen Morgen Land von den
 Fesseln befreit worden. Bis auf den heutigen Tag aber hat der
 Grundeigentümer dieselbe freie Disposition über ein separirtes
 Feld, wie über ein nicht separirtes, ausgeübt. Er darf das
 aus Stück noch immer nach freier Willkür parzelliren. In den
 Provinzen sind aus dieser unbefchränkten Befugnis bisher
 unzähligen Uebelstände hervorgegangen, dem Verfasser wenigstens in
 Preußen und durch seine Studien nicht bekannt geworden. Während

*) Ein anderer wesentlicher Mangel des älteren Verfahrens besteht darin, daß
 zu weit in dem Streben ging, jedem Interessenten nur einen Plan anzu-

*) Daher antworten die langen, schmalen, der nöthigen Zugänge entbeh-
 renden Grundstücke gelegten Abtheilungen nicht.

*) Viele Thüringen und Sachsen der Landwirthe sehen die Wandeläcker noch
 so, als eine Wüste an, die man zur Anlegung mäßiger Weiden benutzt. Man
 sieht ein Stück Land, aber sonst eine gähe Wüste. Man macht, so
 man einen oder einige Acker Land! Es ist lange Zeit nötig, um solche
 gebrachte Gewohnheiten gänzlich auszurotten.

das ausschließliche, ausschließliche Besitz bis zur Zeit der Abfindung der Real-
lasten häufig nur mit Zustimmung seines Vorgesetzten veräußern oder ver-
pachten durfte und deshalb seine beschränkte Verfügung über die Disposition
habende Realtheilungswelt des Volkes vollständig nach nicht ganz unterge-
gangenen Umständen haben so sehr aussteht in der Rheinprovinz durch
die französische Gesetzgebung schon längst jedem Boden verloren. Ge-
hermann wird uns zugeben, daß die unbeschränkte Eigenthumsdisposition
dem Rheinländer, doch mindestens eben so wichtig erscheint, wie dem
Niederländer. Was welchem Grunde wollte man es ihm verweigern,
wenn dieser Grund des rheinischen Eigentums nur im neuen Schutz-
kreis der Consolidationsgesetze und nicht gleichgültig auch im Gebiete
der Gemeinheitsheilungsordnung vom 7. Juni 1821 verfaßt worden
sollte? Welche Gründe sprechen dafür? Dem Verfaßter des Rheinischen
Consolidationsgesetzes, welches Minimalparzellen von 50 aß 25 □ Muthen
beim Acker und Weidenland und von 15 aß 10 □ Muthen beim Kraut-
und Gartenland festgestellt hat. Landrath Gindens und Regierungsrath
Wilhelm, reden aber, seit sie sich in Thüringen und im Göttinger
an Ort und Stelle informiert haben, dem rationalsten, praxi-
schen Verfahren, welches wie gesagt, solche Minimalparzellen nicht kennt
und keineswegs wie oft trügerisch angenommen wird, bloß auf ge-
wisse geschlossene Gutscorplexe anwendbar ist, entschließen das Wort. Man
sollte's Schulerungen der mit dem Massant Verfahren notwendig ver-
bundenen Uebelstände sind aber natürlich nicht geeignet, die nöthigste
Anzahl zu gewinnen. Man vergleiche die von Böhme im öffentlichen
Massen Consolidationsplane mit dem schon genannten Rindheimer und
man wird sich überzeugen, wie unvollkommene Resultate das Massant Ver-
fahren mit seiner Bewohnerschafttheilung gegeben hat. Man sieht, daß es
sich dort bloß um eine mit Meliorationen verbundene Selbstregulierung han-
delt, wodurch die Form der Parzellen verbessert und für gute Wege und
Gräben gesorgt wird. Besteht keine solche Selbstregulierung. Von 30 Ge-
meinden und besteht in jeder Gemeinde einige Grundstücke, so habe ich
nach erfolgter Consolidation vielleicht 30. (solle Grundstücke!) Die
dann an sich problematischen Zweckmäßigkeitsgründe, welche man für diese
Minimalparzellen anzuführen pflegt, finden unter keinen Umständen in der
Rheinprovinz Anwendung, theils wegen der überall ausgebildeten Industrie,

*) Unter einem Flur (sagt Wisman Seite 48) versteht der Landmann nach der
deutschen geschlossenen Zusammenlage den dritten, vierten Theil des künftigen
Ackerlandes einer Gemeinde; jenseits die Dörfer oder Markengemeinschaften ange-
führt ist.

Unterabtheilungen der Fluren sind die Distrikte, welche nach der Art ihrer
individuellen Produktionskräfte sich unterscheiden, je nachdem sie sich besonders zu
Weizen, Acker, Obst zu Wein, Rüben und Mais, oder zu Gerste, Kartoßeln, Roh-
raben u. s. w. eignen.

Die Distrikte zerfallen in Gruppen, welche Eintheilung zur massenhaften
Bewässerung und Bewässerung gemacht wird. Bei der Ausführung einer jeden Con-
solidation ist es ein Haupterforderniß, daß jeder Flur nach den Bestandtheilen
seines Bodens, nach seiner Sonnenseite und nach den häufigsten Erfahrungen über
seine landwirthschaftlichen Produktionskraft richtig in gewisse Distriktsabtheilungen zerfällt,
und daß jede derselben als eine besondere Verlosung behandelt werde. Es muß
jedem jeden Gutbesitzer dabei bekennt sein, was es in einer der gedachten Abtheilungen
(Verlosungsbezirk) anzusprechen hat, ausgeschmückt in derselben wieder untertheilt
werden. Ein Ackerboden darf also zu B. ein Kartoßelboden angetheilt werden.

theils wegen der starken Bevölkerung und theils durch immer noch entstehende neue Eisenbahnen und Bergwerke, oft in unglaublich kurzer Zeit mehrmals wechselnden Bodenwerthe, so wie endlich wegen der fast in jeder Gemeinde (im Vergleiche des Thallandes zu dem der Höhe) vorhandenen großen Verschiedenheit des Bodenwerthes. Wenn also der Erfolg solcher Beschränkung der freien Disposition schon an sich höchst zweifelhaft ist, wenn aber dadurch anderer Seits jedenfalls sehr bedeutende Kosten Zeitverluste verursacht werden würden und durch solchen Eingriff in die Disposition leicht das ganze Consolidationsgesetz der rheinländischen Regierung auf längere Zeit vertheidigt werden könnte, so vermögen wir nicht anzuempfehlen, daß der Gesetzgeber auf diese bedenkliche Operation einzulassen. Wir sind überzeugt, wenn die landwirthschaftliche Centraldirectio kompetenter Stelle Erlundigung einziehen wollte, würde ihr der hienü beruhigendste Bescheid nicht vorenthalten werden.

Nehmen wir aber auch wirklich an, daß eine vollständig unconsolidirte Feldmark doch endlich (ebenfalls aber erst nach hundert und mehr Jahren) in dem Maße wieder unwirtschaftlich zerstückelt worden wäre, daß eine neue Consolidation nothwendig würde, so bemerken auch, daß auf dieser Erde Alles vergänglich ist. Welcher Hauseigenthümer scheut sich, ein baufällig gewordenes Haus zu repariren, ob er weiß, daß es später wieder einmal schadhaft werden und dann Kosten verursachen wird? Er vergewissert sich nur darüber, ob sich Reparaturkosten inzwischen rentiren werden und überläßt das Weiteren Nachkommen. Was würde man aber dazu sagen, wenn der Gesetzgeber in seiner landesväterlichen Fürsorge für das Wohl seiner Untthanen so weit gehen wollte, dem Eigenthümer eines solchen reparaturbedürftigen Hauses gewisse Dispositions- oder Nutzungsrechte zu entziehen oder zu beschränken, damit er nicht früher als unumgänglich nothwendig neue Reparaturkosten zu tragen habe?

Die im Ganzen einschließlich aller Nebenkosten in der Regel 2—3 Thlr. pro Morgen betragenden Separationskosten machen sich in wenigen Jahren durch die vermehrten Wirthschaftserträge bezahlt. Würde sich also von dem Antrage auf Consolidation wegen der Beschränkung abweisen lassen, weil sich kein Umlaufvielfaches wieder einmal in Nothwendigkeit versetzt sehen wird, zu consolidiren? Alsdann wird aber nur $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ der jetzigen Kosten aufzuwenden haben, weil das gemeine Wege- und Gräbennetz sowie die Gewannen und Grenzen für alle Mal gehörig festgestellt sind, es also nur auf eine Revision alten Vermessungs- und Constatirungs-Registers und eine demnachstige einmalige Zusammenlegung der Grundstücke ankommen könnte. Scheut doch der Grundbesitzer nicht, 20 Thlr. Meliorationskosten pro Morgen für die Drainage anzulegen, ohne zu wissen, wie lange dieselbe wirksam bleiben wird!

Mit Unrecht wird ferner behauptet, daß die Consolidation unvorhersehbare Kosten verursache. Die direkten Kosten des eigentlichen Consolidations-Verfahrens betragen in Nassau durchschnittlich nur 3 fl. Nettemorgen.^{*)} In Preußen kommen sie noch billiger, nämlich du-

^{*)} Ein Gegner der Consolidation meint, in Bonn, ihm sei ein Fall bekannt, wo Kosten 10 Gulden pro Morgen betragen haben. Das wird gern zugegeben, weiß aber nichts Rationelles, wie man's treibt, so geht's. Gefeßt, der Knecht!

Schnittlich auf 1 Thlr. pro Morgen zu stehen. Im Uebrigen hat der Staat Anfangs der fünfziger Jahre sogar Pauschquantum von 20 Sgr. pro Morgen für 40 zuerst zur Separation gelangende Ortschaften bewilligt und gestattet, daß diese Kosten allmonatlich zugleich mit der Grundsteuer in einem Zeitraume von einigen Jahren erhoben werden, so daß dieser Betrach auf etwa 6 Pf. pro Morgen und Monat zu belaufen pflegt. Für diesen geringfügigen Betrag werden alle commissarischen und technischen Arbeiten besorgt, wird der neue Plan überwiesen, der Regeß abgeschlossen, vollzogen, bestätigt, und ausgeführt, auch das neue Hypothekenbuch berichtigt. Außerdem ist das Verfahren stempelfrei, und für dasselbe eine beschränkte Portofreiheit bewilligt worden.

Die Nebenkosten, bestehend in Miete für die Commissionswohnung, Stäten der Deputirten der Grundbesitzer, Taglohn der Hülfarbeiter des Feldmessers, in allerlei sonstigen baaren Auslagen, allgemeinen Meliorationskosten für Instandsetzung der Wege und Gräben u. s. w. richten sich allerdings jedesmal nach den speciellen Verhältnissen. Gewöhnlich werden sie pro Morgen den Durchschnittsbetrag von 1—2 Thlr. nicht übersteigen. Man kann sie übrigens mit dem eigenen Gespann oder den eigenen Händen bei den Meliorationsarbeiten leicht wieder verdienen.

In seinen schon gedachten älteren Schriften hat Verfasser den Nachweis speciell geführt, welche großen Vortheile und Garantien für gute und schnelle Durchführung der Consolidationen mit solchen Pauschquantis verbunden sind. Er kann daher nur wünschen, daß diese Einrichtung verallgemeinert werde. *) Wie angenehm ist es, wenn jeder Rathelichte von vornherein in die Lage gesetzt wird, berechnen zu können, was ihm die Consolidation ungefähr kosten werde. Dann wird sich auch Niemand darüber beunruhigen, daß der Commissar zu oft oder nicht oft genug kostspielige Kostentermine abhalte. Man weiß, daß die Aufsichtsbehörde das Pauschquantum ohne höhere Genehmigung nicht überschreiten darf, dieselbe also aus dem Grunde, weil schnelle Arbeit die billigste ist, dafür sorgen wird, daß derartige Consolidationen vorzüglich beschleunigt werden. Wie viel wirthschaftliche Schwierigkeiten und erhebliche Verluste werden aber vermieden, wenn man schon Jahr und Tag vorher mit ziemlicher Gewißheit die Zeit bestimmen kann, wann die Consolidation ausgeführt werden wird. Wie gern würde man für diese wichtige Garantie (zumal wenn der Ausführungstermin um ein bis zwei Jahre früher eintreten kann, als bei gewöhnlicher Behandlung der Sache der Fall zu sein pflegt) ein etwas höheres Pauschquantum pro Morgen bezahlen! Die Bestimmung der Höhe des Pauschkostenbetrages pro Morgen überlasse man also getrost den Behörden!

Eine angemessene Besoldung der Ausetanderseßungsbeamten *)

seine Pflicht, oder sind die Interessenten händelsüchtig, so können und sind wirklich ganze Ortschaften in Folge der verzögerten oder schlecht geleiteten Consolidation in Verdrängniß gerathen.

- *) Ein darauf bezüglicher Gesetzesvorschlag ist vom Ministerium für die landw. Angelegenheiten bereits Anfangs der fünfziger Jahre ausgearbeitet worden, wie die Zeitungen damals meldeten.
- **) Bei jeder neuen Einrichtung müssen zuerst Erfahrungen gesammelt werden. So ist es auch den Anfangs der zwanziger Jahre in den alten Provinzen eingesetzten General-Commissionen ergangen. Jetzt ist dort eine große Anzahl tüchtiger Beamten für alle Branchen des Geschäftes ausgebildet. Je mehr Separationen in den alten Provinzen bereits ausgeführt sind, um so thunlicher wird es sein, sofort bei Einführung des Consolidationsverfahrens in die Rheinprovinz einen Stamm

nach bei Feststellung von nur 1 Zehn-Pauschalenten (an Regularität lassen pro Morgen); unsere Frachten, gut gewährt werden für das hiesige Verfahren wird, idealisch, im Vergleich zu dem altpreussisch dadurch wesentlich vereinfacht.

1) Das eine einfache Revision derjenigen Karten, Vermessungs-Bemessungs-Registrier der Katastralbehörde, welche jetzt noch teurer neu angefertigt werden und sich auf eine feste Anweisung der einzelnen Grundstücke gründen, genügen wird, um selbst auch dem Consolidationsverfahren zu Grunde zu liegen.

2) Die nach der Gemeinheitstheilungs-Ordnung vom 7. Juni 182 bewirkende, ebenso kostspielige als schwerfällige Feststellung der Limitation läßt sich ausweislich der insofern heraus praktisch den gedachten Gemeinheitstheilungs-Ordnung vom 19. Mai 1851 heftlich vereinfachen.

3) Da keine Doppelhütungsverhältnisse und nur selten gemeinschaftliche Weiderechtigungen zu entwurden nehm. Weidplätze zu th sind, so macht auch die Feststellung der Abnahmrechte weniger Schwierigkeiten und Kosten.

4) Nach dem, was dem Verfasser über die hiesige Hypothekeneinrichtung bisher bekannt geworden ist, will es ihm scheinen, als wenn auch die Vertretung der Hypothekensünder ein einfacher, wie in alten Provinzen bei vorherrschendem mangelnden Grundbesitz Fall ist, gestaltet werde. Sachverständige werden ersucht, die näher zu erwägen:

ob nicht nach ausgeführter Consolidation von jeder ex officio zu bewirkenden Vertretung der hiesigen Hypothekensünder (wie die Gemeinheitstheilungs-Ordnung vom 7. Juni 1821 vorschreibt, aus dem Grunde Abhand genommen werden könnte, weil alle getragenen Hypotheken binnen 10 Jahren erlöschen, wenn innerhalb dieser Frist auf den Antrag eines Beteiligten eine Neuordnung der Inscription erfolgt?

Da in der neuen Gemeinheitstheilungs-Ordnung jedenfalls festgesetzt wird, daß die Hypotheken und sonstigen Lasten ipso jure auf den ne

zuverlässiger erfahrener Beamten der dortigen General-Commissionen hierher versehen, damit hier von vornherein bei den ersten Einrichtungen die dort gemachten Erfahrungen benützt und für schnelle Ausführung einzelner mühsamer Beispiele gesorgt werden kann. Würde dies schon zur Zeit der Publikation Gemeinheitstheilungs-Ordnung vom 19. Mai 1851 geschehen, so wären — da sind mir sehr überzeugt — alle Schwierigkeiten, gegen die noch anzukämpfen längst beseitigt und das Consolidationsverfahren bereits in vollem Gange!

Unter diesen günstigen Umständen rathen wir nun so entschieden davon die Leitung des Verfahrens einer Kommission der Interessenten und einem Comitee in der Art, wie in Nassau geschieht, zu überlassen, und verweisen auch fern auf Wilmanns' Schrift (verf. S. 12. sqq. S. 461 sqq.)

Ebenso wenig kann die Aussicht und die Entscheidung von solchen technischen Auseinandersetzungen-Streitigkeiten durch die Regierungen oder die ordentlichen Richter erfolgen; dazu ist vielmehr die Einrichtung einer technischen Provinzialbehörde, die außerdem die gesammte rheinländische Landes-Kultur in ihre Obhut nehmen könnte, erforderlich.

*) Die Interessenten bringen diese Kosten unter sich nach dem Sollhaben auf. Letztere werden in der Regel von einem Morgen Acker oder Wiese erster Klasse in mehrere Thaler, bei der letzten Klasse dagegen nur einige Sgr. betragen.

Besitzstand übergehen, so ist hinsichtlich der Consolidation der Hypotheken eine solche Eintragung offenbar noch nicht vor, unndthig.

Was aber die Special-Hypotheken anbelangt, so bleiben die Häuser, Gärten, Bauplätze, Weinberge und sonstigen industriellen Anlagen (praedia urbana) von der Consolidation in der Regel, so lange der Eigenthümer das Eigenthum nicht ausdrücklich befreit, unberührt; kommen also auch bei diesen Eintragungen gar nicht in Betracht. Wir haben es vielmehr nur mit den Feldgärten, Aedern und Wiesen zu thun. Diese, wie aber jetzt in den materiellen Akten häufig nur nach ihrer Lage und den Nachbarn und nicht nach ihren Katasternamen bezeichnet. In solchen Fällen kann der Hypothekenbewahrer ihre Identität nicht feststellen. Ebenso, wie er jetzt also die unbedingte Ausstellung von Negativzeugnissen verweigert, würde er in solchen Fällen auch nach ausgeführter Consolidation außer Stande sein, ex officio eine Umschreibung des Besitzstandes auf Grund des bestätigten Consolidations-Rezeßes vorzunehmen. Es fragt sich hiernach, ob nicht etwa folgendes abgekürztes Verfahren zulässig erscheint:

a. Der Consolidations-Commissar muß den Tag, der Ausführung der Consolidation mindestens 8 Tage vorher öffentlich bekannt machen.

b. Von dem Zeitpunkt der Ausführung an dürfen fernere Eintragungen in das Hypothekenbuch nur in solchen Fällen noch stattfinden, wo aus den Dokumenten der frühere und zugleich auch der jetzige Besitzstand ersichtlich ist.

c. Zu diesem Zwecke müßte jedem Interessenten ein vom Commissar extraktweise angefertigter und gehörig beglaubigter Auszug aus dem Consolidationsplane über den alten und neuen Besitzstand sofort nach erfolgter Ausführung des Verfahrens zugestellt werden.

d. Außerdem erhielte jeder Interessent, sowie jeder zunächst theilhaftige Justiz- und Verwaltungsbearbeiter ein beglaubigtes Druck-Exemplar des homologirten Consolidations-Rezeßes. Demselben würde eine lithographirte Plan-Karte, welche den alten und neuen Besitzstand veranschaulicht, zu ansetzen sein, um etwaige Zweifel über die Identität stets auf kürzestem Wege aufklären zu können.

e. Jedem Interessenten, sei er Eigenthümer oder Real- und Hypothekengläubiger, wäre für den Zeitraum von 3 Jahren das Recht zuzugestehen, die kostenfreie Berichtigung des Hypothekenbuches durch Nachtragung der gewährten Abfindungsstücke zu beantragen, so daß also letztere nur auf Antrag der Theilhaftigen erfolgen würde.

f. Den Notaren und dem Hypothekenbewahrer würde die Befugniß beizulegen sein, am Rande älterer Documente die Bezeichnung der einzelnen Grundstücke und den neuen Besitzstand auf Grund des bestätigten Rezeßes zu bescheinigen.

Im Uebrigen dürfte auch noch näher zu erwägen sein, ob nicht mit der Consolidationsfrage zwei andere Reformen von höchster Bedeutung, nämlich:

*) Dagegen fragt sich, inwiefern Waldungen und Torfbrüche dem Consolidationsgesetze unterworfen werden sollen? An den Torfbrüchen des hohen Venns sind z. B. viele hundert Private theilhaft. Jedentalls müssen die Feldgärten (sog. Pächte), die oft nur wenige □ Ruthen groß, zur Consolidation. zugezogen werden.

1) die Revision des Grundbesitzkatasters und

2) die Anlegung neuer Hypothekenbücher in nähere Verbindung gebracht werden können *).

Um bei vorhandener Wandelbarkeit des Grundbesitzes unter Schaffung der generellen und gesetzlichen Hypotheken die Sicherheit Rechte an Immobilien endlich gehörig zu begründen, ist, wie Wism mit Recht hervorhebt, **) die Consolidation das geeignetste Mittel. durch sie werden die zwei Cardinalfragen jedes Bodencredits gelöst:

1) Welches Immoblie ist gemeint, wie groß ist es, von welcher Beschaffenheit, und welches sind seine rechtlichen Grenzen?

2) Wer ist der Eigentümer des Immobiles, und welche dinglichen Rechte und Lasten liegen dem Immobile an?

So lange die erste Frage nicht vollständig erledigt ist, kann auch sorgfältigste Beantwortung der zweiten nur ungenügende Resultate geben. Oder mit anderen Worten:

So lange das Lagerbuch das reale Element des Immobilien-Grunds nicht gehörig festgestellt hat, so lange aus ihm nicht mit Zuverlässigkeit die Identität des einzelnen Immobiles ersichtlich ist, so lange bleibt auch unmöglich, solche Stockbücher (Hypothekenbücher) herzustellen, wie dem persönlichen Credite genügen. Erst dann können weitere verlässigen und vollständigen Aufschluß über die Legitimation des Eigenthümers und die ihm als solchem hinsichtlich eines bestimmten Grundstückes obliegenden dinglichen Rechte und Lasten geben.

Wo aber keine Lagerbücher existiren, wo man also als einzige Kunde über das Immobilien-eigenthum nur Steuerkataster hat, stimmt Wirklichkeit in der Feldmark und im Ortsbering hinsichtlich der Größe und Beschaffenheit mit den darin angegebenen Verhältnissen häufig nicht überein. Man findet nämlich im Steuerkataster steuerpflichtige Grundstücke eingetragen, die in der Wirklichkeit nicht existiren und anderer Seite's freies Stems, wovon das Kataster nichts besagt.

Unterbleibt aber auch nur die sorgfältige Fortführung der Lagerbücher und Karten, so entsteht schon dadurch Rechtsunsicherheit, indem viele der bei früheren Messungen gesetzten Grenzsteine allmählich abhanden kommen und dadurch die Grenzen verdunkelt werden. In solchen Feldmarken kommen daher regelmäßig Fälle vor, in welchen der eigentliche Eigentümer auf Kosten des Andern Grundeigenthum im rechtmäßigen Sinne hat.

Wenn nun z. B. bei einem in dieser Weise von 50 auf 30 Ruthen reducirten Stücke zwei darauf haftende Hypotheken auch noch so sorgfältig eingetragen sind, so zerfließt doch alle Rechtssicherheit, indem das Grundstück auf welches bei der Versteigerung natürlich nur nach der wirklich vorhandenen Größe geboten wird, kaum die erste Hypothek deckt u. s. w.

Diese und ähnliche Mängel sind in älteren Schriften über Reform des rheinländischen Hypothekenwesens ausführlich geschildert

*) In Westphalen wird das Resultat der Separation nur in der Art in die alten Steuerkataster-Karten eingezeichnet, daß der neue Plan eine neue Nummer erhält. Die Steuer wird aber bis zur nächsten Revision nach der ersten Veranlagung des Steuerkatasters neu berechnet und erhoben.

**) Seite 11, 21, 90 und 131.

Sie werden von den Grundbesitzern und Kapitalisten tief empfunden und alle Welt seufzt über die fatalen generellen und gesetzlichen Hypothesen. Weshalb sollten denn diese nicht in ähnlicher Weise wie in Nassau bereits geschehen ist, durch ein Gesetz aufgehoben werden können*)? Und möchte das neue rheinländische Consolidationsgesetz nicht auch zur Durchführung dieser Reform benutzt werden können? Wilhelm y sagt in seiner Schrift S. 45: „Der Gang des nassauischen Consolidationsverfahrens**) ist langsam. Nur das Beispiel, nicht der Zwang wirkt.“

„Einen bedeutenden Anstoß haben indessen die Consolidationen in neuerer Zeit dadurch erhalten, daß in Folge der Gesetze vom 15. Mai 1851 für jede Gemeinde ein Stockbuch, in welches alle zum Vermögen der einzelnen Grundbesitzer gehörige Immobilien, mit allen darauf habenden Eigenthumsbeschränkungen, Lasten und Pfandrechten, unter Aufhebung aller stillschweigenden und General-Hypotheken einzutragen sind, angelegt werden muß, denn würde dasselbe schon vor der Consolidation angelegt, so müßte es wegen des totalen Umtausches der Grundstücke nach der Consolidation noch einmal gemacht werden, was doppelte Kosten verursachen würde.“

Wißmann aber bemerkt S. 22, nachdem er die obigen Mängel geschildert hat:

„Man hat nun in unserer Gesetzgebung — und zwar aus dem Grunde der Nothwendigkeit vom juristischen Standpunkte aus — durch das Stockbuchgesetz die Beantwortung der Fragen: Wer ist Eigenthümer des Immobile? Welche dingliche Rechte und Lasten flehen daran? zwangsweise geboten. Obgleich sich die tiefgründende Absicht nicht verkennen läßt, obgleich die energische Durchführung des Gesetzes auf's Höchste zu achten ist, so wird dieses Gesetz allein, ohne die gleichzeitige Errichtung von Lagerbüchern auf den Grund regelrechter Landmessungen trotz aller juristischen Deductionen nie den Rechtsinn des Einzelnen und der Gesamtheit befriedigen. Trotz allen möglichen Hypotheken- und Rechtstheileinträgen mit Bezeichnung der Personen nach Vor- und Zunamen wird doch der habgierige Ackerer seinem Nachbar ungestraft die Furchen abackern, wird doch der sorgfältige Oekonom im Felde keine Grenzsteine finden und auch nicht setzen lassen können; wird doch der lokalunkundige Näher dem Nebenlieger zu nahe oder zu entfernt bleiben; wird doch derjenige, der sein Land durch einen fremden Ackermann bauen läßt, nicht so ungeschmälert seinen Besitz behalten, als derjenige, der selbst seinen Acker bestellt; wird doch noch immer die Möglichkeit bleiben, daß ein Minderjähriger während seiner Minderjährigkeit durch Verzögerung der Vormundschaftsbestellung durch Unkunde oder Nachlässigkeit des Vormundes ein Stück Wiese oder Feld ganz und gar aus dem Besitze verliert.“

*) So tief einschneidende Reformen sind nur einmal ohne Rechtsverletzung nicht durchführbar. Von zwei Uebeln muß man das kleinere wählen. Diese vorübergehenden Verletzungen fallen im Vergleich zu jenen dauernden Vortheilen kaum in die Waagschale.

**) Dasselbe begann Ausgangs des vorigen Jahrhunderts und hat seine Ausbildung und jetzige Gestalt durch die Verordnung vom 12. Septbr. 1829 erhalten.

„Aus allen diesen Gründen hoffen jetzt die sachkundigen Freunde des Rechts und der bürgerlichen Wohlfahrt bei dem erschienenen E. Buchsgefeße auch auf baldige gesetzliche Bestimmung wegen Einrückung der Lagerbücher.“

Sodann weist der Verfasser nach, wie das neue Stockbuch consolidirten Feldmark nicht auf Grund des alten Steuerkatasters, sondern nur auf Grund des neuen Lagerbuches angelegt werden muß. Auch ist es — fährt er fort — eine sehr kostspielige Sache, ein Lagerbuch durch Anlage eines Stockbuches sparen zu wollen. Ins Lagergehört das reale, ins Stockbuch das personelle Element der Immobilienrechte. Das Lagerbuch repräsentirt die unveränderlichen Verhältnisse Grundeigenthums, das Stockbuch die veränderlichen. Das Stockbuch also von Zeit zu Zeit erneuert werden, wegen des vielen Güterwechsels während das Lagerbuch lange Jahrzehnte dauern kann, bis es veraltet ist. Ist das Lagerbuch nun im Stockbuch enthalten, so muß der Complex mit doppelten und dreifachen Kosten erneuert werden. Der muß zunächst das Lagerbuch den rechtlichen Inhaber und die Lage einzelner Grundstücke angeben. Bei der Anlage des Stockbuches werden dann die rechtlichen Verhältnisse weiter ausgetragen. Die im Lagerbuche in ihrer Nebeneinanderlage gewonnenen district- und fluren aufgeführten Parzellen werden nunmehr nach dem Vermögensstande einzelner Eigenthümer geordnet; es werden alle mit dem Eigenthum Verbindung stehenden dinglichen Lasten und Berechtigungen, alle Rechte eingetragen. Bei dem Vollzug der Consolidation werden aber alle vorhandenen Realservituten über den Haufen geworfen. Was nicht zu umgehen sind, werden sie regelmäßig festgestellt. Man ist nach dem Schlusse der Consolidation mit der Existenz und dem Umfange derselben vollständig im Reinen und kann bestimmen, daß nur dieser fortan rechtliche Wirkung haben, welche aus dem Lagerbuche*) fließlich sind.“

Mit der Ausfertigung eines Kauf- und Tauschbriefes, mit der Ausstellung einer freiwilligen und Zwangsversteigerung, mit der Ausfertigung der Theilzettel bei Vermögensübergaben wird der Ab- und Zugang flüssig notirt. Der im Lagerbuche schon aufzuführende Taxationsbuch einer jeden Parzelle nach dem Consolidationsbuchstaben wird in das Stockbuch übertragen und hier nach den einzelnen Berechtigten summiert. Gewährt dies den großen Vortheil, daß dadurch die selbstgerichtlichen Taxationen einen festen Anhaltspunkt haben, indem alsdann die Erhöhungen oder Erniedrigungen des Consolidationstaxatums entweder nur in wirklichen Meliorationen und Deteriorationen einzelner Stücke oder den auf alle Parzellen verhältnißmäßig fallenden erhöhten und erniedrigten Marktpreisen (laufenden Preisen) ihren Grund haben. Sodann währt diese Einrichtung eine stete Uebersicht über das gesammte Vermögen des Einzelnen und über sämmtliche darauf haftende Schulden. Endlich hält Wismann nicht bloß die Lagerbücher neben den Stockbüchern für unentbehrlich, sondern widerräth auch Vereinigung des Steuerkatasters mit den Stockbüchern. „Nachgeführter Consolidation,“ sagt er, „bietet die stattgefundene spec

*) Soll wohl heißen: „Stockbuche“?

„Bodenabschätzung offenbar einen viel sichereren Anhalt für die Besteuerung als die bisher vom Kataster benutzte, nur Klassenweise vorgenommene Bodenabschätzung. Wird also dieser bei der Consolidation ermittelte Taxationswerth ohne Weiteres als Steuerkapital angenommen und davon der Steuerbetrag berechnet, (so daß der reine Fleiß bei der Bodenkultur im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt unbesteuert bleibt) so erscheint die Errichtung des Steuerkatasters auf Grund des Stockbuches sehr einfach. Es braucht bloß jeder Gutsbesitzer mit dem Gesammttaxationskapital seines Grundbesitzes in das Steuerkataster eingetragen, davon der Gesammtsteuerbetrag seines ganzen Grundbesitzes berechnet und dieser beigelegt zu werden. Es ist hierbei ein Normaljahr von der Steuerregulirungsbehörde festzusetzen, worauf dann die in den Güterpreisen davon abweichenden späteren Jahre ganz einfach zu reduzieren wären. Aus der bei der das Stockbuch führenden stets bereit gehaltenen Summirung des Gesammtwerths vom Gute eines Jeden ist dann alljährlich der Ab- und Zugang im Steuerkataster nachzutragen und danach der Gesammtsteuerbetrag eines jeden Gutsbesitzers zu erniedrigen oder zu erhöhen. Will Jemand den Steuerbetrag von einer einzelnen Parzelle wissen, so läßt sich dieser leicht aus dessen Taxationswerth berechnen.“

Unserer Seits können wir jene gesetzliche Bestimmung, wonach Stockbuch und Kataster vereinigt worden sind, und die Besitztittelberichtigung anscheinend fortan zwangsweise durchgeführt werden soll, ebenso wenig empfehlen, wie den Wisman'schen Vorschlag, wonach Stockbuch, Steuerbuch, Lagerbuch und Karten zwar, wie auch wir wünschen, nebeneinander, im Einzelnen jedoch so unvollständig fortgeführt werden sollen, daß das Kataster alljährlich nach den Abschlüssen der Stockbücher berichtigt werden müßte. Dadurch aber würde die prompte Grundsteuererhebung aufs Aeußerste gefährdet werden. Auch in den alten Provinzen sind die zwangsweise durchzuführenden Besitztittelberichtigungen zeitweise gesetzlich angeordnet worden^{*)}. Man mußte aber, von der Unausführbarkeit der Maßregel überzeugt, davon bald wieder absehen. Der lebhafteste Güterverkehr, welcher in Thüringen und im Eichsfelde (und gewiß nicht minder in der Rheinprovinz) hinsichtlich der Wandeläcker getrieben wird, erzeugte eine nicht zu bewältigende Arbeitslast für das Hypotheken-Amt, wenn jede solche Veränderung eingetragen werden müßte. Jahrelang verzögern sich daher in jenen Gegenden nicht selten diese Hypothekenbuchberichtigungen. Wie soll man also im Stande sein, der Steuerbehörde alljährlich einen so weitwichtigen Jahresabschluß pünktlich und zuverlässig zu liefern?? Welche neue, enorme Arbeitsvermehrung wäre das! Weßhalb aber den Grundbesitzer überhaupt zwingen zu so bedeutenden Ausgaben für die Nachtragung späterer Besitzveränderungen zc. in's Stockbuch, wenn er dieselben in seinem Interesse nicht für nöthig erachtet?!

Unserer Seits möchten wir sonach folgende Vorschläge zur näheren Prüfung empfehlen:

- 1) Der homologirte Meßzettel nebst der dazu gehörigen Karte dient als Fundament für die demnächstige unumgänglich nothwendige Regu-

^{*)} O.-G. de 1810, S. 729 de 1831, S. 251 de 1833, S. 124 de 1839, S. 163 de 1845, S. 160.

führung des auch ferner völlig getrennt zu haltenden Katasters Theils und des Stockbuches andern Theils. Der Recept ein nämlich den gesammten alten und neuen Besitzstand jedes einzelnen Interessenten übersichtlich in der Art neben einander gestellt, dannau ersichtlich ist, welches Abfindungsstück oder welcher Theil an die Stelle jedes einzelnen Items getreten ist.

- 2) Das Hypothekenamt, welches unverändert fortbestehen bleibt, eine Ausfertigung des Receptes und der Karte, um daraus das Hypothekenbuch nach den in den alten Provinzen bestehenden Vorschriften anzulegen und fortzuführen und zwar nach folgenden Bestimmungen:

- a) die generellen und gesetzlichen Hypotheken werden nach dem Inhalte des Nassauischen Gesetzes vom 15. Mai 1851 aufgeführt
- b) die erste Anlegung des Stockbuches umfaßt alle Grundstücke betreffenden Gemeinde, insbesondere auch die nicht zur Consolidationsmasse gehörigen Grundstücke (praedia urbana), zu diesem Zwecke neu vermessen und katastrirt werden. *) daraus entstehenden Kosten trägt der Staat resp. die Behörde nach einem noch näher festzustellenden Beitragsverhältnisse
- c) Auch die Servituten werden in das Hypothekenbuch eingetragen unter gesetzlicher Feststellung des Grundgesetzes:
„quae jura realia non in actis, non sunt in mundo.“
- d) die späteren Eintragungen und Berichtigungen des neuen Stockbuches erfolgen nur auf den Antrag der Beteiligten.

- 3) Die Katasterbehörde regulirt auf Grund einer anderen Ausfertigung des Consolidations-Receptes und der dazu gehörigen Karte die Grundsteuer und zwar im Allgemeinen nach Maßgabe derjenigen Bestimmungen, welche hinsichtlich der zum Königreich Westfalen gelandeten Landestheile bereits für den Fall einer eintretenden Cassation und späteren Kataster-Revision gegeben worden. Dabei kommen folgende Grundsätze zur Anwendung:

- a) die Gesamtsteuerquote der zur Consolidationsmasse gehörigen Grundstücke bleibt zwar im Ganzen unverändert, wird aber die einzelnen Grundstücke nach den bei der Consolidation ermittelten Taxationscapitalien sofort anderweitig speciel reparirt. Bei jedem Grundstücke wird das durch die Consolidation ermittelte Steuerkapital notirt; dasselbe bleibt bis zur nächsten Revision des Katasters entscheidend.
- b) Gleichzeitig erfolgt die Revision des Katasters hinsichtlich der dieser Gemeinde vorkommenden praedia urbana nach den falligen Bestimmungen (cfr. Grundsteuergesetzentwurf);
- c) die Fortführung des Katasters geschieht in bisheriger Weise;
- d) da das in jeder Gemeinde vorhandene, auf eine zuverlässige Abgestützte Kataster die nöthigen Specialitäten enthält und etwa Grenzverwundungen aus diesem Materiale resp. dem Consolidationsrecept jederzeit leicht aufgeklärt werden können, so ist

*) Ueber diesen Theil der Vermessungsarbeiten muß sich der Consolidationscommissar sofort nach erfolgter Einleitung des Consolidationsfahrens mit der competenten Katasterbehörde verständigen, so daß beiderlei Arbeiten gleichzeitig durchgeführt werden.

Anlegung und Fortführung eines Lagerbuches ferner nicht unbedingt erforderlich aber nach den in den alten Provinzen gemachten Erfahrungen zweckmäßig. Dasselbe kann übrigens aus dem homologirten Theilungsrezepte mit einem geringen Kostenaufwande angelegt und ohne jede Schwierigkeit leicht fortgeführt werden. Uebrigens ist für den Gebrauch des Lagerbuches unentbehrlich ein sogenannter „Flurläufer“ d. h. ein alphabetisches Namensverzeichnis, welches in alphabetischer Folge die Namen aller theilhaftigen Grundbesitzer enthält und bei jedem Namen die Stellen des Lagerbuches bezeichnet, wo die ihm gehörigen Grundstücke verzeichnet sind.

Freilich sind gründlichere Studien, als der Verfasser bisher machen konnte, erforderlich, um über die Ausführbarkeit dieser auf das Steuer- und Hypothekenwesen bezüglichen Reformvorschläge befinden zu können. Da aber competente Sachverständige, denen dieselben vom Verfasser mitgetheilt worden sind, im Wesentlichen sich mit ihnen einverstanden erklärt haben, so dürfte die nähere Erwägung derselben um so mehr zu empfehlen sein als:

- 1) die Hypothekenreform in demselben Maße von Jahr zu Jahr dringender wird, als die Hebung des Bodentredits nothwendiger erscheint;
- 2) in den jüngsten Tagen auch die lang verheißene Gesetzesvorlage wegen der anderweitigen Regulirung der Grundsteuer der Landes-Vertretung gemacht worden ist;
- 3) die Revision des Katasters, was den Regierungsbezirk Aachen anbelangt, in den Kreisen Schleiden, Düren und der Stadt Aachen bereits im vollen Gange ist;
- 4) die Ausarbeitung eines Entwurfes zu einem rheinländischen Consolidationsgesetz, außerdem Vernehmen nach, bereits angeordnet oder wohl gar schon erfolgt ist.

Wenn sonach auch in Folge des leztgedachten Umstandes die von Wilhelm y erörterte Frage:

ob denn die Zersplitterung des Grundbesitzes in der Rheinprovinz wirklich so weit vorgeschritten sei, daß auch aus diesem Grunde ein Consolidationsgesetz nothwendig er scheine?

schon (und zwar mit vollem Rechte) zu Gunsten der Affirmative an kompetenter Stelle entschieden zu sein scheint, so hört man doch im Publikum noch so viele irrige Ansichten aussprechen, daß Verfasser es nicht für überflüssig erachten kann, wenn einige von Wilhelm y mitgetheilte statistische Notizen dem geneigten Leser in das Gedächtniß zurückgerufen werden. Dabei wollen wir die Provinz Pommern, welche die größten Besitzungen hat, der Rheinprovinz gegenüberstellen.

	Flächeninhalt in Morgen.	Anzahl der Besitzungen.	Durchschnittliche Größe einer Besitzung in Ma.	Von den sämtlichen Wohnen des pr. Staates.	Nach der Zählung von 1847 wohnen auf der Weile.	Anzahl der Besitzungen.				
						über 600 Morg.	von 300 bis 600 Morg.	von 30 bis 300 Morg.	von 5 bis 30 Morg.	unter 5 Morg.
Rheinprovinz	10,486,800	686,275	15	38,34%	5,771	886	1362	46,523	181,660	455,835
Pommern	12,345,400	74,566	166	4,17%	2,077	2275	1317	24,808	21,489	24,677

Rechnet man auf die kleinen rheinländischen Besitzungen im Schnitt zwei Morgen, so fallen darauf 911,670 Morgen. Man abso für die übrigen 4 Klassen noch 9,557,130 Morgen übrig, so bet im Ganzen daran theilhaftigen 230,440 Besitzungen immer noch durchschnittlich 41 Morgen groß ist.

„Die niederrheinische Ebene“ fährt Wilhelm fort, „in der Landwirtschaft zur höchsten Blüthe gediehen ist, hat durchschnittlich noch größere Besitzungen.

„Der Mittelrhein von Bonn aufwärts mit den Thälern der Mosel u. s. w. ist mehr dem Weinbau und der Obstkultur als Ackerbau ergeben.“)

„Die Besitzungen können in den engen Thälern nur klein sein. Platz ist, da ist es hier auch gleich ganz anders. Ich brauche nicht die blühenden Zustände des Nahethales wo in der Niederung der vollste Acker- und Wiesenboden aufgehäuft liegt, wo an den Wänden der fruchtigste Wein wächst und auf den Höhen die prächtigen Wälder prangen, und an die breiten Thalmündungen der Ahr bei zig, der Mosel zwischen Coblenz und Andernach bis Mayen hinauf der Bild zwischen Sayn und Fahr zu erinnern.

„Auf den Hochebenen der Eifel, des Hundsrückens, des Westerwaldes u. s. w., welche die dritte Gruppe bilden, sind die Besitzungen hauptsächlich vorhanden, wie sie obiges Durchschnittsverhältniß nach der kleinen Besitzungen ergibt. Der Boden ist hier naß, aber er vortreffliche Bestandtheile. Die Besitzungen sind groß genug, um kräftigen Bauernstand zu tragen, aber sie können zum Theil wegen schlechten Beschaffenheit der Wege und wegen der Menge der über die ganze Gemarkung zerstreuten Parzellen nicht bestellt werden. Dort würde das Feld der Zusammenlegungen sein. Die bessere Cultivirung des Grundbesitzes, die Beschaffung von Wegen und hauptsächlich die Entwässerung würde auf diesen Hochebenen Erstaunliches wirken.

Was nun den Regierungsbezirk Aachen anbelangt, so sind allen Kreisen des Flachlandes zahlreiche Gemeinden zu bezeichnen die Consolidation dringend bedürfen. Für dies Mal wollen wir uns jedoch begnügen dies Bedürfnis an dem Kreise Schleiden näher nachzuweisen. Dabei legen wir die von der Kataster-Inspection zu Aachen im Jahr 1837 angestellten Ermittlungen zu Grunde:

Von den im Kreise Schleiden vorhandenen	315,773 Morgen	gehören
dem Staate circa	22,000 M.	Försten
den Gemeinden circa	28,000 M.	Försten
den geistlichen Instituten circa	8,000 M.	Land
den Privaten im Ganzen	217,000 Morgen	
worunter sich befinden	42,000 M.	Försten
und	6,400 M.	Gebäude.

Theilen wir die ländlichen Wirtschaften in drei Kategorien nämlich in

- a) größere, in denen zwei Pferde und mehr,
- b) mittlere, in denen zwei oder ein Pferd, und
- c) kleinere, in denen ein Ochse oder eine Kuh gehalten werden,

*) Cfr. Zeitschrift des landw. Vereins Jahrgang 1857 S. 371 die Parzellirungsliste in der Rheinprovinz (v. Stigler.)

so zählte man damals:

	Anzahl.	Gesamtgrundbesitz in Morgen.	Mittlere Größe der Wirtschaft in Morgen.	Mittlere Parzellenzahl.	Durchschnittliche Größe der Parzellen. Morg. □ Ruth.
Kreis Schleiden.					
a. Größere Wirtschaften.	202	34,668	171	143	1 35
b. Mittlere Wirtschaften.	1099	64,959	60	99	109
c. Kleinere Wirtschaften.	5705	92,210	16	31	93
Regierungsbezirk Aachen.					
a. Größere Wirtschaften.	1212	208,569	172	53	3 44
b. Mittlere Wirtschaften.	4530	258,126	57	48	1 34
c. Kleinere Wirtschaften.	22723	475,446	21	29	130

Die Gesamtzahl der Parzellen betrug im Kreis Schleiden 391,946 Stüde, so daß die Parzelle durchschnittlich kleiner wie ein Morgen war. Wir geben gern zu, daß die Katasterangaben nicht genau zutreffen und daß seit jener Zeit erheblich mehr Parzellen zusammengelegt als zersplittert worden sind. *) Dessen ungeachtet ist und bleibt die Zersplitterung in den meisten derartigen Bürgermeistereien so fabelhaft groß, daß die Landwirtschaft ohne Consolidation in vielen Gemeinden nun und nimmermehr gehörig gedeihen kann. Nach den statistischen Ermittlungen gab es z. B. im Jahre 1855 an Besitzungen unter 5 Morgen

	Anzahl	Gesamtflächeninhalt in Morgen.
in der Bürgermeisterei Blankenheim	585	579
" " " Call	595	720
" " " Holzmulheim	481	626
" " " Lommersdorf	375	543
" " " Busslem sogar	649	416

In Busslem, Uedelhofen, Kronenburg findet man viele tausend Parzellen Gartenland (sogenannte „Wäpche“) und Wiesen ohne eigenen Zugang von 1, 2, 3 □ Ruthen.

Die Kataster-Inspektion, welche ihre Specialarten gewöhnlich im Maßstabe von 1 : 2500 anfertigen läßt, kann dort selbst mit dem Maßstabe von 1 : 1250 nicht mehr fertig werden, sie bedarf mitunter schon Karten im Maßstabe von 1 : 625.

Ein Kataster-Beamter versicherte uns, er habe im letzten Jahre bei der Revision des Katasters eine Wiesenstelle (in Busslem) gefunden, wo er über die sechs verschiedenen Interessenten gehörigen neben einander belegenen Parzellen mit einem Male hinübergesprungen sei.

Solche Katasterkarten muß man näher mustern und man wird den Kopf dazu schütteln, wenn in Gemeinden mit so arg zersplittertem Grundbesitz jetzt das Kataster ohne vorherige Consolidation revidirt wird. Zur näheren Erwägung theilen wir eine Besitzstandstabelle derjenigen Bürgermeistereien mit, in denen diese Revisionsarbeiten jetzt im Gange sind:

*) Einen schlagenden Beweis, wie dringend man das Bedürfnis nach Consolidation selbst im Kreise Schleiden empfindet, gewährt der Umstand, daß in dem letzten Decennium auf zwei Fälle der Zersplitterung etwa drei Fälle der Consolidation kommen.

Namen der Bürgermeisterei.	Gesamte nach dem Satz für de 1825. Morgen.	Beziehungen von										Mors bans	Im Jahre 1826 gab es		Große bauent. Mietstheilen.	
		600 Mrg. u. mehr.		300 Mrg.		30 Mrg.		5 Mrg.		unter 5 Mrg.			Gebäude und Schiffen Land.	Frei- den.	Geböl.	Städten- inhalt.
		Gesamte bis 600 Mrg. inhalt.		Gesamte bis 300 Mrg. inhalt.		Gesamte bis 30 Mrg. inhalt.		Gesamte bis 5 Mrg. inhalt.		Gesamte bis 5 Mrg. inhalt.						
		Mrg. inhalt.		Mrg. inhalt.		Mrg. inhalt.		Mrg. inhalt.		Mrg. inhalt.						

Blantenheim . . .	16,219	21,087	4	3242	3	1186	100	6205	260	3546	585	579	3921	3919	2336	105	11,717
Dollenborn . . .	22,586	18,216	5	8549	3	1214	115	6250	275	4340	283	427	6195	5583	2092	118	15,763
Bonborn . . .	8522	16,043	4	4411	1	366	175	11384	269	3902	461	626	5708	1327	1053	59	6,160
Dollnshausen . . .	12,603	19,888	4	4411	1	366	175	11384	269	3902	461	626	5708	1759	1790	59	6,160
Rommersdorf . . .	14,343	25,191	3	3928	2	988	92	4950	245	3613	375	543	4971	4114	1456	33	3460
	74,273	100,425											120795	116,702	8727		

Von dieser Gewerbungsfläche der 74,273 Morgen kommen als minder beträchtlich in Abzug:

- 1) die Waldungen mit 20,795 Mr.
- 2) die Wege und Flüsse mit 1200 Mr.
- 3) die ziemlich wertlosen Stille- und Schiffelländereien mit . . . 25,429 Mr.

mithin im Ganzen 47,324

so daß die bei der Katasterrevision besonders ins Auge zu fassende, am höchsten besessene Fläche der
Gehöfte, Gärten, Wäldern, Wälder und Wäldern auf 26,949
mithin in ruher Summe auf 27,000 Morgen annehmen sein wird.

Die Kataster-Revision beschränkt sich aber in diesen Bürgermeistereien auf die Revision der Bonittirung, und dennoch werden sich die Kosten für diese 4 Bürgermeistereien mindestens auf 8000 Thlr. belaufen, mithin pro □Meile auf 2400 Thlr. und also für den ganzen Kreis Schleiden auf pr. pr. 35,000 Thlr.

Da aber mit dieser Revision keine Neumessung verbunden ist, so wird dadurch nicht einmal ein genügendes Fundament für die künftige Consolidation geschaffen und deshalb scheint uns der größte Theil der Kosten nicht zweckmäßig verwendet zu werden.

Dies Bedenken ist aber um so gewichtiger, wenn man dabei die Verhältnisse der ganzen Rheinprovinz ins Auge faßt.

Im Elbsfelde hat man von allen Seiten die Zusammenlegung der Grundstücke für ein dringendes Bedürfnis erkannt und dies Hilfsmittel bewährt sich schon vortreflich. Dort hat aber jede Parzelle auch nur eine durchschnittliche Größe von etwa $\frac{3}{4}$ Morgen.

Vergleichen wir damit nun die von Wilhelmy mitgetheilten Fälle:

Bezeichnung des Bezirks.	Morgenzahl.	Zahl der Parzellen	Durchschnittliche Größe der Parzellen in Morgen.
* Regierungsbezirk Trier.	2,477,598	3,873,212	$\frac{3}{4}$ incl. Wald, Dehland u. Heiden.
" Coblenz.	2,126,185	4,322,358	
" Aachen.	1,458,449	1,389,729	
" Cöln.	1,431,499	1,979,749	
" Düsseldorf.	1,449,047	1,033,499	$\frac{1}{3}$ $\frac{2}{5}$ $\frac{1}{3}$ $\frac{3}{5}$
Verband Schöffengrund im Kreise Wehlar (1839).	29,979	103,177	
Verband Münsterfessel.	44,628	102,556	
Verband Nümbrecht im Kreise Summersbach.	39,423	115,307	
Kreis Daun.	238,825	447,093	$\frac{3}{5}$
" Wittlich.	250,895	428,256	
" Bernkastel.	261,021	481,268	
" Saarburg.	177,186	235,147	

Werden die Waldungen, Weden und Heiden abgerechnet, so stellt sich die durchschnittliche Größe der einzelnen Parzelle auf $\frac{1}{3}$ Morgen, ein Satz den Wilhelmy für die ganze Rheinprovinz als zutreffend annimmt.

Wie viel günstigere Resultate würde die Kataster-Revision geben, wenn die Katasterbehörde Hand in Hand mit einer rheinländischen Consolidationsbehörde vorgehen könnte! wenn also die Kataster-Revisionen zunächst in den der Consolidation nicht bedürftigen Gemeinden durchgeführt wird und mittlerweile die Consolidationsbehörde ihre Wirksamkeit in den am meisten zersplitterten Bürgermeistereien begönne? Um die Consolidationen schnell in Gang zu bringen, könnte die Katasterbehörde sämtliche Kosten der ersten 100 Consolidationen aus ihren Mitteln (vorbehaltlich der Wiedererstattung Seitens der Interessenten mit dem Zeitpunkte der Ausführung der Consolidation) vorschießen und würde dabei ein höchst vorteilhaftes Geschäft machen. Sie erhielte nämlich in Folge der Consolidation ohne eigenen Kostenaufwand neue Karten, neue Bonittirungs-Register und ein wesent-

Uch vereinfachtes Kataster. Außerdem hätte sie fortan eine viel billiger und zuverlässigere Verwaltung. Wenn außer jenen Kostenvorschüssen, 35,000 Thlr. zur Durchführung dieser Reformen im Kreise Schle verwendet würden, so dürften keine weitere außerordentliche D von Seiten des Staates für die Revision des Katasters und die Durchführung der Güterconsolidation zu bringen sein. Sorgt man von vorn herein für schnelle und gute Durchführung einiger Consolidation schafft dadurch gute Beispiele, so wird sich das Uebrige schon von selbst entwickeln. Wo die Consolidationslust einmal erwacht ist, ruht man nicht bis dem Bedürfnis überall Rechnung getragen ist. Was aber die von den Interessenten aufzubringenden Kosten des Verfahrens anbelangt, so müssen die Katasterbehörde keine Vorschüsse leisten sollte, jedenfalls auf kräftige Unterstützung der Meliorationskasse und für den Regierungsbezirk Nachen auch wohl auf die des Vereins zur Beförderung der Arbeitslosigkeit gerechnet werden können.

Sonach erwäge man also, ob es nicht gerathen erscheint:

- 1) die Revision des Katasters in denjenigen Bürgermeistereien, — wo die vorherige Consolidation der Grundstücke dringend nothwendig ist, vorläufig anzusetzen; dagegen
- 2) für halbjährige Publikation einer rheinländischen Gemeintheilungs-Ordnung zu sorgen;
- 3) alsdann je drei vorzüglich consolidationsbedürftigen Gemeinden jedes Kreises der Rheinprovinz die Consolidation mit etwa 50% Erlass*) an den Kosten: (also mit 15 Sgr. Pauschquantum pro Morgen) in der Art zu offeriren, daß die Katasterbehörde der Auseinanderseßungsbehörde gegenüber die Hälfte dieses Kostenanschlages aus ihren Mitteln zu decken oder bis nach ausgeführter Consolidation ganz resp. zum Theil vorzuschießen hätte;
- 4) Dagegen die von der Auseinanderseßungsbehörde zu leitenden Vermessungs- und Bonitirungsarbeiten zugleich im Interesse des Katasters und der Consolidation ausgeführt würden;
- 5) Außerdem würde zu erwägen sein:

ob nicht für die Gemeinden, wo die Consolidation in dieser Weise durchgeführt wird, neue Stockbücher unter Aufhebung der gene-ralen und stillschweigenden Hypotheken anzulegen sein möchten.

Ein offener Irrthum ist es ferner, wenn man behauptet, daß die Hypothetengläubiger in Folge der Consolidation ihre Hypotheken sofort massenweise kündigen würden. Dies haben sie anderwärts bisher nirgend gethan, und zwar deshalb nicht, weil sie wohl wissen, daß ihre Hypothekenrechte auf den neuen Besitzstand gesetzlich übergehen und daß Besterer in der Regel $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{3}$ höhere Reinerträge wie der bisherige Besitzstand liefert, mithin verhältnißmäßig werthvoller als der letztere ist. Es ist für den Eigenthümer ebenso wie für den Hypotheken-Gläubiger angenehm, wenn die zu hypothecirenden Grundstücke aus wenigen Stücken bestehen, die man ja jederzeit, wenn es nothwendig erscheint, wieder ver-

*) Es ist nicht rathsam, die Kosten allzu niedrig zu stellen, eines Theils, weil die Bortheile außerordentlich groß sind, andern Theils, weil man den Landwirth durch allzu große Wohlthaten nur mißtrauisch machen würde. Dagegen ist es zu wünschen, daß die armen Gebirgskreise durch solche Kostenermäßigungen möglichst begünstigt werden.

angelt verkaufen und verpfänden kann. Darf man also wohl behaupten, daß die Consolidation der Industrie und Speculation schädlich sei? Den Güterschädlerern mag die Sache allerdings unbequem sein, weil der Grundbesitzer durch die Consolidation den Werth seiner Grundstücke allerdings besser würdigen lernt.

In Fabrikgegenden, in der Nähe großer Städte und Bergwerke, wo die fernere Parzellirung rentabler als die Consolidation erscheint, da wird man in nächster Zeit eben nicht consolidiren, sondern vielleicht sogar noch ferner parzelliren. Und weshalb, fragen wir, sollte man das hindern? Mit dem besürchteten Pulverisiren des Bodens hat es — wie Zeichensperger und Präsident Petre gezeugt haben — nichts zu sagen, so lange nur Handel und Intelligenz blühen. Unmöglich kann man aber dem Grundeigenthümer die Vortheile der Consolidation aus bloßen Humanitätsrückichten vorenthalten wollen.

Man hegt nämlich die an sich nicht ganz unbegründete Besorgniß, daß in Gemeinden, wo die Consolidation einmal erfolgt sei, der arbeitenden Klasse fortan die Gelegenheit zum ferneren Ankauf eines Grundstückes werde erschwert werden. Mag dies nun mehr oder minder der Fall sein, immer wird in der Rheinprovinz noch Grund und Boden parzellirt, verkauft oder verpachtet werden. Ist der Kauf- und der Pachtpreis des Bodens aber so teuer, daß der Handarbeiter bei der eigenen Bestellung desselben nicht mehr seine Rechnung findet, so wird er wohl thun, fortan sein Brod und seine Kartoffeln zu kaufen. Der Grundbesitz aber wird sich dann mehr consolidiren, größere Werthschaften werden sich bilden, in denen man die Landwirthschaft kaufmännischer und unter Anwendung von Maschinen rentabler zu machen wissen wird. Denn jede ordentlich eingerichtete Landwirthschaft muß einer Fabrik ähnlich betrieben werden. Wenn auch, sagt man ferner, dies alles zugegeben wird, so darf die Consolidation in keinem Falle andere, als mit freier Zustimmung aller Betheiligten ausgeführt werden. Wer die Sache praktisch durchgemacht hat, der weiß, daß dies Berlangen nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als daß man die ganze Frage auf sich beruhen lassen will. Dies hat z. B. die derartige im Großherzogthum Hessen wirklich getroffene Bestimmung bestätigt, indem, so lange sie zu Recht bestanden, eben nichts Wesentliches für die Consolidation zu Stande gekommen ist. Man hat sie daher Anfangs der fünfziger Jahre wieder aufgehoben, ein Zwangsverfahren gestattet und seitdem auch bessere Erfolge erreicht.

Allerdings hat die Gemeinheitstheilungs-Ordnung vom 19. Mai 1851 das gütliche, die Zustimmung aller Betheiligten erfordernde Verfahren als Vorverfahren gestattet. Mit Hülfe desselben ist auch Manches wirklich erreicht worden. Namentlich sind die Erbenwaldungen (kläglichen Andenkens!) verkauft, indem sich die Hunderte und sogar Tausende *) von Eigenthümern behufs ihrer Auseinandersetzung in den Erlös getheilt haben. Besonders drückende Servituten sind hier und da abgelöst worden.

Aber, fragen wir, stehen die darauf verwendeten Kosten, welche pro Morgen nicht selten 5 und mehr Thaler betragen haben, im richtigen

*) In dem in den Kreisen Gießen und Jülich belegenen nur circa 2000 Morgen großen Buchholzbusch hatten circa 3000 Personen Eigenthumsrecht.

Verhältnisse mit den Resultaten! Ist es zu billigen, daß ein **doppelt** Verfahren angeordnet ist und daß auf diese Weise, wenn das **gütliche** Verfahren fehl schlägt, Zeit und Kosten größtentheils unnütz auf dafse verwendet worden sind?

Für den Anfang mag dieses Gesetz genügt haben, zumal es b her glücklicher Weise erst sehr selten zu einem gerichtlichen Theilung oder Ablösungsverfahren gekommen ist. Wer wollte es aber in der Rheinprovinz übernehmen, Güterconsolidationen im gütlichen Wege zu Stand zu bringen! Das ist in den alten Provinzen noch jetzt nicht möglich obwohl, wie schon bemerkt worden, dort die kleinen Grundstücksbesitzer gewöhnlich eine Weißeabfindung zu hoffen haben, die sie äußerst gefügig zu machen pflegt. Davon aber kann, wie schon oben erwähnt wurde, in der Rheinprovinz keine Rede sein.

Die echte Freiheit besteht im Festhalten am Ganzen. Darin findet die Freiheit des Einzelnen die dauerndste und bleibendste Bürgschaft, dadurch erhält das Vermögen des Einzelnen erst seinen derzeitigen Werth. Der Mensch ist nicht bloß Weltbürger, sondern zu allererst Staats- und Gemeindegürger, Gemarkungsgenosse.

Er kann also die Rechte des Weltbürgers erst dann und so weit in Anspruch nehmen, als sie mit den näheren und mehr unmittelbaren Rechten und Pflichten des Staats-, des Gemeindegürgers, des Markungsgenossen nicht in Widerspruch treten. Letzterer kann und darf sich dabei den für den allgemeinen Kulturfortschritt unentbehrlichen Veranstaltungen nicht entziehen. Wie ihm ferner auch für seinen Theil verhältnißmäßiger Nutzen aus der Consolidation erwächst, so hat er an den Lasten und Kosten einen natürlichen Antheil zu tragen. Eine unbegrenzte Freiheit ist nur im Urzustande möglich, wo kein Nachbar hindert, aber auch keiner nützt.

Im Uebrigen confundirt man in den Debatten über diese Frage gewöhnlich die Einleitung des Consolidationsverfahrens mit der Ausführung desselben. Viele meinen wohl gar, das Consolidationsgesetz würde die Folge haben, daß sofort die Grundstücke aller Gemeinden der Rheinprovinz consolidirt werden sollen. Da zerbricht man sich dann allerdings den Kopf, wie es möglich sei, die wohl arrondirten, in festen Grenzen und Hecken daliegenden Besitzthümer durch die Consolidation noch zu verbessern oder weshalb man Ackerflächen von 5, 10 und 20 Morgen durchaus noch vergrößern wolle?

Der Unsinn wäre allerdings unerhört! Nein, es handelt sich nur darum, in solchen Gemeinden, wo eine erhebliche Anzahl der Grundbesitzer wegen der allzugroßen Zersplitterung des Grundbesitzes die Consolidation aus eigener Ueberzeugung als eine Nothwendigkeit erkennt, diesen das Recht beizulegen, daß sie ungeachtet des noch obwaltenden Widerspruchs eines Theils der Besitzer die Einleitung des Consolidationsverfahrens verlangen können. Jemehr demnächst die Opponenten durch eigene Anschauung den Gang des Verfahrens durch die theilhaftigen Beamten kennen lernen, um so mehr schwinden ihre gewöhnlich nur aus Unkenntniß entstandene Bedenken, je mehr wünscht man allseitig den Ausführungstermin abgeklärt zu sehen. Die verständigeren Einwohner suchen eifrigst, unbegründete Weiterungen auch ohne commissarische Vermittelung zu beseitigen. Je mehr man nun die Provolationsbefugniß erschwert, desto mehr schadet

man den Grundbesitzern, indem man die Einleitung des Verfahrens verzögert. Ist man von dem Nutzen des Consolidationsverfahrens einmal überzeugt, wünscht man also recht bald die Vortheile des Verfahrens zum Gemeingut zu machen, so darf man die Einleitung desselben nicht allzusehr erschweren, indem man dadurch keine Garantien, vielmehr nur unnütze Weiterungen schaffen würde. Wir finden es allerdings auch nicht gerechtfertigt, wenn §. 4 der Gem.-Theil.-Ord. vom 7. Juni 1821 jedem einzelnen Grundstückbesitzer das Provocationsrecht gestattet. Dagegen scheint es uns ganz in der Ordnung, wenn diese Bestimmung durch die Verordnung vom 28. Juli 1838 dahin abgeändert ist, daß die Einleitung des Verfahrens erfolgt, sobald die Besitzer des vierten Theils der Feldmark auf Separation angetragen haben. Wie wiederholt bemerkt worden ist, fällt in der Rheinprovinz der große Anreiz, welchen die Aussicht auf Theilung der Gemeinheiten in den alten Provinzen gewährt, fort. Man kann also um so weniger annehmen, daß in der Rheinprovinz eine Gemeinde durch solche Minorität von $\frac{1}{4}$ der Grundstücke in die Weiterungen einer Consolidation leichtfertig und ohne genügenden Grund hineingezogen werden würde. Es ist vielmehr eben so unwahrscheinlich, daß sich $\frac{1}{4}$ der Grundbesitzer wie die Hälfte oder $\frac{3}{4}$ derselben zu einer so außerordentlich wichtigen Operation ohne die dringendste Veranlassung vereinigen werden. Man hat ja nicht mit Börsenschwindlern und Güter-speculanten, sondern mit dem sehr bedächtigen Stande der deutschen Landwirthe zu thun.

Das einmal eingeleitete Consolidationsverfahren kann aber nicht anders ausgeführt werden, und kein Bethelligter kann früher seines alten Besitzstandes enthoben und in den neuen Plan eingewiesen werden, als bis jeder einzelne Bethelligte seine ihm bestimmte, gehörig abgegrenzte Land-Abfindung an Ort und Stelle geprüft und seine Zustimmung zur Ausführung zu Protokoll erklärt hat. Hat er Einwendungen und Bedenken, so muß er darüber zunächst ausführlich und zwar ebenfalls zu Protokoll vernommen werden. Ihm muß z. B. die Abfindung in derselben mittleren Entfernung und zwar möglichst in denselben Bodenklassen*) gewährt werden, zu denen die abgetretenen Grundstücke gehören. Niemand braucht z. B. für einen Morgen Acker oder Wiese erster Klasse 20 oder 30 Morgen letzter Klasse und umgekehrt anzunehmen. Wer nach seinem bisherigen Besitzthum sich vorzüglich auf Fleischproduktion eingerichtet hatte, kann durch die Art der Abfindung nicht genöthigt werden, fortan vorzüglich Körner zu ziehen u. s. w. Ueber derartige Einwendungen muß der Commissar ein für alle Mal verpflichtete, aus dem Stande der praktischen Landwirthe gewählte Detachement als Sachverständige an Ort und Stelle mit ihrem Gutachten vernehmen und demnächst erkennt die Auseinandersetzungs Behörde in erster und das Revisions Collegium für Landes-Cultursachen zu Berlin in zweiter Instanz. Wir sehen also, daß jedem Bethelligten sein volles Recht gewährt

*) Zur mehreren Garantie nehme man nach dem Vorbild des hannoverschen Consolidationsgesetzes in die rheinische Consolidations-Ordnung, die in der Gemeinheitstheilungs-Ordnung vom 7. Juni 1821 fehlende Bestimmung auf, daß die Abfindungen hinsichtlich der Bonitätsklassen um nicht mehr als $\frac{1}{10}$ von der Bonität der abgetretenen Grundstücksklasse abweichen dürfen.

werden muß, bevor die übrigen Genossen der Vortheile der Consolidation theilhaftig werden können.

Gegen solches wohl geregeltes, in vielen tausend Fällen längst erprobtes Verfahren wollte man Bedenken erheben, während man bisher völlig damit einverstanden gewesen ist, wenn nach den in den letzten beiden Decennien ergangenen Gesetzen zur Einrichtung von Deich-Be- und Entwässerungs-Genossenschaften *) ein viel ungewöhnlicheres Verfahren in der Art stattfindet, daß über den entstehenden Widerspruch einzelner Theilhaftigen gegen das Meliorationsprojekt nicht (wie doch für alle Expropriationen vorgeschrieben ist), im Wege Rechtsens, sondern direkt durch Königl. Verordnung entschieden und dadurch der Genossenschaft das Expropriationsrecht so weit es zur Ausführung des vorliegenden Meliorationsprojektes erforderlich ist, so wie die Befugniß die natürlichen Kostenanteile von den Opponenten beizutreiben verliehen wird.

Woher diese Inkonsistenz? Der Grund liegt nahe. Man hat sich von dem Nutzen dieser Ausnahme-Gesetze durch die nur dadurch zu Stande gekommenen größeren Meliorationen bereits überzeugt, während man die Consolidationen bisher eben noch nicht kennen gelernt hat. Während bis zur Zeit der Publikation jener Meliorationsgesetze die Verhandlungen über mehrere schon zu Friedrich des Großen Zeiten eingeleitete höchst nützliche Meliorationsprojekte noch immer schwebten, und mittlerweile Berge von Akten vergeblich zusammen geschrieben worden waren, führte nun ein Federstrich zum Ziele! Daß bei dieser heilsamen Abkürzung des Verfahrens die Gründlichkeit der technischen Arbeiten nicht leidet, dafür ist — nach wie vor — genügende Garantie geboten. Das ist aber die Hauptsache. Wer die früheren, endlosen Verhandlungen praktisch kennen gelernt oder als Grundbesitzer daran theilhaftig gewesen ist, wird die Bedenken, welche Juristen gegen dies angebliche „die Heiligkeit des Eigenthums gefährdende“ Verfahren vorzubringen pflegen, so lange nicht theilen, bis ihm von diesen ein anderer gesetzlicher Weg gezeigt sein wird, der ebenso sicher zum Ziele führt.

Dagegen z. B. fänden auch wir nichts einzuwenden, wenn die Auseinandersetzungsbehörden auch über solche Meliorationspläne fortan zu erkennen hätten, anstatt, daß jetzt ministerielle und Königl. Genehmigung eingeholt werden muß. Wer solche Sachen gründlich prüfen will, hat der Lokalanstehung ebenso nöthig, wie der Departementsrath in Gemeintheilungssachen.

Verlangt man aber für den Fall der Einleitung der Consolidation unter allen Umständen die Zustimmung aller theilhaftigen Eigenthümer, so läßt sich nicht absehen, wie man um die Zustimmung der Real- und Hypothekengläubiger herum kommen will. Wohin sollte das führen! Wird doch die bei Consolidationen unvermeidliche Expropriation insofern

*) Es ist eine grundfalsche Ansicht, wenn man meint die Wiesen der engen Gebirgsthäler müßten von der Consolidation ausgeschlossen werden. Diese sind häufig in einer fabelhaften Weise zersplittert. Die Grundthe trägt, wie Wilhelm von Siedow bemerkt, oft eine Frau in der Schürze nach Hause. Wird nun eine Nachgenossenschaft regulirt, so werden viele dieser kleinen Stücke noch mehr zersplittert. Leider fehlt noch das Gesetz, um bei Gelegenheit der Regulirung solche Wiesenconsolidationen durchzuführen. Man muß sich auf den Weg der Güte beschränken. In der Siegenischen Wiesen-Ordnung ist dieser Fall wohl vorgesehen, indem die Consolidation solcher Wiesen ausdrücklich angeordnet ist.

wesentlich gemindert, daß man nicht, wie sonst geschieht, für die expropriirten Grundstücke in Geld abgefunden wird. Man erhält vielmehr wie oben gezeigt worden, anderen Grund und Boden von derselben Güte und in gleicher Entfernung. Sogar für etwaige höhere Düngerkraft, die im Boden steckt, wird Extraentschädigung berechnet. Meint man, daß letztere nicht genüge, so wird auch über solchen Einwand erkannt. Man beruft sich auf das belgische Nachbarland mit der Behauptung, daß man dort derartige Eingriffe in die Eigenthumsrechte nun und nimmermehr wagen werde. Man ignorirt aber dabei, daß daselbst durch das Gesetz vom 25. März 1847 das Selbstgovernment der Gemeinden in exorbitantester Weise bereits beschränkt worden ist, indem unangebaute Gemeindegutstücke zum Zwecke der Reclamation sogar gegen den Willen der Gemeindevertretungen verkauft werden können.

Meint man aber gar, daß jeder Grundbesitzer schon jetzt auch ohne Gesetz im Wege des freien Verkehrs durch allmäligen Ankauf der Nachbarparzellen so viel consolidiren könne als er wolle, so ist das viel leichter gesagt, als gethan. Im Regierungsbezirk Düsseldorf hat ein Rittergutsbesitzer dies Experiment mit einem Gute von einigen hundert Morgen endlich nach 25 Jahren mit einem Mehraufwand von einigen 20,000 Thlr. glücklich zu Stande gebracht!

Das war die energische Durchführung einer Lieblingsidee, die sich ein reicher Mann wohl gestatten kann und die sich im gesegneten Rheinthale vielleicht noch öfter wiederholen mag. Was thut aber das arme Gebirgsbäuerlein dessen 30—40 Morgen großes Besitztum in 100 und mehr Parzellen daliegt, mit solchem Rathe?

Im Herzogthum Nassau und in vielen anderen Gegenden hat die Consolidation ihre größte Ausbreitung gerade im ärmsten Theile (dem Westerwalde) die geringste dagegen im reichsten Theile (den Rheingau und der Maingegend) gefunden. Diese Erscheinung, sagt Wilhelm, ist leicht erklärlich. Die Consolidationen müssen auf dem nassen noch werthloseren Höhenboden größere Resultate gewähren, als in den Gegenden, wo die Kultur schon zu hoher Blüthe gediehen ist und dann freilich wird man sich immer ungern entschließen, einen werthvollen, fleißiger Kultur unterworfenen und einen reichen Düngerschatz bergenden Boden gegen andere Grundstücke, die man nicht kennt, umzutauschen. Wenn daher die in der Nähe von Köln und Aachen angesessenen Landwirthe von der Consolidation nichts wissen wollen, so ist damit weiter nichts bewiesen, als daß dieses Gesetz für sie zur Zeit noch kein Bedürfnis ist. Man darf darüber aber nicht, wie bei der Bonner Berathung mehrfach geschehen, außer Acht lassen, daß hinter den Bergen der Eifel, des Hundsrückes und im flachen Lande des Düsseldorfer, Coblenzer und Aachener Bezirkes auch noch Leute wohnen, bei denen ganz andere Verhältnisse vorkommen, die ein solches den Bewohnern des Rheines jedenfalls unschädliches Gesetz zu ihrem Fortkommen nicht länger entbehren können. Es kommt also darauf an, diese Grundbesitzer über ihr wahres Interesse gehörig aufzuklären. Gewandte Dialektik und oratorischer Wortschwall können bei solchen Verhandlungen den Mangel der praktischen Erfahrung nicht ersetzen. Da versagen die in großen Versammlungen oft bewährt gefundenen Schlagwörter ihren Dienst. Die mündliche Belehrung wirkt bei ruhiger, unbefangener Besprechung im engeren Kreise auf den einfachen nüchteren Verstand des

Keinen Landmannes nur von solcher Seite, wo der Landwirth nicht bloß guten Willen und gute Gesinnung gegen seinen Stand, sondern auch die Fähigkeit zur richtigen Würdigung seiner Verhältnisse und Geduld mit dem Standpunkte, auf dem er nun einmal steht, voraussetzt oder vielmehr findet. Die landw. Vereine sind, wenn sie ihre Stellung richtig auffassen und ausfüllen, hierzu die geeignetsten Organe.

In vielen deutschen Ländern, wo ganz ähnliche landw. Zustände wie in der Rheinprovinz vorhanden waren, z. B. in Baden, Großherzogthum Hessen, im Paderborn'schen, in Thüringen, im Eichsfelde und namentlich in Nassau, ist bereits der Beweis geliefert worden, daß der Sinn für solche Verbesserungen in kurzer Zeit geweckt werden kann, wenn sich Männer der Sache annehmen, die die Gabe besitzen, sich dem Landmann klar und verständlich zu machen, seine Geduld nicht auf zu harte Proben stellen, und ihn für solchen Gegenstand zu fesseln wissen. Vor allen Dingen kommt es darauf an, ihm die jetzt vorhandenen Uebelstände und die ihm daraus alljährlich entstehenden Verluste in der Art, wie in der in unserer Zeitschrift abgedruckten Abhandlung des Dr. Köll gesehen ist, klar zu machen. Alsdann wird er um so leichter die Vortheile, die ihm die Consolidation bietet, würdigen.

Außerdem müssen Geldmittel flüssig gemacht werden, welche verständigen, dem Beamtenstande nicht angehörigen praktischen Landwirthen zur Disposition gestellt werden, um Thüringen und das Eichsfeld (die goldene Aue und das arme Gebirgsland) unter sachverständiger Führung etwa 8 Tage lang zu bereisen. Da mögen sie den Erfolg dieses so allgemein verkannnten Verfahrens selbst sehen und sich aus dem Munde ihrer Berufs-Genossen über das Jetzt und Sonst belehren lassen. Dagegen hätten diese Vereinscommissarien nur die eine Verpflichtung zu übernehmen, das Resultat ihrer Wahrnehmungen in der Vereinszeitschrift zu veröffentlichen. In dieser Weise sind die Separationen des Eichsfeldes im Kreise Heiligenstadt auf Veranlassung des Verfassers durch eine Deputation des wackern Burgwalder-Bauernvereins Anfangs der fünfziger Jahre in Gang gebracht worden. In dieser Weise wurde einige Jahre später eine Deputation von fünf hohenzollern'schen Landwirthen, die niemals eine consolidirte Feldmark gesehen hatten, von dem Nutzen der Sache vollständig überzeugt.

In dieser Weise endlich haben sich auch Regierungsrath Wilhelm und Landrath Simons informiert. Sie Alle haben bei den Behörden und beim Publikum die bereitwilligste Aufnahme gefunden. Man war stolz auf diese Besuche und manche freundliche Erinnerung knüpft sich daran. Alle Theile aber waren mit den Erfolgen zufrieden. Darum sende man so lange neue Boten ins gelobte Land, bis sie Trauben bringen, von denen auch der verwöhnteste rheinländische Gaumen abgeben muß, daß sie nicht sauer seien. Aber in der Rheinprovinz selbst ist, wie Landrath Simons bemerkt, ein interessantes Beispiel vorhanden, wodurch die Behauptung widerlegt wird, daß die wohlthätigen Folgen der Consolidationen nur wenige Jahre dauern würden. Die Gemarkungen der Gemeinde Gymnich und Liblar bei Lechenich im Kreise Guskirchen sind nämlich schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Vermittelung der damaligen Landesbehörde vollständig consolidirt worden; alle Gewannen und Fluren bilden regelmäßige Figuren und auch die Einzelstücke sind

der wieder vorgekommenen Zersplitterungen ungeachtet noch in angemessenen Größen und Figuren vorhanden. Alle schießen auf ordentliche, in der geradesten Richtung zum Dorfe hinführende Wege. Diese, so wie die Gräben und die Feldflur selbst sind in schönster Ordnung. Die Besitzer haben die eingeführte Regularität ihrer Grundstücke lieb gewonnen und dafür so viel Sinn bekommen, daß man sich bei Theilungen, Verkäufen u. stets darnach gerichtet hat. Die Bewohner von Gumnich und Biblar rühmen sich gern, die schönste Feldmark im ganzen Rheinlande zu besitzen, und blicken mitleidig auf die mangelhaften Einrichtungen der Nachbargemeinden. Sie sind bekannt als tüchtige und strebsame Landwirthe, und es giebt wohl kein Dorf in der Rheinprovinz, worin die wohlhabende Klasse von mittlern Aderwirthen zahlreicher wäre, wie in Gumnich. Für denjenigen, der sich für die Sache interessiert, lohnt es sich wohl der Mühe, an Ort und Stelle sowohl von der regulirten Gemarkung, als von den desfalligen, auf dem dortigen Bürgermeisteramte beruhenden Verhandlungen Einsicht zu nehmen. Die Reise dorthin geht entweder von Horrem zu Fuß oder von Düren aus mit der Post bis Kerpen, wovon Gumnich nur noch eine Stunde entfernt liegt.

Die in der Generalkarte zahlreich bezeichneten geraden Wege dieser Gemarkungen fallen übrigens auf und lassen auf die zweckmäßige Einrichtung der letztern schließen.

Solche theils mündliche, theils anschauliche Belehrungen unterstütze die landw. Central-Direktion durch eine kurze, leicht faßliche Beschreibung bereits ausgeführter Consolidationen, des dabei eingeschlagenen Verfahrens, der glücklich überwundenen Schwierigkeiten, der entstandenen Kosten, der allgemeinen Zufriedenheit über die erreichten Vortheile u. s. w. Man vergeße nicht, einen Abdruck des der Wilhelmy'schen Schrift beigefügten Kirchheimer Planes nebst einer kurzen Beschreibung desselben anzusetzen zu lassen.

Diese Schrift vertheile man kostenfrei in recht vielen Exemplaren namentlich an die Ortsvorstände und die bisher immer noch viel zu wenig für die Vereinszwecke benutzten, ebenso intelligenten als willfährigen Schullehrer *).

Der Inhalt solcher Schrift, die auch in der Zeitschrift des Vereins abgedruckt werden könnte, muß fortan das „tandem censeo“ jeder einzelnen Nummer, namentlich aber des Beiblattes der Vereins-Zeitschrift sein.

Die Central-Direktion veranlasse ferner sämtliche Lokal-Abtheilungs-Direktoren nach dem zweckmäßigen Vorschlage des Professor Dr. Kaufmann folgende Fragen zur Berathung zu bringen:

- I. Wie weit ist die Zersplitterung in unserm speziellen Bezirke gebiethen? (Angabe der Gemeinden, wo bisher am meisten und am wenigsten parzellirt worden ist. Je genauer diese Angaben gemacht werden, desto erwünschter ist es. Man gebe z. B. Extrakte aus den statistischen Tabellen der Landraths-Ämter und ermittle ungefähr die durchschnittliche Größe der einzelnen Parzelle.)
- II. Welche Vortheile würde die Consolidation unserer Lokal-Abtheilung gewähren?

*) Verfasser beruft sich auf die günstigen Erfolge, die durch sie im Eichsfelde erzielt worden sind.

- III. Welche eigenthümliche Verhältnisse und Schwierigkeiten sind vorhanden?
- IV. Auf welche Weise werden dieselben am leichtesten zu überwinden sein?
- V. Welche Wege und Mittel sind die zweckmäßigsten und zuverlässigsten zur Anbahnung und Durchführung der Consolidation in der Rheinprovinz?
- VI. Soll die Staatsregierung ersucht werden, ein Consolidationsgesetz für die Rheinprovinz zu erlassen? und
- VII. den Entwurf desselben vorher der landw. Central-Direktion zur gutachtlichen Äußerung mitzutheilen.

Diese wichtigen Beratungen der Lokal-Abtheilungen werden aber nur dann ihren Zweck vollständig erfüllen, wenn zunächst in jeder Lokal-Abtheilung eine Commission gebildet wird, die sich vor allen Dingen mit der einschlagenden Literatur einiger Maßen vertraut zu machen hat^{*)}. Am besten wäre es, wenn die landw. Central-Direktion diese Schriften für sämtliche Lokal-Abtheilungen anschaffen und den Vorständen zugleich mit der nöthigen Instruktion kostenfrei übersenden möchte. Die Local-commissionen hätten dann zuerst unter sich zu tagen. Demnächst von den Mitgliedern der Lokal-Abtheilung in einer ausschließlich zu diesem Zwecke anzuberäumenden, außerordentlichen General-Versammlung ausführlicher Vortrag zu halten. Es müßte für bestimmte Beantwortung der oben aufgestellten sieben Fragen gesorgt werden, und über das Resultat an die Central-Direktion berichtet werden.

Diese hätte mittlerer Weise

- 1) eine Central-Commission zu wählen, welche aus sämtlichen eingehenden Gutachten ein Referat ausarbeiten und in der Zeitschrift veröffentlichen müßte;
- 2) Außerdem müßte die Central-Direktion Geldmittel flüssig machen, um eine Deputation von einigen mit den rheinischen Gebirgswirtheften vertrauten Landwirthen unter der Führung eines Sachverständigen nach Thüringen und dem Eichsfelde zu entsenden.

Ist dies Alles geschehen (wie es die Wichtigkeit der Frage erfordert, und die in Bonn im Jahre 1853 gemachten Erfahrungen nimmehr sogar nothwendig erscheinen lassen), so könnte die Sache der nächsten General-Versammlung getrost zur definitiven Beschlußnahme wieder vorgelegt werden und der intelligente rheinländische Landwirth wird alsdann keinen Anstand nehmen, offen zu bekennen, wo ihn der Schuh drückt. Haben doch die rheinischen Provinzialstände bereits im Jahre 1856 in erster Würdigung der Sachlage eine, unseres Wissens, bisher nicht erlebte Petition wegen baldiger Publikation eines Consolidationsgesetzes an des Königs Majestät gerichtet.

Aachen, den 22. März 1859.

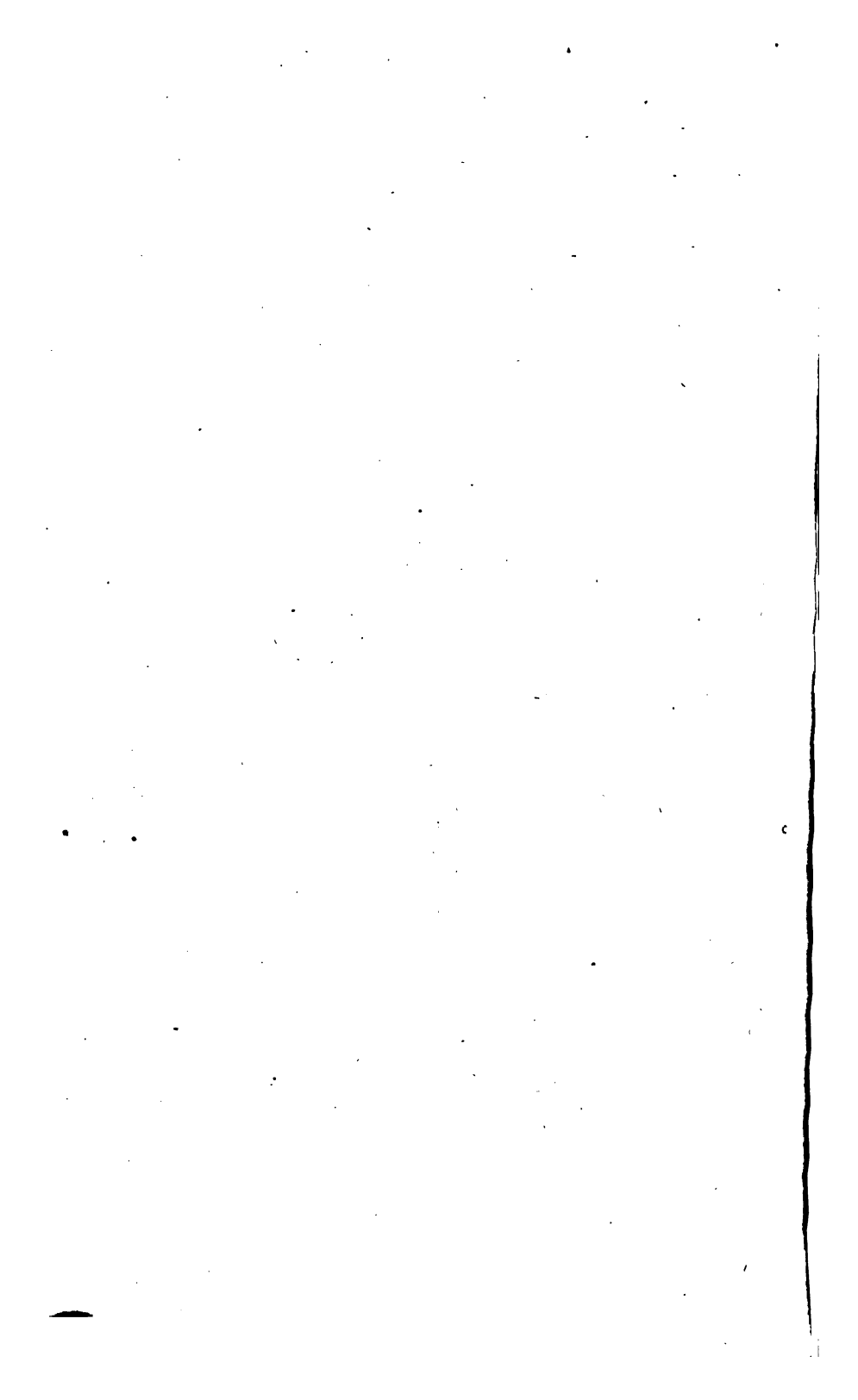
D. Bed, Regierungsrath.

^{*)} Dazu sind für jede Lokal-Abtheilung etwa 3 Thlr. erforderlich. Es genügt, wenn außer den Jahrgängen der Zeitschrift pro 1853 und 1854 beschafft werden:

- 1) Lette, die freie Theilbarkeit des Grundeigentums, Berlin 1853.
- 2) Wilhelm, über die Zusammenlegung der Grundstücke in der preuß. Rheinprovinz, Berlin 1856.
- 3) Wismann, über die nassauische Güterconsolidation, Wiesbaden bei Kreidel.
- 4) Bed, Jahresbericht des landw. Distrikts-Vereins des Eichsfeldes, Heiligenstadt bei Delion, 1855.



Ueber die
vollkommnere Gewinnung
des
thierischen Düngers
von
Albrecht Bloß.



Ueber den

thierischen Dünger,

seine Vermehrung



und

vollkommnere Gewinnung

vermittelt

Einstreuen mit Erde

in die Viehstallungen,

beschrieben und anempfohlen

von

Albrecht Bloß,

Besitzer des Gutes Schierau, Königl. Preuss. Amtsrath, Ritter des
rothen Adler-Ordens 4ter Klasse und Mitglied mehrerer
landwirthschaftlichen Gesellschaften.

Breslau,

bei Wilhelm Gottlieb Korn.

1855.

Ueber

den thierischen Dünger, seine Vermehrung und vollkommnere Gewinnung vermittelt Einstreuen mit Erde in die Viehstallungen.

Sämmtliche Futter- und Einstreu-Mittel, die wir in unsern Wirthschaften an die Viehzucht verwenden, erhalten wir bei richtiger Anwendung derselben und bei einer vollständigen Ernährung, gehörigen Pflege und richtigen Auswahl der nugharen Thiere, von denselben durchschnittlich nur um die Hälfte vermittlest Zuwachs der Thiere, Milch, Wolle und des Gewinns an Fleisch und Talg bezahlt, wohingegen die andere Hälfte durch den zu gewinnenden Dünger vergütet werden muß.

Wäre es denkbar, daß ein Landwirth das Mittel erfände, einen ausdauernd reichen Ertrag von seinen Aeckern, auch ohne thierischen Dünger und ohne besondere Kosten zu gewinnen, dann würde dieser, (so lange er der Einzige ist, der dieses Mittel besitzt) durch den Verkauf seiner Futter- und Einstreu-Mittel gewiß den höchsten Reinertrag von seinen Aeckern erzielen, da er die Futter- und Einstreu-Mittel um 50 pro Cent

höher absetzen oder verwerthen könne. Jedoch ist dies nicht denkbar, und wäre es auch der Fall, daß ein im Allgemeinen anzuwendendes Mittel erfunden würde, welches den thierischen Dünger ganz entbehrlich machte, dann würden die Futter- und Einstreu-Mittel wenig Abnahme finden, auch die andern verkäuflichen ländlichen Produkte in ihren Preisen um eben so viel herunter sinken, als solche uns weniger zu produciren kosten, mithin würde dieses Mittel auf den baaren Rein-Ertrag vom Ackerbau, wenigstens für den Producenten, wenig vortheilhaft wirken und von Nutzen sein.

Da wir nun aber im Allgemeinen nur vermittelst des thierischen Düngers bei einer guten Kultur des Ackers und einem den anzubauenden Feldfrüchten richtig anzuweisenden Standorte, den höchsten Ertrag vom Ackerbau erhalten, und die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens- im größten Maße zum allgemeinen Besten zu erzielen im Stande sind, so kam auch das Bestreben des Landwirths, hinlänglichen kräftigen thierischen Dünger für seinen Acker zu gewinnen, nie groß genug sein.

Der Mangel an hinlänglichen Einstreu-Mitteln auf die Lagerstätte der Thiere in ihren Stallungen, welche die Exkremente und besonders den Urin gänzlich auffangen, ist meistens die Ursache eines großen Dängerverlustes oder überhaupt des zu wenigen Düngers, den wir von unsern Nuthtieren, selbst bei einer reichen Ernährung erhalten.

Vermittelst des Gebrauchs der Erde als Einstreu, und zwar abwechselnd mit Stroh oder anderem trocknem Streumitteln, sind wir aber im Stande:

„den thierischen Dünger in den Stallungen, nämlich „Exkremente und Urin, auf das vollkommenste ohne Verlust aufzufangen und zu gewinnen, Acker und Wiesen „damit zu bereichern, den Thieren einen gesunden Aufenthalt in ihren Stallungen zu verschaffen, selbst wenn der „Dünger in denselben mehrere Monate verbleibt, so wie „dem Mangel an Dünger vorzubeugen, welchen zu Zeiten „geringe Stroh-Erndten, besonders an Orten, wo es an „andern Einstreu-Mitteln gebricht, unaussprechlich nach „sich ziehen,“

Die hierüber gemachten Erfahrungen öffentlich mitzutheilen, die Behandlungs-Art beim Gebrauch der Erde als Einstreu, welche ich am zweckmäßigsten fand, zu beschreiben, und überhaupt die Anwendung der Erde zum beschriebenen Zwecke allen Landwirthern auf das Angelegentlichste zu empfehlen, ist die Veranlassung nachstehender Zeilen.

Schon vor 30 Jahren machte ich einen Versuch, den Rind- und Schaafvieh-Dünger bei Mangel an Streustroh durch Einstreuen mit Erde zu vermehren, und zwar bei einem Gute, welches ich in einem düngerarmen Zustande, nebst einer im Verhältniß, seiner Fläche sehr geringen Erndte, käuflich übernommen hatte.

Bei diesem Gute hatte ich Gelegenheit, aus einer nahegelegenen Brettschneidemühle Sägespäne zu kaufen, und zwar die weißspännige Fuhre zu 4 Sgl., wobei ich so viel aufladen lassen konnte, als auf einen Wagen mit Aufsehebrетtern und Flechten nur zu bringen war. Ich ließ daher einen möglichst großen Vorrath von Sägespänen, so wie Erde, aus neu angelegten

Feld- und Wiesengräben entnommen, in großen Haufen vor die Stallungen anfahren, und bediente mich nun dieser Einstreumittel abwechselnd für Rind- und Schaafvieh. Andere Einstreumittel, als Wald- oder Leichstreu, waren nicht vorhanden. Die Schaafurschen (von Schaafen abgefressenes Stroh) mußten größtentheils wegen Mangel an Stroh zu Heffel verwendet werden, und nur ein geringer Theil davon blieb übrig, um nach jedesmaligem Erdeinstreuen etwas kurzgehacktes Stroh über die in die Stallung gebrachte Erde streuen zu können, damit das Vieh rein vom Schmutze erhalten werden konnte. Diese Anwendung genannter Streumittel setzte ich ein ganzes Jahr bis zur nächsten Erndte fort, und gewann dadurch vielen guten kräftigen Dünger, worauf die angebauten Früchte vortrefflich gediehen, mit Ausnahme der Wasserrüben, welche der Erdfloh nicht zu Kräften kommen ließ, indem, wie spätere Erfahrung mich belehrte, die Sägespäne Ursache der starken Vermehrung des Erdflohes waren. Im nächsten Jahre wollte ich den Gebrauch der Sägespäne ganz unterlassen, und mich nur des Einstreuens der Erde und des Strohes bedienen, denn Erde stand mir so viel als ich nur wünschen konnte, vermittelst Anlegung neuer, so wie durch Erweiterung alter Gräben und Leiche zu Gebote; jedoch in diesem Jahre nahmen die Kriegsunruhen ihren Anfang, wozu noch kam, daß meine damalige Stellung mich mit der Direction entfernter großer Güter vollauf beschäftigte, und mir nur wenige Zeit übrig blieb, auf meinem Gute thätig zu wirken, und so kam es, daß das Einstreuen mit Erde ganz unterlassen wurde, zumal auch reiche Stroherndten in den folgenden Jahren dasselbe nicht mehr so dringend nothwendig machten.

Die geringen Stroherndten der Jahre 1833 und 1834 aber nöthigten mich wiederum meine Zuflucht zu dem Erdein-

streuen zu nehmen, um mein Vieh bei einer kräftigen, saftigen Stallfütterung reinlich zu erhalten, so wie besonders die Aecker in ihrem Düngungszustande nicht zurückkommen zu lassen. Ueber die Behandlungart beim Einstreuen mit Erde, habe ich nun wiederum mehrere Versuche gemacht; ich werde aber hier nur jener Methode erwähnen, welche ich für die zweckmäßigste halte, und die ich auch, selbst bei den reichsten Stroherndten, beizubehalten gedenke.

Zwischen der Frühjahrssaat und Erndte, so wie im Herbst nach beendeter Ackerbestellung, und zu allen Zeiten, wenn Zugvieh und Arbeiter mir zu diesem Geschäft zu Gebote stehen, wird die Erde von Graben, Rändern, Dämmen und dergl. in möglichst großem Vorrath in hohe Haufen ohnweit der Stallungen in welchen man sie anzuwenden gedenkt, angefahren. Diejenige Erde, welche zur Einstreu über Winter bestimmt ist, wird, bevor der harte Frost die Erde starrend macht, mit Pferdeböinger überdeckt und auf diese Art vor dem Frost geschützt, um dieselbe zu allen Zeiten als Einstreu gebrauchen zu können. Kann man die Erde in einem möglichst trocknen Zustande in die Vorrathshaufen bringen, dann ist solches um so besser, indem sie dann als Einstreu im Stalle eine größere Masse von Düngerfeuchtigkeit aufzunehmen oder einzusaugen vermag.

Ein Cubit = Fuß Erde, wenn solche noch circa 12 bis 15 Procent Feuchtigkeit bei sich hat (dem Gewichte nach berechnet), nimmt in der Stallung unter dem Viehe, dem Volumen nach berechnet, noch $\frac{1}{4}$ Cub. = Fuß Feuchtigkeit an. Dieß ist ohngefähr der Fall bei den meisten Erdbarten, selbst bei ganz sandiger Erde. Trockener, torfartiger, poröser Boden nimmt noch mehr Feuchtigkeit in sich auf.

Bei Mangel an Streustroh, wo man täglich pro Stück Groß-Rindvieh nur 3, höchstens 4 Pfd. Streustroh geben kann, ist es vortheilhaft, $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Cub.-Fuß Erde noch nebenbei einzustreuen, welches nicht nur einen kräftigen Dünger, sondern auch dem Thiere eine trockene Lagerstätte giebt.

Ein nothwendiges Erforderniß zur Erlangung guten Düngers ist aber, daß die Stallung hinlänglichen Raum hat, damit der Dünger wenigstens 4 Wochen lang unter dem Viehe liegen bleiben kann; kann man denselben eine noch längere Zeit im Stalle lassen, so ist dies um so besser, als der Dünger im Stalle, auf welchem die Thiere tagtäglich stehen, in seiner Güte nie verliert; sondern durch die Länge der Zeit nur gewinnt. Eben so nothwendig ist es aber auch, daß der Dünger im Stalle wöchentlich zweimal aufgerissen und auf die Krippen zu gezogen wird, weil sich derselbe sonst hinter dem Viehe, wo der meiste Dünger hinfällt und daher mehr eingestreut werden muß, zu hoch anhäufen würde.

Kann man bei saftreicher Fütterung mehr Streustroh, z. B. 6 bis 8 Pfd. pro Stück Großvieh, nebst $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Cub.-Fuß Erde täglich anwenden, dann ist solches um so besser, indem auch diese Einstreumasse vom Dünger oder den Abfällen der Thiere völlig gesättigt wird; jedoch ist es bei Mangel an Erde schon eine große Hülfe und von vielem Nutzen, wenn bei starker Stroh-Einstreu nebenbei auch nur $\frac{1}{2}$ Cub.-Fuß Erde pro Stück Großvieh verwendet wird.

Der jährliche Gewinn an gutem Dünger, oder das plus, welches das Einstreuen mit Erde in vorbeschriebener Art bewirkt, ist mindestens auf 8 bis 10 Fuhren à 40 Cub.-Fuß pro Stück

Groß-Rindvieh bei Stallfütterung zu veranschlagen. In Fällen aber, wo den Thieren, bei einer nur wenig Feuchtigkeit enthaltenden Fütterung, überaus reich mit Stroh eingestreut wird, ist natürlich auch die Vermehrung des Düngers, welche das Erd-einstreuen bewirkt, von geringerer Bedeutung; weil die Erde den strohigen lockern Dünger mehr zusammen drückt, — ihn compacter macht — mithin auch dann derselbe ein geringeres Volumen einnimmt, aber dennoch in der Güte vermittelt der Erde ungemein gewinnt.

Die eingestreute Erde und das Stroh faßt und verschluckt alle und jede Feuchtigkeit, die vom Thiere kommt; der Anbringung von Jauche- oder Güllenbehältern ist man überhoben, denn die Einstreumittel fangen alles auf, und sind ohnfehlend die besten Güllenbehälter. Der Dünger, welcher auf diese Art im Stalle entsteht, erhitzt sich nicht unter den Thieren, und vermindert sich nicht in seiner Güte und seinem Volumen; die Thiere stehen immer reinlich und eine weit gesündere Luft herrscht in den Stallungen, indem bei gehörigem Einstreuen die Lagerstätte jeden Tropfen Feuchtigkeit in sich aufnimmt und verschließt, so daß es hierbei möglich wird, dem Ackerbau alle Excremente der Thiere zu Gute kommen zu lassen. Wird ein derartiger Dünger aus der Stallung auf die Dungstätte gebracht, so kann derselbe, wenn es Verhältnisse nöthig machen, auch eine längere Zeit darin gelassen werden, ohne einen bedeutenden Verlust zu erleiden, da die Beimischung der Erde das Brennen und Verkohlen des Düngers eine längere Zeit aufhält, welches ebenfalls nur erwünscht sein kann, indem sich nicht immer die Gelegenheit darbietet, den Dünger zu allen Zeiten, so wie solcher aus den Stallungen gebracht wird, dem Acker einzuverleiben.

Bei der ersten Einrichtung hat man, wie bei allem Neuen, mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Das Herein schaffen der Erde in die Stallungen ist eine neue ungewöhnliche Arbeit; die Dienstboten, welche dieselbe verrichten sollen, haben mancherlei Einwendungen, z. B. sie würden diese Arbeit nicht bestreiten, das Vieh würde sich durch die Erde noch mehr beschmutzen, die Thiere würden Klauenkrankheiten bekommen und dergl. mehr, allein hierauf hat man nicht zu achten, man Sorge nur dafür, daß die Arbeit gut gemacht und nach dem jedesmaligen Erdestreuen immer etwas Stroh oder sonstiges trockenes Streumaterial auf die Erde gestreut wird, wozu auch der mehr trockene Pferdebönger in dem Zustande, wie solcher aus der Stallung gebracht wird, sich vorzüglich eignet. Der Pferdebönger ist überdies in der Regel weit schlechter als der Rindviehbönger, wird derselbe aber, wie gesagt, noch in die Rindviehstallungen als Einstreu verwendet, so erhält er dieselbe Güte als der Rindviehbönger. Daß dieses Erdestreuen mehr Arbeit macht, als das gewöhnliche Einstreuen mit Stroh &c. hat allerdings seine Richtigkeit, hält man aber zur Verpflegung und Fütterung des Viehes die gehörige Anzahl Dienstboten, dann wird man auch in den meisten Fällen mit diesen das Erdestreuen bestreiten können, und wäre dies wegen etwaiger anderer Arbeiten nicht gut möglich, nun so ist es von keinem großen Belange, wenn auch ein oder einige andere Hülfsarbeiter täglich eine Stunde zu dieser Arbeit noch nebenbei gegeben werden, da dieser Kosten = Aufwand, in Verhältniß des Dünger = Gewinns, nur von einem geringen Betrage ist. Die meiste Dünger = Arbeit in den Stallungen macht das Austragen desselben, wenn nämlich die Stallungen nicht so gebaut sind, daß der Dünger gleich in denselben auf den Wagen geladen werden kann, sondern herausgetragen werden muß; in diesem

Fälle sind freilich die gewöhnlichen Diensthöten, welche man zur Verpflegung des Viehes hält, nicht gut im Stande diese Arbeit mit zu bestreiten.

Als ich im vorigen Jahre wiederum aufs Neue anfang, Erde als Einstreu in die Rindviehstallungen zu gebrauchen, ließ ich anfänglich wöchentlich nur einmal, nachdem zuvor der Dünger vorn auf die Krippen zu gezogen worden war, stark mit Erde einstreuen und zwar pro Kuh oder Ochse 10 bis 12 Cub.-Fuß. Auf diese Erde wurde der in der verflossenen Woche entstandene Pferde Dünger gebreitet. Die übrigen 6 Tage in der Woche wurde dem Viehe wie gewöhnlich mit kurzgehacktem Streustroh eingestreut. Nach Verlauf von 6 Tagen fand es sich immer, daß Erde und Einstreu-Stroh von der Düngerfeuchtigkeit völlig gesättigt waren, mithin es am 7. Tage wieder nöthig wurde, das Erdeinstreuen zu wiederholen. Nach einem Monat war diese Methode des Einstreuens gut eingerichtet, das Vieh stand trocken, konnte mit weniger Streustroh reinlicher gehalten werden als früher, und die Diensthöten, welche mit der Verpflegung des Viehes beauftragt waren, fanden nun statt Widerrede, ihren Wohlgefallen daran, da der mehr trockene reinlichere Stand der Thiere ihnen die Abwartung und Verpflegung derselben erleichterte.

Späterhin änderte ich die Sache in so fern ab, daß, statt einmal wöchentlich, nun tagtäglich mit Erde eingestreut wurde und zwar pro Stück Groß-Rindvieh $1\frac{1}{2}$ Cub.-Fuß, das übrige Verfahren blieb dasselbe. Diese Abänderung geschah deshalb, weil ich bei dem Dünger-Austragen aus den Stallungen fand, daß die eingestreute Erde, welche viel Lehm enthielt, von der thierischen Feuchtigkeit zwar völlig gesättigt und durchdrungen,

aber durch das Treten und Lagern der Thiere etwas zusammengeballt war, wodurch eine gleiche Vertheilung des Düngers auf dem Acker erschwert wurde. Wird hingegen die Erde täglich eingestreut, wie es jetzt geschieht, dann kommt dieselbe weniger dicht zu liegen, wodurch eine gleichere Mischung mit dem Stroh bewirkt und das Zusammenballen der Erde vermieden wird. Das Hereinschaffen der Erde in die Stallungen ließ ich anfänglich nur um die Sache in Gang zu bringen, durch Lohnarbeiter verrichten, jetzt aber, wo es keinem Diensthoten mehr einfällt Schwierigkeiten zu machen, wird das Hereinschaffen und Einstreuen der Erde täglich von denselben Diensthoten, welchen die Verpflegung des Viehes obliegt, verrichtet, jedoch mit Ausschluß des Sonntags, wo keine Erde eingestreut wird, dafür aber des Sonnabends eine doppelte Portion eingestreut werden muß. Die zum Einstreuen vorrätthige Erde liegt in hohen Haufen dicht vor den Stallungen und wird mit Brettradmern, deren Kasten reichlich $1\frac{1}{2}$ Cub.-Fuß faßt, in dieselben geschafft. Diese Arbeit geschieht immer des Nachmittags, während das Vieh zur Tränke getrieben und nachher so lange im Viehhofe gelassen wird, bis das Erdeinstreuen vollendet ist, welches ohngefähr eine Stunde dauert. Regel ist es, daß die Erde nicht in Klumpen angewendet, sondern zuvor in möglichst kleine Theile gebracht und recht streubar gemacht wird, um solche auf der Lagerstätte der Thiere immer dahin, wo es am nöthigsten ist, streuen und aufs gleichmäßigste vertheilen zu können.

Wird Stroh allein eingestreut, dann faßt dasselbe bei einer kräftigen saftigen Fütterung, die von den Thieren abfallende Feuchtigkeit, auch bei starker Einstreu, nie völlig auf; bei weniger Streu ist solches ganz unmöglich; die Thiere stehen und liegen

dann in ihrem Schmutze, daher denn auch hier Abzüge und Güllenbehälter durchaus nöthig sind, um die Thiere nicht ganz im Kasten stehen zu lassen, so wie um den zu sammelnden Abfluß doch auf irgend eine Art als Düngungsmittel wenigstens einigermaßen nützen zu können.

Die Düngung mit Gülle, nämlich solche in Fässern oder dazu eingerichtete Kasten mit den Wagen auf Aecker oder Wiesen zu schaffen, ist eine schwierige und wenig lohnende Arbeit, indem die damit fruchtbar zu machende Fläche in der Regel von geringem Umfange ist, weil von der Gülle gewöhnlich, bevor solche sich sammelt und sie genutzt werden kann, zu viel verloren geht.

Durch das Einstreuen mit Erde ist man aber, wie schon gesagt, im Stande, auch bei wenigem Streustroh oder andern Einstreumitteln, Reinlichkeit in den Ställen zu erhalten und, was von der größten Wichtigkeit ist, auch die thierischen Abfälle sämmtlich ohne Verlust aufzufangen, vielen kräftigen Dünger zu gewinnen und die Aecker in einem weit reichlicheren Maaße damit zu befruchten.

Nur mit Hülfe der Erde als Einstreumittel ist es mir gelungen, auch dieses Jahr den vierten Theil meiner Feldfläche kräftig zu düngen, welches aber bei der vorjährigen geringen Stroh- und Heu-Erndte, wo das Stroh größtentheils zu Häcksel verwendet werden mußte, ohne das Einstreuen der Erde nicht möglich gewesen wäre. Alle auf diesem Dünger angebauten Früchte haben eine vorzüglich reichliche Erndte gegeben, und an der Nachhaltigkeit desselben ist, wie frühere Erfahrung mich belehrt hat, ebenfalls nicht zu zweifeln.

Welche wichtige Rolle der Dünger bei der Landwirthschaft spielt, ist allen Landwirthern bekannt, vieles Andere in unserm Fache, was nützlich und empfehlenswerth ist, wird oft bekräftigt und lange Jahre bezweifelt, ehe solches Eingang oder allgemeine Anwendung findet und wirklich als gut anerkannt wird; jedoch über die gute Wirkung des thierischen Düngers ist kein Zweifel, denn auch der kleinste und ärmste Ackermann erkennt seinen Werth, so wie der rationelle Landwirth in seiner Praxis gewiß die Bestätigung finden wird, daß der Rein-Ertrag von einer bestimmten Ackerfläche größtentheils von dem Düngungszustande desselben abhängt, so daß oft ein Ackerstück oder ganzes Gut von geringem Umfange, bei kräftiger Düngung mehr rentirt, als ein weit größeres bei gleicher Güte des Bodens, aber bei einem düngerarmen Zustande.

Zur Gewinnung vielen guten kräftigen Düngers ist natürlich auch eine vollkommen kräftige Ernährung der Thiere nöthig, aber eben so unerläßlich ist auch eine hinlänglich vollkommene Einstreu, um die Excremente der Thiere vollständig zu fassen, weil ohne Einstreu, die wenig Volumen enthaltenden Excremente auf dem Acker, wie die Erfahrung uns lehrt, nie ihre vollkommene Wirkung leisten; die Fläche, welche damit gedüngt werden kann, ist zu geringfügig, und es ist mithin die Einstreu ein unerläßlich nothwendiges Mittel zu jenem Hauptzwecke, den wir Landwirthe alle zu erreichen wünschen, nämlich: vielen guten Dünger und durch denselben einen reichen Ertrag von unsern Aeckern zu erhalten.

Ob nun zwar die Erde als Einstreu- und Auffange-Mittel der Excremente beim Rindvieh sich am besten eignet, da solches weit fastreicher als das Schaafoch ernährt wird, auch überhaupt er-

feres weit mehr Flüssigkeiten zu sich nimmt und daher im Verhältniß seines Futterbedarfs und seines Körpergewichts dreimal mehr urinirt als das Schaaf, so ist es dennoch zweckgemäß auch letzteren dann und wann Erde aber in einem weit geringerem Verhältnisse, in die Stallung zu streuen, so daß z. B. 30 Schaafe bei Stallfütterung, ohngefähr so viel als einer Kuh eingestreut wird, wonach man von 10 Schaafe, vermittelst der Erde, jährlich ohngefähr 2½ bis 3 Fuhren Dünger mehr gewinnen kann. Das Einstreuen mit Erde in die Schaafstallungen hat noch nebenbei den Nutzen, daß dieselbe das Erhitzen des Düngers aufhält, denselben weniger ausdunsten läßt, und eine weit gesündere Luft in den Stallungen erhält.

Nur wenige Wirthschaften wird es geben, wo nicht die Gelegenheit vorhanden sein sollte, durch Anlegung neuer zweckmäßiger Gräben auf Feldern, Wiesen und an Fahrwegen, dergleichen durch Erneuerung oder Erweiterung alter Gräben, oder durch Anlegung von Schlammfängen und Wassersammlungen in Niederungen, um den Aekern einen Abfluß zu verschaffen, so wie durch das Abstechen alter nicht mehr nöthiger Leichdämme und dergleichen, sich die benöthigte Erde zum Einstreuen zu verschaffen und dadurch den zu gewinnenden Dünger zu vermehren und zu verbessern. Bei kleinen Ackerbesitzungen von 5 bis 6 Morgen, wo es an Gelegenheit fehlt, die Erde zur Einstreu anderweitig zu erlangen, ist die beschriebene Methode des Erdestreuens dennoch dann ausführbar, wenn das Ackerland nicht schroffen Kies oder Sand, sondern nur sogenannte todte Erde (Erde welche verschlossen lag und in keiner Kultur stand,) ein bis zwei Fuß tief zur Unterlage hat. In diesem Falle wird die obere gute pflugbare Erde von einer Fläche, welche so groß sein muß, als die benöthigte Erde erfordert, vermittelst Pflug

und Schaufel ab und zur Seite geräumt, und darin die Unterlage zum Einstreuen ausgegraben. Angenommen, die Erd-Unterlage würde einen Fuß tief ausgegraben, der tägliche Bedarf der Einstreu wäre für eine Kuh, und zwar $1\frac{1}{2}$ Cub.-Fuß, so würden 548 Cub.-Fuß Erde ausgegraben werden müssen; 4 Cub.-Fuß Erde im compacten Zustande, geben 5 Cub.-Fuß trockene Erde, wie solche zur Einstreu verwendet wird, mithin betrüge dann die Fläche, von welcher die Unterlage entnommen wird, 438 Quab.-Fuß oder höchstens $4\frac{1}{2}$ Quab.-Ruth., welches der 120. Theil von 6 Morgen ist. Dieses wäre der jährliche Bedarf bei der Haltung einer Kuh. Um aber nun jene Fläche von $4\frac{1}{2}$ Quab.-Ruth., von welcher die Unterlage zur Einstreu genommen ist, nicht unbrauchbar liegen zu lassen, wird die abgeräumte gute Erde, wenn zuvor der Untergrund vermittelst Pflug oder Spaten gelockert worden, wieder an ihren alten Standort, nämlich auf die gelockerte Unterlage gebracht, wodurch diese kleine Fläche wiederum Anbaufähig gemacht ist. Auch diese Arbeit bezahlt der Acker durch seinen höhern Ertrag noch reichlich. Der kleine Ackerbesitzer, welcher diese Melioration bei seinem Acker unternimmt und die Arbeit mit eigener Hand verrichtet, gewinnt hiedurch eine Gelegenheit, ein gutes Tagelohn auf seinem eigenen Grundstück zu erwerben, so wie auch mehr Selbstständigkeit sich zu verschaffen.

Bei bindenden stark thonhaltendem Boden, ist sandige Erde, und bei leichtem sandigen Boden, so wie bei allen Aedern, denen es an Bindung und Feuchtigkeit anhaltender Eigenschaft gebricht, ist wiederum lehmige Erde und selbst Lehm, natürlich aber im trockenem und zerkleinertem Zustande, als Einstreu am vortheilhaftesten.

Das Graben und Anfahren der Erde, so wie dieselbe in die Stallungen zu bringen und selbst der mehrere Dünger, der aus den Stallungen geschafft und auf das Feld gebracht werden muß, macht zwar, wie schon einmal gesagt, mehr Arbeit und Kosten, jedoch sind alle diese Auslagen, im Vergleich des dadurch hervorzubringenden Nutzens, geringfügig zu nennen, wie aus nachträglicher Kosten-Berechnung sich ergeben wird.

Viele thätige und eifrige Landwirthe unter uns scheuen keine Kosten, um ihre Aecker durch anzukaufende Düngungsmittel in der Fruchtbarkeit zu erhöhen; große Summen Geldes für Seisensieder-Asche und Kalk werden jährlich verwendet, beides, nämlich Kalk und Asche, werden oft mehrere Meilen weit herbeigescholt, welches die Anschaffungskosten noch vermehrt und zuweilen so bedeutend macht, daß nur in einzelnen Fällen der Ackerbau, durch seinen, vermittelt der kostspieligen Düngung hervorgebrachten höhern Ertrag, die Auslagen deckt; wogegen die Verbesserung und Vermehrung des thierischen Düngers durch Einstreuen mit Erde in die Stallungen, einen weit geringeren Kostenaufwand erheischt und, wenn auch nicht unter allen Verhältnissen, doch in den meisten Wirthschaften, die Kalk- und Asche-Düngung nicht nur ersetzt, sondern noch reichere Erndten hervorbringt, weit nachhaltender ist und uns zugleich in unserer Wirthschaft selbständiger macht.

In Ansehung der benöthigten Handarbeiten und Fuhren nebst deren Kosten, welche das Graben und Herbeischaffen der Erde verursacht, füge ich folgende aus der Erfahrung genommene Berechnung bei:

B e r e c h n u n g

der Handarbeiten und Fuhren nebst deren Kosten, welche in einem Jahre das Ausgraben, Auf- und Abladen der Erde zum Einstreuen in die Stallungen für 30 Stück Groß-Rindvieh und 500 Stück Schaafe erforderlich macht, wenn täglich für ein Stück Groß-Rindvieh $1\frac{1}{2}$ und für 10 Stück Schaafe $\frac{1}{2}$ Cubic-Fuß Erde eingestreuet wird.

Betrag der Handarbeiten und Fuhren nebst deren Kosten.	Handarbeiter-Lohn.		
	Rthl.	fgl.	pf.
A. Handarbeiten und deren Kosten.			
Wenn für jedes Stück Groß-Rindvieh $1\frac{1}{2}$ und für 10 Stück Schaafe $\frac{1}{2}$ Cub.-Fuß Erde täglich eingestreuet wird, so beträgt dieses bei 30 Stück Rindvieh und 500 Stück Schaafe auf einen Tag 70 Cub.-Fuß, und aufs Jahr 25,550 Cub.-Fuß, die zweispännige Fuhre zu 25 Cub.-Fuß gerechnet macht 1022 Fuhren.			
1) 12 dergleichen Fuhren Erde zu graben und auf den Wagen zu laden ist durchschnittlich bei kurzen und langen Tagen ein Mannstagerwerk. 1022 Fuhren erfordern demnach, Bruch voll gerechnet, 86 Mannstagerwerke, den Tag mit 4 fgl. veranschlagt, macht	11	14	—
2) 30 Fuhren Erde vom Wagen abladen und in einen hohen Haufen bringen ist ein Mannstagerwerk, dieses beträgt bei 1022 Fuhren, Bruch voll gerechnet, 35 Tagewerke, das Tagewerk zu 4 fgl. veranschlagt, macht	4	20	—
Latus	16	4	

Betrag der Handarbeiten und Fuhren nebst deren Kosten.	Handarbeiter-Lohn.		
	Rthl.	sgl.	pf.
Transport	16	4	—
3) Das Hereinschaffen der Erde in die Stallungen wird durch jene Diensthöten verrichtet, welchen die Verpflegung des Viehes obliegt. Um jedoch nicht genau zu nehmen und die Arbeiten gut zu bestreiten, wird noch ein Tagelöhner, welcher täglich 2 Stunden behülflich ist, die Erde in die Stallungen zu schaffen, dazu veranschlagt, die Stunde Arbeit zu 7 Pf. gerechnet, macht jährlich . . .	14	5	6
Summa der Auslagen für Handarbeiten welche 1022 Fuhren Erde zu graben, sie auf- und abzuladen, so wie in die Stallungen zu schaffen, nöthig machen	30	9	6
Nach dieser Berechnung betragen die Handarbeitskosten, um eine Fuhre Erde von 25 C. = F. zu graben, aufzuladen und in die Stallung zu schaffen, Bruch voll gerechnet	—	—	11

B. Benöthigte Fuhren und deren Kosten.

1) Bei 100 Ruthen Entfernung leistet ein zweispänniges Tagewerk mit Pferden im Durchschnitt kurzer und langer			
Tage		22 Fuhren, à 25 G.-F.	
2) = 200 Ruthen Entfernung . .	16	= = = = =	
3) = 300 " " " " " " " " . .	12	= = = = =	
4) = 400 " " " " " " " " . .	10	= = = = =	
5) = 500 " " " " " " " " . .	8	= = = = =	
6) = 600 " " " " " " " " . .	7	= = = = =	
7) = 700 " " " " " " " " . .	6	= = = = =	
8) = 800 " " " " " " " " . .	5½	= = = = =	
9) = 900 " " " " " " " " . .	4¾	= = = = =	
10) = 1000 " " " " " " " " . .	4½	= = = = =	

Bei dieser Berechnung ist bei denen an einem Tage zu leistenden Fuhren nach der Erfahrung angenommen, daß das Pferd im Durchschnitt kurzer und langer Tage 5 Meilen Weges oder 10,000 Ruthen täglich im Wagen gespannt, und zwar die Hälfte des Weges beladen und die andere Hälfte desselben ledig, gehen kann; so wie daß bei jeder Fuhre die Versäumniß beim Umspannen am Wechselwagen eine Viertelstunde beträgt.

Wird das zweispännige Tagewerk incl. des Fuhrmanns mit 25 sgl., und werden die Handarbeiten, welche das Graben, Auf- und Abladen einer Fuhre von 25 G.-F., so wie solche in die Stallung zu schaffen, laut vorstehender Berechnung zu 11 Pf. veranschlagt, dann betragen die sämmtlichen Kosten für eine Fuhre Erde bis in die Stallung zu schaffen, und zwar nach der verschiedenen Entfernung der anzufahrenden Erde:

Betrag der Handarbeiten und Fuhrn nebst deren Kosten.	Handarbeit- ter Lohn.			Fuhrkosten.			Summari- Betrag.		
	Rthl.	Ql.	S.	Rthl.	Ql.	S.	Rthl.	Ql.	S.
Bei 100 Ruth. Entfernung	—	—	11	—	1	1 $\frac{7}{11}$	—	2	1 $\frac{7}{11}$
„ 200 „ „ „	—	—	11	—	1	6 $\frac{3}{4}$	—	2	5 $\frac{3}{4}$
„ 300 „ „ „	—	—	11	—	2	1	—	3	—
„ 400 „ „ „	—	—	11	—	2	6	—	3	5
„ 500 „ „ „	—	—	11	—	3	1 $\frac{1}{2}$	—	4	1 $\frac{1}{2}$
„ 600 „ „ „	—	—	11	—	3	6 $\frac{1}{2}$	—	4	5 $\frac{1}{2}$
„ 700 „ „ „	—	—	11	—	4	2	—	5	1
„ 800 „ „ „	—	—	11	—	4	6 $\frac{1}{11}$	—	5	5 $\frac{1}{11}$
„ 900 „ „ „	—	—	11	—	5	3 $\frac{3}{4}$	—	6	2 $\frac{3}{4}$
„ 1000 „ „ „	—	—	11	—	5	6 $\frac{2}{3}$	—	6	5 $\frac{2}{3}$

Die sämtlichen Kosten,
welche das Erdeinstreuen
für 30 Stck großes Rind-
vieh und 500 Stck. Schaa-
fe in einem Jahre verur-
sacht, nämlich bei 1022
Fuhrn, betragen vorstehen-
der Berechnung zufolge nach
der verschiedenen Entfer-
nung der Erde vom Wirth-
schaftshofe :

Bei 100 Ruth. Entfernung	30	9	6	38	21	4	69	—	10
„ 200 „ „ „	30	9	6	53	6	10	83	16	4
„ 300 „ „ „	30	9	6	70	29	2	101	8	8
„ 400 „ „ „	30	9	6	85	5	—	115	14	6
„ 500 „ „ „	30	9	6	106	13	9	136	23	3
„ 600 „ „ „	30	9	6	121	20	—	151	29	6
„ 700 „ „ „	30	9	6	141	28	—	172	7	6
„ 800 „ „ „	30	9	6	154	25	5	185	4	11
„ 900 „ „ „	30	9	6	179	8	11	209	18	5
„ 1000 „ „ „	30	9	6	189	7	9	219	17	3

Bei dieser Berechnung wurden die weilläufigen Brüche
theils voll gerechnet, theils weggelassen, weshalb bei dem summa-
rischen Betrage der Fuhrkosten von jenen 1022 Fuhrn einige
Abweichungen vorkommen, die jedoch im Ganzen nicht von Be-
deutung sind.

Ferner wird berechnet:

Die Erde in jenem lockern Zustande, wie solche sich zur Zeit ihres Verbrauches als Einstreu befindet, vermindert ihr Volumen im Stalle durch das Lagern der Thiere, so wie durch die in sich aufgefangene Feuchtigkeit gewöhnlich um 20 Procent. Die Vermehrung des Stall-Düngers, welche jene in Rechnung gebrachten 1022 Fuhren Erde à 25 Cub.-Fuß bewirken, besteht daher in 20,440 Cub.-Fuß, oder zu Ladungen gerechnet, die zweispännige Fuhre zu 35 Cub.-Fuß in 584 Fuhren. Der Dünger, welchem Erde in vorbeschriebener Art beigemischt ist, hat wegen der bedeutend mehr enthaltenden Feuchtigkeit, so wie durch die eigne Schwere der Erde ein weit größeres Gewicht als gewöhnlicher Dünger ohne Erde, weshalb die zweispännige Fuhre nur zu 35 Cub.-Fuß berechnet werden kann.

Wenn nun vorstehend berechnete 584 Fuhren Dünger zu produciren 30 Rthlr. 9 Sgr. 6 Pf. Handarbeits-Kosten, und die Erde hierzu, bei 100 Ruthen Entfernung anzufahren 38 Rthl. 21 Sgr. 4 Pf. Fuhrkosten verursachen, so betragen die Productions-Kosten einer zweispännigen Fuhre Dünger à 35 Cub.-Fuß nach der verschiedenen Entfernung der Erde vom Wirthschaftshofe, von wo aus sie herbeizuschaffen ist:

Productions-Kosten.			Rthl.	Sgr.	Pf.	Rthl.	Sgr.	Pf.	Rthl.	Sgr.	Pf.
bei 100 Ruth. Entfernung			—	1	7	—	2	—	—	3	7
= 200 „ „			—	1	7	—	2	9	—	4	4
= 300 „ „			—	1	7	—	3	8	—	5	3
= 400 „ „			—	1	7	—	4	5	—	6	—
= 500 „ „			—	1	7	—	5	6	—	7	1
= 600 „ „			—	1	7	—	6	3	—	7	10
= 700 „ „			—	1	7	—	7	4	—	8	11
= 800 „ „			—	1	7	—	7	11	—	9	6
= 900 „ „			—	1	7	—	9	3	—	10	10
= 1000 „ „			—	1	7	—	9	9	—	11	4

Bermittelt eine kräftigen vollständigen Ernährung der Thiere und einer ihnen im richtigen Verhältniß gegebenen Einstreu mit Stroh und Erde, entsteht ein überaus kräftiger Dünger, welcher alle Abfälle von den Thieren in sich faßt, und wovon 12 Fuhren à 35 Cub.-Fuß hinreichen, einen Preussischen Morgen Ackerland kräftig zu düngen. Dieser Dünger wirkt um deswillen besser auf den Acker als gewöhnlicher Dünger, weil er sich nicht so schnell verflüchtigt, sondern anhaltender ist.

In Ansehung der Productionskosten des zu einem Morgen erforderlichen Düngers, ist die Berechnung folgende:

B e r e c h n u n g

der Productions-Kosten, des durch das Einstreuen mit Erde gewonnenen und auf einen Preussischen Morgen erforderlichen Düngers.

Bisd wie schon gesagt, die Mistdüngung pro Morgen mit 12 Fuhren à 35 Cub.-Fuß veranschlagt, so betragen die Kosten derselben nach der verschiedenen Entfernung des Ortes, von welchem die Erde zur Einstreu herbeizuschaffen ist:				Arbeiter-Lohn.			Fuhrkosten.			Summarischer Betrag.		
				Rthl.	gr.	pf.	Rthl.	gr.	pf.	Rthl.	gr.	pf.
bei 100 Ruth. Entfernung kostet d. Düng. v. 12 Fuhren				—	19	—	—	24	—	1	13	—
200	=	=	=	—	19	—	1	3	—	1	22	—
300	=	=	=	—	19	—	1	14	—	2	3	—
400	=	=	=	—	19	—	1	23	—	2	12	—
500	=	=	=	—	19	—	2	6	—	2	25	—
600	=	=	=	—	19	—	2	15	—	3	4	—
700	=	=	=	—	19	—	2	28	—	3	17	—
800	=	=	=	—	19	—	3	5	—	3	24	—
900	=	=	=	—	19	—	3	21	—	4	10	—
1000	=	=	=	—	19	—	3	27	—	4	16	—

Auch in dieser Berechnung finden, wegen *Ausgleichung* weitaufstiger Brüche, kleine Abweichungen statt, welche sich doch bei den Total-Summen ziemlich wieder ausgleichen.

Ebenso ist zu bemerken, daß bei dieser Berechnung die Dünger-Fuhren, nämlich: den Dünger auf das Feld zu fahren, so wie die Kosten, den Dünger aus den Stallungen zu schaffen und solchen auf die Wagen zu laden, nicht mit veranschlagt sind, welche Arbeiten übrigens jeder Landwirth gewiß gern unternimmt, da er des Düngers bei seiner Wirthschaft nie zu viel haben kann, und seinen Werth zu schätzen weiß.

Die nähere oder weitere Entfernung des Ortes, an welchem die Erde gegraben, auf den Wagen geladen und in den Wirthschaftshof gefahren wird, hat keinen bedeutenden Einfluß auf das höhere oder niedere Arbeitslohn, welches das Ausgraben und Aufladen der Erde erfordert, wohl aber auf die Fuhrkosten, wie vorstehende Berechnung nachweist.

Der Werth des thierischen Düngers, welcher aus Futter und Einstreumitteln entsteht, läßt sich auf zweierlei Wegen ermitteln, nämlich einmal nach seinen Productions-Kosten, und zweitens nach dem höheren Ertrage oder dem Nutzen, welcher durch denselben beim Ackerbau hervorgebracht werden kann.

In den bestgeführten Wirthschaften, wo ein richtiges Verhältniß zwischen Ackerbau, den erzeugten Futter- und Einstreu-Mitteln und der Viehzucht statt findet, kommt eine Fuhre guter kräftiger Dünger zu 40 Cub.-Fuß, gewöhnlich auf 1 Scheffel 6 Meßen bis 1 Scheffel 8 Meßen Roggenwerth zu stehen, nämlich unter der Bedingung, daß sämmtliche an die Viehzucht verwendeten Futter- und Einstreu-Mittel, nach ihrem wahren Werthe veranschlagt und der Viehzucht zur Last

geschrieben werden; denn in nur sehr seltenen Fällen, z. B. bei hohen Zuchtvieh-Verkäufen oder bei hoher Anwehrt der Milch findet der Fall zuweilen statt, daß die Viehzucht die Futter- und Einstreumittel durch ihren Ertrag an Milch, Wolle, Zuwachs der Thiere, Fleisch, Talg und dergl. völlig bezahlt und den Dünger unentgeltlich liefert. Eine specielle Berechnung hierüber würde hier zu weitläufig sein, ich enthalte mich derselben, berufe mich aber auf den 3ten Band meiner Mittheilungen, wo solche S. 115 Seite 403 zu finden ist. Im Allgemeinen kommen aber die Productionskosten des Düngers, wenigstens allen denen Landwirthen, die im Verhältniß ihrer eingegebenen Futter- und Einstreumittel zu viel Vieh halten, solches nicht vollständig nähren, und den Glauben haben, durch eine unverhältnißmäßige große Stückzahl Nutzvieh eine größere Nutzung hervorzubringen, weit höher und oft auf das Doppelte zu stehen, weil nur das vollständig genährte Thier eine reiche Nutzung giebt, und die consumirten Futter- und Einstreumittel seinem Ernährer vermittelt des Düngers und seiner übrigen Nutzung ganz bezahlt. In Wirthschaften, wo starke Schlempe-Fütterung vermittelt Brandtwein-Brennereien statt findet, oder überhaupt Mastung betrieben wird, kann die Erde als Hülfsmittel zur Einstreu nicht genug empfohlen werden; denn nur zu oft wird man finden, daß bei dergleichen kräftigen saftigen Fütterungen es an Streumitteln gebricht, und ein großer Theil des kräftigsten Düngers nutzlos verloren geht, obgleich es eine starke kräftige Fütterung oder Mastung hauptsächlich ist, durch welche die Einstreumittel am höchsten verwerthet werden können.

Da wir nun den jährlich zu gewinnenden Dünger durch das Einstreuen der Erde in die Stallungen pro Stück Groß-

Rindvieh um 8 bis 10, und bei 10 Stück Schaafen um 2½ bis 3 Fuhren vermehren können, und zwar allein durch zweckmäßig angebrachte Arbeit, und durch die Erde, welche jene düngenden Theile unter den Thieren auffängt, die sonst größtentheils nutzlos verloren gehen, und da uns das hervorgebrachte Plus an Dünger, selbst bei einer 500 Ruthen weiten Entfernung des Ortes, von wo aus die Erde zur Einstreu herbeigeschafft wird pro Fuhre nur auf 7 bis 8 Egl. zu stehen kommt, so halte ich die Anwendung der Erde als Einstreu in beschriebener Art für eine so einträgliche Melioration, die wohl nur selten bei der Landwirthschaft auf irgend einem andern Wege zu erreichen ist, ja selbst dann noch, wenn auch Verhältnisse obwalten sollten, welche die Productionskosten des Düngers um das Doppelte erhöhten.

Der baaren Auslagen, welche diese Melioration erfordert, sind eigentlich wenige, denn sie bestehen nur in der Löhnung der Handarbeiter, welche das Graben, Auf- und Abladen, so wie das Hereinschaffen der Erde in die Stallungen nöthig macht, wogegen aber die Fuhrkosten, wenn wir solche gehörig veranschlagen, wie dies bei vorstehenden Berechnungen geschehen ist, den bei weiten größten Theil der Kosten ausmachen; jedoch dürfen wir nicht zu berücksichtigen vergessen, daß diese Fuhren in den Zwischenzeiten, wo die Feldarbeiten ruhen, verrichtet werden können, solche keine unmittelbaren Gelbtauslagen erheischen, sondern noch Gelegenheit geben einen Theil der Unterhaltungskosten des Zugviehes zu erwerben, da der Ackerbau durch seinen, vermittelt der starken Düngung hervorgebrachten höhern Ertrag, sämtliche Kosten reichlich vergütet.

In Wirthschaften, wo die Rindvieh-Stallungen so beengt und niedrig sind, daß der Dünger aus denselben täglich ausge-
tragen werden muß, kann das Einstreuen mit Erde natürlich
auch nicht von solch großem Nutzen sein, denn nur durch das
längere Liegen in der Stallung, wo das Streustroh und die
Erde durch das Lagern der Thiere und ihrer Abfälle täglich
immer mehr düngende Stoffe anzieht und gewinnt, kann der
meiste und beste Dünger gewonnen werden. Bei Stallungen
hingegen, denen es nicht an hinlänglicher Höhe fehlt, wo die
Krippen, wenn der Dünger sich anhäuft, erhöht werden können,
und wo die Erde mit Wagen in die Stallung hinein und der
Dünger herausgefahren werden kann, wird nicht nur die Ge-
winnung eines guten kräftigen Düngers, sondern auch alle da-
bei vorkommenden Arbeiten ungemein erleichtert; daher ich jenen
Landwirthen, welche den neuen Aufbau einer Stallung beab-
sichtigen — letztere Bauart dringend empfehlen möchte.

Daß es übrigens Verhältnisse geben kann, wo die be-
schriebene Methode des Erdeinstreuens nicht anwendbar ist, gebe
ich gerne zu, doch bin ich der Meinung, daß solche wenigstens
in den meisten Wirthschaften, selbst bei ganz kleinen Ackerwirth-
schaften nicht nur ausführbar, sondern auch für den Eigentüm-
mer des Grundstücks und dem allgemeinen Wohl von großem
Nutzen werden kann.

Der thierische Urin, von welchem der größte Theil in un-
sern Wirthschaften nutzlos verloren geht, spielt bei der guten
Wirkung eines kräftigen Düngers gewiß keine unbedeutende
Rolle, denn er giebt, wie viele comparative Versuche lehren, den
Einstreumitteln, welche ihn auffangen, die Eigenschaft, Feuchtig-

keit und Fruchtbarkeit in einem hohen Grade aus der Atmosphäre an sich zu ziehen, und solche der Erde und diese wiederum den Pflanzen mitzutheilen. Wird z. B. strohiger Dünger, welcher von Urin gesättigt ist, auf das Feld gebreitet, dann trocknet zwar derselbe bei Wind und Sonnenschein, nimmt aber, so wie Sonne und Wind auf ihn nicht mehr wirkt, sogleich Feuchtigkeit wieder an. Jeder aufmerksame Beobachter wird das Gesagte bestätigt finden, wenn er seinen im Felde ausgebreiteten Dünger, z. B. bei einer dem Acker oberflächlich gegebenen Düngung, im Tage bei heißen Sonnenschein — so wie des Abends oder des Morgens, ehe durch Sonne und Luft die angezogene Feuchtigkeit wieder verdunstet, untersucht. Daß nun aber diese vom Dünger, vermittelt des Urins angezogene Feuchtigkeit etwas ganz anderes als einfaches Wasser ist, glaube ich aus den beobachteten Wirkungen bei der Erde und den Pflanzen, die solche trägt und jene fruchtbringende Feuchtigkeit empfängt, mit Zuverlässigkeit behaupten zu können. Die Eigenschaft, Feuchtigkeit an sich zu ziehen und wiederum der Erde mitzutheilen, welche nemlich das Einstreumittel durch den Urin erhält, ist eine lange Zeit ausdauernd, nur nach und nach, besonders bei öfterm Wechsel zwischen trocken und naß, schwindet solche allmählig.

Von der Feuchtigkeits-Anziehung, welche der Urin bei den Einstreumitteln bewirkt, kann man sich selbst in der Stube zu allen Zeiten durch verschiedene Versuche überzeugen. Man nehme z. B. ein Blatt Papier, tauche und tränke es in Urin, trockene es wiederum bei Sonnenschein oder auf dem warmen Ofen, und lege es dann an einen Ort, wo solches weder der Sonnen- noch der Ofenwärme ausgesetzt ist, und man wird finden, daß binnen

einer kurzen Zeit das Papier Feuchtigkeit angezogen hat, und zwar in dem Verhältnisse des Feuchtigkeitszustandes, in welchem die Atmosphäre sich befindet. Das mit Urin getränkte Papier behält die Eigenschaft der Feuchtigkeits-Anziehung eine lange Zeit, denn man kann solches mehr als hundertmal in trockenen und feuchten Zustand abwechselnd versetzen, ehe solches die durch den Urin erhaltene Eigenschaft völlig verliert.

Der Urin wirkt aber nur in verdünnten (geschwächten) Zustande vorthellhaft auf die Acker-Erde und mittelbar auf die Pflanzen die sie trägt; denn ein Uebermaaß tödtet die Pflanzen, macht die Erde auf einige Zeit unfruchtbar, und zwar so lange, bis die mit Urin übersättigte Erde vermittelst tieferer Cultur oder der Beackering, andere Erde beigemischt erhält. Auffallend kann man das hierüber Gesagte, ohne alle Versuche, alljährig, besonders im Frühjahr bei den auf mageren, düngerarmen Aeckern angebauten Hafer finden, hier sieht man zur Zeit, wenn der Hafer zu schossen anfängt, hin und wieder einzelne kleine unten ganz üppig stehende dunkelgrüne geile Stellen, welche sich über den benachbarten Haaser mächtig erheben, und man wundert sich über diese Auszeichnung. Untersucht man aber diese geilen Stellen genauer, dann findet sich's, daß einzelne davon in ihrer Mitte ganz kahl sind und keine Pflänzchen tragen, wohingegen aber der kahle Fleck rund herum mit mastigem hohen Hafer bestanden ist; bei andern dergleichen Geilstellen hingegen befinden sich auch in ihrer Mitte mastige Pflanzen. Die Ursache dieser Geilstellen ist nach vielen Beobachtungen nichts anderes, als der Urin und der Dünger, welchen der Acker von den Zugthieren bei der Saat-Bestellung erhält. Im erstern Falle, wo die Geilstelle nicht in ihrer Mitte, sondern nur rund herum

mit mastigen Pflanzen bestanden ist, — war es der Urin von Zugthieren, welchen dieser Fleck erst bei den letzten Eggestrichen, die den Saamen unterbrachten, erhielt, denn in der Mitte, wo der Strahl vom Urin hinsiel, wurde die Erde von demselben übersättiget oder vielmehr überreizt, dagegen aber die Umgebung die weniger davon erhielt, fruchtbar gemacht; im zweiten Falle hingegen ist es die Wirkung vom Dünger, oder von jenem Urin, welchen der Acker von Zugthieren vor der letzten Pflug-Bearbeitung erhielt, denn vermittelst der Bearbeitung bekam der Urin ein größeres Volumen Erde, wo dann gedachter Ueberreiz nicht so leicht mehr statt finden kann.

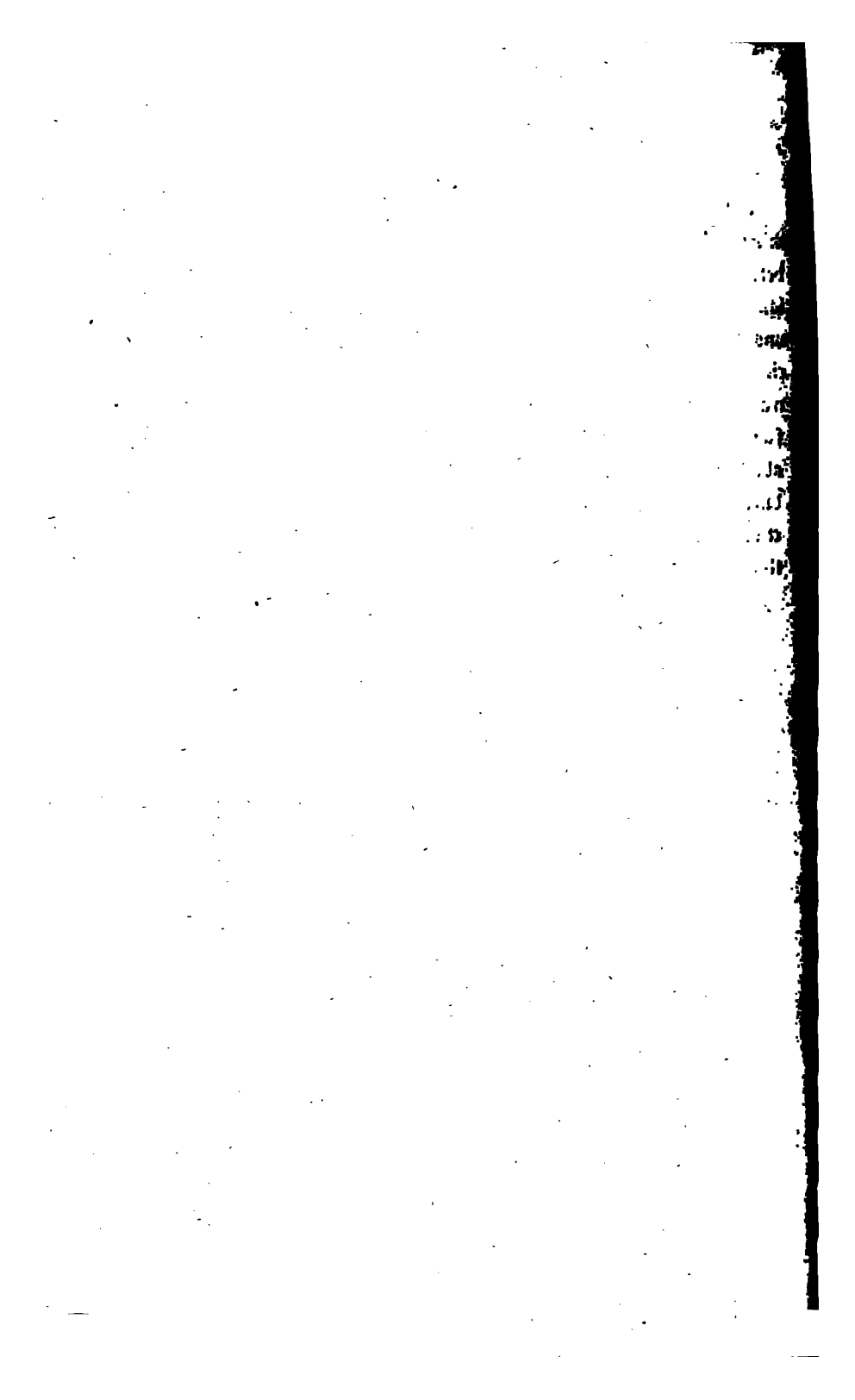
Der Urin hat in einem hohen Grade die Eigenschaft, Eisenhaltige Theile in der Erde aufzulösen, und solche in eine für den Ackerbau fruchtbare Substanz umzuwandeln. Die Erde, welche unter keiner Cultur steht hat meistens viel Eisen-Oxer bei sich, daher kann man sich der rohen unkultivirten Erde von alten Dämmen, Grabenrändern u. dergl. als Einstreu recht vortheilhaft bedienen, indem, wie gesagt, die Eisenhaltige Erde hierzu recht gut zu gebrauchen ist. Dergleichen Erde, wenn solche zur Zeit des Gebrauchs als Streu auch sahl oder röthlich, vermöge ihres Eisengehalts uns erscheint, — erhielt binnen kurzer Zeit im Stalle unter den Thieren, vermöge des eingesogenen Urins, eine bläulich schwarze Farbe, der Oxer ist verschwunden, sie ist in einen guten Dünger verwandelt, welcher bei richtiger Anwendung auf den Acker sich außerordentlich vortheilhaft auszeichnet, und besonders, wie die damit angestellten Versuche beweisen, den luxuriösen Wachsthum des Kaps, Hanfes, Kopfkohls und des rothen Kleeß vorzugsweise begünstiget.

Der lohnende Ertrag von unsern Aekern ist meistens von ihrer Kultur und ihrem Düngungszustande abhängig. Die gute

Wirkung des thierischen Düngers ist dem Landwirth allgemein bekannt, und die Erfahrung bestätigt solches alljährig. Hinlänglich guten kräftigen Dünger zu gewinnen, ist daher ein von uns Landwirthen allgemein gehegter und ausgesprochener Wunsch; ein wesentliches Mittel hierzu ist aber die vollständige Ernährung unserer Thiere und hinlängliche Aufzangemittel des Düngers — an welchem letzteren es uns aber oft gebricht. Diesem Mangel wenigstens hier und da durch den Gebrauch der Erde als Einstreumittel vielleicht in etwas vorzubeugen, ist der Zweck dieser Anempfehlung und Mittheilung des Unterzeichneten.

Schierau, den 30sten September 1835.

Albrecht Bloch.



127200.70.3
Ueber

Geschlossenheit

und



Zwangsverföppelung

der

ländlichen Güter.

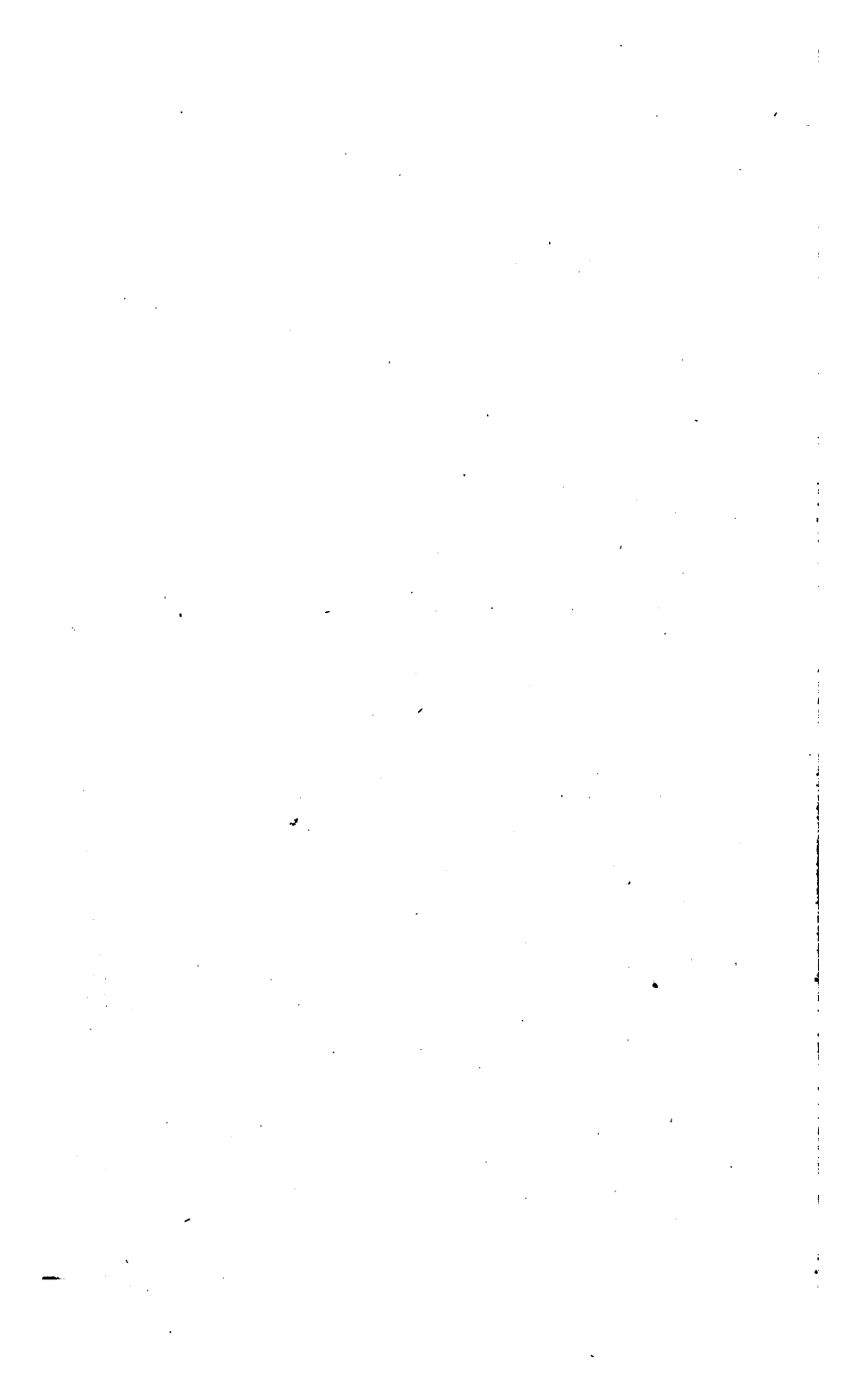
Von

W. Endemann,

Obergerichtsaſſeſſor zu Fulda.

Caffel, 1860.

Georg F. Wigand.



Ueber

Geschlossenheit



und

Zwangsverföppelung

der

ländlichen Güter.

Von

W. Endemann
W. Endemann,
Obergerichtsdaffeffor zu Fulda.

Caffel, 1860.

Georg F. Wigand.

4444

Druck von Trümmer & Dietrich (früher Götz) in Cassel.

Die Geschlossenheit der ländlichen Güter und die Zwangsverföppelung hat in neuerer Zeit so viele Befürworter gefunden, daß es schon darum nicht unberechtigt erscheint, auch die Gründe, welche gegen diese Maßregeln sprechen, mögen sie gleich für Viele nicht neu sein, abermals zusammen zu fassen. In diesem Sinn darf das vorliegende Schriftchen vielleicht selbst in weiteren Kreisen Beachtung hoffen dürfen, obwohl dasselbe zunächst auf der Anschauung des kurhessischen Bodens beruht.

Zugleich leitete mich freilich wesentlich der Gedanke, gerade hier zu Lande die allgemeinere Besprechung solcher Gegenstände von Seiten der Wissenschaft und Praxis anzuregen. Es ist reiner Zufall, daß die Schrift zu einem Zeitpunkt erscheint, wo dieselben noch in den kurhessischen Ständelammern schweben. Bei weitem wichtiger, als ein Gutachten über den betreffenden Gesetzentwurf zu geben, erscheint es mir, überhaupt zur gründlichen Erörterung so wichtiger Fragen aufzufordern. Ich bin zufrieden, wenn wenigstens der Kern

der Sache und seine Beziehungen nach andern Seiten der Lebensverhältnisse klar gemacht worden sind und wenn die Darstellung so ausgefallen ist, daß sie dem Verständniß möglichst Vieler zugänglich wird. Mag denn eigenes Nachdenken ersetzen oder berichtigen, was dessen bedürftig befunden wird.

Grund und Boden ist Gegenstand des Eigenthums. Wer ein Grundstück eigenthümlich erworben hat, kann damit machen, was er will. Dies folgt aus dem Begriff des Privateigenthums und ist als Recht von jeher anerkannt worden. Es ist allbekannt eine Hauptaufgabe des Staates, die volle Freiheit des Eigenthums seiner einzelnen Angehörigen zu schützen und zu befördern. Selbstständigkeit der Person und des Eigenthums sind die Grundsäulen des Rechtsstaates.

Diese Anerkennung und Beschützung verdient auch das Eigenthum an Grund und Boden. Von Haus aus ist das Recht des Eigenthümers an der Fläche desselben kein anderes, als das an jeder andern Sache, an Vieh, Geld, Möbeln u. dgl. Daß der Eigenthümer des Bodens denselben nicht mitnehmen und bis zu einem gewissen Grad nicht vernichten kann, wie dies bei beweglichen Sachen möglich ist, macht für den Eigenthumsbegriff keinen wesentlichen Unterschied. Ich würde dies kaum erwähnen, wenn nicht die Gegner der Ansichten, welche ich zu vertheidigen suche, sich leicht bis zu der Behauptung fortreißen ließen, daß das Eigenthum an Grund und Boden von dem Eigenthum an andern Dingen verschieden sei.

Ob sich eine solche Ansicht geschichtlich und rechtlich nachweisen läßt, mag hier ganz außer Spiel bleiben. Es handelt sich hier einfach um die Natur der Sache und den Rechtsbegriff, nicht der gelehrten Juristen, sondern des gesunden Menschenverstandes. Worin sollte denn der Gegensatz liegen? Darin, daß also Grundbesitz fest, nicht transportabel ist, während andere Dinge von Ort zu Ort versetzt werden können? Dies würde denn doch nur ein sehr unerheblicher und sehr zufälliger Umstand sein. Leicht möglich, daß auch andere Dinge sehr schwer, ja unmöglich von ihrer Stelle zu bewegen sind. Dahin gehören nicht blos mit dem Boden ver-

bundene Sachen, Gebäude und Anlagen aller Art, sondern mitunter auch andere durch Größe oder Beschaffenheit zum Dableiben genöthigte Gegenstände, denen Niemand eine besondere Art des Eigenthums zuschreibt.

Soll das Eigenthümliche des Grundeigenthums ferner etwa darin bestehen, daß es nicht ganz zerstört werden kann, so kommen wir ungefähr auf dasselbe Ergebnis. Allerdings kann kein Eigenthümer eines Aiders jene Stelle des Erdballs, den derselbe einnimmt, ganz und gar zerstören; allein er kann denselben, und darin hindert ihn Niemand, wüst liegen lassen, zum Teich ausgraben u. s. w. Und dies läuft im Erfolg auf das Nüchternste hinaus, als wenn ein Anderer bewegliche Vermögensgegenstände zu Grunde gehen oder sich verschlechtern läßt.

Darin kann also die Besonderheit des Grundbesitzes nicht liegen. Fragt man daher bei denen, welche das Grundeigenthum anders wie sonstiges Eigenthum betrachtet wissen wollen, schärfer nach der Ursache dieses Verlangens, so kommt man bald auf die eigentliche Quelle. Man erfährt, was man freilich kaum erst zu erfahren braucht, daß das Grundeigenthum als Quelle der Landesprodukte für die Existenz der Menschheit, zu deren Ernährung und als Verbindung aller anderen Erwerbszweige unumgänglich nothwendig sei. Weil der Grund und Boden solche wichtige Pflichten zu erfüllen habe, müsse er vom dem Gesetz so behandelt werden, daß er sie erfüllen könne und wirklich erfülle. Mit andern Worten, wenn es sich um die Ernährung und Existenz der Menschen handele, müsse selbst die natürliche Freiheit des Eigenthums nachstehen und geeignetenfalls Beschränkungen unterworfen werden.

Damit wird denn bereits der wahre Kern der Sache berührt. Allein es ist klar, daß mit solchen Schlussfolgerungen nicht dargethan werden kann, daß die Art des Eigenthums an Grund und Boden eine andere sei, als bei andern Vermögensgegenständen. Es wird vielmehr damit nur angedeutet, daß das an sich überall gleiche Recht, sofern es Grundstücke zum Gegenstand hat, beschränkt werden müsse.

Wohl Keiner von denjenigen, welche den freien Verkehr und die freie Ausübung des Eigenthums an Grund und Boden für nachtheilig halten, würde sich zu der Folgerung entschließen, daß

der Grundeigenthümer nicht sowohl Eigenthümer als vielmehr nur Nutzungsberechtigter sei. Wäre letzteres der Fall, wer sollte denn der wahre Eigenthümer sein? Doch nur der Staat. Der Staat würde also dafür zu sorgen haben, daß die Nutzungsberechtigung an dem Grundbesitz nur so ausgeübt würde, wie es dem Nutzen der Gesamtheit entspräche. Das hieße nichts Anderes, als den Begriff des Privateigenthums an dem Grund und Boden aufheben; alle Grundbesitzer nur zu Lehnsträgern des Staates machen und dem letztern die gesammte Sorge dafür aufbürden, daß die zweckmäßigste und beste Production aus den Grundstücken statfinde. Es wäre alsdann gar Nichts dabei, wenn Demjenigen, der aus einem Kornfeld einen uneinträglichen Park oder einen Obstgarten anlegen wollte, solches untersagt würde, weil es von Staatswegen erforderlich schien, den Acker dem Kornbau zu erhalten.

Niemand wird an die Ausführbarkeit einer solchen Fürsorge für die Nahrung denken. Viele ahnen indessen nicht, daß sie durch die Vorstellung, als sei das Grundeigenthum kein wahres Grundeigenthum, vielmehr ein dem Gemeinwohl der Nation dienstbares, und in diesem Sinn von der Staatsgewalt zu beaufsichtigendes Dasein, wenn man die äußersten Folgen sich klar macht, nichts Anderes befeurworten, als geradezu ein sozialistisches System des Ackerbaues.

Wenn es, weil man der Bodenfrüchte nicht entbehren kann, nothwendig ist, den Begriff des freien Grundeigenthums hiananzusetzen, so muß dasselbe auch bei andern Dingen gelten, welche dem menschlichen Bedürfnisse unentbehrlich sind. Wir würden also gleiche oder ähnliche Beschränkungen billigen müssen, wo es sich um Kleidung, Wohnung u. dgl. handelt. Man würde die Befriedigung aller Erfordernisse des Lebens nicht mehr von der Mäßigkeit und der freien Vermögen der Privaten, sondern von dem Staat, der Fürsorge und der Austheilung des Staates zu erwarten haben.

Soviel mag nur bemerkt sein, um anzudeuten, daß man niemals von einem besondern Eigenthumsbegriff des Grundeigenthums, der eigentlich kein Eigenthum mehr wäre, ausgehen darf. Es mag ferner nur beiläufig erinnert werden, zu welchen politischen Folgen sämmtliche Meinungen, oft genug unwissenschaftlich, führen.

Die Frage, wie das Grundeigenthum von dem Gesetz zu be-

handeln sei, ist damit bereits richtig gestellt. Dasselbe ist ein an sich freies, allein von der Privatverfügung des Eigenthümers abhängiges Eigenthum, wie jedes andere. Nun giebt es freilich, wie Jedermann weiß, Fälle, in denen die volle Freiheit des Eigenthums anderen Rücksichten weichen muß. Da aber das Privateigenthum die Stütze des ganzen Rechtsstaates ist, so kann dasselbe nur dann gestört und gebrochen werden, wenn die Rücksichten, welche dies fordern, von ganz überwiegender und zwingender Art sind. Nur das sogenannte Nothrecht des Staates oder der Gesamtheit kann es rechtfertigen, das Grundrecht des freien Eigenthums zu brechen.

So sehen wir, daß um gemeinnützige Anlagen, Straßen, Eisenbahnen u. dgl. der Einzelne genöthigt werden kann und, wo nicht durch den Widerspruch eines Einzelnen vielleicht das nützlichste Werk gehindert sein soll, genöthigt werden muß, sein Eigenthum wider Willen herzugeben; daß wegen drohender Kriegsgefahr, dem Einzelnen sein Recht, ein Pferd, Pulver u. dgl. zu verkaufen, genommen werden darf, damit nicht die Gesamtheit der Mitbürger Schaden leide.

Wo dergleichen Eingriffe in das Recht des Privatmannes geschehen, muß geradezu durch die Nothwendigkeit dies äußerste Mittel geboten sein. In gleicher Weise ist auch die Beschränkung der vollen Freiheit des Grundeigenthums nur dann zu billigen, wenn die Nothwendigkeit solches verlangt. Die Stimme des Rechts ist von Haus aus gegen jede Beschränkung. Es ist daher nicht mehr eine Rechtsfrage, sondern eine Frage der wirthschaftlichen Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit, ob Beschränkungen anzuordnen seien oder nicht. Wenn Jemandem sein gutes Eigenthumsrecht genommen oder geschmälert werden soll, so kann er verlangen, daß dies nur da statte, wo gar keine andere Wahl bleibt. Wohin würde es kommen, wenn um jeder Nützlichkeit willen dem Einzelnen in seinem Rechtsgebiet Schranken gesetzt werden sollten? Nicht bloß das Grundeigenthum, sondern alle Privatrechte würden darunter leiden. Die Erzeugung der Güter, die Arbeit jeder Art würde anstatt in freier, selbstgewählter Bahn, sich mühsam und ängstlich innerhalb der Schranken bewegen, welche die oft so trügerischen Nützlichkeitsgesetze und Polizeimaßregeln vor-

schreiben. Das System der vorbeugenden und beschränkenden Anordnungen hat in der Hervorbringung und dem Verkehr der Güter noch niemals Nutzen gestiftet.

Wir werden nicht irren, wenn wir von dem Recht ausgehen und von diesem sichern Standpunkt aus die Möglichkeit prüfen. So auch bei dem Grundeigenthum. Das Recht an Grund und Boden ist ein volles Recht des Eigenthümers. Muß dies Recht beschränkt werden, und welche Folgen sind sich davon zu versprechen? Das wird nun nach der Seite hin zu besprechen sein, welche der Titel dieser Bemerkungen ankündigte.

In dem Begriff des vollen Eigenthums liegt als wesentlicher Bestandtheil die Befugniß enthalten, über den Eigenthumsgegenstand nach freiem Belieben zu verfügen; also namentlich denselben zu verkaufen, und zwar ganz oder auch theilweise zu verkaufen, oder sonst zu veräußern und an andere Personen zu übertragen.

Um die unmittelbare Schwälerung dieses Rechtes handelt es sich, wenn für das Grundeigenthum der Güterschluß eingeführt werden soll. Was zu dem geschlossenen Gute gehört, kann nicht im Einzelnen veräußert werden; und es bedarf keiner Darlegung, daß in vielen Fällen die Veräußerung im Einzelnen verbieten thatsächlich gerade so viel heißt, wie jede Veräußerung verbieten. Der Eigenthümer eines solchen Gutes kann dasselbe, was sonst jedem Eigenthümer so gut freisteht, wie die Vernichtung, nicht theilen. Mittelbar befördert, wie wir später sehen werden, die Verkoppelung denselben Zweck.

Nach dem Gesetz, welches wieder eingeführt werden soll, würde der Grundbesitzer, der einen einzelnen Acker noch so vortheilhaft verkaufen kann, oder z. B. behufs der Abtragung einer Schuld irgend einen Theil verkaufen müßte, dazu nicht im Stande sein, es sei denn, daß er die besondere Erlaubniß der Staatsbehörden erwirke. Kein Besitzer eines geschlossenen Gutes, der mehrere Kinder hat, kann einem jeden seinen Antheil daran zuwenden; er kann das Gut nur einem überlassen; die andern werden abgefunden. Das sind offensbare Hindernisse des freien Privatwillens, welche nur durch sehr überwiegende Gründe gerechtfertigt zu werden vermögen. —

Zu diesem Behufe weist man allemal zunächst auf die Ge-

fahren der Parzellirung, d. h. der unbeschränkten Theilbarkeit der Güter hin. Wenn Jeder theilen, verkaufen, vererben kann, wie er will, so ist es möglich, sagt man, daß zuletzt der gesammte Grundbesitz oder doch dessen größter Theil sich in lauter kleinere Parzellen vertheilt. Es giebt also dann nur oder vorwiegend kleine Leute, welche einzelne Acker bewirtschaften, und keine oder wenige, welche mittelgroße oder größere Güter bebauen.

Nun ist es ein allgemeiner Erfahrungssatz, daß im Ganzen die beste und, in ihrem Gesamtwertb zusammengestellt, lohnendste Produktion auf Gütern von mittlerem Durchschnitt stattfindet. Das heißt, diejenigen Güter sind am wünschenswertheften, welche so groß sind, daß sie einerseits von dem Eigenthümer vollständig übersehen und daß sie andererseits nach den rationellen Regeln der Landwirtschaft bebaut werden können. In der Vertheilung des Grundeigenthums und der Erzeugung von Landesprodukten erweist sich das nämliche Gesetz, wie in anderen staatlichen und volkswirtschaftlichen Dingen. Wie dem Staat am meisten daran gelegen sein muß, nicht eine, immer verhältnißmäßig kleine, Anzahl von sehr reichen Bürgern neben vielen armen zu haben, wie der Handwerksbetrieb am besten von Staaten geht, wenn er die Größe besitzt, daß der Gewerbsmann mit Vortheil arbeitet, ohne durch die Größe an der sorgfältigen Ueberwachung der Güte der Arbeit gehindert zu sein; so auch in der Landwirtschaft. Ebenso möchte man theoretisch genommen, sagen, daß am billigsten und reichlichsten die Bodenprodukte erzielt werden würden, wo lauter oder die meisten Mittelgüter bestehen.

Sehr große Landgüter werfen erfahrungsmäßig und nothwendig im Durchschnitt geringeren Ertrag ab. Kleine Parzellen dagegen lassen eine Bewirtschaftung nach den wissenschaftlichen Grundsätzen der Landwirtschaft nicht zu. Der Eigenthümer ist fast jederzeit darauf angewiesen, schnell und ohne weiter in die Zukunft zu denken, daraus zu ziehen, was er kann und für das aller nächste Bedürfnis muß. Der Boden verschlechtert sich, der Dünger fehlt, ein vernünftiger Wechsel der Benutzung ist unmöglich, in der Regel müssen Kartoffeln gezogen werden; an Verbesserungen, deren der Ackerbau immer neue aufzuweisen hat, kann der kleine Parzellenbesitzer nicht denken, noch weniger an die Anschaffung von Ma-

schinen. So kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Gesamtwertb der Produktion von 60 einzelnen Aedern, welche als Aederseld von kleinen Leuten bewirthschaftet werden, dem Wertb des Ertragnisses eines nach richtiger Oekonomie behandelten Gutes von 60 Aeder nicht gleichkommt. Es ist ferner nicht zu bezweifeln, daß die Masse der auf die 60 einzelnen Parzellen verwendeten Arbeit von 60 Besitzern, welcher sich in vielfacher Weise zersplittert und nicht in der nützlichen, sparsamen Weise des größeren Gutsbetriebs eingerichtet werden kann, eine weit größere ist, als diejenige, welche der Besitzer eines Gutes von 60 Aeder aufzuwenden hat.

Wir berühren damit den Hauptvorthail mittelgroßer Güter den Parzellen gegenüber. Er heißt: Ersparniß an Produktionskosten, oder was dasselbe ist: billigere Produktion oder lohnendere Arbeit. Rationelle Wirthschaft ist gleichbedeutend mit möglichster Ersparung von Arbeitskräften und Kosten im Vergleich zu dem Gewinn. Darauf läuft die Art der Bodenbenutzung, die Anschaffung von Maschinen u. dgl., Alles, was der Landwirth vornimmt, um damit einen besseren Ertrag zu erzielen, hinaus.

Allerdings ist dieser Vorthail, welcher sich nothwendig an Güter von gewisser Größe knüpft, sehr groß. Allein diejenigen, welche meinen, man brauche nur Güter von einer gewissen Größe zu machen, um dieser Vorthaile theilhaftig zu werden, verfahren sehr theoretisch, wenn sie sich auch noch so oft auf praktische Anschauung berufen. Wie groß muß denn das Gut sein, um eine vernünftige Bewirthschaftung zuzulassen?

Es leuchtet einem Jeden ein, daß sich das noch nicht einmal über einen Umkreis von ein paar Stunden, geschweige denn über das ganze Land hin, bestimmen läßt. Jeder weiß, daß bei fettem, schwerem Boden die Kultur eine andere sein muß, als bei magerem Sandboden. Jeder weiß, daß es etwas Anderes ist, ob die Wirthschaft mehr auf Wiesenbau und Viehzucht, oder auf Körnerertrag, Obst, Gartenprodukte, Wein oder dgl. gestellt ist. Alle diese Umstände haben aber den wesentlichsten Einfluß auf die Frage, welche Größe der Bodenfläche vorhanden sein muß, um die beste Bewirthschaftung zu ermöglichen. Von dem Schaumburgischen bis nach Hanau und von Frankenberg bis nach Schmalkalden sind die Verhältnisse in der That so verschieden, daß eine gleichartige Be-

Druck von Isenauer & Dietrich (früher Hetsch) in Cassel.

Die Geschlossenheit der ländlichen Güter und die Zwangs-
erkoppelung hat in neuerer Zeit so viele Befürworter gefunden,
iſt es ſchon darum nicht unberechtigt erſcheint, auch die Gründe,
elche gegen dieſe Maßregeln ſprechen, mögen ſie gleich für
iele nicht neu ſein, abermals zuſammen zu faſſen. In dieſem
ſinn darf das vorliegende Schriftchen vielleicht ſelbſt in
eiteren Kreiſen Beachtung hoffen dürfen, obwohl daſſelbe
unächſt auf der Anſchauung des kurheſſiſchen Bodens beruht.

Zugleich leitete mich freilich weſentlich der Gedanke,
erade hier zu Lande die allgemeinere Beſprechung ſolcher
egenſtände von Seiten der Wiſſenſchaft und Praxis anzu-
egen. Es iſt reiner Zufall, daß die Schrift zu einem Zeit-
unkt erſcheint, wo dieſelben noch in den kurheſſiſchen Stände-
ammern ſchweben. Bei weitem wichtiger, als ein Gutachten
ber den betreffenden Geſezentwurf zu geben, erſcheint es
mir, überhaupt zur gründlichen Erörterung ſo wichtiger Fragen
aufzufordern. Ich bin zufrieden, wenn wenigſtens der Kern

stimmung der wünschenswerthen Mittelgröße absolut unmöglich ist; so unmöglich, daß nicht einmal die Bestimmung sehr weiter Grenzen das Rechte trifft. Wenn man auch Güter über 300 Ader für mehr als mittelgroße erklären will, so ist es doch rein willkürlich, alle Güter unter 60 Ader für unfähig zu einer wahrhaft nützlichen Wirthschaft zu erklären. Sachkundige werden sich leicht Beispiele vergegenwärtigen, wo Güter von noch kleinerem Umfang besser und erfolgreicher bewirthschaftet werden, als solche von 300 Ader und darüber.

Die Größe, welche nützlich, die Kleinheit, welche schädlich für die Production wirkt, läßt sich, losgerissen von den speciellen, thatsächlichen Verhältnissen der Gegend und der Wirthschaftsart — oder will man nicht lieber auch gesetzlich befehlen, wie diese ein Jeder einzurichten hat? — gar nicht bestimmen. Noch weniger, wenn man erkennt, daß die Größe des Gutes erst im Zusammenhang mit den persönlichen Eigenschaften des Eigenthümers für die Production wirksam wird. Die Größe macht es an sich gewiß nicht. Das schönste Mittelgut bleibt in der Hand eines unfähigen Landwirths für die bessere Kultur todt, während der fähige ein kleineres besser und erfolgreicher einzeln bebauen mag, wie wenn es Theil eines größeren gewesen wäre. Oder wird man dafür sorgen, daß alle Güter über 60 Ader auch nur in diejenigen Hände kommen, welche daraus machen, was man irrigerweise durch die bloße Größe zu machen glaubt? Oder meint man, daß die größeren Güter von selbst rationelle Landwirthe hervorrufen? Ich werde darauf unten zurückkommen. Hier genügt es, das Nachdenken darauf hinzuleiten, daß erst der Fleiß, die Fähigkeit und Kenntniß des Besitzers, kurz dessen geistige und körperliche Arbeit der Größe seines Grundeigenthums die wahre Bedeutung giebt. Umso mehr ist es, da sich die persönlichen Eigenschaften der Landwirths nicht nach der Chablone abmessen lassen, undenkbar, diejenige Ausdehnung des Grundeigenthums nach der Chablone festzusetzen, welche den meisten Nutzen gewährt.

Die natürlichen Verhältnisse des Bodens und seiner Besitzer bringen es vielmehr mit sich, daß unter Umständen die Zusammenhaltung des Grundbesitzes nicht nur nicht nothwendig, sondern die Zertheilung vortheilhaft oder unpermeidlich wird. Die Beispiele

solcher Gegenden, wie derer von Bamberg oder Erfurt, sind bekannt. Die blühende Gartenwirthschaft derselben wäre nicht geworden, wenn nicht der Boden in kleine Parzellen zersplittert worden wäre. Unter solchen und ähnlichen Bedingungen, wo Obstbau, Weinbau, Garten- und Blumentultur sich mit Nutzen treiben läßt, in der Nähe vollreicher Städte, innerhalb einer dichten Bevölkerung erweist sich die Parzellirung vielfach als höchst wohlthätig. Sie giebt Vielen die Möglichkeit, sich von der auf den Boden verwendeten Arbeit zu ernähren. Sie reizt an, auf die kleine Parzelle den höchsten Fleiß und die möglichste Verbesserung zu verwenden. Jedem Parzellenbesitzer muß ja daran gelegen sein, so viel als möglich daraus zu gewinnen und zugleich die Quelle seines Gewinnes, die Bodengüte, nicht zu Grunde gehen zu lassen, sondern zu steigern. Es zeigt sich, wo dieses der Fall ist, daß die Theilung des Grundeigenthums den Gesamtwertb desselben unvergleichlich erhöht. Es ist unmöglich, Gartenkultur in gleicher Weise auf großen Gütern zu treiben. Wo die dem Boden zugewendete Arbeit den Begriff der bloßen Land- oder Ackerwirthschaft verläßt und in das selbstständige Gewerbe des Gärtners, des Obstzüchters, des Weinbauers übergehen kann, paßt also der Maßstab der für erstere zusammenzuhaltende Fläche durchaus nicht.

Er paßt aber auch anderswo nicht. So wenig es thöricht wäre, sich den Grundbesitz rings um die Hauptstadt, die Weinberge und Gartenländer unter dem Güterschluß zu denken, ebenso wenig ist dies möglich, wo die Boden- oder die Nahrungsverhältnisse der Bevölkerung entgegenstehen. Wer wird sich geschlossene Güter in den Gebirgsgegenden denken, inmitten einer Fabrikbevölkerung, welche darauf angewiesen ist, von kleinen an den Bergen hängenden Parzellen den nothdürftigen Vorrath von Kartoffeln, Sommerforn u. dgl. zu erzielen? Kein Mensch wird dort an geschlossene Güter von 60 Ader denken; und Niemand würde sie, wenn sie auch für den Besitzer lohnend und produktiver als die Parzellen wären, wünschen dürfen, weil die Parzellen gerade für die Lage der Bewohner jener Gegenden, zum Mindesten gesagt, ein nothwendiges Uebel sind.

So gern der Nutzen mittelgroßer Güter, wie wir oben sehen, anzuerkennen ist, so hält doch diesem Satz die andere Erfahrung

die Wagschaale, daß die Parzellirung häufig nothwendig, häufig nützlich ist. Man muß daher von vorn herein den Kreis enger ziehen. Nicht demjenigen, der Gärtnerei oder dgl. treibt, auch nicht demjenigen, der wie der Fabrikarbeiter, der Tagelöhner u. A. seine Parzelle um seines eigenen und nothwendigen Lebensunterhaltes willen bebaut, gegenüber kann auf den Vortheil größerer Güter hingewiesen werden. Was hülfte es den Tagelöhner, der seine Kartoffeln selbst zieht, wenn der größere Oekonom von derselben Parzelle den doppelten Werth an Produkten erzielen mag? Es würde ihm damit nur dann gebient sein, wenn er das, was er als Lebensbedürfnis aus dem Grundstück gewinnt, billiger kaufen könnte; allein das setzt voraus, daß er die Arbeit, die er auf den Ban der Parzelle wendet, besser und gewinnbringender anderswo anzubringen vermöchte. Wäre dies aber der Fall, so würde er vermuthlich nie so thöricht gewesen sein, diese Arbeit anstatt an einträglichere Dinge an die Bewirthschaftung einer Parzelle zu verschwenden.

Damit greifen wir indessen später zu entwickelnden Folgerungen vor. Hier soll vorerst nur darauf hingedeutet werden, daß man von dem relativen Vorzug mittlerer Güter nur unter denen reden kann, welche wirkliche Landwirthschaft, d. h. die Erzeugung von Bodenprodukten, Viehzucht und was damit zusammenhängt, nicht blos zum eignen Unterhalt, sondern um damit zu handeln, treiben. Solche Landwirthschaft wird einträglicher für den Einzelnen und nutzbringender für die Gesamtheit auf mittelgroßen Gütern, als auf Komplexen von wenigen Aekern stattfinden. Die Zusammenhaltung des Grundbesitzes kann also von vorn herein nicht auf diejenigen Parzellen berechnet sein, welche zu eigenem Bedarf oder anders, als zum Zweck eigentlicher Landwirthschaft, benutzt werden.

In der Landwirthschaft giebt sich dasselbe Streben kund, wie in andern Erwerbszweigen. Der Kleinbetrieb wird von dem Großbetrieb geföhrt und überflügelt. Es ist wunderbar, wenn vielleicht die nämlichen Leute, welche so gern das kleine Handwerk erhalten möchten, den kleinen Ackerbau wo möglich ganz und gar anerkennen und nur den Großbetrieb desselben gestatten möchten. Die Anforderungen der Landwirthschaftslehre, die Konkurrenz, die Einführung

der Maschinen machen es auf die Dauer ohnehin schwierig, daß der kleine Landbauer mit denen gleichen Schritt halte, welchen größere Mittel, größere Intelligenz, die größeren Gewinnchancen des Großbetriebs zu Gebote stehen. In der Landwirthschaft zeigt sich dies eben so entschieden, wie in den Handwerken; der große Grundbesitzer steht zu dem kleinen Ackerbauer in gleichem Verhältniß, wie der Fabrikant zu dem einfachen Handwerker. Der Zug der volkwirthschaftlichen Zustände, welcher dem Kleinbetrieb überall die Vernichtung droht, läßt sich freilich nicht abwenden. Allein man wird doch billig sagen, wenn in dem großen Zweige der Landwirthschaft ein Gesetz — und dies ist der Zweck des Güter- schlußgesetzes — geradezu darauf ausgeht, den Kleinbetrieb soviel als möglich und noch vor der Zeit, da er von selbst fallen würde, zu beseitigen. Gewiß ist es eine auffällige Erscheinung, daß hier der Großbetrieb um seiner Vortheile willen von dem Gesetz allein begünstigt, von Gesetzeswegen zu dem allein herrschenden erhoben werden soll. Was hinderte denn, wenn dies rechtlich und volkwirthschaftlich richtig wäre, ähnliche Gesetze für die Gewerbe zu ertheilen? Da der Großbetrieb, z. B. des Schuhmacherhandwerks oder des Schneidergewerbes für den Inhaber lohnender und für die billiger bedienten Konsumenten vortheilhafter ist, als der Betrieb des kleinen Meisters, warum wollte man nicht auch hier dem Stiefelfabrikanten und dem Kleidermagazinsbesitzer eine gesetzliche Brücke bauen, welche zur Beseitigung des nicht mehr ersprießlichen Kleinbetriebs führte?

Ehe man zu einer solchen Maßregel rathen, ehe man überhaupt daran denken kann, muß man nothwendig prüfen, wie die Dinge gegenwärtig stehen. Ist denn eine übermäßige Parzellirung da, welche Anordnungen anbefiehlt, deren extremen Charakter ich bereits hervorheben mußte? Ich will diese Frage einmal so hinstellen, obwohl sie nach vernünftigen Begriffen kaum so gestellt werden darf. Von einer übermäßigen Parzellirung läßt sich kaum jemals reden. Uebermäßig könnte sie doch nur im Vergleich zu dem Zustand genannt werden, der als der natürliche erscheint. Nun ist aber allemal die wirklich vorhandene Parzellirung der Ausdruck des natürlichen Zustandes. Die sogenannte übermäßige Zer-

splitterung ist keine übermäßige, sondern die naturnothwendige Folge der gegebenen Verhältnisse.

Allein sehen wir davon ab, halten wir uns vielmehr an die allgemeine Betrachtung, ob die Vertheilung des Grundeigenthums in Kurhessen eine zweckmäßige sei, oder vielmehr, ob die Theilbarkeit des Grundeigenthums bis jetzt Schaden gebracht habe. Die Gegner der Verkehrsfreiheit weisen in der Regel auf den gesegneten Zustand jener Zeit hin, da noch die Hufen-, Hofgüter und wie sonst die ursprünglichen Komplexe geheißen haben müßen, beisammen waren. Indessen sollte man schon deshalb mißtrauisch gegen die Wiedereinführung solcher, ohnehin mit längst untergegangenen anderen Einrichtungen in Verbindung gestandenen Verhältnisse mißtrauisch sein, da, auch was das Grundeigenthum betrifft, Alles der völligen Freiheit des Privatverkehrs und Privatrechts entgegenstrebt. Die Aufhebung der Dienstbarkeiten, der Grundabgaben, der Lehnsberechtigungen, kurz Alles, was dem freien Recht über Grund und Boden entgegenstand, ist beseitigt worden. So auch das Hinderniß der Untheilbarkeit, welches das Eigenthumsrecht schmälerte. Die Aufhebung des Güterschlusses ist also für denjenigen, der die leitende Idee der geschichtlichen Entwicklung nicht übersehen will, nicht etwa, wie seine Liebhaber behaupten müßten, eine zufällige Laune, sondern nothwendig in dem Zug der rechtlichen und wirthschaftlichen Anschauung begründet gewesen. Dem Drang nach Befreiung des Verkehrs und der Einzelrechte von allen Beschränkungen läßt sich nicht widerstehen oder gar ein rückgängiger Lauf anweisen.

Die Theilbarkeit des Bodens hat aber bis jetzt unzweifelhaft den unheilvollen Erfolg, den man ihr zuschreiben möchte, nicht gehabt. An vielen Orten, so auch bei uns, hört man zwar oft entsetzliche Erfahrungen, wie in dieser oder jener Gegend alle alten Hufengüter verschwunden, wie anstatt der früheren wohlhabenden Bauern nur noch eine Reihe ärmlicher Hüttner anzutreffen seien. Auf solche unbestimmte oder auf einen kleinen Kreis beschränkte Mittheilungen hin ein Urtheil zu fällen, ist, gelinde gesagt, bedenklich. Man müßte ganz andere Grundlagen in Zahlen, man müßte volle statistische Uebersichten über die aderbautreibende Bevölkerung und ihre gesammte Thätigkeit haben, die bei uns gänzlich fehlen,

um irgend etwas Gewisses behaupten zu können. Den allgemein gehaltenen bereits sichtbar gewordenen Nachtheilen der Theilbarkeit, welche sich in der Regel auf eine Verwechslung der Ursachen gründen, selbst wenn sie bezeugen, daß hier und da der Bestand „nährhafter Güter“ einer Menge „armseliger“ Parzellen Platz gemacht hat, läßt sich ein ganz anderes Ergebniß entgegenhalten, sobald man das Ganze in's Auge faßt. Bei voller Theilbarkeit der Güter hat sich unzweifelhaft der Gesammtwerth des Bodens bedeutend erhöht; der Wohlstand des Ackerbau's im Ganzen genommen hat sich vermehrt, die Ackerwirthschaft wesentlich verbessert; durch die Theilbarkeit ist die nutzbringende Verwendung und Kultur kleinerer Parzellen, wie sie oben als vortheilhaft bezeichnet wurde, befördert worden. Wenn auch diese Folgen nicht allein der Parzellirung zuzuschreiben sind, so genügt es doch, daß sie während der Parzellirung sich bilden konnte. Und wie sieht es denn mit der Lage der Landwirth'e aus?

Wollte Gott es könnte Jeder, der die Vorzüge der guten alten Zeit preist, einen Blick hundert Jahre rückwärts in das Innere der Ackerwirthschaften thun. Man macht sich fabelhafte Vorstellungen von dem Wohlbehagen der Hufenbesitzer. Allerdings mag der Inhaber eines geschlossenen Hofgutes ein Mann gewesen sein, der sich auf die Taschen klopfen und glücklich preisen konnte im Vergleich zu den elenden Tagelöhnern und dem massenweise zum Auswandern oder unter die Fahnen getriebenen Proletariat, welches an dem Grundbesitz damals keinen Theil erwerben konnte.

So hoch, so wohlhabend steht allerdings nicht mehr Einer über dem Andern, wenn die Vertheilung des Bodens sich der Art gestaltet, daß Viele daran Antheil erlangen. Dafür hat aber auch das Elend der besitzlosen Klasse auf dem Lande im größten Maaße abgenommen. Wunderbar genug, daß so Viele meinen, wo geschlossene Güter, sei niemals ein ländliches Proletariat. Man vergleiche doch nur die Lage der damaligen, dünnen Landbevölkerung mit der der jetzt vorhandenen, doppelt und dreifach stärkeren. Man frage doch einmal, was damals aus einem großen Theil der Bevölkerung, die, so dünn sie war, doch nicht im Landbau existiren konnte, wurde, im Vergleich zu der Zahl, welche sich jetzt, wenn auch nicht in Reichthum, doch auskömmlich oder wenigstens dürftig

aus dem mehr vertheilten Grundbesitz nährt. Man frage endlich, wenn dies nicht genügt, was denn der Wohlstand und der Reichtum der Hufenbesitzer war. Man würde häufig finden, daß jetzt eine Menge von Bauern unter 60 Ader reicher sind, als jene waren; man wird aber ganz gewiß finden, daß bei Licht besehen jetzt nicht bloß die Tagelöhner und Hüttner bei dem, was wir heute dürftig nennen, sich viel besser befinden, als ihre Vorfahren; sondern daß auch viele kleine Bauern sich einer Lage erfreuen, an Genüssen Theil nehmen, sich besser kleiden, nähren, wohnen, als viele jener großen Hufenbesitzer. Mit einem Wort, das Wohlbefinden der ländlichen Bevölkerung hat ungeachtet der Freiheit der Theilung ebenso zugenommen, wie der Wohlstand des Aderbaues (oder der Nationalreichtum) im Ganzen. Sollte daran ein Zweifel sein, so mag man nur praktische Vergleiche vornehmen. Es giebt noch Landestheile, in welchen sich der Güterschluß erhalten hat; so namentlich im Fuldischen. Man vergleiche damit das Hannische, dessen Bewohner wohl am besten erkannt haben, was die Wiedereinführung des Güterschlusses drohen würde, oder Niederhessen. Man müßte blind sein, wenn man sich nicht überzeugte, wo die Bevölkerung intelligenter, strebender, fleißiger, wo der Aderbau auf einer höhern Stufe steht, wo der Werth des Grundeigenthums sich am meisten gesteigert, wo weniger wüste Strecken undemüth, Wiesen unverbeßert liegen, wo weniger Leute genöthigt sind, alljährlich in langen Zügen ihr Brod auswärts zu suchen.

Ergiebt die vergleichende Betrachtung der Gegenwart und der Vergangenheit, daß der Aderbau und der Wohlstand der ländlichen Bevölkerung bei der Theilbarkeit des Grundeigenthums sich bedeutend gehoben hat, ergiebt sich ferner, daß gerade in allernuester Zeit, freilich unabhängig von der Frage der Theilbarkeit, und nicht einmal allein durch die Lage der Landwirthschaft veranlaßt, weniger von ländlichem Proletariat zu sagen ist, als früher, so kann es nicht der gegenwärtige Zustand sein, der die Einführung der Untheilbarkeit rechtfertigen möchte. Man kann vielmehr nur sagen, entweder: es würde, wenn wir geschlossene Güter hätten, noch besser stehen, oder: es sind in der Zukunft Zustände mit Gewißheit voranzusehen, welche die zwangsweise Zusammenhaltung nothwendig machen.

Ob es noch besser stehen würde, wenn wir lauter oder eine überwiegende Mehrzahl von mittelgroßen Gütern besäßen, beantwortet sich zum größten Theil aus dem bereits Gesagten. Wir können im besten Fall Nichts zugeben, als daß dann eine Mehrzahl von Grundbesitzern, wenn nämlich die schädlichen Einflüsse des Güterschlusses überwunden worden wären, in fester Wohlhabenheit und gesicherter Existenz bestehen würde. Ebenso gewiß würden wir bei der Entwicklung der volkswirtschaftlichen Zustände, wie sie bei uns stattgefunden hat, eine entsprechende Anzahl besitzloser und armer Tagelöhner oder Landhandwerker haben. Diese Anzahl würde, wenn die Bevölkerung zunähme und kein Abfluß nach anderen Seiten hin geschehen könnte, sich steigern. Nennt man dies einen „besseren“ Zustand, so ist der Güterschluß nützlich. Er erhält eine bestimmte Anzahl von Menschen vielleicht, (nämlich, wenn er dieselben nicht verschlechtert,) in Wohlhabenheit, aus den andern mag werden, was da will. Er befördert vielleicht die Landwirtschaft und steigert die Summe der Gesamtproduktion ihrem Werthe nach; allein er nimmt keine Rücksicht auf die Lage der ganzen Bevölkerung. Was nützt es aber die Produktion einer bestimmten Klasse zu fördern, wenn die andern sich desto schlechter befinden?

Die bloße Erwägung, daß die Summe der Werthe, welche auf großen Gütern erzielt werden können, weil dort durch vernünftige Bewirthschaftung, durch Maschinen u. dgl. ungleich weniger Produktionskosten aufgewendet zu werden brauchen, als bei der zersplitterten Produktion vieler einzelnen, kann doch nicht entscheiden. Das heißt ein theoretisches Rechenexempel über die Menschen stellen. Die verständige Volkswirtschaft kann nicht vergessen, daß sie um der Menschen willen da ist. Sie muß also von den vorhandenen Verhältnissen ausgehen, und sich das schönere Ziel stellen, anstatt Einzelnen, möglichst Vielen eine gute Existenz zu sichern. Sie hat ihren Zweck verfehlt, wenn sie das Land entvölkert, oder Viele in Armut und Abhängigkeit stößt.

Der Güterschluß würde also dadurch, daß er eine Reihe blühender Güter erhielte, selbst wenn er die höchste Verbesserung derselben und die Erzielung der billigsten Produkte zur Folge gehabt hätte, Nichts genützt haben. Zuvor mußte für die dadurch vom

Landbau abgedrängte Bevölkerung ein anderer Ausweg gefunden sein, auf dem sie so viel verdienen kann, daß ihr die vortheilhafte Wirthschaft der größeren Güter zu Statten kommt. Nun ist es eine kühne Unterstellung, daß der Güterschuß etwa, wenn er bestanden hätte, das Heraufwachsen einer kräftigen Industrie verursacht haben würde. So, wie es damit im Kurhessen jetzt bestellt ist, würde man eine solche Vermuthung schwerlich wagen. Sobald wir aber von dieser Vermuthung zurückschrecken oder nur schwanken, ist es ganz gewiß, daß die Menge kleiner Leute, welche von dem Parzellenbau leben, heute in einer noch viel schlechteren Lage sein, oder, indem die Bevölkerungszunahme gehemmt wurde, gar nicht existiren würde, wenn der Güterschuß geblieben wäre. Der letztere hätte also Nichts gebessert.

Ob in der Zukunft die Gefahr droht, daß die ländliche Bevölkerung verarmen und ein Proletariat überhand nehmen werde? Die Männer des Güterschlusses bejahen dies unbedingt. Vielleicht haben sie Recht. Wahrscheinlich wird, je mehr die Bevölkerung zunimmt, welche sich durch Bebauung des Grund und Bodens nähren will und nähren muß, desto weniger Wohlhabenheit unter derselben zu treffen sein. Der Zustand einer unendlichen Zersplitterung in kleine Parzellen, das Aufhören aller größeren, eigentlich lohnenden Güter würde einen Zustand großer Verarmung anzeigen und würde es dahin bringen, daß die Landwirthschaft unseres Landes mit der anderer Gegenden nicht entfernt mehr konkurriren kann.

Indem dieses unbedenklich zuzugeben ist, berühre ich den Hauptpunkt. Ich habe seither manches Einzelne nur der gangbaren Auffassung zu Liebe so zur Untersuchung bringen müssen, wie es geschah. Der Kundige würde Vieles so gar nicht fragen, wie hier gefragt werden mußte. Der Kundige wird nimmermehr fragen, ob durch die Bodenzersplitterung die Gefahr eines Proletariats droht.

Und doch streiten so Viele und regelmäßig alle diejenigen, welche über Güterschuß und Parzellirung debattiren, ob die Parzellenthailbarkeit der Verarmung Vorschub leiste!

Darin liegt die größte Verwechslung von Ursache und Wirkung, welche sich nur denken läßt. Wo die Bodenzersplitterung schädlich

erscheint, ist sie nicht die Ursache, sondern ein Symptom der vorhandenen Schäden. Sie macht nicht den Landbau ärmlich, sondern zeigt an, daß es mit den volkswirtschaftlichen Zuständen schlimm aussieht.

Dies wird einleuchtend, sobald man dem Grund der allzu-großen Bodenzersplitterung nachforscht.

Warum ist denn der Boden, der früher in geschlossenen Händen war, vielfach parzellirt worden? Gewiß nicht aus Laune, nicht einmal, wie man wohl schon leichter glauben möchte, aus Rechtsgefühl des Besitzers gegen seine mehreren Kinder. Von Haus aus ist der eigentliche Bauer wie der größere Gutsbesitzer, viel zu stabil und viel zu innig mit seinem Besitz verwachsen, als daß er so leicht oder bloß aus moralischem Feingefühl für die Gleichberechtigung mehrerer Kinder an die Theilung seines Gutes denken sollte. Lieber entschließt man sich zu der berücktigten Zweitinderwirtschaft, als zu einer freiwilligen Zerstückelung. Die Erfahrung lehrt, daß gerade je wohlhabender der Bauernstand ist, desto ängstlicher, wie sich bei Erbfällen, Verheirathungsplänen u. s. w. zeigt, derselbe auf Erhaltung des Gutes bedacht ist. Von dieser Seite her bedarf es keines Gesetzes. Was die Einen der Instinkt und die Gewohnheit, am Hergebrachten und Ererbten festzuhalten, lehrt, mag bei Andern noch durch die Einsicht, daß es nützlicher sei, wo möglich das Gut beisammen zu lassen, verstärkt werden.

Allein verkaufen nicht oftmals Grundbesitzer geschlossene Güter im Einzelnen um des Vortheils willen, weil dadurch ein höherer Gewinn erzielt wird, als durch den Verkauf im Ganzen?

Durchschleichen nicht, wie ein drohendes Gespenst, die Güterschlächter das Land, nach Güterkomplexen spähend, um sie nachher im Einzelnen mit enormen Vortheilen wieder zu veräußern? Man sehe doch endlich einmal der Spußgestalt auch dieses Wuchers in's Gesicht. Nicht dieser sogenannte Wucher und die von ihm betriebene Zersplitterung ist Schuld an der Verarmung, sondern weil die Zersplitterung nothwendig geworden und vielleicht deshalb nothwendig geworden, weil die Verarmung im Wachsen begriffen ist, finden sich Leute, welche mit der gewinnreichen Zersplitterung ein Geschäft machen.

Die Zerschlagung eines größeren Gutes setzt unbedingt voraus, daß sie Vortheil verspricht; denn sie erfordert einen größeren Auf-

wand an Mühe und Kosten, wie der Verkauf auf einem Brett. Gewinnreicher, als der letztere, kann sie aber nur dann sein, wenn die Nachfrage nach Parzellen so stark ist, daß jene bessern Preise gefordert und gegeben werden. Die Nachfrage hat ihren Grund in dem Bedürfniß und so gelangen wir vernunftgemäß bei dem Satz an, daß, wo parzellirt wird, das Bedürfniß nach Parzellen die Ursache dieser Erscheinung bildet.

Kein Güterschlichter könnte es unternehmen, ein Gut zu zerstückeln, wenn er nicht wüßte, daß sich hinlängliche Konkurrenten zu den Parzellen melden. Kein Grundeigenthümer würde sein Gut im Einzelnen verkaufen oder auch nur verpachten, wenn nicht dasselbe der Fall wäre.

Stellt sich schon hiernach die Parzellirung, wie oben bemerkt, nicht als ein selbstständig wirkendes volkswirtschaftliches Element, sondern vielmehr als eine Folge der Konkurrenz zum Grundeigenthum dar, so werden wir einen Schritt weiter die ganze Wahrheit erfassen, wenn wir betrachten, woher denn diese Konkurrenz entsteht.

Der Grund und Boden hat gerade so viele Konkurrenten, als Leute angewiesen sind, durch seine Bebauung ihre Nahrung zu erwerben.

Setzen wir den Fall, es wären in einem Ort nur 10 Bauern, von denen jeder ein ihm genügendes geschlossenes Gut hat, so existirt keine Konkurrenz. Sobald der erste hinzutritt, der nichts Anderes will und kann, als Ackerbau treiben und der doch auf diesen Ort angewiesen ist, ist ein Konkurrent zum Grundbesitz da. Seine Nachfrage richtet sich je nach seinen Mitteln auf ein größeres oder kleineres Stück des Bodens. Sind statt des einen Konkurrenten 100 und noch mehr da, so wächst die Nachfrage in diesem Maassstabe immer mehr. Sobald mithin mehr Menschen da sind, welche Ackerbau treiben wollen oder müssen, als die jeweiligen Besitzer des Bodens, so ist die Nachfrage unvermeidlich, durch die Nachfrage die Preissteigerung unausbleiblich und damit der Anreiz, mit Gewinn einzelne Theile des Besitzes zu veräußern, für die Grundeigenthümer gegeben. Sobald sich die ländliche Bevölkerung mehrt, welche auf die Bodenkultur ihre Arbeit richten muß, entwickelt sich die anderweite Vertheilung und Zertheilung des Bodens naturgemäß von selbst. Nur Zwangsmaßregeln können, und diese sehr unvollständig, dem vorbeugen. Die Erhaltung der

geschlossenen Güter wäre auf naturgemäßem Wege nur möglich, wenn entweder die Bevölkerung nie zunähme, — wie denn in dünn besiedelten Gegenden die großen Güter von selbst fortbestehen —, oder wenn die vermehrte Bevölkerung nicht zu der Landwirthschaft zu greifen braucht. Starke Konkurrenz muß aber die Folge haben, daß je mehr sich zum Grundbesitz drängen, desto kleiner die Antheile werden, welche auf den Einzelnen durchschnittlich kommen können. Wo viele Nachfrage herrscht, muß bei gestatteter Theilbarkeit Parzellirung entstehen.

Die Thatfache, daß mehr Menschen an der Bebauung des Bodens Theil nehmen, d. h. dieselbe als selbstständigen Erwerbszweig treiben wollen, kann nun einen verschiedenen Grund haben. Entweder es ist wirklich lohnend, die nöthige Arbeit auf ein kleineres Bodensstück zu verwenden. So bei Gärtnern, Weinbauern u. dgl. Der Werth des für den Boden angelegten Kapitals und der Werth der darauf verwendeten Arbeit ist noch so niedrig, daß der davon gezogene Gewinn jedem andern, den derselbe Mann in einem andern Erwerbszweig erzielen kann, gleichsteht. Wo dies der Fall ist, ist die Möglichkeit, Parzellen nach Bedürfniß zu erlangen, geradezu nützlich. Die Konkurrenz zum Grund und Boden, welche dem Konkurrenten hinlänglichen Lohn abwirft, ist keine schädliche. Oder eine Reihe von Menschen ist auf den Boden hingewiesen, gleichviel, ob ihre darauf verwendete Arbeit hinlänglich lohnt, gleichviel, wie der Ertrag sich berechnet, weil ihnen keine andre Wahl der Existenz bleibt. Dies ist diejenige Nachfrage nach Grundeigenthum, welche Nahrungslosigkeit und Elend bezeichnet, und die man als schädlich wirkende Ursache der Theilbarkeit in die Schuhe schieben möchte.

Jeder sucht, bewußt oder instinktmäßig, dasjenige Feld seiner Thätigkeit, welches innerhalb seiner Fähigkeiten ihm den reichlichsten Ertrag verheißt. Selbst die Landbevölkerung, so geneigt sie auch sein mag, an den väterlichen Ueberlieferungen zu kleben, und zunächst an den Landbau zu denken, wenn es sich um die Quelle der Lebensbedürfnisse handelt, ist diesem berechtigten Egoismus vollkommen zugänglich. So gut versteht sich ein Jeder auf den eigenen Vortheil, daß er da, wo ihm die Gelegenheit gegeben wäre, einen reichlichen Verdienst auf andere Weise zu machen, nicht aus bloßer Liebhaberei

oder Schlandrian die minder einträgliche Bebauung einer kleinen Fläche vorziehen würde. Wo wir daher eine uneinträgliche, nothdürftige Parzellenwirthschaft treffen, ist es nicht freie Wahl, sondern Nothwendigkeit, welche dazu bestimmt. Wo Handwerk und Industrie fehlt, wird, je stärker die Bevölkerung sich vermehrt hat, eine Menge von Arbeit überschüssig. Der Tagelohn ist niedrig und man ist mit einem geringen Ertrag der Arbeit zufrieden. Daher kommt es, daß jene Kräfte, welche in den Gewerben, Fabrikzweigen oder anderen Gebieten der Arbeit gar kein Unterkommen, oder keinen ausreichenden Lohn finden, sich, um doch Etwas zu haben, allein oder nebenbei auf den Landbau werfen. Ein Beispiel macht dies leicht anschaulich.

Ein Mann auf dem Lande, der die Weberei versteht, mag den Tag 15 Silbergroschen verdienen. Ist dieser Verdienst ausreichend, um ihn zu erhalten, und nimmt die Arbeit alle seine Kräfte in Anspruch, so wird er nimmermehr dafür den Betrieb einer Aderwirthschaft eintauschen, welche ihm weniger abwirft, er wird aber auch nicht daran denken, neben der Weberei noch einen Acker zu bestellen, wenn er findet, daß er dazu seine Weberarbeit verkürzen, also dort für die auf den Ackerbau verwendeten Stunden mehr an Lohn entbehren müßte, als er hier gewinnt. Hat er dagegen Frau und Kinder, welche neben den häuslichen Sorgen noch Arbeitskräfte frei haben, die sie nicht nützlicher anderswo unterbringen mögen, so fällt diesen gewöhnlich die Pflege eines Ackers, hauptsächlich um Kartoffeln, Kraut, etwas Viehfutter u. dgl. zu ziehen, zur Last. Auch dies würde nicht geschehen, wenn jene Personen dauernd bei anderer Beschäftigung mehr verdienen könnten. Sie würden dann lieber die Kartoffeln und andere Bedürfnisse kaufen und noch einen Ueberschuß behalten.

In zahllosen Abstufungen begegnet man derselben Ursache der Zerspitterung des Bodens in den Händen kleiner Leute: dem Mangel an anderer einträglicherer Beschäftigung. Es ist, wie wir anerkannten, richtig, daß nur Güter von einer gewissen Größe und Ertragsfähigkeit die profitablen sind. Werden des ungeachtet eine Menge von Gütern so geringen Umfangs, daß zweckmäßige Kultur nicht mehr möglich ist, bebaut; begnügen sich also die Besitzer mit einem sehr geringen Gewinn ihrer Arbeit, so ist daraus mit Noth-

wendigkeit zu schließen, daß sich dort keine bessere Verwendung der Arbeit findet. Bemerkt man sogar eine Masse von Grundstücken, bei deren Betriebsergebniß sich herausstellt, daß am Ende die darauf verwendete Arbeit gar keinen Lohn abwirft, kaum das auf den Boden verwendete Kapital verzinst wird, oder daß vollends selbst mit Schaden an dem letztern gearbeitet wird, so wissen wir, daß dieser traurige Zustand in dem Ueberschuß an Arbeitskräften, welche keinen andern Abfluß haben, in dem Mangel an anderem Verdienst oder der Unmöglichkeit, auf andere Weise zu existiren, seinen Grund hat.

Gewiß sind die Gemeinden arm, in denen die Parzellirung, welche der Ertragsfähigkeit schadet, um sich gegriffen hat, aber nicht deshalb, weil parzellirt worden ist, sondern man hat begonnen zu parzelliren, weil man begann arm zu werden, und muß immer mehr parzelliren, je mehr unbeschäftigte Hände es gibt. Kein Wunder, daß es die armseligsten Orte sind, die in Zeiten der Aufregung am ärgsten nach Zertrümmerung der Gemeinheiten oder Staats-Domänen riefen. Wo die Arbeit so niedrig im Preise steht, hofft ein Jeder doch noch aus dem Boden den nothwendigsten Unterhalt herauszuschlagen. Nicht die Theilbarkeit des Bodens, sondern die Schwäche der andern Produktionszweige ist es, welche die Konkurrenz zum Grundeigenthum so außerordentlich vermehrt. Weil sie sich nicht anders zu beschäftigen wissen oder zu beschäftigen vermögen, wollen Tausende, von dem an, der sich mit 59 Ader begnügt, bis zu dem, der von einem elenden Parzellchen noch nicht einmal seinen Kartoffelvorrath erntet, allein oder nebenbei Ackerbauer sein.

Volle, wenn auch traurige, Nothwendigkeit ist es, daß unter solchen Verhältnissen die Zerspitterung entstehen und zunehmen muß. Hier die Theilung des Bodens wegdenken heißt die einzige letzte Grundlage der Existenz einer sonst ganz arbeitslosen Bevölkerung hinwegdenken.

Zu einer solchen Zerspitterung in ihren äußersten Gestaltungen ist es in Kurhessen noch nicht gekommen. Wenn der Schmalkalder Fabrikarbeiter durch seine Frau, oder der Landhandwerker in Altkessen eigenhändig noch sein Ackerchen bestellt, so verdient er damit, wenn auch noch so wenig, Etwas, was er, wenn er zu einem

solchen Ackerchen nicht gelangen könnte, sonst geradezu nicht verdienen würde, vielmehr noch von seinem Uebrigen entnehmen müßte. Wenn eine Menge von kleinen Ackerglückern besteht, welche zwar nicht im Stil nahrhafter Mittelgüter bewirthschaftet werden können, so werfen sie immer doch noch einigen Gewinn ab und ernähren ihre Besitzer. Wo sie dies nicht thun und doch bestehen bleiben, da freilich ist das traurigste Merkmal der Verdienstlosigkeit der Arbeit erschienen. Im Ganzen genommen, mag sich der Landbau in Kurhessen, so wie er jetzt besteht, noch halten lassen. Die vorhandene Zersplitterung scheint uns noch lange nicht der Abgrund des Verderbens, den man zum Frommen des Güterschlusses malen möchte. Allerdings aber könnte der Kurhessische Ackerbau besser im Stande, in seinem Gesamtergebnisse reicher sein. Er würde es sein, wenn das Grundeigenthum besser vertheilt d. h. vereinigt, wenn die Konkurrenz der kleinen Leute zum Ackerbau geringer wäre.

Daß es nicht so ist, wie man wünscht, dafür das freie Recht des Eigenthums, nämlich seine Theilbarkeit zu beschuldigen, ist die größte Ungerechtigkeit. Jener Grundsatz, daß Kurhessen ein ackerbautreibender Staat sei, daß man Industrie und Gewerthätigkeit nicht zu befördern, nein, lieber abzuwehren habe, er ist es, der bei wachsender Bevölkerung die Nachfrage nach dem Grundeigenthum immer stärker werden läßt. Um dem gewerblichen Proletariat zu entgehen, welches unausbleiblich aus Fabrikbetrieb und Industrie jeder Art hervorzugehen schien, hat man sich gegen die letzteren gewehrt. Der Erfolg ist klar; man wird demnächst, wie die Motive des Entwurfs versichern, erst recht ein Proletariat, nämlich das ländliche, haben. Aus Furcht vor dem einen Uebel fällt man also in das andere.

Nichts ist in volkswirthschaftlichen Dingen nothwendiger, als die Erkenntniß, daß alle Zweige der Produktion auf das Innigste in einander verwachsen sind. Es giebt kein Wohlbefinden, wenn man einzelne Theile vernachlässigt, andere dagegen zu begünstigen meint. An dieser Lehre stehen wir, wo die Bodenzersplitterung eine trübe Zukunft selbst dem von der Gesetzgebung so vielfach gehegten Ackerbau verheißt.

Man will mit dem gesetzlichen Güterschluß der Verarmung des Landvolks vorbeugen oder sie beseitigen. Wir fanden indeß,

daß die Verarmung ihren selbstständigen Grund hat und die Boden-
zersplitterung erst hervorruft. Das Gesetz, welches die letztere
angreift, greift daher nicht die Ursache der Verarmung, sondern
derer Folge an; der schlimmste Irrthum, der sich zutragen kann.
Denn wenn man dem Uebel die Freiheit, sich naturgemäß Luft zu
machen, hinwegnimmt, wird es unter dem Druck um so ärger
innerlich wüthen.

In der That ist dies nicht schwer voranzusehen. Will man
sich ein Bild über die Wirkungen des Güterschlusses machen, so
muß man selbstverständlich von den vorhandenen Zuständen aus-
gehen. Wir müssen also einstweilen annehmen, daß Ackerbau auch
fernerhin ein fast nur, oder doch vorwiegend ackerbautreibendes
Land bleibt. Unter dieser Voraussetzung würde sich, wenn sich nicht
das Land entvölkert, die Zahl derjenigen, welche nach Grundbesitz
nachfragen, nicht vermindern; sie würde mit etwaiger Zunahme der
Bevölkerung vielleicht noch zunehmen.

Je mehr Menschen Grundeigenthum haben wollen, desto
kleiner werden die Theile, desto nothwendiger die Zersplitterung
größerer Komplexe. Der gesetzliche Güterschluß, wenn das Gesetz
überhaupt Erfolg hat, unterdrückt die Befriedigung dieser Nachfrage.
Würde derselbe die noch vorhandenen größeren Komplexe erhalten,
wäre dabei das bereits zersplitterte Areal hinreichend, dem Bedürfnisse
der Bevölkerung nach Parzellen zu genügen, und stiege diese letztere,
welche nach Parzellen zu ihrer Subsistenz greifen muß, nicht, so
hätte das Gesetz wenigstens von dieser Seite her nicht geschadet.
Allein wie schwierig ist die Erfüllung dieser Bedingungen und wie
wenig will sich das Gesetz bei einer so beschränkten Wirksamkeit
beruhigen. Wenn man den Güterschluß einführt, so hofft man
doch, wo man nicht befehlt, daß auch ein guter Theil der bereits
vorhandenen Parzellen wieder zu größeren, nachher nicht mehr
theilbaren Gütern zusammenschließen soll.

Begleiten wir die Maßregel auf der Bahn dieser Erfolge;
nehmen wir an, daß sich wirklich wieder eine größere Reihe „nahr-
hafter Güter“ bildet, oder daß sich das Land mit solchen bedeckt.
Die Freude an der vermeintlichen Blüthe der Landwirtschaft wird
sich bald in Trauer verwandeln,

Was wird denn nun aus allen denjenigen, welche vor dem in

den kleinen Parzellen, sei es immerhin eine elende, doch die einzige Bedingung ihrer Existenz finden mußten. Wenn keine großartige Industrie-, Gewerbe- oder Handelsbätigkeit über Nacht im Schlaf entsteht, so sind wir mit dem Schicksal aller kleinen Bauern, Hütner und aller derjenigen, welche bislang nebenbei durch Parzellenwirthschaft sich forthielten, bald fertig. Sie werden alsdann lediglich auf ihre sonstige Arbeit angewiesen. Das schadet freilich Nichts, wenn sie aus dieser guten Verdienst hätten.

Alein woher soll dieser kommen, da er schon bisher so sehr fehlte, daß sie eben zu der so wenig einträglichen Parzellenkultur sich bequemen mußten?

Sollen die größeren Güter alle diese Menschen als Tagelöhner erhalten?

Unmöglich; die größeren Güter müssen die Zahl derer, welche sich als Tagelöhner anbieten, noch vermehren. Das größere Gut soll ja gerade die Anschaffung von Maschinen, die Ersparniß von Arbeitskräften als Hebel der Produktion herbeiführen. Eine Menge größerer Güter muß also nothwendig noch Tagelöhner überflüssig machen; sie muß anderseits dadurch, daß sie eine Masse von Leuten nöthigt, gerade nur in der Tagelöhnerlei Verdienst zu suchen, durch die Konkurrenz den Tagelohn aufs Aeußerste herabdrücken. Ich darf gern das Weitere denkender Folgerung überlassen. Alles läßt sich mit den paar Worten zusammenfassen: das entseßlichste Proletariat der Landbevölkerung ist fertig, wenn nicht rettende Hülfe, welche die reichlich überschüssigen Arbeitskräfte beschäftigen kann, anderswoher kommt. Für diejenigen aber, welche durch die größeren Güter wenigstens die Gelegenheit, als Tagelöhner ihr Dasein zu fristen, dargeboten erhielten, könnte sich leicht eine Abhängigkeit von den großen Guts Herren bilden, welche in mancher Hinsicht an die Hörigkeitsverhältnisse des Mittelalters mehr als erinnern würde. Alle die Leiden, welche man dem großen Fabrikbetrieb so gern vormirft, indem er die Arbeiter zu Sklaven macht, sie würden noch größer bei einer Gutswirthschaft eintreten, welche als monopolisirter Großbetrieb den freien Kleinbetrieb zu vernichten strebt. Schon deshalb noch größer, weil die Zahl der auf Beschäftigung im Ackerbau hingewiesenen Arbeiter bei uns stets besonders stark sein wird.

Was aus denen werden soll, welche zu diesem Pöos ländlicher Tagelöhnererei keine Neigung hätten, oder denen wegen Ueberfüllung dieses Arbeitsgebietes darin kein Platz mehr vergbunt ist, bleibt ein Problem, welches die Anhänger des Güterschlusses nicht gern beantworten werden. Daß, wofern viele große Güter bestehen, nicht mehr eine gleiche Anzahl von Menschen zum Landbau gebraucht wird, ist klar. Wohin nun mit den Ueberflüssigen? Sie müssen im Elend der Arbeitslosigkeit zu Grunde gehen oder auswandern, sei es auf vorübergehende, periodische Zeit oder auf immer. Der Güterschluß entvölkert das Land. Es kann nicht befremden, es ist vielmehr eine nothwendig begründete Thatsache, daß aus den Gegenden, in denen der Grundbesitz zusammengehalten wird und gewerbliche Thätigkeit fehlt, jene periodische Auswanderungen am reichlichsten stattfinden, welche man selbst zwangsweise vergeblich zu hemmen gesucht hat. Man führe den Güterschluß ein und man wird bald auch in andern Provinzen, als Schaumburg und Fulda, neben den Amerikalustigen in jedem Frühjahr das Schauspiel der Holland-, Holstein-, Westpfalen-, Wetteraugänger genießen können. Dem würde sich allenfalls nur vorbeugen lassen, wenn die großen Güter wieder im Einzelnen verpachtet würden, das heißt, wenn man pachtweise die Zersplitterung duldet, die man als Eigenthumsvertheilung nicht will.

So muß unter den gegebenen Verhältnissen die Vereinigung des Grundeigenthums in den Händen verhältnißmäßig Weniger einem großen Theil des Volkes höchst verderblich werden. Es lassen sich von vorn herein keine Vortheile denken, welche diese Nachteile aufzuwiegen vermöchten. Selbst wenn die Landwirthschaft, auf lauter nahrhaften Gütern betrieben, höchst vollkommen und nutzbringend sein würde. Man kann das doch wohl keine Wohlthat nennen, wenn sie mit dem Elend und dem Untergang vieler Andern erkaufte, oder wenn darum das Land von Bewohnern entleert wird.

Alein wir dürfen wohl zweifeln, daß die Landwirthschaft selbst, geschweige denn der Volkswohlstand im Ganzen genommen, das gewinnen würde, was sich von dem Güterschluß versprochen werden soll. Das erste würde sein, daß, je erfolgreicher die Bildung und Erhaltung größerer Güter von Statten geht, desto mehr mit den

wenig nutzbringenden Parzellen auch diejenigen verschwinden, welche nicht nur nicht schädlich, sondern die Quelle einer Vermehrung des Wohlstandes sind. Was in geschlossenen Gütern steckt, kann nimmermehr sich zu der Gartenkultur erheben, welche wir oben als eine wohlthätige Folge der Theilbarkeit erkannten. Welchen Schaden würde man in die Zukunft hinein stiften, wenn man die Gelegenheit, auch solche Kultur erfolgreich zu treiben, geradezu raubte? wenn man dem höchsten Fleiß und der größten Anstrengung die Erfolge nicht mehr gönnen wollte, welche man mit Recht als Triumphe der menschlichen Arbeit gepriesen hat? Schon um die vorhandene einträgliche, und daher nun thörichterweise zu zerstörende Parzellenwirthschaft nicht zu beeinträchtigen, müßte das Gesetz eine Masse von Ausnahmen machen und allen jenen Schwankungen in Betreff des Begriffs nützlicher Größe unterliegen, welche ich bereits schilderte.

Zweitens ist es zur Stunde noch Nichts, als eine ideale Vermuthung, daß die geschlossen erhaltenen Güter wirklich die rationellste und möglichst einträgliche Art des Ackerbaues hervorgerufen werden. Dazu, daß dies geschehe, gehört, wie ich ebenfalls schon andeutete, noch etwas mehr, als die geschlossene, genügenden Raum verschattende Bodenfläche. Nämlich die einsichtige und geschickte Arbeit des Landwirths. Nun ist es zwar leicht gethan, anzunehmen, daß alle Gutsbesitzer, nachdem ihnen der Güterschluß den Boden unter die Füße gegeben, auch zum Frommen ihrer selbst und der Gesamtheit auf das Vortheilhafteste wirthschaften werden.

Bisher hat die Erfahrung das Gegentheil gelehrt. Bisher fand sich Fleiß, Intelligenz, das erfinderische Streben, sich alle Vortheile anzueignen, da, wo erst erworben werden muß. Man nahm mit Recht an, daß, Jemanden in ein „gemachtes Bett“ setzen, in sehr vielen Fällen nichts Anderes bedeutet, als ihn dem Schlandrian und der Bequemlichkeit überantworten. Es galt für eine allgemeine Erfahrung, daß die Anerben großer Güter nicht viel daran dachten, sich Kenntnisse und Fleiß zu erwerben, oder später sich Verbesserungen anzueignen. Wozu auch? Ihr, oft reichlicher, Lebensunterhalt war ja gesichert. Dies Bewußtsein war die Quelle jener Sucht, Alles beim Alten zu lassen, welche man mitunter noch gar als das Kernige alter guter Zeit anpreisen möchte. Das Alles muß vermuthlich anders werden, wenn wir wieder geschlossene

Güter haben. Die glücklichen Gutsbesitzer werden sich nicht mehr mit der väterlich gewöhnten Praxis begnügen, sie werden alle rührig und geschickt streben, die Landwirthschaft auf einen nie geahnten Blüthezustand zu bringen; sie werden ihre 60 Acker anders zu verbessern wissen, als der Gemüse- oder Obstpächter, den sein Gewerbe antreibt, den schlechten Feldboden in Gartenland zu verwandeln. So hoffen, wie es scheint, die Freunde des Güterschlusses.

Möchte man doch die menschliche Natur und die Erfahrung ein wenig genauer zu Rathe ziehen, um zu überschlagen, wie es mit den Verbesserungen der Landwirthschaft ausfallen wird. Der Güterschluß beseitigt großentheils die Konkurrenz, die Ursache und die Schule aller Verbesserungen.

Er beseitigt aber auch die Konkurrenz gewaltsamer Weise noch in anderm Sinn. Je größer die Gutskomplexe, desto enger wird der Kreis derjenigen, welche Mittel und Fähigkeit besitzen, einen solchen zu erwerben und zu bewirtschaften. Bei den Uebergängen geschlossener Güter durch Erbschaft kommt dies freilich nicht in Frage. Der Anerbe braucht weder Mittel, noch Fähigkeit zur Erlangung eines Gutes; wohl aber die Dritten, welche, nicht so glücklich, Anerben zu sein, den Beruf verspüren, Landwirthschaft zu treiben. Viele würden ein kleineres Gut gern und mit Nutzen bebaut haben; derer, die 60 Acker und darüber nehmen können, sind weit weniger. Was ist die Folge davon? Daß nach geschlossenen Gütern verminderte Nachfrage sein wird. Verminderte Nachfrage ist aber gleichbedeutend mit Werthverminderung. Der Güterschluß läßt also Gefahr, dem Wohlstand zu schaden, anstatt denselben zu heben.

Dies würde sich bald an dem ländlichen Kredit zeigen. Daß nicht alle Besitzer geschlossener Güter wohlhabend bleiben werden, versteht sich von selbst; für viele tritt schon als Anerben eine Belastung mit Abfindungsgeldern ein, welche sie leicht veranlaßt, hypothekarische Schulden zu machen. Um dies zu vermeiden, müßte das Gesetz, wie hier nebenbei bemerkt werden mag, die Abfindungen viel niedriger stellen. Wenn man einmal von der Nothwendigkeit größerer Güter durchdrungen ist, und darum selbst die natürliche Gleichberechtigung mehrerer Kinder brechen zu dürfen glaubt, so kann man auch süglich nicht zurückschrecken, die Abzufindenden mit

der geringsten Summe in die weite Welt zu schicken, oder zu Knechten und Mägden des brüderlichen Anerben werden zu lassen.

Wo hypothekarische Belastung ist, kann es auch zum zwangsweisen Verkauf kommen. Da die Verpfändung einzelner Parzellen verboten ist, so muß wegen jeder, auch der kleinsten Hypothekenschuld das ganze Gut verpfändet werden; umsomehr giebt es Veranlassungen, daß es zu ungetheilten Verkäufen kommt. Sobald solche Fälle zahlreicher werden, wird sich zeigen, daß, die größeren Güter ungetheilt zu gutem Preis an Käufer zu bringen, ungleich schwerer hält, als wenn sie getheilt verkauft würden; abgesehen davon, daß bei theilbarem Grundbesitz der Eigenthümer häufig sich durch Verkauf eines Theils den andern würde erhalten können, während ihn die Untheilbarkeit zum Verkauf des Ganzen nöthigt. Wird hier nicht Dispensation ertheilt, und damit wird man es streng nehmen, weil sonst auf diesem Wege bald doch wieder eine Menge Zersplitterungen vorkommen würden, so wird sich die Preisminderung der großen Güter bald praktisch fühlbar machen. Auch die freiwillig Verkaufenden müssen dann nachlassen. Da jeder hypothekarische Darleiher die Möglichkeit vor Augen sehen muß, selbst das Gut zu übernehmen, so wird, je weniger Darleiher gerade ein größeres Gut als Eigenthum zu behalten gedenken und je weniger sie von dem Wiederverkauf Nutzen zu erwarten haben, der Kredit der größeren Güter verhältnißmäßig leiden. Was es aber heißen will, wenn der Landwirthschaft, welche dessen gar nicht entbehren kann, die Kapitalien nicht gern und nicht reichlich genug zufließen, bedarf keiner Darstellung.

So ist alle Aussicht da, daß die vorwiegende Existenz großer Güter, während die Theilbarkeit den Werth des Bodens erhöht hat, einen großen Theil desselben im Werth herabsetzen wird; eine Aussicht, welche nur durch besonders günstige Umstände getäuscht sein würde. Dagegen würde der Werth, der Nutzen und die Nothwendigkeit der verminderten Zahl kleiner Besitzthümer außerordentlich steigen, weil, je mehr sich ihre Zahl verringert, desto mehr Liebhaber dazu da sind. Es ist ferner ein Irrthum, wenn man meint, daß große Güter ohne Weiteres, indem sie reichlicher und billiger produziren, den entsprechenden Vortheil von dem Absatz ihrer Produkte genießen werden. Dazu gehören außer dem Ver-

Käufer auch die Käufer. Allein die Käufer vermindern sich durch den Güterschluß, indem ein gutes Stück der Bevölkerung zur Auswanderung, zum Untergang oder in Armuth gebracht werden würde. Die reichlichen Ernten der nahrhaften Güter würden daher zwar ihre Herren nähren, aber ihr Markt im Inland wäre außerordentlich geschwälert. Freilich ist Kurheffen klein; es bliebe immer noch der Markt außerhalb desselben, wenn seine eigene Bevölkerung jene Früchte nicht brauchen oder nicht bezahlen kann. Nur würde der auswärtige Markt, den kurheffische Landwirthe nur halten können, wenn sie Preis halten, dieselben nöthigen, jedenfalls die Transportkosten zu tragen. Es schwälert sich wenigstens die Aussicht auf gewinnreichen Absatz in der Nähe.

Für den Zweck dieser Darstellung muß es genügen, die Betrachtung mehr anzuregen, als zu erschöpfen. Nach den bisherigen Andeutungen darf Anderes dem weiteren Nachdenken überlassen werden. So mag namentlich die Frage, was das natürliche Rechtsbewußtsein dazu sagt, durch den Güterschluß die Bevorzugung eines Anerben auf Kosten der andern nothwendig zu machen, hier unerörtert bleiben.

Es gilt hier nur um das wirthschaftliche Prinzip des Güterschlusses im Ganzen. Die Ausführung dieses Prinzips nach dem kurheffischen Gesetzentwurf im Einzelnen zu verfolgen, liegt außer dem Plan. Wenn die Untheilbarkeit des Bodens einmal gesetzlich bestätigt wird, so ist am Ende der Unterschied, auf welchem Wege man dazu gelangt, nebensächlich.

Diese Bemerkung wird dem beabsichtigten kurheffischen Gesetz und seiner Auffassung gegenüber erforderlich. Früher wollte die Regierung viel unmittelbarer eine Menge von Gütern geradezu wieder für geschlossen erklären; es blieb also kaum noch ein Schritt übrig bis zu dem Aeußersten, selbst bestehende Parzellen durch gesetzliche Anordnung wo möglich wieder zusammen zu bringen. Der neuere Entwurf will nur die vorher leihspflichtigen Güter unter der Bedingung, daß sie noch in der nämlichen Familie sich erhalten haben, geradezu für von Gesetzes wegen geschlossen erklären. Im Uebrigen wird nur den Besitzern größerer Güter die Befugniß eingeräumt, solche dem Güterschluß zu unterwerfen. Man nennt das „freiwilligen Güterschluß.“ Allerdings ist er nicht so

gewaltsam, als wenn ohne Weiteres gegen den Willen der Eigenthümer die Geschlossenerklärung durch das Gesetz erfolgte. Immerhin kann man diese Untheilbarkeit, wenn sie auch von dem freien Willen zuerst ausgeht, in ihren Folgen keine freiwillige nennen.

Man hofft und begünstigt es, daß die Einzelnen ihre Güter schließen. Sobald das einmal geschehen, sind die Wirkungen, vollständig außerhalb alles freien Willens, gerade dieselben, wie wenn die Untheilbarkeit von Anfang an eine erzwungene gewesen wäre. Sobald der Privatwille sein Wort gesprochen, tritt für dessen Vollziehung die öffentliche Gewalt in der kühnsten Weise ein, und erhält durch alle Generationen hindurch die sogenannte Privatwillenserklärung des früheren Besitzers nicht als solche, sondern als öffentliches Gesetz aufrecht. Es würde etwas ganz Anderes sein, wenn Jemand nur als Privatperson, z. B. in einem Testament seinen Erben die Theilung verbietet, ohne daß sich die Staatsgewalt dieser Anordnung sogleich annimmt und sie zu ihrer eigenen macht. Man kann sich unmöglich der Täuschung hingeben, als ob der Güterschluß, den das Gesetz in seinen ersten Paragraphen einführen soll, in Wahrheit „ein freiwilliger“ und folglich der zwangsweise Eingriff in die an sich wohlbegründeten Eigenthumsrechte der Privaten glücklich umgangen worden sei. —

Wir fußten bei der bisherigen Erwägung der Folgen, welche der Güterschluß erzeugen wird, auf der Unterstellung, daß unsere Zustände in Beziehung auf die Produktion der Güter und die Nahrungsverhältnisse des Volkes dieselben blieben. Aber es wäre ja die Möglichkeit, daß ein Umschwung eintrete; daß vor Allem die große Menge jetzt schon mit geringem Lohn arbeitender und bei stärkerer Konzentration des Grundbesitzes häufig ersparter Kräfte in Handel und Gewerbe eine ausreichende Beschäftigung finden. Freilich würde dann, wenn dieser Wunsch erfüllt würde, die Zukunft eine andere Gestalt annehmen. Die Untheilbarkeit des Grundeigenthums würde sich nicht nur ertragen lassen, sondern die Landwirtschaft würde auch, wesentlich auf größeren Gütern betrieben, sich zu der besten Blüthe entwickeln.

Alle Diejenigen, welche alsdann anderswo, als in der Bodenkultur, ihren gesicherten Unterhalt, einen reicheren Gewinn ihrer Arbeit oder eine bessere Anlage ihres Kapitals erzielen, werden da-

durch von dem Mitwerben um den Grund und Boden zurückgehalten. Da gerade die unnützliche Parzellenwirthschaft die mindest einträgliche Art des Ackerbaues ist, so werden nothwendig diese Parzellen zuerst aufgegeben. Sie müssen sich an den größeren Grundbesitz anschließen. Das geht nun so weiter, je reicher der mittlere Durchschnitt des Lohnes ist, den Arbeit und Kapital in anderen Zweigen abwerfen.

Dann würde die Bedingung gegeben sein, unter der die Bevölkerung des Landes, anstatt sich zu vermindern, steigen und der Wohlstand durch den Ertrag von bisher brach gelegenen Produktionszweigen bedeutend sich vermehren würde. Eine Menge anderer Menschen, welche das, was sie nothwendig brauchen, oder das, was sie schon zu höheren Genüssen in Stand setzt, verdienen, würde der Landwirthschaft zu Gute kommen. Das sind ihre Konsumenten. Vermehrte Konsumtion ist der beste Antrieb der Produktion. Die vermehrte Gelegenheit, die Bodenerzeugnisse schnell in unmittelbarer Nähe abzusetzen, wird nicht minder auf das Gedeihen der Landwirthschaft hinwirken, wie die Konkurrenz unter sich und im Vergleich zu den Gewinnen, welche aus der Industrie oder Handel entspringen, die Landwirthe zwingt, durch Verbesserungen und Kostenersparnisse die Bodenkultur in Flor zu bringen.

Unter dieser Bedingung würde daher das Zusammenhalten des Grundbesitzes nützlich sein und einen Zustand erwünschten Wohlbestehens des Ackerbaues bezeichnen. Dem Einsichtigen kann es jedoch nicht entgehen, daß alsdann, so wenig wie die Theilbarkeit des Bodens Ursache der Armuth, das Zusammenhalten Ursache der Wohlhabenheit sein wird. Auch hier ist die Vertheilung des Grundeigenthums Folge der sonstigen volkswirtschaftlichen Verhältnisse. Unter dem Gedeihen der Industrie und des Handels, welches die in dem Landbau vergendeten Kräfte zu beschäftigen vermag, kann vielleicht ein Güterschlußgesetz ertragen werden. Allein es bedarf dessen nicht, weil viel sicherer, als durch Verordnung, dasjenige, was den natürlichen Verhältnissen entspricht, von selbst entstehen wird. Gerade so weit, als es nothwendig und nützlich ist, wird sich die Konkurrenz von dem Ackerbau und namentlich von der Kultur kleiner Parzellen abwenden. Wo dies durch glückliche Nahrungsverhältnisse so der Fall ist, daß die Landwirthschaft nur in wahr-

haft nützlicher Weise ausgeübt werden kann und ausgeübt wird, wird der gesetzliche Zwang zu dem Zusammenhalten des Grundbesitzes vollkommen überflüssig. Wo die volkswirtschaftliche Lage eine unglückliche ist, wirkt derselbe dagegen geradezu schädlich.

Der gesetzliche Güterschluß ist daher kein Mittel, welches irgend Empfehlung verdient. Es trifft nie die Ursache der inneren Gebrechen, und wird niemals die Ursache des Wohlbefindens. Verarmung, Aufschwung der Arbeit überhaupt und der Landwirthschaft hängen von dem Schicksal des gesammten wirthschaftlichen Lebens ab. Die Gefahren, welche dem Ackerbau, dem Erwerbszweig, der vorzugsweise gepflegt und gehegt worden ist, zu drohen scheinen, sind, ich wiederhole es, die Wirkung der einseitigen Pflege, der Meinung, nur mit Ackerbau das Volk erhalten zu können, und der Vernachlässigung aller anderen Gütererzeugungsarten.

Dorthin, auf die Letztern, hat sich der Blick derer zu lenken, welche dem materiellen Gedeihen des Landes ihre Sorge zuwenden. Industrie und Handel ist es, was auch die Landwirthe um ihres eigenen Vortheiles willen am meisten wünschen müssen. Dort liegt der Kern der Frage, die mit der einseitigen Besprechung einer bloß auf den Ackerbau berechneten Maßregel niemals getroffen wird. Was würde es helfen, auf künstlichem Wege durch Zwangsmaßregeln das zu erreichen, was nur Werth hat, wenn es der Ausdruck der gefunden natürlichen Zustände ist. Volle Freiheit des Verkehrs bleibt auch für das Grundeigenthum und seine Vertheilung das unumstößliche Gesetz, in welchem alles Wohlthätige begriffen ist. Wenn diese gewährt, aber auch in vollem Maße und nach allen Seiten des wirthschaftlichen Lebens gewährt ist, kann die Staatsgewalt ruhig jeden Einzelnen seinem wohlberechtigten Egoismus und dem Schicksal, das er sich selbst schafft, überlassen; die Entfaltung des Wohlstandes den, selbst unwillkürlich, vereinten Bestrebungen Aller sicherer anheimstellen, als wenn sie die Sorge für dieselbe durch gesetzliche Prohibitivmaßregeln sich aufbürdet.

Es müssen Güter von allerlei Größe bestehen. Das ist so natürlich, wie es stets Leute von verschiedener Wohlhabenheit und Kapitalien von verschiedener Größe giebt. Daß aber alle, jedes nach seiner Art den möglichsten Nutzen abwirft, kann durch die Ausschließung der Theilbarkeit am wenigsten erreicht werden. Rein

Wunder, daß gerade solche Gegenden, welche in der Parzellirung keinen Schaden, sondern häufig die Quelle der Wohlhabenheit empfanden, sich von Anfang an gegen die Absicht des Güterschlusses geregt haben. Um keinen Preis möchte man eine solche Wunde der Bodenkultur geschlagen sehen. Nachdem Alles aufgegeben wurde, dieselbe von den frühern Fesseln zu befreien, nachdem die Ablösung aller Grundlasten, die Ausstoßung mancher schwächlichen Elemente, die günstigen Konjunkturen in der vorletzten Zeit sich vereinigt hatten, den Wohlstand und die Verbesserung derselben zu heben, kann man unmöglich durch eine neue Fessel der so wohlthätig erprobten Freiheit die Bahn des Fortschritts betreten.

Nachdem der Ackerbau im Ganzen durch seine Befreiung von allen Hemmnissen als freies Gewerbe so guten Erfolg gehabt hat, kann man unmöglich daran denken, ihn zu einer Reihe geschlossener, in eine Rolle eingetragener Güter zu gestalten. Das wären im Ackerbau so ziemlich die Anfänge zu einer privilegierten Kunst, mithin zu einer Elavichtung, welche in jedem andern Produktionsgebiet als überlebt und schädlich erkannt ist.

* * *

Mit der Einführung des Güterschlusses hat der Regierungsentwurf das Gesetz über zwangsweise Zusammenlegung (Verkoppelung) des Grundbesitzes in Verbindung gebracht. Das Vorhandensein einer innern Verbindung wird sich auch, trotzdem daß beide Maßregeln an sich verschiedene Punkte betreffen, nicht leugnen lassen. Die Verkoppelung zielt auf zweckmäßige Arrondirung. Diese kommt von selbst vorzugsweise dem größeren Grundbesitz zu Gute. Indem sie diesen arrondirt — denn bei dem, der nur eine Parzelle oder ein paar besitzt, ist Nichts zu arrondiren — bewirkt sie das Ausschließen der Parzellen in mannigfacher Art. Wie durch eine anderweite Anordnung der Flur der kleine Parzellenbesitzer vielleicht veranlaßt wird, anstatt an einer andern Ecke sein Eigenthum wiederzusuchen, dasselbe lieber ganz zu veräußern, daran braucht noch nicht gerade gedacht zu werden. Sicher ist es, daß der arrondirte Grundbesitz viel weniger Gelegenheit zur Zersplitterung darbietet. Schon um dieser Folge willen ist die Zwangszusammenlegung eine Maßregel, welche unstreitig gegen die Parzellen wirkt, indem diese,

mag man noch so vorsichtig sein, stets für dieselben verhältnißmäßig ungünstig ausfällt.

Ich brauche dies nicht weiter zu verfolgen. Hat das Gesetz, was dahin gestellt bleiben kann, auch hier diesen Zweck im Auge, so genügt die Hinweisung auf das, was oben über die Theilbarkeit des Bodens im Allgemeinen gesagt wurde. Wir werden nur noch ihrem nächstliegenden Gegenstand nach von der Zusammenlegung der Grundstücke zu reden haben.

Kein Mensch mag füglich bestreiten, daß durch die vernünftige Vertheilung des Bodens in einer ganzen Flur oder einem Theil derselben große Vortheile gewonnen werden können. Die bestehende Vertheilung ist oft das Werk des Zufalls und des Mißbrauchs, voll Unbequemlichkeit, die Ursache von Streit und allgemeinem Schaden. Nichts erwünschter, als wenn solche Mißstände beseitigt werden können. Dazu bietet die Vereinigung der an der fraglichen Fläche Betheiligten, wonach sie ihr Areal zusammenwerfen, um jedem das Seine nach Recht und möglichstem Nutzen wieder zuzumessen, ein treffliches Mittel dar. Der technischen Schwierigkeiten, welche vielfach beschrieben worden sind und die sich bei gutem Willen und Einsicht überwinden lassen, braucht nicht gedacht zu werden.

Durch solche Zusammenlegung können unnütze Wege vermieden, eine Menge lästiger Dienstbarkeiten geordnet, durch bequemere Lage der Felder Zeit und Arbeit erspart werden u. s. w. Ja, indem damit drückende Nachbarrechte und hemmende Servitutenlasten beseitigt werden, wird erst der letzte Schritt zur vollendeten Unabhängigkeit des Eigenthums gethan. Das ist so wenig neu, daß schon vor mehr als zwanzig Jahren die Gesetzgebung in Erkenntniß dieser Vortheile ein Gesetz über die Verkoppelung erließ. Der Weg, auf welchem eine anderweite Austheilung der Bodenfläche zu vollziehen sei, wurde bestimmt. Man wollte Denjenigen, welche eine Verkoppelung für dienlich erachteten, dadurch entgegen kommen, daß man ihnen die Sache in der Ausführung leicht machte. Ob aber eine Zusammenlegung stattfinden solle, überließ man dem freien Willen der Einzelnen. Niemand schien gezwungen werden zu können, sein wohlbegründetes Privateigenthum an dem speziellen Stück Bodens aufzugeben.

Dieses sehr verständige Gesetz hat keinen erheblichen Erfolg ge-

hast. Von umfassenderen Verkoppelungen ist auch nicht ein einziger Fall bekannt geworden. Deshalb greift man jetzt das Prinzip des Gesetzes an und verlangt, weil durch freie Einwilligung niemals Etwas zu Stande kommen werde, den gesetzlichen Zwang. Die Landwirthe sind überall, in Versammlungen vereinigt, oder einzeln, voll des regsten Eifers für diese Maßregel, von der sie sich Außerordentliches versprechen.

So wenig wir an solchem Eifer mäkeln oder in den Vorwurf, daß sich darin nur sehr eigennützige Hoffnungen kundgeben, einstimmen mögen, so dürfen wir doch vor allen Dingen den Landwirthen entgegenhalten, warum denn der Zwang des Gesetzes, den sie laut anrufen, nothwendig wird. Warum hat denn das nützliche Gesetz über die freiwillige Verkoppelung Nichts geleistet? Es heißt immer, der starre Eigensinn des Einzelnen kann den ganzen, noch so nachbringenden Plan führen. Ist das denn erprobt? Man wäre denn doch begierig, einmal die Fälle, in denen wirklich bereits an die Zusammenlegung Hand angelegt wurde und das Unternehmen an dem Widerspruch Einzelner scheiterte, kennen zu lernen. Ich fürchte sehr, daß es nicht die Erfahrung, sondern nur Vermuthung, eine allgemeine Ansicht, namentlich von dem eigensinnigen Grundcharakter der Bauern, sei, welche an der Brauchbarkeit der freiwilligen Verkoppelung zweifeln läßt.

Wäre es aber in der That geschehen, daß das Widerstreben des Einzelnen das Hinderniß abgab, so müßten wir wieder zweifellos die Fälle ausscheiden, wo dazu nicht Ehitane, sondern die auf dem Recht fußende Meinung, daß ihm die Sache keinen Nutzen bringe, den Einzelnen anders stimmte. So vielfältige Proben außerdem gerade das Landvolf von starrem Eigensinn und Widerstreben gegen Neuerungen an den Tag legen mag, so wird sich doch Niemand daraus ein Bild entwerfen dürfen, als würde darnum auch das Nützlichste für feindselig betrachtet. Der Berechnung seines Vortheils ist durchschnittlich auch jeder Bauer zugänglich.

Warum ist denn nun der Nutzen der Verkoppelung, welche das Ältere, so ganz unpraktisch, ja fast unbekannt gebliebene Gesetz gleichsam empfahl, nicht einleuchtend geworden? Diese Frage dürfen wir an die Verwaltungsbehörden und noch mehr an die Landwirthe selbst richten. Man hat genug Landwirthschaftsvereine, Zeitungen

mag man noch so vorsichtig sein, stets für dieselben ein sehr ungünstig ausfällt. agenen In-

Ich brauche dies nicht weiter zu verfo Mitte der Be-
was dahin gestellt bleiben kann, auch hier auch die Zusam-
so genügt die Hinweisung auf das, von den Band-
keit des Bodens im Allgemeinen ges re wahren Interessen
noch ihrem nächstliegenden Gegen ein lebendiger Geist
legung der Grundstücke zu reber r kleineren Landwirth

Kein Mensch mag füglich ständigung über den Nutzen
Vertheilung des Bodens ut den Eingang verschafft haben.
derselben große Vortheil, den praktischen Erfolg gezeigt hätten,
Vertheilung ist oft wischen Dingen meistens geht, leicht andere
voll Unbequemlich

Schaden. *Nicht* vielleicht eine weniger trübe Ansicht von dem
werden könne habe dann vielleicht eine weniger trübe Ansicht von dem
Fläche *Die* habe dann vielleicht eine weniger trübe Ansicht von dem
jedem habe dann vielleicht eine weniger trübe Ansicht von dem
mess habe dann vielleicht eine weniger trübe Ansicht von dem
w habe dann vielleicht eine weniger trübe Ansicht von dem
Anstatt die Verköpplung der Selbstthätigkeit und der eigenen Anstatt die Verköpplung der Selbstthätigkeit und der eigenen
Erkenntniß der Beteiligten zu überlassen, soll der Staat seine Erkenntniß der Beteiligten zu überlassen, soll der Staat seine
Hülfe leihen. Auch hier also wieder Abwälzung der Sorge und Hülfe leihen. Auch hier also wieder Abwälzung der Sorge und
Verantwortung auf den Staat, welche sogar eine neue Staatsbe- Verantwortung auf den Staat, welche sogar eine neue Staatsbe-
hörde, das Landesökonomikollegium, nöthig macht. Im Namen hörde, das Landesökonomikollegium, nöthig macht. Im Namen
der Landwirth. möchte man lieber einen von ihnen selbst ausge- der Landwirth. möchte man lieber einen von ihnen selbst ausge-
gangenen Ausschuß, als abermals eine Staatsbehörde sehen. Allein gangenen Ausschuß, als abermals eine Staatsbehörde sehen. Allein
noch fehlt es an dem rechten Trieb, selbst Etwas zu thun und noch fehlt es an dem rechten Trieb, selbst Etwas zu thun und
durch Privatanstrengung Etwas zu Stande zu bringen. Es ist be- durch Privatanstrengung Etwas zu Stande zu bringen. Es ist be-
quemere Gewohnheit, die Staatsgewalt anzurufen und diese han- quemere Gewohnheit, die Staatsgewalt anzurufen und diese han-
deln zu lassen.

Das ist das Prinzip der Zwangsverköpplung. Den eigenen Bestrebungen mißtrauend, fordert man den Staat auf, zu zwingen. Wenige denken auch bei diesem Punkte daran, welchen Grundsatz sie damit aufstellen. Es bleibt, wie oben angedeutet, nur die Wahl zwischen dem vollen Schutz des Privatrechts oder dessen völliger Mißachtung. Die erzwungene Zusammenlegung expropriirt ohne Weiteres das Eigenthum; sie nimmt es weg, um dem Eigenthümer

Ein Carttagat zu geben. Die Verköpplung ist häufig,
 aber. Allein wohin will man kommen, wenn der allge-
 mein den Grund gewährt, wohlbegründete Einzelrechte zu
 in zu Staatszwecken, zu Eisenbahnen, Festungsbauten,
 wissen u. dgl. expropriert wird, so findet dies in
 unvermeidlichen Nothwendigkeit seine Grenze.
 aber der Blick, wenn der Staat um des all-
 gemeinen willen dem Einzelnen seine Macht leiht,
 und der auf vollem Recht fußenden Andern zu

So ist es bei der Zwangsverköpplung. Einer oder Mehrere
 wollen zusammenlegen; andere, was ihnen unzweifelhaft freisteht,
 nicht. Der Staat zwingt letztere, weil die Zusammenlegung im
 Ganzen, man sage nun für die Gemeinde, oder den Staat, oder
 den Nationalwohlstand nützlich ist. Man braucht in der That keine
 große Phantasie zu besitzen, um sich schnell noch zahllose andere
 Verhältnisse vor Augen zu stellen, in denen alsdann mit ganz
 gleichem Recht das Eigenthumsrecht Einzelner hintanzusetzen wäre.
 Warum nicht auch Zusammenlegungen der Gewerbe und der Arbeit,
 des Eigenthums jeder Art? Zwang gegen Häuserbesitzer um des
 allgemeinen Nutzens, oder am Ende auch um der bloßen Annehm-
 lichkeit willen?

Eine Maßregel, welche sich auf so bedenkliche Folgerungen
 stützt, erscheint bei noch so wohlthätigem Erfolg als eine gefährliche
 Wohlthat, wenn man über den nächsten Nutzen hinaus die Konse-
 quenzen des Grundgebantens verfolgt. Man sage sich selbst, welchen
 Eindruck es in tausend Fällen machen muß, sich zwangsweise von
 seinem Eigenthum ohne Noth, nur deshalb, weil es von Andern
 als vorthellhaft gewünscht wird, angesetzt zu sehen. Der Vortheil
 bejahet nicht immer Alles. Die Vorliebe, die Anhänglichkeit an
 ein Grundstück sind Dinge, welche man da, wo man doch sonst so sehr
 gegen das Mobilmachen des Grundbesitzes sich wehrt, nicht auf-
 rechnen sollte. Wie kann das Bewußtsein des festen Besizes herr-
 scheit, wenn jeden Tag eine Majorität, oder nicht einmal Majori-
 tät desselben unter den Füßen wegziehen mag. Und ist es nicht
 noch schlimmer, wenn dadurch der Glauben an das festere Recht
 und seinen Schutz erschüttert wird? In dem Staatsman des Länd-

nach Erlasse der Behörden gehabt; allein hier zeigt sich ein sehr klarer Beweis, wie wenig wahre Belehrung über die eigenen Interessen durch die verschiedenen Organe in die tiefere Mitte der Bevölkerung getragen worden ist. Manches und so auch die Zusammenlegung würde ganz anders stehen, wenn sich von den Landwirthen selbst aus die Belehrung über ihre wahren Interessen verbreitete, wenn die Landwirtschaftsvereine ein lebendiger Geist besetzte und durch Heranziehung auch der kleineren Landwirthe auf die große Menge einwirkten. Verständigung über den Nutzen der Verköpplung würden ihr vielleicht den Eingang verschafft haben. Sobald erst einige Beispiele den praktischen Erfolg gezeigt hätten, würden, wie es in dergleichen Dingen meistens geht, leicht andere nachgefolgt sein.

Man würde dann vielleicht eine weniger trübe Ansicht von dem Charakter der Landbevölkerung haben und nicht so ohne Weiteres voraussetzen dürfen, daß der Bauer ohne Zwang selbst zu einer so nützlichen Sache nicht gebracht werden könne. Jedanfalls ist der Charakter des letztern schwerlich allein an dem Mißtrauen schuld, welches sich in dem Widerstreben gegen dergleichen Dinge kundgibt.

Anstatt die Verköpplung der Selbstthätigkeit und der eigenen Erkenntniß der Theiligten zu überlassen, soll der Staat seine Hilfe leihen. Auch hier also wieder Abwälzung der Sorge und Verantwortung auf den Staat, welche sogar eine neue Staatsbehörde, das Landesökonomikollegium, nöthig macht. Im Namen der Landwirthe möchte man lieber einen von ihnen selbst ausgegangenen Ausschuß, als abermals eine Staatsbehörde sehen. Allein noch fehlt es an dem rechten Trieb, selbst Etwas zu thun und durch Privatanstrengung Etwas zu Stande zu bringen. Es ist bequemere Gewohnheit, die Staatsgewalt anzurufen und diese handeln zu lassen.

Das ist das Prinzip der Zwangsverköpplung. Den eigenen Bestrebungen mißtrauend, fordert man den Staat auf, zu zwingen. Wenige denken auch bei diesem Punkte daran, welchen Grundsatz sie damit aufstellen. Es bleibt, wie oben angedeutet, nur die Wahl zwischen dem vollen Schutz des Privatrechts oder dessen völliger Mißachtung. Die erzwungene Zusammenlegung expropriert ohne Weiteres das Eigenthum; sie nimmt es weg, um dem Eigenthümer

benötigt ein Sarragat zu geben. Die Verköppelung ist nützlich, das ist wahr. Allein wohin will man kommen, wenn der allgemeine Nutzen den Grund gewährt, wohlbegründete Einzelrechte zu brechen. Wenn zu Staatszwecken, zu Eisenbahnen, Festungsbauten, zu Kriegsbedürfnissen u. dgl. expropriirt wird, so findet dies in der äußersten, unermesslichen Nothwendigkeit seine Grenze. Wohin verliert sich aber der Blick, wenn der Staat um des allgemeinen Nutzens willen dem Einzelnen seine Macht leiht, um den Widerstand der auf vollem Recht fußenden Andern zu brechen?

So ist es bei der Zwangsverköppelung. Einer oder Mehrere sollen zusammenlegen; anbete, was ihnen unzweifelhaft freisteht, nicht. Der Staat zwingt letztere, weil die Zusammenlegung im Ganzen, man sage ihm für die Gemeinde, oder dem Staat, oder des Nationalwohlstandes nützlich ist. Man braucht in der That keine große Phantasie zu besitzen, um sich schnell noch zahllose andere Verhältnisse vor Augen zu stellen, in denen alsdann mit ganz gleichem Recht das Eigenthumsrecht Einzelner hintanzusetzen wäre. Warum nicht auch Zusammenlegungen der Gewerbe und der Arbeit, des Eigenthums jeder Art? Zwang gegen Häuserbesitzer um des allgemeinen Nutzens, oder am Ende auch um der bloßen Annehmlichkeit willen?

Eine Maßregel, welche sich auf so bedenkliche Folgerungen stützt, erscheint bei noch so wohlthätigem Erfolg als eine gefährliche Wohlthat, wenn man über den nächsten Nutzen hinaus die Konsequenzen des Grundgedankens verfolgt. Man sage sich selbst, welchen Eindruck es in kaiserlichen Fällen machen muß, sich zwangsweise von seinem Eigenthum ohne Noth, nur deshalb, weil es von Andern als vortheilhaft gewünscht wird, angesetzt zu sehen. Der Vortheil bezahlt nicht immer Alles. Die Vorliebe, die Anhänglichkeit an ein Grundstück sind Dinge, welche man da, wo man doch sonst so sehr gegen das Mobilmachen des Grundbesitzes sich wehrt, nicht achten sollte. Wie läßt das Bewußtsein des festen Besitzes herrschen, wenn jeden Tag eine Majorität, oder nicht einmal Majorität desselben unter den Füßen wegziehen mag. Und ist es nicht noch schlimmer, wenn dadurch der Glaube an das festere Recht und seinen Schutz erschüttert wird? In dem Starrsinn des Patrim-

volls liegt zum großen Theil neben weniger ehrenvollen Hintergedanken das instinktive oder bewußte Gefühl des guten Rechts ausgesprochen. Es ließe sich wohl nicht schwer nachweisen, daß das Rechtsbewußtsein, selbst das eigenstümliche, welches in Kurhessen festere Wurzeln geschlagen hat, als vielfach anderswo, ein Vorzug ist, den Niemand unterschätzen darf. Daran zu rütteln, ist wenig heilsam. Wie die zwangweise Rühigung zur Verloppelung mit den Privatrechten umspringt, nicht bloß mit denen des Eigenthümers, sondern auch mit denen Dritter, der Obereigenthümer, Hypothekengläubiger, Pächter u. s. w., bedarf keiner Ausführung. Ohne daß wir die Folgen in ihren grellsten Extremen, wonach, wenn es vielleicht geschähe, daß dieselbe Fläche mehrmals hintereinander verloppelt würde, der Begriff des Sondereigenthums fast aufhörte, zu schildern unternehmen, genügt die Hinweisung, daß nicht das Recht, sondern der vermeintliche allgemeine Nutzen den Ausgangspunkt bildet.

Dabei wird immer vorausgesetzt, daß wirklich der allgemeine Nutzen das Ergebnis der Zusammenlegung ausmacht. Man kann nach den Nachrichten über die Ausführung von Verloppelungen in andern Staaten annehmen, daß möglicherweise jeder Betheiligte dabei gewinnt. Die anderweite Regulirung des Besitzes kann so bedeutende Ersparnisse an vordem unnützen Boden, an Wegen, Rainen, Wäldungen u. dgl., so erhebliche Abstellungen von Ueberfahrtsrechten, Gütern u. dgl. zur Folge haben, daß schon darin ein Jeder seinen Vortheil hat. Wenn ferner die Vertheilung der zusammengelegten Fläche so gerecht und so zweckmäßig von Statten geht, daß das Recht und das Interesse Aller befriedigt wird, so wird Alles im Reinen sein. Allein bei den großen Schwierigkeiten in der Ausführung läßt sich kaum auf einen solchen Fall rechnen. Denn wenn dies möglich wäre, wäre der Zwang der Verloppelung erst recht unnöthig. Gerade weil es nicht Jedem recht gemacht werden kann, bedarf es des Zwanges.

Darin liegt, wie sich auch ohne Weiteres von selbst versteht, das Bekenntniß, daß um des Gesamtnutzens willen Einzelne auch leicht materiell leiden müssen. Wo dies eintritt, kann es nicht zweifelhaft sein, auf wessen Seite der Vortheil, und auf wessen Seite der Nachtheil zu suchen ist. Wir berühren hier den am

meisten besprochenen Punkt. Die ruhige Betrachtung ergiebt: nothwendig, daß die Gefahr des Nachtheils allemal auf Seiten der kleinen Leute, der Parzellenbesitzer, sein muß. Was würde denn, wenn es nicht möglich ist, alle Stücke ihren Besitzern vortheilhaft zu legen, die Folge davon sein, daß man die Stücke der ärmeren Besitzer, die einzeln zersplitterten Acker vornweg bedenken, gleichsam von der Gesamtfläche oben herunter nehmen wollte? Nothwendig die, daß die größeren Grundbesitzer und die größeren Flächentheile sich den Interessen jener nachstellen müßten. Allein nur um zu gewinnen, beantragt man eine Zusammenlegung. Von den größern Besitzern erwartet man die Anregung; sonst würde die Kopfszahl und nicht schon die Hälfte des Flächeninhaltes die andern Grundbesitzer zwingen sollen. Wenn das Gesetz daher wesentlich den Vortheil der kleinen Ackerbesitzer beabsichtigte, würde es wohl selten zur Zwangsverkopplung kommen, die wir denn auch besten Falls bei Weitem nicht so häufig zu sehen bekommen werden, wie der enthusiastische Eifer vieler Landwirthe erwartet. Am Ende werden wir Staatsdomänen, standesherrliche Güter, große Komplexe, kurz diejenigen im Vordertreffen sehen, welche gute Rassen im Rücken haben und auf Vortheile in weiterer Zukunft spekuliren können; während es noch lange dauert, bis die mittleren oder kleineren Güter und die recht zersplitterten Gemarkungen des Segens theilhaftig werden.

Doch dies nur nebenbei. Wie es um die Interessen der geringeren Leute steht, davon geben bereits die Berathungen des Gesetzes Zeugniß. Ganz folgerichtig, denn etwas Anderes läßt sich in der That nicht thun, hat die erste Kammer, welche die Erweiterung des nützlichen Zwanges freudig begrüßte, die Erwartung zu Protokoll niedergelegt, daß bei der Ausführung der Verkopplungen auf die Interessen der geringeren Klassen besondere Rücksicht genommen werde. Allerdings ist dies nöthig bei einer Maßregel, von der man sehr wohl fühlt, daß es des Ausdrucks dieser Erwartung bedarf, weil Gefahr droht. Allerdings ist es richtig, die Erwartung oder den frommen Wunsch auszusprechen, da man wohl erkennt, daß ein Recht derer, die man schützen möchte, nicht mehr existirt, so bald man einmal dem Zwangsprinzip huldigt.

Alles liegt daher an der Ausführung. Nämlich es zu dem

Gesetz, so sind damit an die Verkoppelungskommissionen Anforderungen gestellt, welche wir gern erfüllt hoffen wollen, die aber, das wird Jeder zugeben, höchst schwierig sind. Wäre irgendwo kein Gerechtigkeitsfun, keine volle Einsicht, keine Schonung der auseinanderlaufenden Interessen, so kann es ohne Schaden nicht abgehen. Werden kleine Leute an die Ecken gesetzt, nöthigt man sie, mehr Zeit und Arbeit aufzuwenden und daneben noch ihren Theil an den Kosten zu tragen, so trägt man zur Verarmung bei. Wo statt der Entschädigung in Grund und Boden eine Geldabfindung genommen werden muß, liegt die Gefahr doppelt nahe. Für den Kredit der Kleineren ist die Aussicht auf Verkoppelung unter allen Umständen nachtheilig; den Großen schadet sie Nichts.

Der Zweck dieser Darstellung besteht auch hier hauptsächlich darin, auf das Bedenkliche des leitenden Prinzips aufmerksam zu machen. Bedenklich ist es, wenn aus Nützlichkeitssründen, aus dem unbestimmten behabaren Begriff des allgemeinen Vorteils das gute Recht des Einzelnen hinten gesetzt wird; doppelt bedenklich, wenn bei dem Zwang, welcher das Recht überwindet, die ärmeren und Kleineren Besitzer es sind, welche gezwungen werden. Wir haben schon gesehen, daß niemals ein oder ein paar Parzellenbesitzer daran denken werden, eine Zusammenlegung anzuregen. Andere Genossen, das heißt eine solche Menge von kleinen Leuten dafür zu gewinnen, daß sie zusammen die Hälfte der Verkoppelungskasse ausmachen, ist für sie ebenso schwierig, als überhaupt eine freiwillige Verkoppelung zusammenzubringen. Gesähe dies, so wäre das der ekkatanteste Beweis, daß er des Zwanges nicht bedürfte; denn wenn so viele kleine Besitzer freiwillig sich geeinigt hätten, die Verkoppelung vorzunehmen, so würden sie sicher auch der Einwilligung der großen gewiß sein. So viel ergibt sich, man mag die Sache betrachten, wie man will: es ist undenkbar, daß je die Menge der Kleineren Besitzer die Kinderzahl der größeren zwingen wird. Das natürliche Verhältniß ist umgekehrt. Der große ist es, der die Zusammenlegung will, dem die Staatsgewalt die Nützlichkeit leicht und der die Kleinen zwingt. Der große Grundbesitz, das große Kapital wird also mit Macht wider das an sich gleich gute Recht der geringeren Leute angesetzt. Ob das, wenn es empfunden wird, auch empfunden werden, wohlthätig wirken wird, mag

man sich selbst sagen. Wie bei dem Güterschlag treffen wir hier die wirthschaftliche Gesetzgebung bei einer Begünstigung des Großbetriebs auf Kosten des kleinen, die man sonst nicht Wort haben will. In der Landwirthschaft soll es lauter Fabrikanten geben: während man in der Industrie ebenso energisch das kleine Handwerk selbst auf Kosten des Fabrikbetriebs schützen möchte.

Diesen Gedanken brüdt der Maafstab, nach dem die Zusammenlegung erzwungen werden kann, auf das deutlichste aus. Nicht der Mann, der Besitzer, sondern der Besitz wird geachtet. Wenn der die Verkoppelung beantragende Theil der Gutsbesitzer die Hälfte der Fläche repräsentirt, so müssen die Besitzer der andern Hälfte nachgeben. Wenn also ein einziger Gutsbesitzer die Hälfte der Verkoppelungsfläche besitzt, so kann er die anderen nöthigen, ihren Besitz zu wechseln. Und zwar trifft dies, — was einer der wichtigsten Punkte ist — nicht etwa bloß bei Zusammenlegung einer ganzen Gemarkung ein; denn hier würde es immerhin nicht so häufig vorkommen, daß Einer die Hälfte des Ganzen hat. Nein, auch jedes Gewend, oder jede sonst natürlich abgezwängte Fläche kann zusammengelegt werden; wer also in einer Feld- oder Wiesenlage die Hälfte des Bodens hat, kann die Andern zwingen, ihren Besitz auszutauschen. Das heißt denn doch handgreiflich, den geringeren Besitz unter die Nothwendigkeit des größeren stellen.

Viele dürfen daher den revidirten Entwurf, welcher diesen Maßstab proponirt, nicht mit solcher Freude begrüßen, wie es von manchen Seiten her geschehen ist. Geht man so weit, so kann man noch weiter gehen und geradezu dem größeren Grundbesitzer das Heft in die Hand geben. Aber Niemand wird sagen können, daß es richtig ist, nur nach der Ackerzahl das gute Recht auszutheilen. Dem kleinen Mann, der einen einzigen Acker besitzt, kann man doch wahrlich nicht bloß $\frac{1}{12}$ Recht im Vergleich zu dem geben, der 12 Acker besitzt. Ueber die Berechnung der Sache vergißt man, daß zu dem Recht auch allemal noch subjektive Elemente gehören.

Freilich bleibt Nichts übrig, als wenn einmal der Nutzen über das Recht gesetzt wird, diese Bahn zu betreten. Will man irgendwie die Kopfzahl bei Berechnung der Majorität mit oder allein in

• Anschlag bringen, so läuft die Zusammenlegung Gefahr an dem persönlichen Widerstand Einzelner und gerade Kleiner zu scheitern.

Ist nun, wie man meint, der Vortheil der Zusammenlegung so einleuchtend, daß der Zwang gegen Einzelrechte hinlänglich sich rechtfertigt, so scheint es am einfachsten, wenn man einmal Zwang für nöthig erachtet, diesem auch die möglichste Ausdehnung zu geben. Die Geltung der Kopfzahl der Besitzer wäre ein Hinderniß; darum nur Bestimmung nach der Akerzahl, nach der Größe des Besitzes, das heißt nach dem Moment, welches das Gefühl des wohlbegründeten Eigenthumsrechts der geringern Besitzer am heftigsten verletzt.

Wir müssen uns mithin gegen das Prinzip des Zwanges erklären. Mag die Zusammenlegung noch so nützlich sein, sie betrifft zunächst den Nutzen der Einzelnen, damit folgeweise freilich den Nutzen der Gesamtheit. Um der bloßen Möglichkeit aber läßt sich noch nicht zum Zwang von Staatswegen greifen; die Konsequenz eines solchen Grundsatzes wäre kaum abzusehen. Nothwendig aber in dem Sinn, daß der Zwang gerechtfertigt erschien, darf sich die Zusammenlegung noch nicht nennen. Es mag recht lästige Zustände geben, deren Beseitigung höchst erwünscht und ersprießlich durch Verkoppelung erlangt werden kann. Ein Nothstand, der auf keine andere Weise abgestellt werden kann, läßt sich nicht behaupten: zumal es noch manche Mittel gibt, auf milderem Wege nachzuhelfen.

Allerdings kann man sich auf gar manchen Präzedenzfall in der Gesetzgebung berufen. Schon mehrfach hat man wohlthätige Maßregeln denen, welche davon den Nutzen zogen, zwangsweise zu Theil werden lassen oder ertheilen müssen. Die heilsamen Wirkungen kann man als Thatsache anerkennen. Allein dies hindert nicht das Prinzip vom Standpunkt des Rechts aus anzusehen, wenn man überzeugt sein muß, daß Selbstverständniß und Selbstthätigkeit anstatt der zwingenden Fürsorge des Staates die Dinge sind, auf denen das Wohlergehen der Zukunft beruht.

Wie diese, in der Regel nützliche Maßregel ohne Zwang in's Leben geführt werden könne, wurde zum Theil schon angedeutet. Es ist zunächst Sache der Betheiligten, das Verständniß unter sich zu fördern und dann im Wege der freiwilligen Vereinigung praktische Erfolge zu erzielen. Das nimmt sich jetzt freilich noch als ein erst zu erfüllender Wunsch aus; ja die Meisten geben alle

Hoffnung auf diesem Wege von vorn herein auf. Indessen möchte sich die Sache anders verhalten, sobald überhaupt jene Selbstthätigkeit und Selbstverantwortlichkeit der Privaten, welche wir hier an einem einzelnen Punkt vermissen, sich einzubürgern beginnt.

Sollte dennoch eine Nothigung existiren müssen, so ist mit dem Seitherigen angedeutet worden, daß die Nothigung durch Anruf des Staates das am letzten Wünschenswerthe ist. Wir dürfen hier nur den Gedanken anregen, wie ganz anders dieser Zwang sich ausnehmen würde, wenn er von der Markgenossenschaft, oder der Gemeinde unter sich ausginge; wenn er nicht von der über den Einzelrechten der Betheiligten stehenden und diese mit Gewalt durchbrechenden Macht des Staates ausfließt, sondern auf der Vereinigung der Berechtigten und ihrer freien Unterwerfung unter eine selbstgeschaffene Autorität beruht. Man mag sich fragen, wie es denn wäre, wenn man die Art der Abstimmung, und die sonstige Ausführung statutarischer Anordnung den Markgenossen vorbehielte. Rein tiefer sehender Blick wird es für einerlei erachten, wie und woher die Nothigung kommt. Das hat man recht wohl bereits gefühlt, indem man der nach dem Entwurf lediglich von der Regierung einzusetzenden Kommission wenigstens Mitglieder aus dem Stand der Grundbesitzer beigegeben sehen möchte. Noch weit richtiger wäre es, wenn nur ein Ausschuß der letztern die erkennende Behörde wäre, ja selbst über die Frage, ob verkoppelt werden soll, zu entscheiden hätte. Der Staat hat genug gethan, wenn er dieser seine Beamten, Juristen, Rathsbräthe oder Gesometer u. s. w. zur Verfügung stellt. Die eigentliche Ausführung im Uebrigen, die Leitung und Ordnung des Geschäfts sollte aus denen heraus sich entwickeln, welche ihr Interesse an der Sache in Worten genugsam bethätigt haben, nun aber zeigen müßten, daß sie auch eigene Mühe daran zu setzen bereit sind.

Das allerbeste Mittel, die Zusammenlegung der Grundstücke zu fördern, ist aber, und dies führt uns zu Früherem zurück, die Förderung der gesammten Produktion. Die Zusammenlegung ist Ersparniß und Werthherhöhung des Bodens. Wenn sie trotzdem bisher keinen Fortschritt machte, so beweist dies, daß die Ersparniß noch keineswegs nothwendig war. Es ist noch Boden genug da; das würde sich schon hieraus schließen lassen, wenn man nicht auch

außerdem wüßte, daß noch manche bauwürdige Strecken wüßte liegt oder neuerdings wieder unbenutzt gelassen worden ist. Man braucht noch nicht auf die kleinen Vortheile, auf den Gewinn einiger Aecker oder den Gewinn an Arbeitslohn, der noch billig ist, und auf die Beseitigung der Wegerechte u. dgl. so genau zu speculiren. Und dies würde gar bei Güterschuß noch weniger nöthig sein. Die Zusammenlegung ist für Viele recht wünschenswerth und gut, allein sie ist noch nicht nothwendig geworden. Wäre dies der Fall, so würde das Bedürfniß die freiwillige Verköppelung längst praktisch gemacht haben.

Was der Zusammenlegung den besten Erfolg sichert, ist danach klar. Nachfrage nach Bodenerzeugnissen, welche anreizt, jedes Stück Boden zu benutzen und Alles, was Ersparniß an Boden oder Arbeit mit sich bringt, auszubenten, ist der beste Antrieb. Wo dieser vorhanden ist, leitet der handgreifliche Vortheil, am Ende selbst die Nothwendigkeit zur möglichst ökonomischen Einrichtung des Bodens und der Arbeit.

Man befördere also die Nachfrage, mit andern Worten, man lasse alle Produktionszweige steigen, man lasse dadurch die Bevölkerung an Zahl und Wohlstand zunehmen, so wird es sich so sehr der Mühe verlohnen, zusammen zu legen, daß man schließlich keinen Zwang mehr braucht.

Blüthe des Gewerbes, der Industrie und des Handels ist es, was das Ziel aller denkenden Landwirthe sein muß. Darin liegt ihr eigentlicher Vortheil sicherer, als in allen auf die besondere und einseitige Pflege des Ackerbaues berechneten Maßregeln. Denn so ist es in diesen Dingen stets. Der berechnete Egoismus des einen Erwerbszweigs findet seine beste Befriedigung im Gedeihen aller.



87.

Ueber den

D. 5. 6

Einfluß der Düngung mit Kalisalzen

auf die



T a b a k p f l a n z e,

nach Versuchen

von

Dr. Schloefing.



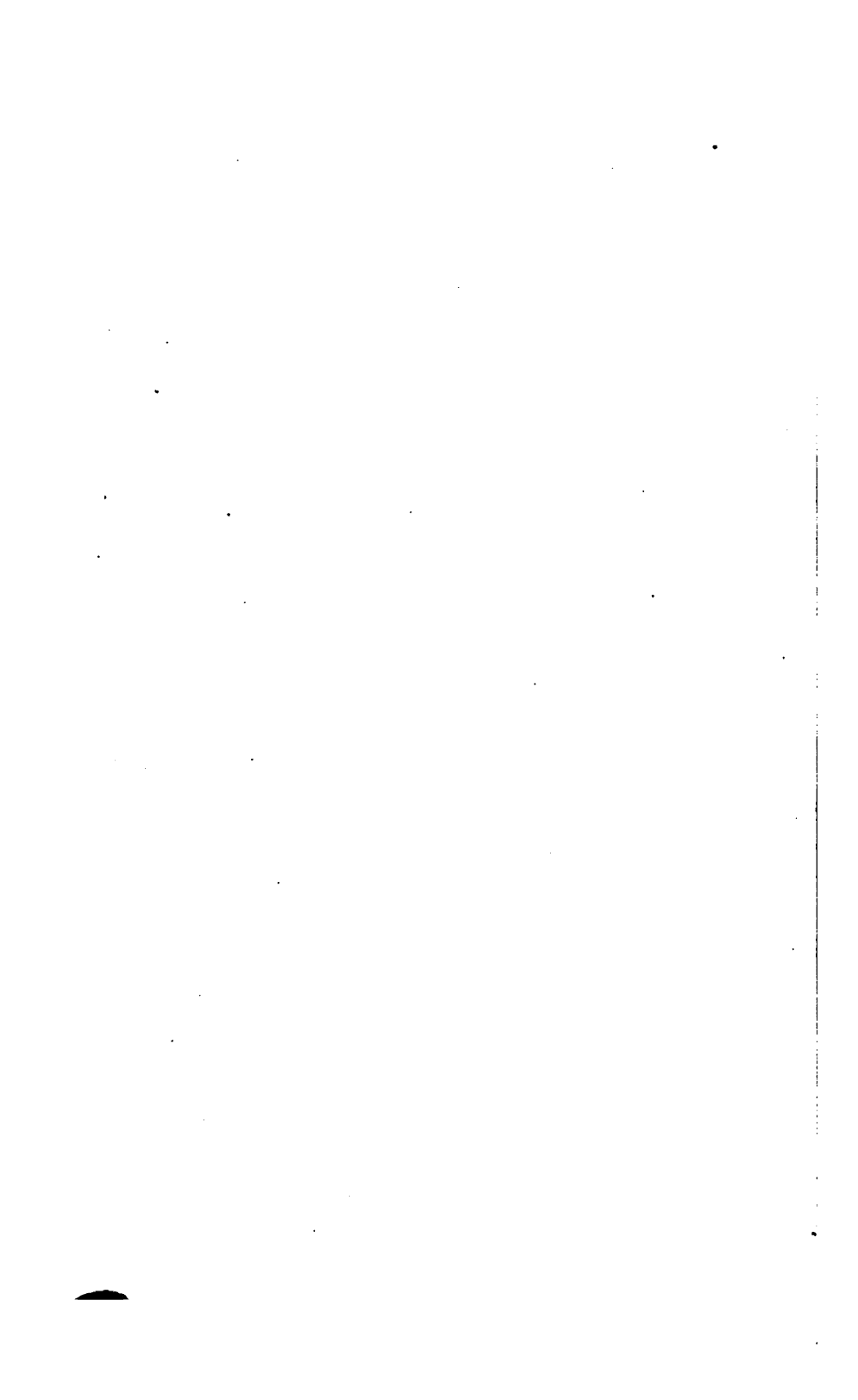
Deutsch bearbeitet

von

Dr. Grüneberg.

Köln, 1865.

Druck von J. J. Bach, Sachsenhausen Nr. 5-7.



Ueber den Einfluß der Düngung mit Kalisalzen auf den Tabak.

Es sind nun bereits fünf Jahre her, daß M. Schloesing, Director einer der kaiserlich französischen Tabaksfabriken, sich eingehend mit dem Einflusse der künstlichen Düngung auf die Qualität der damit erzeugten Tabake beschäftigt hat; es sei mir gestattet, das Resultat dieser exacten Untersuchungen in Folgendem kurz zusammenzufassen, weil der Gegenstand grade jetzt unser besonderes Interesse erregen dürfte.

Schloesing hatte sich zur Aufgabe gestellt, zu ermitteln, welchen Grund das Kohlen beim Anzünden gewisser Tabake, wenn dieselben zu Cigarren verarbeitet sind, habe, und wie sich diese unliebsame Beigabe sonst guter Tabake beseitigen lasse. Ferner wollte derselbe ermitteln, in welchem Verhältnisse das im Tabak erzeugte Nicotin zu der angewendeten Düngung stehe.

Zu dem Zwecke unterwarf Schloesing vor Allem die Asche eines kohlenden und die eines nicht kohlenden Tabakes einer Analyse. Diese Analyse gab ganz unzweifelhafte Andeutungen über die wahrscheinlichen Ursachen des Kohlens und über den Weg, welcher einzuschlagen, um dieselben zu beseitigen. Es wurde nachgewiesen:

1. Daß die löslichen Aschenbestandtheile eines gut brennenden Tabaks immer kohlen-saures Kali (keine Soda) enthalten, und daß der Tabak um so verbrennlicher ist, je größer sein Gehalt an Alkali ist;

2. daß die löslichen Aschenbestandtheile eines kohlenden Tabaks kein, oder nur sehr wenig kohlen-saures Kali, dagegen vorwiegend Kalk enthalten;

3. daß ein kohlender Tabak gut brennend wird, wenn man ihn mit organischen Kaliverbindungen (oxal-saurem, weinstein-saurem, apfel-saurem Kali) trinkt;

4. daß ein gut brennender Tabak kohlend wird, wenn man ihn mit unorganischen Verbindungen des Kalles oder der Bittererde (schwefelsauren Salzen und Chlorverbindungen) tränkt.

Aus diesen Beobachtungen geht hervor, daß, da der Kaligehalt des Tabaks aus dem Boden stammt, ein Boden, welcher reich an Kalisalzen ist, einen gut brennenden Tabak; solcher aber welcher arm an Kalisalzen ist, einen kohlendenden Tabak erzeugen werde.

Es handelte sich nun darum, zu untersuchen, ob ein Boden, welcher arm an Kalisalzen ist, durch Düngung mit Kalisalzen in den Stand gesetzt werden kann, gut brennenden Tabak zu erzeugen; ferner warf sich die Frage auf: Ist es gleichgültig, welche Kaliverbindung angewendet wird, oder eignen sich gewisse Salze besser, als andere zu dieser Düngung? das heißt: Aus welcher dieser Verbindungen geht das Kali als Salz mit organischer Säure in die Pflanze über und erzeugt dadurch einen gut brennenden Tabak, und bei welchen Verbindungen des Kali findet das Gegentheil statt?

Schloesing wählte zu seinen Versuchen ein bei Boulogne gelegenes Feld, welches als Kaliarm bekannt war; er fand darin 18 Milligramme Kali im Kilo; für Tabaks-Cultur eine sehr geringe Quantität.

In der That nimmt man an, es sei für eine Tabakspflanze ein Terrain erforderlich von $\frac{1}{3}$ Quadratmeter Oberfläche und 30 Centim. Tiefe und 1 Liter dieses Bodens wiege 1,6 Kilo, obige Quantität also 158 Kilo, enthaltend 2,8 Gramme Kali, und es wüchse darauf eine Pflanze, welche getrocknet 150 Pfd. wiegt, so wird dieser Tabak nur einen Gehalt von 1,3 Prozent Kali enthalten können; angenommen, daß der sämtliche Kaligehalt des Bodens durch die Pflanze absorbiert würde.

Nun enthält ein guter Tabak in seiner Asche aber 2,5—4,7 Kali; es war also jener Boden nicht fähig einen guten Tabak zu erzeugen.

Die Schlämmung des Bodens ergab folgende Resultate:

Kies	6,00	der trocknen Erde,
Sand	42,61	{ Kieseliger Sand 34,0, kalkiger Sand 8,6,
Ackererde . . .	51,67	
		{ Thon 24,6, feiner Sand 10,6, Kalk 16,9.

100,28

Es war ein thoniger, ziemlich zäher Mergelboden. Nachdem der Boden 30 Centim. tief umgegraben war, wurden darauf 12 Qua-

brate, jedes von 3 □Mètre Oberfläche, deren je eines zu einem Versuch bestimmt war, abgesteckt. Es handelte sich nun darum, diesem Boden als Ammonial- und Kohlensäure-Quelle einen stickstoffhaltigen und humosen, aber möglichst Kalifreien Dünger zu geben; für diese Düngung wurden gewählt:

1. Getrocknetes Fleisch;
2. Walderde, welche durch sehr lange fortgesetztes Auswaschen von Kali so weit wie irgend möglich befreit war.

Hierauf konnten die Salze gegeben werden. Es wurden angewandt als Kalisalze: schwefelsaures, salpetersaures, kohlensaures, kiesel-saures Kali und Chlorkalium, dann Kalk und Bittererdesalze. Nachstehende Tabelle zeigt das befolgte System an.

Jedes Quadrat empfing 9 Pflanzen (= 3000 per Hectare).

Die zwölf Erndten der zwölf Quadrate wurden nach dem Trocknen je in zwei Theile getheilt, deren einer zur Analyse, der andere zur Anfertigung von Cigarren bestimmt wurde.

Sabbie,

nachweisend die angewendeten Düngemittel, den erzielten Stoffgehalt des Tabaks und das darin geronnene Nicotin.

(Der Grab der Verbrennlichkeit befindet sich in der letzten Kolonne vermerkt.)

Zündung per Sectione.		100 Zbl. glühten von 10 procent Feuchthgkeit.											
Getrocknetes Fleisch.		Ausgelaugte Walderbe.											
Kali-Salz.		enthalt											
Quantum.		enthalt. reines Kali.											
enthalt.		enthalt											
Kali		Kali											
Bittererde		Schwefelsäure											
Chlor		Nicotin											
1	0	0	0	1,04	7,73	0,99	0,99	0,70	8,27	Die Gigarren trocknen und halten kein Feuer	fast unverbrennlich.		
2	0	0	0	0,88	7,48	0,81	0,85	0,56	8,05	beagl.	beagl.		
3	3800	11,500	0	0,86	2,66	0,98	0,78	0,97	0,45	8,05	Die Gigarren trocknen nicht und halten 3 Minuten Feuer	sehr verbrennlich.	
4	—	—	—	570	390	1,74	7,47	0,73	0,87	1,64	7,96	Die Gigarren trocknen und halten höchstens 1 Minute Feuer	wenig verbrennlich.
5	—	—	—	773	360	2,13	6,26	0,64	0,79	0,38	7,65	Die Gigarren trocknen nicht; in voller Verbrennung nach 3 Minuten	sehr verbrennlich.
6	—	—	—	265	180	1,65	7,34	0,96	0,44	8,78	Die Gigarren trocknen ein wenig und halten 3 Minuten Feuer	verbrennlich.	
7	—	—	—	360	360	2,24	6,24	0,65	0,84	0,42	8,43	Die Gigarren trocknen nicht und halten 3 Minuten Feuer	verbrennlich.
8	—	—	—	1090	720	2,50	6,61	1,05	0,54	8,27	Die Gigarren trocknen nicht; in voller Verbrennung nach 3 Minuten	sehr verbrennlich.	
9	—	—	—	432	—	1,16	8,47	0,97	0,85	1,77	8,27	Die Gigarren trocknen fast	durchaus unverbrennlich.
10	—	—	—	213	—	0,82	8,29	1,09	0,77	1,69	8,00	beagl.	beagl.
11	—	—	—	560	110	1,39	7,74	0,92	0,88	—	7,88	Das Erdbreit trobt ein wenig und hält 1 Minute Feuer	mittelmäßig verbrennlich.
12	—	—	—	1000	220	1,99	7,44	0,78	0,50	8,17	Das Erdbreit hält mehr als 2 Minuten Feuer	beagl.	

Grad der Verbrennlichkeit der Gigarren.

Das Resultat dieser Versuche hat in glänzender Weise die Voraussetzung des Herrn Schloefing bestätigt.

Diejenigen Parzellen, welche keine Kalidüngung erhalten hatten (Nr. 1, 2, 9, 10) haben einen kohlenden Tabak producirt, diejenigen, welche Kalidüngung erhalten haben (Nr. 3, 4, 5, 6, 7, 8, 11), haben Tabake von verschiedenen Graden der Verbrennlichkeit erzeugt.

Der Versuch lehrte ferner, daß diejenigen Tabake, welche in einem mit Chlorverbindungen gedüngten Boden gewachsen waren, ungefähr dreimal mehr Chlor enthielten als die anderen; ein Zeichen, daß das Chlor vom Tabak gern absorbiert wird.

Wenn wir uns nun erinnern, daß eine gute Verbrennlichkeit des Tabaks ihren Grund hat in dem Gehalte der Pflanzen an Verbindungen des Kali mit organischen Säuren, so mußte der große Gehalt an Chlor, welcher aus der Düngung mit Chlorkalium resultirt, als einem Stoff, welcher den organischen Säuren das Kali raubte, der Verbrennlichkeit schaden. Der Versuch bestätigt diese Voraussetzung und führt uns zu dem unabweisbaren Schluß, daß bei der Düngung der Tabake Chlorverbindungen durchaus zu vermeiden sind.

Die Betrachtung der Verbrennlichkeit der Tabake 4, 9, 10 führte zu demselben Resultate.

Der Versuch Nr. 3 gibt uns zu einer andern Beobachtung hinsichtlich des angewendeten schwefelsauren Kali Anlaß.

Der hier erzielte Tabak ist von den zwölf Versuchen der, an Alkali reichste, und enthält nicht mehr Schwefelsäure als die andern, trotzdem derselbe nur schwefelsaures Kali zur Düngung empfing.

Dies beweist, daß das Kali des schwefelsauren Kali absorbiert, und die Schwefelsäure desselben ausgeschieden ist, eine Beobachtung, deren Analogie Boussingoult schon bei dem zur Düngung angewendeten Gyps (schwefelsaurer Kalk) gemacht hat. Noch mehr! Eine Betrachtung der Nummern 3, 4, 5, 7, die gleiche Quantitäten Kali, aber in Verbindung mit verschiedenen Säuren empfangen hatten, stellt hinsichtlich des von der Pflanze aufgenommenen Kali's unbedingt das schwefelsaure Kali voran; darauf folgen kohlensaures Kali, salpetersaures Kali und schließlich Chlorkalium. (Das Nicotin hatte in den zwölf Versuchen einen außergewöhnlichen Procentgehalt erreicht. Die Cigarren waren von einer ganz besonderen Stärke.)

Wir sehen aus dieser Versuchsreihe, daß wir, um einen gut brennenden, nicht kohlenden Tabak zu erhalten, eine Kali-Düngung, und zwar eine solche mit schwefelsaurem Kali anwenden müssen, während wir uns vor den Chlorverbindungen in der Düngung zu hüten

haben; dies trifft sich günstig, denn das schwefelsaure Kali hat vor den übrigen Kalisalzen (Kalisalpeter und kohlensaures Kali) auch noch den Vorzug der Billigkeit, da es den Werth dieser Salze noch nicht zur Hälfte erreicht.

Auch ist das schwefelsaure Kali seit dem Aufdecken des Staßfurter Kalilagers in genügenden Quantitäten zu beschaffen und somit Gelegenheit gegeben, Tabak, dessen Hauptnahrungsmittel das Kali ist, auch in Gegenden zu cultiviren, deren Boden weniger reich an Kali ist; jenen Gegenden aber, welche durch langjährigen Tabaksbau an Kalireichthum eingebüßt haben, das in der Erndte genommene zu ersetzen und dadurch die Tabaks-Cultur auch auf die Dauer an die bisherigen Productionsorte zu fesseln.

Dr. Gräueberg.

N a c h t r a g.

Nach Vorstehendem wirft sich uns die Frage auf, wie nun ein, der Tabakscultur angemessener, kalireicher, Bittererde, Kalk, Phosphorsäure haltiger Dünger, welcher einer guten Tabakasche entspricht, und außerdem Stickstoff enthält, dabei aber möglichst chlorfrei ist, darzustellen ist? Das aus dem Staßfurter Kalilager dargestellte schwefelsaure Kali in geeigneter Mischung mit Phosphaten und Stickstoffreichen Düngermitteln gibt uns das Mittel hierzu an die Hand. Die unterzeichnete Firma componirt einen Tabakdünger, welcher reich ist an schwefelsaurem Kali, möglichst frei von Chlorverbindungen, und dabei Phosphate, Bittererde und Stickstoff enthält; mit anderen Worten der Asche eines guten Tabaks, wie den Anforderungen der Schloefing'schen Versuche entspricht. Derselbe enthält:

Schwefelsaures Kali 50 %

Schwefelsaure Bittererde 10 %

Phosphorsaurem Kalk 8 %

Stickstoff 4 %

Von diesem Tabakdünger genügen 150 Pfd. zum vollständigen Ersatz, der, dem preussischen Morgen durch eine Tabakserndte entzogenen Bodenbestandtheile. Die Anwendung desselben ergibt sich aus der Natur seiner Bestandtheile, er ist im Herbst oder früh im Frühjahr gleichmäßig auf das Land zu streuen und dann unterzupflügen.

Der Preis Thlr. 4 . 25 . incl. Emballage per 100 Pfd. loco Fabrik.

Nach Schloefing's Versuchen ist der gute Erfolg bei Anwendung dieses Tabakdüngers nicht zweifelhaft; er enthält das Kali als schwefelsaure Verbindung, d. h. in derjenigen Form, die sich für Tabaksdüngung als die einzig richtige erwiesen hat; er enthält ferner Stickstoff, Phosphorsäure und Bittererde in zweckentsprechenden Verhältnissen.

Vielleicht ist es hier am Orte, darauf aufmerksam zu machen, daß von einigen Staßfurter Fabriken in der Absicht, den Landwirth zu täuschen, ein Salz ausgedoten wird, unter dem Namen 3fach oder 5fach concentrirtes Kalisalz entsprechend 58—60 % oder 93—96 % schwefelsaurem Kali.

Dies sogenannte 3fach oder 5fach concentrirte Kalisalz enthält keine Spur schwefelsaures Kali, sondern ist Chlorkalium, also für die Tabakscultur nicht anwendbar.

Auch das sogenannte rohe schwefelsaure Kali oder Kalisalz enthält mehr als 50 % Chlorverbindungen und ist in der Tabakscultur nicht verwendbar.

Vorster & Gräueberg in Köln.

Chemische Fabriken zu Kalk und Staßfurt.

Agrie 6/19.

Di.

3:16 11.

Beiträge

zu einer

Topographie des landwirthschaftlichen
Bezirktes

Ostalgäu.

Bei Abhaltung der landwirthschaftl. Preisvertheilung
zu Sonthofen

den 11. September 1858 den Vereins-Mitgliedern gewidmet

von

Dr. Karrer,

I. Vorstand des Bezirks-Comité's Ostalgäu.

(Mit einer Karte des Landgerichts Sonthofen.)

Kempten, 1858.

Joseph Abel'scher Schnellpressenbrud.

101

101 101 101 101 101

101 101 101 101 101 101 101 101 101 101

101 101 101 101 101

101 101 101 101 101 101 101 101 101 101

101 101 101 101 101 101 101 101 101 101

101 101 101 101 101

101 101 101 101 101 101 101 101 101 101

101

101 101 101 101 101

101 101 101 101 101 101 101 101 101 101

V o r w o r t.

In der Hoffnung, seinen verehrten Herrn Vereins-Mitgliedern eine nicht unangenehme Erinnerungsgabe übergeben zu können, suchte der Unterzeichnete mit Benützung der ihm zu Gebote stehenden Quellen vorzüglich von Weiß, Walther, Schafhäütl, Otto Sendtner, Gumbel und Groß — durch eine Zusammenstellung zuverlässiger, treffender Notizen Beiträge zur nähern Kunde des Bezirkes des Landgerichts Sonthofen — landwirthschaftlichen Bezirkes Ostalgäu — zu liefern; zugleich Beiträge zu öftern Besprechungen in Abendversammlungen, um durch nähere Kenntniß des Bezirkes auch einigen Nutzen zu gewähren.

Während der Ausarbeitung erschien die höchste Entschließung des k. Staatsministeriums des Innern vom 21. April an die k. Gerichtsarzte „die Herstellung medizinischer Topographien und Ethnographien betr.,“ welcher gemäß dann die Einteilung abgeändert ward.

IV

Der zum Festgeschenke bestimmten beigegebenen
wurde die Steuerkarte zu Grunde gelegt, um die Einkünfte
mit den treffenden Steuerblättern nicht zu stören.

Möge diese Zusammenstellung sich einer wohlwollenden
Aufnahme und der erwünschten Theilnahme erfreuen haben!

S o n t h o s e n den 10. Septbr. 1858.

Dr. Karver,

I. Vorstand des landw. Bezirks-Vereins
Ostalgäu.

Der landwirthschaftl. Bezirk Ostalgäu.

Der landwirthschaftliche Bezirk Ostalgäu wird gebildet durch das I. Landgericht Sonthofen.

I. Lage.

Der Bezirk reicht vom $27^{\circ} 50' 5''$ = von der Ed am Halbenwangertopf bis $28^{\circ} 10' 13''$ = an der Wertach unweit der Lochmühle bei Maria Rain, geographische Länge, und vom $47^{\circ} 16' 13''$ = der Spitze des Vibertopfes bis $47^{\circ} 41' 23''$ im Rempferwalbe.

Sonthofen selbst liegt: $47^{\circ} 29' 37''$ n. B.

$1^{\circ} 19' 37''$ w. L. im Bogen
von München

5 M. 18,5 Gel. nach Zeit.

2. Gränze.

Die Gränze des Bezirkes wird gebildet:

a) Gegen Süden und zwar gegen S. = B. von der Landesgränze an die I. I. Walserschanze an der Breitach beginnend über die Sillered auf den Söllertopf, den Schlappoldkopf auf das Fellhorn, die beiden Ragentöpfe und den Schüssler, auf den äußern dann innern Schafalpentopf, Angererkopf, westlich vom wilben Gumb auf den Halbenwangertopf, auf dessen Ed sie sich gegen Osten wendet und nun die rein südliche Gränze beschreibt. Hier wendet sie sich auf den Rauhgermsücken und nach dem Vibertopfe, den Gränzpfiler zwischen Tyrol, Vorarlberg und Algäu, über den hohen Rappentopf und den Rappenseekopf zum wilben Männle südlich am Bockslar auf die Mädelegabel, von derselben nun in südöstlicher Richtung über den Kraxer und Mutterkopf auf die Krotentöpfe, das Kreuzed

und Raucher fort über den Kranz auf den Wilben, vordern Wilben bis sie nun den Hochvogel erreicht, auf dessen beiden Flügeln sie hinstreicht die eigentliche Spitze ganz im I. L. österreichischen Gebiete lassend.

b) Nun beginnt die rein östliche Abgränzung auf den Ausläufern des Hochvogels über die Lärchenwand und Nothleude des Sattelkopfs auf den Zahner-, Rassen- und Ruappenkopf, Rugel-, Raub- und Gershorn über das Jerezköpfe zum Ponten, durch den Panther (Wscheifer) östlich an der Zipselsalpe auf den Ruhgundkopf des Heler, über dessen Rücken und den Wiedhag, an demselben durch die von Sonthofen ins Tyrol führende Straße durchschnitten, bis sie in gerader Richtung nach Norden an die südliche Felsenwand des Sorgschrofen sich anlehnend (zwischen der Jerezalpe in der Filial-Gemeinde Unterjoch und dem Tazentköpfl in der Gemeinde Pfrondten im Vilagebiete das I. L. Gebiet auf einige Schuh breit einmündend), — dann gegen Westen um denselben sich wendend, das in das Königreich Bayern vorgeschobene Gebiet der I. L. österreichischen Gemeinde Jungholz abschließt, und hiemit das Hochgebirge und mit ihm das kaiserliche Nachbarland verläßt und in der nördlichen Abdachung desselben von der Reuterwanne nun durch den kleinen Reichenbach bis zu dessen Mündung in die Wertach, hierauf durch diesen Fluß bis zur Einmündung des Sonnenbachs den Bezirk von jenem von Oberlech — Landgericht Füssen — scheidet.

c) Nun aber beginnt die Begrenzung gegen Norden. Hier wie im Gebirge durch frühere politische Verhältnisse künstlich gezogen, eine kleine Strecke in N.-O. den Bezirk von jenem des Auerbergs — Landgericht Oberdorf — scheidend, dann aber in den Streifen des Rempterwaldes sich nun von O. nach N. ziehend gegen den Bezirk Oberiller — Landgericht Rempten — nach Ueberschreitung der Rempter-Tyroler-Landstraße auf der Wachseneder-Höhe die beiden Gemeinden Moosbach und Sulzberg trennend, im Bereiche der Pfarrei des letztgenannten Ortes, zum Theil schon gegen S.-W. streichend, indem sie die Gemeinden Ottadern und Sulzberg scheidet und zwar im Gebiete der Pfarrei des erstgenannten Ortes, bis sie nördlich an der Ruine Langened mit dem Allerflusse zusammentrifft.

d) Gegen West bildet nun die Aller die Gränze gegen den Bezirk Wertach — Landgericht Immenstadt — von der Einmündung des Reichenbachs bis zu seinem Entspringen nördlich von Oberstorf,

von welcher Stelle hin westlicher grüßter Bergfuß, die Breitach, bis an das obengenannte L. L. österreichische Wallerschänke in mehr südwestlicher Richtung den Bezirk begrenzt.

Der Flächenraum des Bezirkes nimmt 10,349 $\frac{1}{2}$ □ Meilen ein, und umfaßt 168,490 Morgen 33 Dezimalen.

3. K l i m a.

Das Klima des Bezirkes ist mannigfach verschieden auf dem Bergen und Höhen und in den mehr oder weniger hochgelegenen Thälern, was bei einem Unterschiede von 6008 Fuß zwischen dem höchsten Punkte über der Meeresfläche (Mädelegabel 8117) und dem niedrigsten (Einslußstelle der Rottach in die Aller bei der Ruine Langeneck) sehr einleuchtend ist. Im Ganzen haben wir durch die oben genannte geographische Breite und die näher zu berührende Beschaffenheit der gebirgigen Erdoberfläche, dann die hohe Lage über der Meeresfläche ein scharf abwechselndes, mehr winterliches als warmes Klima, das in den südlichen Theilen des Bezirkes keinen oder so viel als gar keinen, in den nördlichen Gemeinden aber wohl Sommer-Getreibbau gestattet. Der höhere oder niedrigere Wärmegrad eines einzelnen Gebirgsthales hängt von sehr vielen Umständen ab, unter denen die Richtung gegen den Horizont, je nachdem die Bergwände dem Einflusse der Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, (die den Bewohner der Spielmannsau im Winter ganze Wochen lang nicht erfreuen), die Streichung der Thälzüge selbst, dann die Streichung der vorherrschenden Winde die Hauptrolle spielen, während einen weiter wesentlichen Einfluß auf die nähere Vegetationsgestaltung der Bergregion die mittlere Temperatur, die Tiefe und der Wärmegrad, die fruchtbare Bodenkruone, die mineralische Grundlage, die atmosphärischen Niederschläge und der Quellenreichtum ausüben.

Der Durchschnitt der Temperatur dürfte sich annäherungsweise herausstellen für Januar — 2,10, Februar + 1,00, März + 2,20, April + 6,15, Mai + 10,40, Juni + 13,70, Juli + 14,85, August + 14,10, September + 11,45, October + 6,75, November + 2,75, December — 0,50. Zusammen für den Winter — 1,00, Frühling + 6,10, Sommer + 14,25, Herbst + 7,10. Für das Jahr hindurch + 6,85.

Wie scharf die Temperatur wechselt, zeigte unter anderm das Jahr 1852. Am 20. März noch — 16°, ja an einzelnen hochgelegenen Ortschaften selbst — 20°, am 21. aber Mittags schon + 12°, im Juli = 17. früh 6 Uhr + 17°, Mittags + 26° und Abends 9 Uhr noch 21°. Im Jahre 1856 am 12. August + 27°, am 19. November — 17°.

Es sind wohl die Kallgebirge schon von selbst empfänglicher für die Wärme, und also auch als bessere Wärmeleiter empfänglicher für die Kälte; wodurch der Wechsel der Temperatur zu plötzlich wird, und spät erst allmähliges Aufthauen und Wiebergefrieren in den Tagen und Nächten des Frühlings gestaltet.

Die vorherrschenden Winde sind die Westwinde, nach ihnen ist die häufigste Winrichtung von Nord theils als N.-W., auch N.-O. Dem reinen Ostwinde ist für die meisten Ortschaften durch den Gebirgsstock, sowie auch in dem südlichen Theil der Zugang versperrt. In hohem Grade findet oft ein Wechsel der Land- und Bergwinde statt zwischen den Bergen und der Ebene. Die niedrigeren Bergpässe, besonders wenn sie zwei große Thäler verbinden, sind stets von Winden durchzogen, welche die niedrigsten Uebergangsstellen suchen. Oft weisen die sich in verschiedenen Richtungen erhebenden Bergrücken und Wände den direkten Zug des Windes ab, brechen seine natürliche Streichung. Der Wind wendet sich nach dem Zuge der Scheidewand, stößt wieder auf einen Abweiser. So fällt z. B. der Nordwind in das Ostschthäl von Westen ein, nach dem seine Macht beträchtlich gebrochen ist. Oft sieht man die hohen Wolken vom Südwinde gepeitscht in rascher Eile in hundertfältiger Verschlebung nach Norden jagen, während die tiefen Wolkengehänge an den Bergen ganz stille stehen oder langsam nach Süden ziehen; dieß geschieht, „wenn die Ober- und Unterluft mit einander streiten.“

So wohlthuend der Südwind manchmal einwirkt, namentlich im Frühjahr, wenn nicht mehr durch zu große schmelzende Schneemassen die Wirkung beeinträchtigt wird, ebenso nachtheilig und gefährlich ist (der Sohn der afrikanischen Sandwüsten) der S i d e , ein Südwind, der alle Thaubildung hindert, dadurch in Alpe und Thal die Weide entkräftet, und der Käseerei nicht nur durch Beeinträchtigung des Milchertrages empfindlichen Schaden zufügt, sondern auch dadurch, daß er, weil Nachts die Käsefeller geöffnet wer-

den, „den Neb. aufreibt.“ Es heißt dann: „es war eine dünne Nacht.“ — Die Westwinde dagegen drücken in der von S.-W. nach N.-O. streichenden Gebirgskette die kühle Luft der Schluchten und Thäler in den nördlichen Abhängen der Berge vor sich her, und als kältere und schwerere Luft in die Thäler herab, wodurch sich die Temperatur-Höhe besonders an warmen Sommertagen nach Sonnenuntergang häufig vermindert.

Von den atmosphärischen Niederschlägen

ist der Thau, der sich in heitern windstillen Nächten reichlich niederschlägt, stets freudig begrüßt. Er fällt oft sehr reichlich in den höhern Regionen; noch in der Mittagsstunde findet man seine Wirkung manchmal. Mit der Höhe der Berge nimmt er besonders im Sommer zu. Die geringe Temperatur des Bodens auf den Bergen muß einen beständigen Niederschlag aus den sie berührenden mit Dämpfen geschwängerten warmen Luftschichten, die aus den Niederungen aufsteigen, in Folge der Wärmeausströmung erzeugen.

In den Frühlingsmorgen oft erst Mitte Mai und auch schon noch später verursacht der Neif dem Landwirth durch seinen störenden Einfluß auf das begonnene Wachsthum des Grases — oft, besonders bei hellen (windstillen) Monbnächten, mit banger Sehnsucht erwartet — und der sorgsamen Hausfrau in ihrem eifrig gepflegten Garten nicht geringen Jammer.

Der Nebel. Da bei unsern klimatischen Verhältnissen die mit Feuchtigkeit geschwängerte warme Luft abgekühlt wird, so erklärt sich das häufige Vorkommen von Nebeln, die dann nicht wie in der Ebene die Strahlen der aufgehenden Sonne zu brechen vermögen. Im Herbst sind einzelne Thalfreden selbst bis zur Mittagsstunde — ja wir erlebten es sogar schon bis Abend — in Nebel gehüllt, (doch in und um Sonthofen selbst nur als seltene Ausnahme). Nur die obersten Spitzen unserer mächtigen Nachbarn scheinen wahrhaft beneidet wunderschön und klar über dem Nebelmeer hervor, bis der anrückende Nordwind die Nebelschichten aufrollt und über die Berge wirft. Die ganze Landschaft wird wie erleuchtet — trocken und meist kalt. — Auf das Pflanzen- und Thierleben wirken die Nebel nicht besonders wohlthätig; sie durchfeuchten und erkälten Luft und Boden. Dagegen helfen sie im Frühlinge nicht wenig zur Schneeschmelze, indem sie die nächtlichen Fröste verhindern, auch

manches humusarme Steingefünse tränken und besser Vegetation vor Ausschwigung schützen.

Der Regen fällt im Allgemeinen reichlicher als in den Ebenen, und wieder in den Thälern mehr als auf den Bergspitzen; am meisten bei W. und S.-W. Seit jüngster Zeit hat er bedeutend abgenommen; (im Sommer 1851 aber waren wohl mehr als 2 Dritttheil Tage Regentage.) Der heurige scheint ihm nicht nachstehen zu wollen. — Am meisten zeigt der Regen seine Macht als sogenannter Schlagregen, Wollenbruch im Kleinen, in den Gebirgsthälern aber sehr häufig.

In ganz trockenen Sommern wie im Jahre 1854, in welchem vom 23. bis 25. Juli die Hitze bis 27° R. gestiegen war, und ebenso bei anhaltender trockener Kälte tritt dagegen höchst fühlbarer, für manche Ortschaften gänzlicher Wassermangel ein.

Der Schnee wird im Bezirke nicht bloß zur vorübergehenden Erscheinung, sondern zur bleibenden. In manchen Jahrgängen schneit es alle Monate wie 1850, 51 und 55, bis über 5000 — ja noch im Mai selbst bis 2500 Fuß herab. Fällt er nicht zu stürmisch, so daß schöne Schlittbahn wird, dann erhält er gar regen Verkehr, wie vom 1. November 1851 bis 19. März 1852 solche zum Theil ununterbrochen benützt werden konnte. Eigenthümlich ist das „Tschalenten,“ — Holz und Heu werden von den Höhen auf Handschlitten mit Pfeileschnelligkeit herabbefördert, erfordern aber einen sichern und gewandten Führer. Aber auch dann noch gibt es öfter durch Absturz über Felsenwände großes Unglück zu beklagen. Das schneereichste Jahr der neuern Zeit war wohl 1855. Der Verfasser selbst traf am 13. Mai zwischen Ober- und Unterjoch 3—4' tief Schnee und begegnete noch Schlitten. Am 20. Juni war selbst bis 2425' hoch noch Schnee gelegen, nachdem am 7. Mai nahe + 23° R. war am 20. wenigstens in der Höhe — 4° R., so daß mehrere Stücke Galtvieh erfroren gefunden wurden! und am 26. wieder + 25°. Durch die großen in der Nähe gelegenen Schneetrassen wird natürlicherweise die Temperatur bedeutend herabgebracht, was jedem fühlbar ist, wenn ihn im Frühjahr Silblust, welche über schmelzende Schneeflächen streicht, anweht. Wo von den Schneelagern die Thäler rasch abfallen, muß die dahinströmende erkältete Luft auf die Temperatur eindringend einwirken — (Schneeloch). In schneereichen Wintern wie 1852 fällt der Schnee manches 15 bis 20' tiefe Tobel gänzlich aus. — Die Schneegränze fand Otto

Sendtner im Hauptstode unserer Alpen 7100' hoch; er sagt darüber: „ich kenne einen Punkt der Algäuer Alpen, welcher vollständig geeignet ist, über die wirkliche Lage der Schneegränze Aufschluß zu geben. Er befindet sich auf dem Rücken der Mädelegabel. Dieser Rücken trägt ein großes Schneefeld von 2000 — 5000' Breite und mehr als 10,000' (par.) Länge. Dasselbe liegt auf einer nur wenig (in Stunden 10) gegen Süden — S.O. — geneigten Fläche, in dieser Richtung völlig frei exponirt, von der Sonne, so lange sie am Himmel sichtbar ist, beschienen, rückwärts gegen Nord nur von geringen Gipfelerhebungen um 200 bis 300' überragt. Das Gestein, worauf es ruht, ist vorherrschend heller Dolomit, zum Theil auch dunkler Mergel und Schiefer von mergenreichem Kalkhornstein. Der untere Rand dieses Schneelagers liegt da, wo es selbst im warmen Sommer 1852 unvergänglich blieb, 7284'. Ja es reicht weit mehr östlich exponirt gegen den Krager bis in das Joch herab, nemlich bis zu einer Höhe von 6814'. Die südliche Exposition steht aber über dem nominalen Temperaturwerth, mithin kann die Höhe von 7100' im Hauptstode der Algäuer Alpen für die Schneegränze angesehen werden.“

In der Schneeregion findet sich der Firn, eine körnige Masse des Schnees, der die Stelle der Gletscher vertritt. — Von der Mädelegabel ragt der Schwarzmilzgletscher hernieder.

Wie der Regen so hat aber auch der Schnee seine Schrecken: durch die Bildung von Lawinen, die bald als Grundlawinen Flußbeete und Schluchten verschütten, bald als noch gefährlichere Staublawinen die stärksten Baumstämme gleich Reisern zerbrechen, vergletscherten Schnee, Bäume, Felsblöcke, Geröll und Erde in eine kompakte Masse zusammenballend, herniederdonnern und alles, was sie treffen, gänzlich zerstören.

Die plötzliche Entstehung der Wolken an der Nordseite der Kalksteinwände in den heitersten und schönsten Sommertagen und am häufigsten Nachmittags oder gegen Abend, wenn die Südseite am meisten erwärmt ist, das aus der Ferne sichtbare Wechseln der Farben an diesen Wänden, die bei trockener Luft gelblich grau und einige Stunden vor einem Regen beim heitersten Himmel ganz bleigran werden, die Feuchtigkeit, welche sich bei Befählung des Gesteins einen halben Tag vor Gewittern spüren läßt, lassen auf eine besonders Wechselwirkung mit der Atmosphäre schließen.

Die Gewitter erscheinen bei uns mehr großartig als gefährlich, wenn sie gleich wohl auch mit Hagel begleitet sind; der aber in den höheren Regionen meist ohne namhaften Nachtheil bleibt; in dem nördlichen Distriktsantheile im Stigellande aber (in früheren Jahren) öfter schon großen Schaden anrichtete. Das Jahr 1851 hatte den meisten Schaden durch Hagel angerichtet am 25. Juli. — Am großartigsten schauerlich war dann das am 15. August ausgebrochene Gewitter; die ganze Atmosphäre war schwefelgelb, dann ins Grünliche spielend gefärbt und die höchst unheimliche Stimmung endete ein Hagel mit Schlossen von der Größe der Hühnereler.

Wechsel der Jahreszeiten und des Klimas.

Der Winter beginnt im Thale meist anfangs oder auch Mitte December, während schon länger vorher die Berge ihr winterliches Gewand angezogen. Gegen Mitte Februar und März schmilzt der Schnee, doch kommen noch gar oft im Mai, wie wir gesehen, neue Lieferungen oft sehr weit zu Thal reichend. Den Uebergang vom Winter zum Frühjahr begünstigt am meisten der weiter oben erwähnte Föhn, wenn er längere Zeit gelinde anhaltend herrscht. Mit seiner Hilfe schmilzt an einem Tage mehr Schnee und dabei die alte zähe obere Schicht, als die Sonne in einer Woche zu schmelzen vermag, da sie oft kaum die neuen obern Schneeablagerungen entfernen kann, dann gar zu gerne neue Ansätze von Schnee nach sich zieht, während bei warmer Luft eine massenhafte Verdunstung der wässrigen Theile unterhalten wird, und die Niederungen vor gefährlichen Ueberfluthungen der Bergwasser geschützt werden.

Eine anerkannte Erscheinung ist, daß großer Schnee selten große Wasser geben, wie solche nach wenig schneereichen Wintern leichter eintreten. Das eigentliche Leben der Vegetation erwacht dann aufs üppigste, frühes Hervortreten desselben wird nicht ohne Grund mehr gefürchtet als gehofft; die Bergbäche füllen sich wieder, und allenthalben beginnt fröhliches Leben und Treiben der Menschen- und Thierwelt. Dieß geschieht oft so rasch, daß wo vor vier Wochen Schnee lag, die Sense schon waltet.

Selbst wo in höher gelegenen Gehängen die Schneedecke noch nicht ganz gebrochen war, sproßt unter ihr schon das frische Gras aus der warmen Erde, und mit der Entfernung der Schneedecke ist auch der Sommer in seiner Fülle da.

Der Juni bringt häufig für die Heuernte nachtheiligen Regen. Seit 1852 aber bietet die erste Hälfte dieses Monats herrliche

Tage. (Heute am 2. Juni stand früh 5 Uhr das Thermometer + 10° R. — Mittags + 21° und jetzt Abends 6 Uhr noch + 18° —; acht Tage vorher aber hatten wir noch geheizte Zimmer bei + 4° R. ! Anders war es im Jahre 1851, wo wir noch Mitte Juni Schnee tief herab hatten —, war ein Tag ohne Regen, so brach Abends sicher ein Gewitter aus, und dieß war der sonnenreichste Monat des Jahres; am 2. schon + 27° — am 1. Juli + 22° aber auch Abends noch + 21°.) Nun gestaltet sich die Wärme zur Hitze, die Gewitter toben durch die Thäler. Ende August ändert sich's wieder; und im September hat sich der Sommer bereits geneigt, doch bietet der October, oft auch noch der November die beständige Witterung, so daß wir aufs Neue durch Stützenschnee (1854) erfreut werden.

4. Zeit der Saat und Erndte

ist im Bezirke je nach der südlichen oder nördlichen Lage sehr verschieden; in den im höchsten Süden gelegenen Gebirgsthälern und Abhängen fällt sie nach dem gewöhnlichen Begriffe ganz weg, Vieh und Wild weiden daselbst, und nur auf hochgelegnen Matten, ja selbst über dem Vieh zugänglichen Strecken wird von Menschenhänden mit der Sichel das saftreiche Gras abgeschnitten, zum Theil auch bloß mit den Händen ausgerupft; wobei dann nicht selten vorfichtshalber der Leib des Arbeiters mit einem Seile an einem nahestehenden Baume befestigt ist. — Die einzige Erndte, die in diesen Gauen vorkommt, die überhaupt im Bezirke das wichtigste Geschäft des Jahres hindurch ist, die Heu-Erndte beginnt wie bereits erwähnt, nachdem kaum der Schnee verschwunden ist, Mitte oder Ende Juni; und zieht sich hinaus bis Mitte September, indem nach Gewinnung des sogenannten Ackerheues (von den gedüngten Wiesen) jene des Pferde- oder sauren Heues und der Streuwiesen in Angriff genommen wird, und so sich dann auf den erst abgemähten Strecken die Grommat-Erndte anschließt.

Wo im Frühjahr, wie öfter bei Verzögerung der Möglichkeit in die Alpen einschlagen zu können, der Graswuchs durch das Vieh abgefressen wird, schließt sich die Erndte des Nachwuchses des Heues, **Grappen** genannt, der eigentlichen Heuerndte an.

Je weiter gegen Norden, desto mehr findet Unterbrechung durch Erndte von Sommergetreide vorerst nur durch Haber statt,

denn durch Gerste und Sommer-Hoggen, oder Besen, allenthalben aber, soweit Ortschaften reichen, auch durch Kartoffel, dann Kraut-
kohl und Feldbohnen. Je weiter gegen Norden, desto mehr ist vom
eigentlichen landwirthschaftlichen Betriebe die Rede.

Die Saat für Wintergetreide fällt in die Mitte und Ende
September, die für Sommergetreide beginnt durchschnittlich Mitte
April, kann aber auch noch weiter hinaus erst eintreten. Die Her-
Erndte ist auch hier nicht früher, im Gegentheile in der Regel eine
Woche und mehr später, als im Süden, und erleidet ihre Abwech-
slung zwischen Heu- und Grommat-Erndte im Juli und August
durch die Einheimsung der Getreidefrüchte und des Flachses — und
später oft erst im September folgt die Erndte des Habers, der
Kartoffeln und Hackfrüchte, die aber auch schon gar nicht mehr —
oder nur unter der Schneedecke weg eingebracht werden konnte.

5. Geognostische Beschaffenheit des Bodens.

a) Im Allgemeinen.

Da das Gedeihen der Pflanzen zumeist von der Beschaffenheit
ihres Standortes und von der Einwirkung des Klimas abhängt,
so möge auch zuerst ein kurzer Umriss des Bezirkes nach den Ob-
hängigen folgen.

Es offenbart unser Gebirg den eigenthümlichen Charakter, den
der ganze Alpenzug hat, der von Bern bis Salzburg zieht, und
sich an die südlichen Urgebirge anlehnt, in parallelen bald mehr
bald weniger senkrecht stehenden, bald wagrecht aufgetürmten
Schichten fortstreicht, in der Richtung von W.-S.-W. nach O.-N.-O.
Ihr Lauf ist vielfach von einzelnen Einschnitten, Spalten und Ab-
sen unterbrochen, wodurch eine Menge Schluchten und Abgründe
entstehen, das Gebirge selbst grüßig wird und theilweise nur mit
Gefahr zu besteigen ist.

Die höchsten Höhenpunkte im Süden gehören dem Haupt-
zuge an, der aus langen durch wenig Querthäler unterbrochenen
Wänden besteht, deren höchster Kamm scharf und zerfüßig das Bild
zerstörender Wirkungen der Elemente darbietet. Die einzelnen Gip-
fen eines solchen Kammes erheben sich an und für sich schon als
ungeheure Berge über die Einschnitte der gewaltigen Wandungen.
Unter ihnen finden sich viele unzugängliche, unwirthschaftliche nackte
Felsenmassen. Nur da, wo nicht die Stelle der Wände oder weit

ausgebreitetes Gestein hindern, findet sich Pflanzentrockenheit. Von den Quellen der Mer und der Ostsch zu fließenden hohen Längthäler die Wände in bedeutender Höhe, bedecken bleibende Eissfelder die Spalten und findet sich ewiger Schnee, (wie hinter Eindhösch unter dem Glatte, wo ein großartiger Anblick an die Mädelegabel sich darbietet). Am Hochvogel, der Mädelegabel und ihren Fortsetzungen bis zum Viberkopf findet sich eine Masse von Bergfäden, Wänden, Pyramiden und Klippen in hantester Mannigfaltigkeit gruppiert.

Im vorigen Jahre hat allerdings die Ewigkeit beinahe eine Unterbrechung erlitten, indem bis auf ein kleines Restchen aller Schnee geschmolzen war.

Daß es daher mit dem Fortkommen der Pflanzen vielfach sehr sparsam aussieht, und höchst selten eine dem Breitengrade entsprechende Vegetation sich bis zu der Meereshöhe erhebt, leuchtet wohl um so mehr ein, als diese Gebirge erst gegen Mitte des Sommers von der Last des Schnees befreit, und schon Mitte Septembers wieder von ihr eingehüllt werden, der selbst die Gipfel der in den Schluchten stehenden Tannen erreicht.

Hierher gehören: Schafalpenkopf, Rempferkopf, Viberkopf, kleiner und großer Koppentopf, Mädelegabel, Krager, Färschiffertopf, Krotenspiße, Kreuzed, Raubed, Wilden und Hochvogel. Er hält in der Mitte eine Höhe über der Meeressfläche über 7418.

Von den Gliedern des Mittelzuges finden sich in unserm Bezirke mächtige Höhen, zwischen welchen mehrere einzelne Gebirgsglieder in Stufenformen Gruppen bildend, angereiht sind, die in der Regel auf der Südfseite weniger steil sind als auf den andern Hängen, und zum Theil weit gegen die Spitze, viele darunter bis auf dieselbe, mit zahlreichen Almen besetzt sind. Die senkrechten Wände kommen hier sparsamer und meist nur nach einer Seite vor, die nackten Spitzen stehen vereinzelter, die Wände sind mehr unterbrochen, es zeigt sich überhaupt mehr mildere Form und bis zum Theil bis an die Spitzen reichende Bewachung durch Bergfäden.

Die einzelnen Glieder der Stöße haben zum Theil tiefe Absonderungsthäler zwischen sich.

Die vorzüglichsten Glieder dieses Zuges sind: Schlappoltered, Stummelschrofen, Unterstopf, Söfals, Rübhorn, Weißfuß, hinter

Seelkopf, Schnecken, Nebelhorn, Daumen mit seinen Ausläufern, Augelhorn, Rauhorn und Geißhorn. Die mittlere Höhe beträgt 6526'.

Vom Vorderzuge, der sich größtentheils als einfache, schmale Felskette darstellt, laufen meist in der allgemeinen Richtung von W.-S.-W. nach N.-N.-O. lange, schmale, einfache Wände oder einzeln auslaufende Bergkegel, wie der Feler, dann der Schrosen, der Zinken und vor allem der vorgeschobene Grünfen. Die Mitte der Höhen ist: 5518'. Sie bilden gleichsam die Schlußmauern der eigentlichen Hochgebirge gegen die viel niedrigeren.

Vorberge, die keine nackten Felswände und schroffen Räume über ihren Rücken mehr aufweisen, vielmehr mit Erde und Schutt bedeckt, walbige Massen und an ihren sanften Abhängen Alpenwiesen bilden, deren höchste Ruppen allein waldbentblößt sich darstellen; z. B. der Entsch, das Imbergerhorn, Wertacherhörnle, die Reuterwanne, der Rothachberg. Sie bilden den niedrigsten Theil und den Schluß des ganzen Alpengebirges. Seine mittlere Höhe beträgt 4877'.

Nördlich von ihnen finden sich in dem mehr in der Richtung von W.-W.-S. nach N.-N.-O. streichenden Hochlande nur noch Höhen und zwar die namhafte Elleder-, Schwarzenberger-, Mittelberger- und Wachseneder-Höhe. Sie gehören der Hochbildung an, aber welche aufgeschwemmtes Land hingeschlittet ist, und haben noch den eigenthümlichen Charakter der Alpengebirgsformation; zwischen ihren höhern Berggipfeln bilden sie oft viele hochliegende Ebenen und Kessel, welche bald mit fruchtbaren Feldern und Wiesen, bald mit ungangbaren Torfmooren und Felsen bedeckt sind. An und auf ihnen findet der ausgebreitetere landwirthschaftliche Betrieb mit Getreidebau statt, während die südlichen davon wohl sehr viele Gründe (Günde) enthalten, mit Wald und Heide, sowie mit Wiesenwachs bedeckt sind, die zur Alpenwirthschaft dienen, und namentlich noch vortreffliches Bergheu liefern.

b) Gebirgsbildung.

Die geognostische Formation, welche das steinige Substrat unserer Alpen liefert, ist ein Theil der großen Alpenkalkformation. Im Allgemeinen bezeichnet man unsere Alpen als Kalkalpen, allein man würde sehr irren, wenn man sie für ausschließlich aus kohlensaurem Kalle gebildet hielte. Dieser dürfte kaum die Hälfte ihrer

Bodenfläche einnehmen. Er gehört zur Formation des Jura, zum Theil auch des Lias, die allerdings die vorwaltenden Bildungen der Alpenkette sind. Diesen Formationen sind noch ganz andere Gesteinsarten untergeordnet, als reiner Kalk; sowie sie auch nicht die einzigen Formationen sind, welchen die Gesteinsmassen unserer Berge angehören. Außer dem jüngern angeschwemmten Lamm nehmen noch zwei andere Formationen Antheil daran; nemlich die der sogenannten Kreide, die bei uns hauptsächlich durch Sandstein vertreten ist, und die tertiären Bildungen, durch den Molassensandstein und Nagelfluh vertreten. Allen Formationen sind Mergelbildungen beigegeben.

Diese Glieder können entweder einzeln oder im Gemenge mit andern die fruchtbarste Bodenbedingung enthalten, wie sie auch, wie wir sehen werden, vorzüglich die große Fruchtbarkeit unsrer Alpenweiden bebingen. Nur der Kalk, wo er rein auftritt, sowie der Dolomit gewähren in ihren höhern Erhebungen ein Bild der Unfruchtbarkeit durch ihre schroffen kahlen Felskämme. Sie sind es, welche überragend der Umgegend den imposanten Naturreiz verleihen, zugleich aber auch von der Fruchtbarkeit eine ungünstige Vorstellung machen. Doch ist ihre Grundfläche im Verhältnisse zu der bewachsenen Fläche sehr unbedeutend, und werden Kalk- und Dolomithorfen der höchsten Gipfel mehr in den Hintergrund gedrängt, und von den grünen Vorbergen bedeckt, während allerdings der ganze Hauptzug vom Viberkopf über die Mädelegabel und den Hochvogel ganz steril ist, und bei der kalkreichen Sandsteinbildung die Berge minder abschüssig und allenthalben dem Vieh zugänglich sind. Dem größten Theil unsrer Voralpen macht aber eine eigenthümliche Mergel-, Kiesel-, Kalk- und Conglomeratbildung aus, die zwischen der Molasse und dem Alpenkalk eingelagert erscheint, der die Fruchtbarkeit vorzüglich bedingende Kalkhornstein, dem Lias sich nähernd. Er bildet den wichtigsten Bestandtheil unserer Alpen, mit ihm Wehsteinschiefer und Fleckenmergel. Ihre leichte Verwitterbarkeit begünstigt den Graswuchs an Böschungen bis 75° Steigung, wie z. B. auf der Hofsatz; sie überwiegen an Masse die sterilen Kalk- und Dolomitberge bei weitem, und erreichen am Linarskopf eine Höhe von 7450'. In seinen untern Schichten ist dieser Kalkstein dunkelgrau, fast schwarz und zwar um so mehr, je näher er dem Liaschiefer ansteht. Viele feine Risse durchkrümmen

ihn, die zuweilen mit Kalkspath ausgefüllt sind, daher er abrig erscheint, jedoch sehr hart und feinkörnig ist. Nach oben verlieren sich die Kalkspathadern, die dunkelgraue Farbe geht in die hellgraue über, bis sie endlich fast ganz weiß wird, und den Dolomitiegeln gleicht. — Von den höchsten Alpen mit diesem Gebilde des Kalkhornsteins kommt das schwerste Vieh — von der Viber-, Haldenwanger- und Warmatsgunder-Alpe.

Der Sandstein (Grünsandstein), der Felsch der Schweizeralpen bringt von diesen bis an unsern Bezirk, überspringt aber die Iller an ihren westlichen Quellen nicht; wohl aber am Gränten und an der Schöllangerburged, an welcher diese Kreidebildung isolirt auftritt. Zu dieser Gebirgsformation tritt die nordwestliche des Kettenschwangerthales, die durch Iller und Ostrach von der Hauptmasse zum Theil abgeschnitten erscheint. — Vom Enschentopf zum Imbergerhorn. — Die Gesteinnatur ist aber am interessantesten in dem zwischen dem untern und obern Bezirk gelegenen Gränten. Die denselben zusammensetzenden Gesteins- und Gebirgs-Arten sind ganz eigenthümlicher Natur, und auf eine ganz eigenthümliche Weise mit einander zu einem Berge verbunden. (Ihnen verdanken wir die höchst schätzbare geognostische Skizze des Gränten vom kgl. Herrn Bergmeister Glümbel.) Sein Gestein besteht größtentheils aus kohlensaurem Kalk und Eisenoxydul. An ihm ist die Kalksteinbildung bis am Gipfel von Eisenoxydul durchdrungen. Die Grünsandsteinschicht geht über in Felschgebilde, zuerst in ein mächtiges Lager von eisen-schüssigem Kalksandstein, hie und da von Chlorit grün gefärbt, und enthält in der untersten Zone des nummulitischen Eisenerzes Versteinerungen von großen Schiniten, Terebrateln u. s. w. und namentlich den *Cancer Sonnhofensis* — den versteinerten Krebs. Der Gränten ist eine durch gewaltige Gebirgsverrückung nach Norden vorgeschobene Fortsetzung der Kreidebildung Borarlbergs und der westlichen Illerberge. Er beendet zugleich den Hauptzug nach Osten, indem die Gesteinszone vom Gränten weg in östlicher Richtung so rasch an Breite abnimmt, daß sie im Herzelsstein, Sattelschwend und Kuhberg zwar noch ansehnliche Schichten bildet, durch welche die Wertach sich einen schmalen Durchgang erzwingen hat, aber schon bei Vorderreute fast verschwunden ist.

So ist der Uebergang von den südlichen Höhezügen zu der tertiären Bildung der nördlichen Vorberge mit Sandstein, Nagel.

fluß und Mergel durch Fortstreichen dieser Gebilde, zugleich mit zerblöckeltem abgelösten Gesteine dieser Nagelfluß und des Sandsteins überhaupt und vorzugsweise des Molassensandsteins insbesondere gegeben in der Abdachung des Hochlandes mit seinen Hochebenen des nördlichen Bezirkes. Die Mergellager sind mit Gypsadern durchzogen und eben so findet sich wieder Gyps und Mergel im Muschelfalke. Erhärteter Thon und Mergel sind mit Kalkspatadern und Kristallen durchzogen, auch findet sich Kalkstein von erdigem Bruche. Die Zwischenräume dieser Flözberge, die fast immer nach Osten streichen, sind mit Thonerde und Alpenschutt ausgefüllt, die Neigung der Winkel, in welchen sich die Schichten senken, ist gewöhnlich gering, doch erreicht sie von 20 bis 30°. Der Molassensandstein besteht vorzüglich aus Quarz, Glimmer, Thonerde, Eisen- und Manganoxyd, kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Bittererde, während die Nagelfluß, welche als Ausläufer der Gebirgskette in einer Mächtigkeit von mehr als 100 Schuh (oft bis von der Größe eines kleinen Hauses) vorkommen, aus verschiedenen Kalk- und Sandsteinen mit thonigem Cemente bestehen.

Noch möge bemerkt werden, daß der oben erwähnte Vias im Trettachthale in der Spielmannsau als schwarzer kiesartiger Kalk — schwarzer Marmor; an der rothen Wand am Fuße des Giebels und im Kettenschmangerthale, dann im Trauchbache hinter Spielmannsau — rother Marmor, — dann oberhalb Ebnat am Schlappoltered, und südlich von der Weisalpe, sowie weiter nördlich von der dunkeln Grünsandsteinbildung bedeckt, dasselbe Gestein massig auftritt — der bituminöse Mergel mit Grünstein — Weßsteinschichte — und wie in der rothen Wand am Struibenthale im Dytthale der Vias dunkelroth gefärbt ist. Welchen Reichthum der Grünten an Eisen enthält, ist bekannt, so wie seine wohlthätige Wirkung auf die Bevölkerung durch den Betrieb seines weitberühmten Berg- und Hüttenwerkes zu Sonthofen; doch nicht blos im Grünten wählen die geschäftigen Knappen ihn auszubeuten, der Hammer und Meißel zahlreicher Steinhauer lösen auch an seiner Außenseite mächtige Schichten ab, die als die bekannten Grüntenplatten weithin verführt werden.

T h ä l e r.

Schon bei Bezeichnung der Gränze sahen wir dieselben über die hohen Grate sich hinziehen, auf welchen im Südwesten gegen die Thälerungen des Gebietes die Bregenzer- und Aach, dann im Süden

und S.-D. gegen das Lechthal mit dem ihm angehörigen Ilstthale die Wasserscheiden sich finden, während der größte Theil unseres Gebietes dem Murrthale mit seinem Ostrachthale und im Westen und N.-W. dem Wertachthale angehört.

Mit vielen Nebenthälern, die bald größer bald kleiner, je nach den verschiedenen Alpenpässen genannt werden, entsteht das Obere Murrthal mit seiner südlichsten Ausdehnung durch die wassergleiche malerisch umschlossene Ebene von Oberstdorf. Das erste der drei Seitenthäler seiner Ursprungsflüsse ist westlich das große Quertal der Breitach — das Walserthal; von Süd und S.-W. zieht sich das Birgsauertal her, von der Stillach durchströmt, das tiefgelegteste der drei Murrthäler, an mancher Stelle ziemlich breit. Südlich heißt es Rappenalpenthal, das sich auf die Länge des Tauferberges erstreckt am linken Ufer des Rappenalpenbaches, der es durch die Klemme am oberen Falken, das Rörberdobel durchbringend, durchspült, hier sanft — am jenseitigen Ufer aber steil emporsteigend. Noch weiter gegen Süden bei unbedeutender Ausdehnung heißt es Viberalpenthal, das sich gegen S.-W. vom Halbenwangerkopf abzieht. — Aus dem Birgsauertale führen im S. mehrere gefährvolle Saumwege (der schauerlichste am Schrofienabgrunde) gegen den Thanberg und ins Lechthal. — Das Spielmannsauertal fällt von der hohen Tretach ab, wird gegen Süden von der riesenhaften Mädelegabel verschlossen, und hat trotz der theilweise erschreckenden Zerküstungen seiner Seitenwälder, bis in die obersten Regionen noch Alpen. — Zunächst nach N.-D. reiht sich das Hochthal des Dietersbaches an, und an dasselbe das großartige Oyththal mit seinen ausgebreiteten Alpen, auf den nordöstlichen Höhen die Begränzung gegen das Hintersteinertal und somit gegen das Gebiet der Ostrach; während wir weiter gegen Norden mehreren kürzeren Thälern und Schluchten, jenem des Trauchberges, dem Falkenbache, von der Geisalpe abfallend dem Reichenbache u. s. w. begegnen.

Wetteifernd an Großartigkeit mit dem Obermurrthale lehnt sich gegen Osten das Ostrachthal an, über die verschiedenen hohen Gränzpunkte vom Hochvogel nach Osten und N.-D., dann gegen Norden bis zum Ruhgundkopf des Iselers hinziehend, gegen Osten das Stromgebiet der Murr von jenem des Lechs scheidend. Von den Wilden und der Schneeeck dehnt es sich als Hintersteinertal bis

zum Austritt der Ostrach durch die Steine, um sich dann als Hin-
delangerthal auszuweiten in freundlicher Weise, einem von D. nach
W. ziehenden Querthale. Gleich nach dem angeführten Austritte
mündet in das Ostrachthal das herrliche Kettenschwangerthal
mit seinen vorzüglichen Alpen. Mehr einem Einriß als einem Thale
gleicht das Gebiet der Starzlach vom Grünten herab.

Quer in das Illerthal mündet von Ost sich ziehend im Nor-
den das Petersthal von der Rottach durchflossen. Im geraden Ein-
mündungswinkel liegt das Thal der Kranzegggerach, die Gefilde von
Borberburg besuchend.

Den Norden des Bezirkes aber begränzt der Wachseneder-
höherücken, der seine Abflüsse theils zur Rottach, theils zum Sulz-
bergersee sendet, während wilde Schluchten noch bei Petersthal von
der fruchtbaren Ellederhöhe theils der Rottach, theils der Wertach
sich zuehren ins fruchtbare Wertacherthal, das großartig und zu-
gleich höchst anmuthig von Unterjoch am Sorgschrofen (Zinken)
vorüber abfällt, bei Wertach mit dem von Osten des Grünten ge-
rade in östlicher Richtung ein Querthal und dann gegen N. - D.
den Gränzbezirk bildet.

c) Bodengattung nach Ober- und Unterlage.

Aus den oben geschilderten verschiedenen Gesteinsarten der Ge-
birgsbildung, die zugleich zur Unterlage dienen, wird der Boden —
die Krume — gebildet, in welchem sich Humus, der sich aus dem
hinterlassenen Moos der Bergpflanzen bildet und theilweise mit dem
Alpenschutte den Thälern zugeführt wird, befindet.

Er enthält vorzüglich Kalk, Kiesel-erde und Kalk, sowie auch
Natron und Phosphor-, Schwefel- und Kohlensäure. Die Gesteine
bilden in allen Zügen leichte D a m m e r d e, im Haupt- und Mit-
telzuge Sand in hoher Reinheit, im Vorderzuge hohe Vorgebirge,
und in der Hochebene Felsarten, deren Verwitterung halb erdige,
halb sandige Produkte liefert. Nach den Bestandtheilen der Damm-
erde aber sind auch die auf ihr vorkommenden Pflanzen verschieden.
Die allgemeine Bodenform ist die, wo die organischen Verwesungs-
reste in vorwaltender Menge hervortreten, die unorganischen aber
in kleinster Zertheilung befindlich und quantitativ vermindert sind,
und das ist die eigentliche Dammerde. Sie vereinigt unter Vor-
aussetzung, daß sie die nöthigen Nahrungsstoffe enthält, als solche
die Pflanzen aller Bodenformen vom Felsen bis zum Sand.

Aus allem früher Mitgetheilten geht hervor, daß unsere Bodenart Kalkboden ist, der durch das häufige Vorkommen von Mergel eine dem Pflanzenwachstume höchst günstige Beschaffenheit erhält, die sich auch in dem nördlichen Striche durch den zerkrümelten Molassensandstein bewährt. — Auf ganzen Strecken stößt man bei jedem Schritte auf freiliegende Kalksteine. (Das alsbaldige Trocknen unserer Landstraßen nach Regen ist jedem bekannt.) Der kohlensäure Kalk, der in zusammenhängenden Massen selten vorkommt, wird häufig von den Höhen herabgeschwemmt; man findet ganze Flächen damit überzogen; daher man auch zahlreiche Kalklösen trifft, zu denen das Material gleich um den Standort herum gesammelt wird. Keine Kalkbildung findet sich aber dennoch nicht, stets ist Mergel dazwischen gelagert, häufig ist ihm auch ein geringer Antheil von Bittererde, Eisen und Bitumen beigegeben. Der Gehalt an Thon und Eisenorydul befördert seine Zersetzung, welche durch den Einfluß des kohlensäure haltenden Wassers, namentlich Regenwassers befördert wird, wodurch diese Bodenart sehr Wasser durchlassend wird.

Der Dolomit nähert sich dem kohlensäuren Kalk, zeichnet sich als feinkörniges, äußerst festes, grünliches oder gelb-grünliches Gestein aus, enthält kohlensäure Bittererde nebst kohlensäurem Kalk. Er liefert theils sandigen, zum größern Theile aber lehmigen, fruchtbaren Kalkboden.

Der Lias-Sandstein ist etwas fester, als der Kalkstein und widersteht zum Theil den Einwirkungen der Atmosphäre länger, bleicht aus und liefert einen thonigen, mergeligen fruchtbaren Kalkboden. In Begleitung von Fleckenmergel und rothem dunklem Marmor finden sich in ihm die seltenern Kieselgesteine, die eine lebhaft grüne und rothe Farbe zeigen. (Am meisten an der Spßsats.)

Der Kalkhornstein erscheint als die vorzüglichste dem Lias angehörige Sandsteinbildung mit Kalk — auch Quarz, Kiesel-erde, Eisen- und Mangonorhydul. Die Schichten dieser Bildungen sind meist von geringer Mächtigkeit, selten über einen Fuß, erscheinen als dunkle, bläuliche, graue, fast fettglänzende, feinkörnige Schiefer von muscheligen Bruche. Durch die Ausscheidung der Kohlensäure sind sie außerordentlich verwitterbar, und durch ihre Zersetzung entsteht ein fetter Lehm Boden von der allgünstigsten Beschaffenheit.

Hierher gehört auch der Wehsteinschiefer. Die bisher aufgeführten Bodenbestandtheile kommen alle im Haupt-, Mittel- und Vorderzuge vor.

Der Mergel, ein Gemenge von Thon und kohlensaurem Kalk mit phosphorsaurem Salze und Kali, begleitet vorzüglich den Kalkhornstein, und wirkt dadurch sehr günstig auf die Vegetation, indem er sehr leicht verwittert und zerfällt, und dadurch dem Boden große Pufferheit verleiht, der zugleich die Feuchtigkeit lange anhält. Die mergeligen Zwischenlagerungen fehlen keiner Formation. Als Flecken- und Thonmergel, dann mergeliger Kalk kommt er in allen Zügen vor.

Der Gyps, schwefelsaurer Kalk, tritt im Vorderzuge, sehr reichlich in einem Lager bei Hindelang, auf. Er findet sich in Lagerungen und verdient als Bodenart kaum der Erwähnung, um so mehr aber als Düngungsmittel, als welches er, richtig angewendet, vortreffliche Dienste leistet, während ein Gypsboden dem Pflanzenwachsthum nicht günstig wäre.

Ebenso findet sich im Vorderzuge noch, wiewohl sehr sparsam, Kreide; andere Sandsteine — wie Grünsandstein aber um so mehr, der am Grünsanden in großen Massen als Quaderstein gewonnen wird, wenn er sich rechtwinklich zerklüftet. Dadurch, daß das Bindemittel des Grünsandsteines häufig Mergel ist, begünstigt er das Pflanzenwachsthum sehr. Gerade die Natur dieses Bindemittels, das in ergiebiger Menge vorhanden ist, befördert die schnelle und vollständige Verwitterung. Ferner kommt noch Eisenoxydul und selten auch Manganoxydul vor, welches pulverig und der Fruchtbarkeit mehr nachtheilig ist.

Ebenso tritt im Vorderzuge auch schon die Nagelfluh auf, welche dann im hohen Vorgebirge und in der Hochebene einen der häufigsten Bestandtheile in Ober- und Unterlage bildet. Diese Gesteinsart besteht aus abgerundeten Stücken vorherrschend von Kalkstein, zuweilen auch mit Quarz und andern Gesteinstrümmern durch ein kalkiges, mergeliges oder kiesiges Bindemittel fest zusammenge kittet, so daß gleichsam eine feste Masse gebildet ist. Da das Bindemittel häufig ein mergeliges ist, so tritt in Beziehung auf Begünstigung der Fruchtbarkeit annähernd das Verhältniß wie bei Grünsandstein ein, insofern nicht zu großes durch Verwitterung zurückgebliebenes Gerölle vorhanden ist.

Al dieser gesellen sich im hohen Vorgebirge noch die weitem tertiären Formationen des Sandes und des Mergels hinzu, sowie in der Hochebene vor allem Thon und Lehm, die der Bodenart ein ungleiches Verhalten beibringen, und wegen vorkommender Vermengung von Kalk und Kiesel Erde die Oberhand nicht gewinnen und daher wegen ihrer Kälte, nicht ungünstig einwirken, vielmehr durch die Vermengung mit Dammerde aus Alpenkalk-, Sand- und Thonsteine, welche letzterer häufig in schieferförmiger Schichtung vorkommt, als fruchtbarer Lehmboden erscheinen.

Der Molasse-Sandstein ist gleichfalls von Mergel und Thonmergel begleitet, enthält viel Kiesel Erde und ist durch seinen Kalkgehalt ungemein leicht zersetzbar, wodurch er zur Lockerung des Bodens beiträgt.

Sowohl von der Iller als von der Wertach aufwärts gegen das Gebirg bilden sich sanfte Einschnitte als Flußbeete mit anliegenden Ebenen, die die vorzüglichsten Bestandtheile der Flößgebirge und aufgeschwemmtem Lande aufweisen mit vorherrschendem Sand-, Thon- und Humusboden neben verschiedenem mehr oder weniger reichlichen Kies.

Sehr selten — fast nicht erwähnenswerth tritt der Alm auf.

6. Gewässer.

Die Gewässer sind das belebende Element der Thäler, daher wie wir oben gesehen, nicht von ihnen zu trennen. Die Bäche und Flüsse verleihen denselben größtentheils die Benennungen. Das Gebirge ist reich an Wasseradern und bietet ein mannigfaltiges Quellengebiet. Ihm entquellen die Iller mit ihrem Nebenflusse Ostrach und ebenso die Wertach. Eine kleine Ader fließt südlich von Krummenbach in der Filla Gemeinde Unterjoch, der Bils zu.

Die jungen Bäche bilden sich aus zahlreichen Zuflüssen, die meist reichen Quellen auf hoch gelegenen Stellen an Felsenrücken und Wänden entsprudeln, oder häufig auch von Moorigen und kleinen Bergseen ausfließen und selbst auch als Abflüsse von Gletschern und Eiseibern. Besonders belebt sind sie alle im Frühjahr und namentlich beim Föhnwinde. Nach starrer Ruhe erwachen sie allenthalben; erst ein Stündchen um Mittag, dann immer länger, so daß bald den ganzen Tag und weiter noch die Nacht hindurch rastlos die Bächlein von allen Seiten, von jeder Terasse einander zu-eilen. — In der Regel ist die Temperatur der Quellen eine nied-

rige; sie werden in ihrer Temperatur schon dadurch häufig vermindert, daß sie durch Spalten, Risse und Höhlen von Dolomit durch die Kalkfelsen sickern. Die Quellen haben häufig eine Temperatur von nur 2 oder 3° und darüber, z. B. die Quelle im Koblach, auf dem Daumen in einer stundelangen Strecke von zerrissenen, zerklüfteten kleiner Felsenpyramiden, mit unzähligen Spalten, eine wahre Folter für Fußparthien. Je tiefer die Quelle in der Erde sich findet, desto niedriger ihre Temperatur, doch übt die Beschaffenheit der Bodenbestandtheile und die des Wassers selbst einen bedeutenden Einfluß aus; dann je höher gelegen, desto niedriger abermals die Temperatur, die noch dazu im Allgemeinen durch das Kalkgebirg erhöht wird.

Eine Quelle unter dem Zeiger 5700' hoch entspringend, maß Nachmittags 3 Uhr den 22. August 1852 1, 6, und an der untern Schlappolderalpe bei vollem Sonnenschein am 23. August 1851 Mittags 12 Uhr 2, 2 und jene am Seealpee am 30. August desselben Jahrs Vormittags 10 Uhr vor heftigem Gewitter 2, 3.

An der Einödsbacher Schafburg haben wir eine Quelle von 0,85°.

Alle unsere Quellen, so klar und frisch sie auch aus dem reinlichen Riese zu Tage treten, sind ungemein kalkartig, und liefern daher harte Wasser.

Man unterscheidet vorzüglich Sprudel- und Sickerquellen, denen die atmosphärischen Niederschläge zur Nahrung dienen. Das Grundwasser dient zur Benützung durch Senkbrunnen.

Von der südlichsten Spitze eilt uns der Halbenwangerbach zu, der unter der Viberalpe die Benennung Rappenalpenbach annimmt und bis zur Klamm unter Einödsbach behält, von wo an dieses Wasser mehr zur Ruhe gelangt, den Namen Stillach erhält, welche links den Griesgund-, Schlappold- und Grundsbach, rechts den Wildengundbach aufgenommen hat, (eine Anzahl herrlicher Wasserfälle, der schönste am Taufensberg, donnern über die kahlen Felsen herab in die Tiefe des unbewohnten Grundes); während sich die Trettach (die sich im Speritobel, in eine ungeheure Schlucht hinabstürzt), besonders durch namhaftere Zuflüsse am rechten Ufer verstärkt durch den Trauch-Dieters-, Dy- und Fallbach.

In der nördlichen Begrenzung des weitem Thales um Oberstdorf vereinigt sich bekanntlich die aus dem Walsertthale strömende Breitach, nachdem sie am Gränzorte Walserschlänze den Hörn-

lesbach aufgenommen hat, mit der Stillach und Trettach, und die vereinigten Bergflüsse nehmen nun den Namen Iller an.

Es möge gestattet sein, hier noch zu erwähnen, wie jeder dieser drei Bergflüsse seinen Durchbruch sich erzwingen an der Stelle großartiger Klammern. Die Breitach zwingt sich an der Abfälligungs- und Fähabsturzungsstufe dem Zwing bei Rornau durch, die Stillach an dem großartigen Einödsbachertobel, an welcher sie erst diesen Namen annimmt und die Trettach, in ihrem Seitenzugflusse dem Dietersbache, der nahe bei Gerstruben den Gensfen das Grab bereitet — im Hältobel.

Die Iller, stets Gränzfluß des Bezirkes, nimmt dann an ihrem rechten Ufer den Reichenbach (mit dem Weisalpbache), Schönlanger-, Hünanger-, Pen- und Schwarzenbach auf; unter dem fgl. Berg- und Hüttenwerke Sonthofen die.

Ostrach. Dieser mächtige Gebirgsfluß stürzt von den Wilden und der Schneef- beginnend als Berggründlebach, unter dem Giebel sich theils direkt aus den vom Hochvogel theils von seinen Ausläufern zufließenden Wildbächen sowie von den Seckpfen und dem Daumen mit seinen Ausläufern durch den Wengert- und Laufstühlerbach, aus ihren Hochthälern mit den fruchtbaren Alpen sich im Sauwalde am Fuße des Rostkopfes bildend. Zur Ruhe gelangt durchfließt sie das Nidenalpenthäl und Willersthal, um gleichfalls den Durchbruch durch die Eisenbreche zu erzwingen, zwischen himmelanstrebenden und seltsam ausgehöhlten vielfach durchbrochenen Felsen über die gezackten Wände in unabsehbare Tiefen sich stürzend. Beim Dorfe Hinterstein nimmt sie den Zipselsalpenbach, der durch eine Reihe von Wasserfällen stufenweise jäh abstürzt, auf, und tritt dann hinter den Steinen in die weite Welt hervor, wo ihr vom Kettenchwangerthale hier die Wsponderach zufließt. Um Hindelang weitet sich das Ostrachthal in freundlicher Weise und der Fluß eilt nun in der Richtung von Osten nach Westen seiner Vereinigung mit der Iller zu, nachdem sich vorher der Firsbach, der Ferbach vom Imbergerhorn und die Starzlach, vom Gränten kommend durch tiefe Einrisse und nicht selten grause Verwüstungen anrichtend, mit ihnen verbunden haben.

Noch fließt der Iller vom Gränten ebenfalls kommend die Altsch zu, und an der nördlichen Gränze nimmt sie die Rottach — Abfluß des Schwarzenbacher Weisers auf.

Der Lauf der Aar zeigt ein relatives Gefälle von 116' bis zur Aa und bis Rempten von 304'.

Die Rottach sammelt ihre Ursprungsadern vom Oberjoch im Laufe nach Unterjoch, bildet durch fruchtbares enges Thal strömend äußerst anmuthige Gelände in ihrem Laufe vom S. nach N., dem sie südlich vom Markte, sich mit der östlichen Starzach des Grüntes vereinigend in einer von W. nach O. und dann in der nordwestlichen Gränze des Bezirkes wieder in einer Richtung von Süd nach Nord verfolgt.

Die Nordgränzhöhe der Wachseneth und Kohlerberg senden von ihren Rücken die Abflüsse theils zur Rottach theils zum Sulzbergersee.

Auch der verschwindenden Bäche jenes im Oythale und des andern bei Viehweiden unweit Vorderjoch möge Erwähnung geschehen, als einer Erscheinung, die mit der Beschaffenheit des Gesteines und dem Bau des Gebirges in lebender Wechselbeziehung steht, die hier auf die vorhandene Zerklüftung des Gesteines und auf Höhlenbildung hinweist, mit welcher eben so die zahlreichen Wasserfälle zusammenhängen.

So reiht sich denn unmittelbar die Erwähnung der Seen und Weiher an, und soll hievon der lieblichste derselben der

Freiburgersee die Reihe eröffnen. Er liegt südlich von Oberstdorf auf einem hohen Flözbergstreifen gebettet, ist 680 Schritte lang und 720 breit, hat im Umfange $\frac{3}{4}$ Stund und $\frac{1}{4}$ Stunde im Durchmesser.

Schappoltsee — bei der Schwandalsee 180 Schritte lang, 300 breit. — Westlich von ihm finden sich noch 6 und östlich 5 kleine Weiher ähnlich Seen, deren größte Längenausdehnung höchstens 100 Schritte beträgt.

Warmatsgundsee, vor 35 Jahren durch einen Bergsturz gebildet, der den Warmatsgundbach in der Mitte seines Laufes der Art hemmte, daß er zu einem See answoll.

Der Rappensee, etwa 280 Schritte lang. In der Nähe desselben, sowie beim Salzbühl und östlich von „auf dem Gruner“ finden sich kleine Weiher.

Der Alpsee, westlich von Obermädelsee $\frac{1}{4}$ Stunde, hat 150 Schritte im Umfang und weder Ein- noch Ausfluß.

Der Eisssee, südöstlich auf der obern Gutenalp am Fuße des Rechlerkranzes, eine kleine Viertelftunde im Umfange, wird auch im Sommer nie ganz von seiner ganzen Eisdecke befreit, er mündet in den Dybbach.

Der Seealpsee oder Seiblingsee auf der 5500 Fuß hohen hintern Seealpse in einem Gebirgskessel, hat etwas mehr als $\frac{1}{4}$ Stunde im Umfange, ist von beträchtlicher Tiefe und mündet gegen S.-W. in das Dythäl, bildet einen nicht unbedeutenden Wasserfall, der mit Benützung seiner Abstufungen als Weg zur Alpe dient.

Der Christlessee, wegen seiner blauen Wasserflecken auch der blaue See genannt, im Spielmannsauertthale an der Straße dahin, eine kleine Viertelftunde im Umfange haltend, mündet mit seinem Ausflusse dem Seebagge nach kurzem Laufe in die Erettsch. Am Rande des Sees erblickt man unter dem Wasserspiegel mehrere in einander verwickelte Tannenstämme, die vor vielen Jahren durch eine Staublawine vom nahen Bergrücken des Himmelschrofen dahingeschleudert wurden.

Der Geisalpsee südöstlich von dem Weiler Geisalpse. Er erhält seinen Zufluß von einem ober ihm gelegenen kleinen See, welcher wieder gleichfalls aus einem höhergelegenen, unbedeutenden Wasserteßel Zufluß empfängt, so daß ein terrassenförmiger Absturz gebildet erscheint.

Der kleine Thalersee am Wiedemerktopf des Hochvogels.

Der Laufbühler, der obere kleine Laufbühler oder Eis-, der Cheratsgunder-See mit seinem herrlichen, dunkelgrünen Wasser — sämmtlich am Daumen.

Der Wildsee an der Taufersalpse am nördlichen Abhange des Rastenkopfes.

Der Hörnlessee, westlich von Unterjoch im Kessel des Hörnlesköpfle.

Der ganz kleine kaum erwähnenswerthe Kesselsee im Norden des Bezirkes.

Dann im N.-W. ein ebenfalls so kleiner See — der Blausee.

An diese reihen sich der Schwarzenberger Weiher, von der Größe von nahezu 50 Morgen,

der Haslach Weiher, 4 M. 30 Dez. haltend und

der *Wachtel Weiber*, sowie mehrere künstlich gemachte Weiber behufs der Wasseranstauung zum Betriebe von Gewerben namentlich Mühlen, auch Hammerschmieden 2c., und der Weiber am Schwebelholz bei zu gemeinnützigen Zwecken namentlich als Wasserbehälter beim Ausbruche einer Feuersbrunst im Markte.

S ü m p f e.

Theils durch reichliche unterirdische Quellen, theils durch Erhebung des sogenannten Grundwassers, das durch die Erhebungen der Flußrinnsale in Folge von Schuttanhäufung in denselben immer mächtiger wird, dann durch die ebenfalls dadurch bedingte Rückstauung des Wassers und häufige Ueberschwemmungen entstehen mehr oder weniger große Strecken von Versumpfung, wie wir sie in unsrer nächsten Nähe ober dem schwarzen Bache bis zum Einflusse des Hünangerbaches in die Aller zwischen Altstädten und Thalhofen sehen. Am meisten zeigt sich dieß in der großen Ebene zwischen Ruben und Oberstdorf, wo 72 Morgen 14 Dezimalen als Sumpfwiesen — zeitweise einem See gleichend — davon ergriffen sind. Zum Danke sei es den Bewohnern Rubens nachgesagt, was sie im Laufe des heurigen Jahres gethan, welche, um dem Wasser Abzug in die Aller zu verschaffen, einen Felsendurchstich bewerkstelligten, so daß, wenn das begonnene Werk vollends glücklich durchgeführt sein wird, diese große Strecke einem lohnenden landwirthschaftlichen Betriebe zurückgegeben sein wird. Vieles ist in dieser Beziehung schon geschehen, sehr vieles hat noch zu geschehen; und dürften in wenigen Jahren im ganzen Bezirke erfreuliche Resultate erzielt werden. Wenn aber noch nicht so viel geschehen ist, als wünschenswerth erscheint, so darf nicht außer Acht gelassen werden, daß bei dem höchst sparsamen Getreidebau, namentlich in den südlichen Gemeinden, eben empfindlicher Mangel an Streu herrscht, weshalb die Sumpfwiesen zur Gewinnung von Streu, freilich oft mit großer höchst beschwerlicher Mühe und nicht immer ohne Nachtheil benützt werden, und gerabezu Streuwiesen heißen.

Auch die Möser und Filze des Hochlandes kommen nicht immer in Rischen und Einsenkungen vor, sondern liegen auch über den Abhängen und Rücken derselben ausgestreckt. Sie scheinen ihre Entstehung ebenfalls den vorherrschenden unterirdischen Quellen zu verdanken, welche zur Erzeugung des Torfes Anlaß geben, und dadurch die Versumpfung noch mächtiger befördern.

So entstehen in ihnen wie in den Ebenen:

die Moore,

welche als Torfmoore von großem Werthe sind: — Zahlreich und mitunter von großem Umfange sind die Torfstiche, namentlich bei Agathazell, bei Oberjoch, in der Gemeinde Rauhenzell; Kettenberg, Vorderburg, Wertach und Mittelberg, besonders bei Oh, Schwarzenberg und Zollhaus, dann Petersthal und Meiselfstein, sowie auch Altstädten, Schöllang und Oberstdorf. Wie alt diese Torfmoore zum Theil sind, davon zeugt die im Agathazeller Moos aufgefundene Römerstraße, mit Holzbengeln belegt und mit Kies überschüttet, und streckenweise 4 bis 5 Schuh tief mit Torf bedeckt. In großer Mächtigkeit treten die Hochmoore im untern Bezirke auf, wo sie sich namentlich auch in den immer mehr dem landwirthschaftlichen Betriebe anheimfallenden Kempterwalde vorfinden.

Ueberschwemmungen.

Schon früher wurde der Schlagregen gedacht. Bei lange anhaltendem Regen (oder in der Föhnwärme schmelzenden Schnee) schwellen die Bergbäche furchtbar an und bilden dann höchst verderbliche Rausen (Räsen), die Bergbäche sonst nur fadenförmige Wasserstreifen stürzen mit ungeheuren Schuttenmassen nicht nur Grund und Boden, Sand und Geröll, sondern auch massenhafte Felsblöcke und selbst Tannen und Brücken fortrollend, daher mehrere Morgen Grund dem Betriebe raubend, und durch Durchbrechung der Wehrdämme noch weit größere Strecken Wiesen und Aecker bedeckend und Häuser zerstörend. Bei den größten Opfern will Hilfe nicht reichen.

So entriß die Leiblach im Jahre 1851 und '52 in der Thalschle von Southofen nach Hindelang, wo sich Ostrach und Straße in die Ebne theilen, letztere eine große Strecke ihres Antheils.

Ebenso wurden am 1. August 1851 ganze Gemeinden durch die Wuth der Elementarereignisse in's größte Elend gestürzt. Nachdem mit Ende Juli durch ununterbrochene Regengüsse alle Bergbäche immer mehr und mehr anschwellten und der kleinste zum reichendsten geworden, wurden bei anhaltendem Regen ganze Ebenen in einen See verwandelt, die schönen Fluren mit Bergschutt und Gerölle überschwemmt, die Ortsverbindung durch Ueberströmung der Wege und Straßen und durch Wegreißen der Brücken an die-

len Stellen aufgehoben. Am härtesten wurden durch Ueberfluthung des Hünangerbaches Unterthalhofen und besonders Altstädten, woselbst 7 Häuser in hohem Grade ruiniert und zwei davon bereits gänzlich zerstört worden waren, getroffen. Nicht weniger Hinde lang, wo namentlich der Besitzer der Hünemühle mit bedeutendem Schaden hart mitgenommen ward. Auf lange Zeit ward Oberdorf, das wenige Jahre vorher zweimal schwer heimgesucht wurde, in's größte Elend gestürzt. Nicht minder die Bruch, so daß der Ort dadurch längere Zeit seines Namens nicht mehr würdig war, da ihn die tobenden Wogen der Ostrach seiner gedeckten Hängebrücke sowie eines Hauses beraubt hatten. Auch Sonthofen hatte dieser Bergfluß in das Bereich seiner Zerstörungen gezogen. Die Filiale Winkel war durch vom Gränten herabgeschwemmtes Holz ganz verbarrikadirt, Berghofen zwischen Starzlach und Ostrach sehr hart getroffen, selbst sein sonst ganz unbeachteter Dorfbach wollte nicht zurückbleiben, und half das Uebel kräftig vermehren. — Viel litt auch Schöllang mit seinen Filialen. In Oberstdorf ward Nachts eine Hammerschmiede mit Wohnhaus gänzlich weggeführt, so daß Tage darauf nur noch die Richtung der Stelle, wo sie gestanden, im neuerweiterten Kinnale der Trettach gezeigt werden konnte. Dasselbst ward alles Quellwasser abgeschnitten, und die Bewohner von 36 Häusern sahen sich gar lange genöthigt, ihr Trinkwasser bis von Loretto zu holen. Daß in den Alpen ebenso Wälder und Wiesen an unermeslichem Schaden zu leiden hatten, daß Nutzthiere und Wild zu Grunde gegangen, daß von den Schneidemühlen die Sägbäume über Wiesen hinwegschwammen, befremdete Niemanden, wohl aber, daß in mehreren Orten Ziegen und Kühe die obern Stöcke der Häuser bewohnten. Einer Sonderbarkeit, wodurch das Elend vermehrt ward, glauben wir noch erwähnen zu müssen — das tobende Wasser ward zum Brandstifter. In der Spielmannsau führten nemlich die Wogen einen bereits im Innern glühenden Kohlenhaufen der Köhlerhütte zu, die dadurch ein Raub der Flammen wurde.

Im Jahre 1853 hatte sich am 9. Juni in Rettenberg und Vorderburg ein Wollenbruch entladen, der große Verwüstungen angerichtet hatte. Nachdem schon Vor- und Nachmittags einige Platzregen gefallen waren, goß am Abend der Regen in heftigen Stürmen, und in wenigen Minuten füllten sich Kinnbeete, die gewöhn-

sich nur $\frac{1}{2}$, bis 1 Schuh tiefes Wasser haben mit 4 bis 5 Schuh hohem Wasser, das mit reißender Schnelligkeit sich fortwälzte, und alles, was seinem Laufe hinderlich war, mit sich forttrif. Menschen und Vieh in Wohnung und Stallung geriethen in Gefahr. Ganze Massen von losgerissenen Steinen und Erde bedeckten schuhtief die Felser mit Gerölle — Wege und Stege waren zerstört. — Ebenso im Jahre 1856 den 20. Juli in Kranzsch und Wertach, wo von Norden und Osten der Gränten durch seine Abflüsse die Verheerungen sendete, und auch die Wertach von ihren Quellen an schauerliche Verheerungen anrichtete.

7. B o d e n - C u l t u r.

(Siehe Tabelle II.)

Vom südlichsten Orte Einödsbach bis zum Bereiche des Rempertwaldes regt sich die Boden-Cultur in verschiedenartiger und eigenthümlicher Weise. Es wird Entschuldigend finden, wenn für den Algäuer über seine Alpenwirthschaft nicht näher eingegangen wird. Wer jedoch darüber nachzulesen wünscht, der findet sie im landwirthschaftlichen Kalender für 1847 und in C. Fraa's Werk über die Rindviehzüchtung Deutschlands S. 18 u. f. von Hrn. v. Dyrsch, sowie im Centralblatte des landwirthschaftlichen Vereins von unserm Landsmanne, Hrn. Prof. Dr. Hof er, geschildert. Die beigegebene Tabelle II. über die Galt- und Sennalpen, gibt einen Begriff der Ausdehnung dieses Betriebes, und möge nur hiezu bemerkt werden, wie schon im heurigen Jahre durch den seit Jahren wieder erneuerten Aufschwung der Viehzucht die zu eifrige Verwandlung von Galtalpen in Sennalpen, (oder vielmehr der Verkauf von Weidberechtigten, den falschverstandenen Gewinn für den einzelnen und für den Augenblick im Auge behaltend) vielfach beklagt wird.

Zur Ergänzung der bezeichneten Tabelle diene die Bemerkung, daß von der Gemeinde Sonthofen der Markt und die meisten Filialgemeinden Gemeindegrenzen gleichsam als Frühjahr- und Herbst-Galtalpen unvertheilt erhalten, und daß ebenso Schöllang, sowie in Reichenbach und Ruben, eine Hofalpe besitzt, welche im Frühjahr und Herbst beweidet wird, während zur eigentlichen Alpenzeit das Vieh auf den höhern und fernern Galtalpen ist. Der Ort Weisalpe in dieser Gemeinde, aus drei Häusern bestehend, bildet so zu sagen zwei stets gemischte Galt- und Sennalpen. — Dasselbe

Verhältniß findet statt in Oberstdorf, dessen kleinere nach und nach in neuerer Zeit entstandene Einöden und Weiler besonders in der Virgsau meist bleibender Alpenaufenthalt sind, der erst im höhern Alter wieder verlassen wird, um zum Sterben das Nomaden-Leben zu verlassen und in die Nähe zur Kirche zu ziehen.

Daß da oben in den Bergen in unsern Alpenwiesen von eigentlicher Kultur keine Rede ist, versteht sich von selbst, die menschliche Hand hat hier wenig zu thun. Ihre Leistung beschränkt sich auf Ausschauen von Gestrüppe und Stöcken, Ebnen u. dgl. — Schwänden genannt. — Doch hat man in jüngerer Zeit auch gelernt, den Dünger von der Alpkütte auszuführen und die Gälle auf niedrigere entferntere Strecken zu leiten, so daß allerdings auch hier von Kultur gesprochen werden kann.

Die Ernte, wie schon erwähnt, besorgt das Vieh selbst; jene des Bergheus fand bereits Erwähnung, aber mit ihr sind noch nicht alle Beschwerden und Gefahren vorüber, auch die Einheimisung im Winter mittelst Eschalenten kostet durch Absturz des unaufhaltbaren Lastschlittens über eine Felsenwand oder durch Creiltwerden von einer Lawine manches Menschenleben.

Die Ursache des reichlichen Gewinnes dieses vorzüglichen Viehfutters findet sich in wahren Ueberflusse an mineralischen Zersetzungsprodukten mit scharfem Hervorragen der chemisch eigenthümlichen Einflüsse der Mischungsbestandtheile. Voll größter Mannigfaltigkeit bei niederer Temperatur und größter Feuchtigkeith findet sich die eigentliche Gesamtvegetation dieser Höhen (in der obern Alpenregion) noch über 6100' auf den Wiesen. Bis zu 7200' finden sich noch zusammenhängende Rosenteppiche der Wiesen, bei deren Bildung die Steigung der Gehänge von mächtigem Einflusse ist; — bei Kalk und Dolomit pflegt die größte Steigung 25 bis 30° zu sein, bei Fleckenmergel 50 bis 60°, bis bei noch stärkerer Steigung die Begrasung auf terrassenförmig über einander befindlichen Abhängen sich findet. Die schönsten Alpenwiesen finden sich noch im Hauptzuge, wo der Dolomit sehr in den Hintergrund gedrängt ist. Der Kalkhornstein, Kalksandstein, der rothe Marmor namentlich der Glas mit den Fleckenmergeln sind das allergünstigste Moment für Graswuchs und Wiesland. Ihr Reichthum an Kalk und Kiesel Erde bewirkt dieß. Im Mittelzuge sind außer diesen Gesteinsarten auch Sandsteinbildungen verbreitet, die in ihren Wechselagern mit Mer-

gesschiefer gleichfalls die günstigsten Bedingungen für Wiesen enthalten. Den Vorberzug nimmt die Molasse ein, und hier ist ihre Nagelfluh im ganzen tertiären Gebiete am meisten entwickelt, eine Gesteinsart, die alles vereinigt, was zur Verbesserung der Wiesen beiträgt. Der durchgängige Gehalt an Kiesel Erde gestattet allenthalben das Vorkommen von Ruß (*plantago alpina*) des ausgezeichnetsten Futterkrautes. Ebenso sind Mardian (*meum mutellina*) und Frauenmantschen (*alchemilla alpina*) die gewöhnlichsten Bestandtheile der Wiesenvegetation.

Diese überall, selbst an den steilsten Abhängen verbreiteten Wiesen geben unsern Alpen zugleich das ungemein freundliche Ansehen. Noch bis 7400' Höhe trifft man vollständig begrasete an; z. B. am Linkerskopf, Rauheck, Kreuzed, Schueden 2c.

Die Alpenwiesen betragen im Bezirke 83,470,04 Tagwerk. —

Culturwiesen verdienen eigentlich nur die Gründe genannt zu werden, welche bei angewandter Düngung zum Grasbaun und Gewinnung von Heu — Ackerheu — verwendet werden, oder die durch Ueberrieselung, Beschlämmung u. dgl. in ihrem Ertrage gesteigert und bezüglich in der natürlichen Vegetation abgeändert werden. Die letztere Art ist noch wenig in Gebrauch, und doch verschafft auch sie wie Düngung dem Boden einen größeren Vorrath an mineralischen Stoffen, und vermehrt dadurch die Dammerbe.

Die hier zu Lande strenggenommen Wiesen genannten Grasboden — Grundstücke — die saures Heu für Pferdefutter liefern, erfreuen sich nicht besonders großer Culturbestrebungen — noch weniger die Streuwiesen. — Doch wie schon angedeutet, ein schöner Anfang zu größerer Cultivirung ist gemacht, und größere Leistungen werden gewiß folgen. In den Thalfläcken werden ganze Strecken Wiesen Desch genannt. Die Futtergewinnung auf 23,549 Morgen beträgt durchschnittlich 224,377 Zentner Heu und Grommet. Zu Viehweiden werden benützt: 75,500 Morgen.

Versuche zur Bereitung von Braunheu, die ein strebsames Mitglied unsers Vereins angestellt, ermunterten nicht zur Fortsetzung und Nachahmung.

Große Strecken Landes — besonders im nördlichen Bezirke — werden zum Landbau verwendet, soweit die Bodenverhältnisse zusageu oder die klimatischen Verhältnisse es gestatten. Die Acker im Süden sind größtentheils an Bergabhängen gelegen, mehr oder

weniger steinig und doch ergiebig besonders in mehr nassen Sommern; in den mittlern und nördlichen Gemeinden haben sie schon mehr tiefen und thonigen Grund. Ueber die Ausdehnung dieses Baues gibt Tabelle III. weitem Aufschluß.

Zur weitem Erläuterung diene, daß in neuerer Zeit mit Spelt und Dinkel lohnende Versuche angestellt wurden; daß die Gerste noch bei einer Höhe von 3550 Fuß mit Erfolg gebaut wird, Haber aber selbst in den höhern Alpenregionen noch gedeiht. Der Getreidebau könnte allerdings schwunghafter betrieben werden, und würde noch bei 2500 Fuß Höhe gedeihen — aber immer mehr im Stroh als im Körner-Ertrag, und nie mit dem günstigen Vortheil wie die Viehzucht.

Mit großem Nutzen wird die Feld- oder Saubohne gebaut, bis 3420' hoch noch. — Der Anbau von Flachs nimmt glücklicherweise erfreulich zu, namentlich findet auch der Rigaerlein großen Anklang. — Der Anbau von Wälsch- oder türkisch Korn — Mais — lohnte die Mühe gut und dürfte bei richtiger Würdigung als Futterpflanze einer stärkern Ausbreitung entgegenstehen. Als weitere Futterpflanzen dürften von Klee und Wicken wohl über 1500 Zitr. gebaut werden. — Dann sieht man auch öfter Munkelrüben, weiße Rüben.

Der Gartenbau erfordert viele Mühe und in Folge der Spätfröste im Frühjahr vielfache Erneuerungen des Anbaues. Er umfaßt vorzüglich Kohl zur Vereitung des Sauerkrautes, Zuckerkohlen, Bohnen, Gelbrüben, in neuerer Zeit vielfach auch Riesensöhre, Salat, Mangold, Spinat, Rettige, Petersilie, Blaukohl, (Kopf- und Boden-) Kohlrüben, verschiedene Beere an Gesträuchen, Röhrenkraut und versuchsweise auch Spargeln. —

Ueber die Obstbaumzucht gibt Tabelle IV. Aufschluß. Ihr Ertrag hängt viel vom Eintritte des Frühjahrs ab. An dem Ostwinde nicht ausgesetzten Plätzen und in besserem Boden gedeihen die in der Tabelle aufgeführten Sorten gut. Die nachtheiligen Nebel besonders zur Blüthezeit empfinden unsere Obstbäume und namentlich die Apfelbäume sehr. Daß die bekannten Vorwürfe und beziehungsweise Befürchtungen und Vorurtheile gegen die Beförderung der Obstbaumzucht vielfach nicht begründet sind, bezeugen uns die Pflanzgärten zu Wertach und Oberstdorf, woher bereits affinitätirte Stämmchen — oder Sorten von Edelweibern für Wild-

stämme zu beziehen sind, — zeigt uns die schöne Obstcultur in Burgberg und zum Theil in Hindelang. (Namentlich dürfte alles aufgeboten werden, die größtentheils mit beharrlichem Widerstreben der Verklümmernng preisgestellten Straßenalleen besser zu pflanzen, und wenn das einer bessern Gesittung der Bevölkerung stets ausgesetzte Armuthszeugniß begründet bleiben sollte, doch den Versuch mit nicht weniger nützlichen Baumsorten z. B. Weidenbäumen, Birken, Vogelbeeren u. dgl. anzustellen.)

Die Weinrebe wird besonders in Burgberg mit großer Vorliebe gebaut, und erfreut viele durch ihren reichlichen Ertrag. Dasselbe ist in neuester Zeit mit dem Maulbeerbaum der Fall. (Winkel und Sonthofen.)

Der Wald nimmt allerdings einen großen Flächenraum ein, leider aber warb ihm manche Stelle zum größten Verderben ganzer Ortsgemeinden entrisen, und so das Zurückweichen der Baumessgränze von der Höhe immer mehr befördert, (durch unsinnige Wirtschaft von Hirten und andern, durch Sorglosigkeit um den Nachwuchs und Ausdehnung der Weide.) Durch Vertheilung des Kempterwalbes kamen vom frühern Areal 289,71 und 516,68 an der Gränze weg; es fielen somit 1006,12 Morgen ab, während 2864,51 Morgen zugetheilt worden waren, die theils schon in der Cultur begriffen, und größtentheils derselben bestimmt sind. Nach Hermann wirft der Wald durchschnittlich gegen 10,000 Klafter an Holzgewinnung ab.

Zur Erhöhung der Bodencultur gelang es in den jüngsten Zeit nicht ohne große Kämpfe in einigen Filialgemeinden von Sonthofen — Imberg und Einswang, die Arrondirung mit gehöriger Rücksicht auf Tummelplätze für Jungvieh aus den vertheilten Gemeindegründen, durchzuführen, und in St. Margaretha mit Hofen dem Abschlusse nahe zu bringen. Auch in Oberstdorf sieht man hierin einer schönen Zukunft entgegen. So wird endlich auch in unserm Bezirke wahrnehmbar werden, daß man davon weiß, daß die Wiege der Arrondirung im Algäu zu suchen ist.

Fruchtbarkeit des Bodens.

Haben wir schon oben die Fruchtbarkeit der Alpentwiesen und die ursächlichen Momente derselben näher kennen gelernt, so finden wir dasselbe im Ganzen wieder, wie uns Otto Sendtner ferner belehrt:

So fruchtbar der Lehmboden in der Niederung ist für Getreide, Waldb., Wiese, so haben dafür die Alpen andere Quellen landwirthschaftlichen Segens am Kalkhornstein. (Kalkhornstein, Lias, feinkörnige Kalksandsteine, hell und dunkel.)

Diese vorzugsweise dem Lias zugehörigen Bildungen, unter dem Namen Weßsteinschiefer, Kalkhornstein, Kalksandstein bekannt, sind außerordentlich verwitterbar. Sie enthalten nemlich kohlenfaures Eisen und Manganorydul, welcher bei beständiger Oxydation seine Kohlenensäure an den kohlenfauren Kalk abgibt, der dadurch auflöslich und ausgeschieden wird. Zugleich werden diese Gesteine überall von phosphorsauren und kalthaltigen Mergeln begleitet.

(Manganorydul bildet fast allein den Kegel des Fürschüssertops und den Sattel des Himmelsjochs.)

Der Lias mit seinen Gliedern ist im Algäu vorzugsweise entwickelt, und daselbst die Hauptquelle des Wohlstandes.

Die Berge, die von ihm gebildet sind, zeichnen sich in den untern Regionen durch herrliche Waldungen aus (Hintersteiner- und Berggländlethal) in ihren obern durch außerordentlich üppigen Graswuchs. Man sieht die steilsten Abhänge, ja selbst bei 70° Neigung noch mit Rasen weit und breit überzogen. Diese Begünstigung des Graswuchses ist ihrem Kalkgehalte zuzuschreiben. Man kann auf solchem Boden bei 5000 bis 6000 Fuß Höhe bis in die Mitte des Leibes durch gras- und kräuterreiche Tristen wandern, was bei Befechtung durch Thau und Regen häufig sehr beschwerlich fällt, (z. B. Rappenschäfalpe, Viberälpe). Im Hintersteinerthale erlangen die Wedel von *Asplenium Felix femina* (Farrenkraut) eine Länge von 5 Par. Fuß. Am „Fuß“ unter dem Giebel stehen zwischen 3300 und 3500' Ahorn-, Buchen- und Ulmenbäume von gewaltigem Umfang. Bei der Pointälpe (3853') befindet sich eine freilich nun hohle Eibe von 10' Umfang, wahrscheinlich der älteste Baum in Bayern. Hufattichblätter von 3' Durchmesser sind auf solchem Boden keine Seltenheit. Nicht bloß die üppige Entwicklung der Pflanzen macht diese Gesteinsart zu einem kostbaren Gute des Algäueralpenlandes, sondern auch die an sie gebundene Art der Pflanzen, denn unter diesen finden sich die edelsten Futterkräuter theils ausschließend, theils in besonderer Fülle: Ritz, Marjan und Frauenmüntelchen.

Die glückliche Vereinigung von fruchtbaren Mineralstoffen, welche hier in einer einzigen Gesteinart stattfindet, wird in der Natur ebenso durch das regelmäßig gleichzeitige Vorkommen verschiedener Gesteinarten neben einander erreicht, die zu einer und derselben Formation gehören.

Hiezu gehören vornehmlich die Sandsteinbildungen der Kreide und aller, welche von Mergelschiefer begleitet sind. Sie rufen wie jene in den Hochalpen so in den Vorbergen herrliche Weiden ins Dasein, ebenso zeichnen sie sich durch fruchtbarsten Boden für Tannen aus. Beweise liefern die prachtvollsten Wäldungen unseres Alpenlandes. Das Gemenge der die tertiäre Nagelfluhe zusammensetzenden Gesteinarten und ihres sandigen Bindemittels bildet gleichfalls ein der Vegetation höchst günstiges Substrat. Hier hat die Buche ihr schönstes Gebeihen.

Was durch die Combination günstiger Bodenelemente der Natur allenthalben gelingt, ist ein Fingerzeig für unsre künstlichen Vorkehrungen, indem die einzelnen Bestandtheile solcher Bodenarten, die für sich getrennt unergiebiges Erdreich bilden, da wo es sich thun läßt nur vereinigt zu werden brauchen, um die günstigsten Wirkungen herzustellen.

Solche einfache Bodenarten, die isolirt unfruchtbar sind, haben wir vor allem an Quarzkies, Quarzsand, Kalksand und Alm.

Quarz und Kalk mit Thon gemengt geben das fruchtbarste Erdreich.

Unsere Kalksteine (deren größerer Theil dem Jura angehört), sind selten so reiner kohlenaurer Kalk, daß dadurch Unfruchtbarkeit verursacht würde. Sie enthalten immer kohlensaure Bittererde, Eisenoxydul, Kieselerde und Thonerde und die zahlreich enthaltenen Versteinerungen mancher Formationen z. B. der sog.oolithischen Bildungen liefert phosphoraurer Kalk. Auf diese Weise sind sie sogar mit Fruchtbarkeit begleitet, umsomehr als auch sie mit Mergeln in Verbindung sind.

Bedenkt man nun, daß der Kalk ein nothwendiger Bestandtheil der Pflanzen ist, daß verschiedene Pflanzen ein verschiedenes Bedürfniß nach kalkhaltigen Nährstoffen besitzen, und solches in hohem Grade bei Halmsrüchten — Wieswachs, noch mehr bei Kartoffeln und Klee der Fall ist, so wird das Gesagte umsomehr seine Bestätigung finden.

Der Algäuer sucht vorzüglich sein Brod im Ertrage des Bodens und zwar vorzugsweise durch Viehzucht. Da ihm aber dadurch und den Seinigen nicht immer Beschäftigung gehörig geboten ist, so wird von männlicher Seite vielfältig durch das beschwerliche Holzfällen Verdienst gesucht, während weiblicher Seits abwechselungsweise emsig am Spinnrocken und Webstuhl meist im fabrikmäßigen Betriebe, dann an der Strickrahm gearbeitet wird, so wie viele Erwachsene und Kinder in der nahe gelegenen Fabrik zu Blachach einige auch in Fischen den Lebensunterhalt sich zu erwerben suchen. Die meisten Gewerbetreibenden — ja wohl alle, und mitunter gerade sie haben die größten landwirthschaftlichen Güter; andere treiben lebhaft das Nagelschmiedgewerbe, das wieder besser im Schwunge betrieben wird, als viele Jahre vorher, sowie viele als Maurer und Zimmerleute, Steinhauer sich im Sommer beschäftigen. Den größten Belebungsfactor des Verkehrs bildet das königl. Berg- und Hüttenwerk in Sonthofen, theils für die Knappen (meist von Burgberg), theils für andere Arbeiter, Köhler, Fuhrkötner u. c.

Die landwirthschaftlichen Güter sind durchaus gebundene und gilt im Bezirke mit Ausnahme des Freiherrlich von Papus-Tragbergischen Dorfes Rauhenzell das Statutarrecht der Kettenberger Landesordnung.

Von landwirthschaftlichen Gewerben finden sich 33 Hufschmiede; — in die Käsefabrikation möchte hier überflüssig sein, näher einzugehen, sie ist in schon erwähnten Schriften und in öffentlichen Blättern ausführlich besprochen; und genau genommen theilhaftig sich jeder daran, der nur eine Kuh zu melken hat durch Abgabe der Milch. Durchschnittlich dürfte die Zahl nicht zu nieder gegriffen sein, wenn wir behaupten, daß jährlich über 8000 Centner Käse fabrizirt werden. Wie zur Viehfütterung und Mästung die Nebennutzung kräftig nachhilft, ist bekannt.

Bäckereien: 75. Mahlmühlen 35 häufig mit Oelstampfen, zahlreiche Holzschneidemühlen. Metzger 18.

Weiter mit landwirthschaftlichem Betriebe in Verbindung stehende Gewerbe sind: 26 Brauereien, zum Theil in sehr lebhaftem Schwunge, Branntweimbrennereien 31 mit der eigenthümlichen Concurrenz der Enzian-Bereitungen (des höchsten geistigen Kleinodes mancher baumstämmigen naturwüchsigsten

Algäner Natur), aus Engianwurzeln in eigens im Gebirge befindlichen Hütten. Außerdem trifft man häufige Kalkbrennereien und einige Ziegelfabriken.

Auf die 15,875 Bewohner treffen im Ganzen 14,626 für den landwirthschaftlichen Betrieb, wie erwähnt theils ausschließlich, theils verbunden mit einem Gewerbe.

Tabelle V. gewährt einen Ueberblick über die Zahl der Bewohner mit gleichzeitiger Angabe der Gemeinden und ihrer Filialgemeinden.

Daß diese Zahlen, sowie jene der Tabellen über Ernteerzeugnisse, über die Betriebsstrecken u. dgl. jährlich stetem Wechsel unterworfen sind, versteht sich von selbst.

Als eine seltene vielleicht im ganzen Königreiche einzige Erscheinung möge erwähnt sein: daß östlich am Grünten eine Stelle sich findet, an welcher bis zur Stunde fünf hier zusammentreffende Gemeinden als ihren Bestandtheil Ansprüche erheben — Hindelang, Sonthofen, Burgberg, Kettenberg und Wertach.

Weil aber die Viehzucht bei uns oben ansteht, so bringt Tabelle VI. einen Ueberblick über den Stand derselben.

Daß diese Tabelle wie alle andern auf ein früheres Jahr gegründet eine schwankende Bewegung zeigt, versteht sich von selbst —; es handelt sich um Annäherung, welche möglichst nahe gegeben ist.

Zu derselben bemerken wir in Hinsicht auf die Zucht der Pferde: Finden sich auch alljährlich hunderte von Pferden auf unsern Herbstmärkten, vorzüglich aber auf dem ersteren zahlreich auch liebliche Fohlen, so muß gerade letzteres am meisten bedauert werden, daß dieselben schon in ihrer zartesten Jugend fast durchaus ihrer Mutter entzogen werden. Die aber fortan aufgezogen werden, genießen die Erstarkung der Glieder befördernden Alpenweiden. Leider werden solche aber viel zu frühe erprobt!

Die Pferdezuucht vermitteln zwei Beschälstationen im Bezirke, von denen

	in Sonthofen	in Petersthal
im Jahre 1854:	123	144
1855:	123	180
1856:	141	205
1857:	220	218 und
1858:	195	143
in 5 Jahr Durchschnitt	156,4	178

Stuten belegt wurden. Das Vertrauen auf dieselben hätte sich von Jahr zu Jahr mehr gehoben, so daß im Jahre 1854 eine zweite Station zu Petersthal errichtet ward, und diese im Jahre 1856 gleich jener in Sonthofen mit 4 Hengsten bestellt ward. — Die Abnahme im I. J. gründet sich theils darauf, daß bei den ungewöhnlich hohen Pferdepreisen sehr viel veräußert wurden, daß im vorigen Jahre die Stuten alle mit äußerst seltener Ausnahme trüchtig waren, und vorzüglich auch darauf, daß gegen 90 Stuten einem in Wertach in diesem Jahre aufgestellten Gauhengste zugeführt wurden.

Ueber die Vorzüge unseres Viehes, sowie über wirklich eingeschlichene und angebichtete Mängel der Viehzucht haben Schriftsen und öffentliche Blätter die Sprache erhoben, was bei einem Viehschlage, dessen Ruf über Deutschlands Grenzen gebrungen, jedem der nur einmal die Viehscheiden zu Hindelang oder Oberstdorf und die darauffolgenden berühmten Sonthofener Viehmärkte besucht, gewiß einkunften wird. Wir verweisen die verehrten Mitglieder auf folgende Schriften der Bezirksbibliothek:

Fraas, die Rindragen; Deutschlands. S. 17—21.

Volz, die Rindviehstämme Württembergs S. 9.

Das Festsabum zur XVI. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe von Adam und Fraas — Bayerns Rindragen, Schläge und Stämme. S. 9 und 10. (Alle 3 mit Abbildungen.)

May — Zustand der Rindviehzucht Bayerns. S. 36.

Adam, in den Beilagen zum Kreisamtsbl. 1855. Nr. 7—9; dann auf die Hefte der landw. Zeitschrift — Januar Heft 1852 — von Dr. Hofer — das Rindvieh im Algäu; und Dr. May — Zustände der Rindviehzucht Bayerns — Juliheft 1855 — oder Adam im Juliheft 1856.

Wir erlauben uns nur die verehrten Mitglieder daran zu erinnern, wie wir bei jeder Gelegenheit der Reinzucht unsrer Viehrace das Wort gesprochen, und wie die schwäbisch-neuburgischen Thierärzte in ihrer XII. Versammlung (10. Juni 1857) sich aussprachen, die besten Mittel die häuerliche Rindviehzucht zu heben (und herabgekommene) Viehschläge zu verbessern, bestehen darin, nicht mehr Vieh zu halten, als gut gefüttert werden kann,

das beste von dem vorhandenen Vieh zur Zucht zu verwenden, und demselben fleißig Wart und Pflege angedeihen zu lassen. — Ein Ziel, nach dem unsere Landwirthe nicht genug streben können, und das durch die allerhöchste Verordnung vom 4. Mai 1857 — Hebung der Rindviehzucht — am besten bezeichnet und befördert ist; indem sie als besonders wichtig die Wahl der Zuchttiere bezeichnet, von welcher die sichere Aufbesserung unbedingt abhängt, während Fehler und Mißgriffe in der Wahl außerordentlich großen Schaden anrichten. Dieses Ziel im Auge haben nun unsere Landwirthe, die seit ungefähr 7 Jahren die Hebung ihrer Rindviehzucht ununterbrochen befördern, 179 Zuchtbullen in den Gemeinden aufgestellt, und zwar 169 vom Allgäuer Schlage,

1 Schweizer-Berner „

1 Schrunfer-Montofuner,

5 Tyroler.

3-Bastarde — aus einer Kreuzung von Allgäuer Kühen mit Montofuner Bullen — eine Kreuzung, welche bei der Rassenverwandtschaft und unmittelbaren Angrenzung gewiß nichts auffallendes und verwerfliches auf sich hat.

Ein Bedauern kann der Verfasser nicht unterdrücken, begründet auf eine herbe Erfahrung, die unsere Viehzüchter vor nicht viel Jahren gemacht, daß gegen Unglücksfälle nicht allenthalben sondern nur in einigen Alpen auf Dauer der Sommerzeit, Viehversicherungen bestehen.

Schafe finden wir sehr sparsam vertreten, Oberstdorf allein ist nennenswerth. Fremde Heerden aus Württemberg beziehen wohl Alpenweiden, in Oberstdorf und im Hintersteinerthale, z. B. Vergglindealp. Theils das häufige Verfallen mehrerer Ställe, theils die ungehörliche Eßlust der Hirscher der Käse. — der Adler — bereitet der Schafzucht den größten Eintrag.

Die Schweinezucht hebt sich seit Jahren von Jahr zu Jahr mehr; durch die Kreuzung mit englischen Schweinen, von welchen vom Bezirkscomité im Jahre 1852 ein Paar eingeführt ward, und die viel Nachahmer fand, wurde ein wesentlicher Vorschub geleistet. Die Alpenmastung mit Mollen und Schotten sagt ihnen sehr zu.

Die Ziegen — diese Trösterinnen der Noth erfreuen sich besonders Pflege bei zahlreicher Nachzucht, in mehreren Gemeinden;

— Ihre Aigleins, die man längst auch gefälschte Federbissen auf den Tafeln der Großstädter bilden, werden zu Hunderten zu nie gekannten (fabelhaft) hohen Preisen ausgeführt.

Das Geflügel trifft man verhältnißmäßig sparsam, nur in den nördlichen Gemeinden noch zahlreich; was im Mangel an Getreidebau seinen Grund hat; doch finden wir auch schon russische Enten — und begegnen in neuester Zeit nicht ganz selten dem Cochinchinahuhn.

Auch die künstliche Zucht der Fische sahen wir mit Vorliebe gepflegt. Die in den Gewässern des Bezirkes vorkommenden Fischgattungen führt Tabelle VII. auf.

Die Bienen trifft man noch zahlreich gepflegt; wo Milch so reichlich gewonnen wird, muß auch Honig fließen. Selbst in den hochgelegenen Gemeinden Schöllang und Oberstdorf — (besonders in Loretto) noch in einer Höhe von 3500' finden sich zahlreiche Schwärme.

Auch die Seidenraupe ist in Winkel bei Sonthofen gepflegt und verbreitet sich von da bereits weiter aus.

Eigenthümlich dürfte auch erwähnenswerth sein, wie unsere Gebirgsschnecken in ganzen Güterladungen den Weg nicht nur in bekannte größere Städte — sondern selbst bis in die Levante gefunden.

Als Seltenheit aber möchten wir noch schließlich anbeuten, wie im Bezirke auch der medicinische Bluteigel — in der Gemeinde Meiselfein — in Weibern gefunden wird, und schon manchen lohnenden Gewinn abwarf — einen größern für die Zukunft verspricht.

Schon bei Besprechung der Gebirgsbildung, sowie auch der Ober- und Unterlagen geschah des Gypses Erwähnung; und es erübrigt nur noch des Gypses zu erwähnen, der von den Gebrüdern Heinrich im Wilbbache zwischen Heler und Jochberg im Grünlandschiefer gebrochen wird, dem noch ein Thonmineral beigemengt ist, das 9,45%, an Kiesel- oder Thonerde, Kalk und etwas Bittererde nebst Eisenorybul enthält. Dieser Gyps bewährt sich sehr vorthellhaft, — und werden davon jährlich über 3000 Faß à 2 Centner versendet.

Hier sei auch der Vollständigkeit wegen der von J. Eltrich in Hünang verfertigten Düngersteine (eine Art mineralischen Düngers) gedacht, die mit Sauche angewandt, bei vielen beliebt sind, wodurch ein Absatz von mehr als 100 Centnern jährlich erwächst.



Verzeichniß

der

Mitglieder des landwirthschaftlichen Bezirkes Ostalgäu
pro 1858.

- Althaus, Johann, Käsefabrikant in Sonthofen. I. Erfahmann.
Bader, Valentin, l. III. Assessor in Sonthofen.
Bayer, Johann, Wirth in Maria Rain.
Bechter, Hermann, l. I. Assessor. Schriftführer.
Bedt, Anton, Handelsmann und Landwirth in Weiselfein.
Berg, Karl, l. Bergmeister.
Berchtoldt, Donat, Landwirth in Breitenstein.
Besler, Joseph, Holzhändler in Sonthofen.
Blank, Franz Xaver, Dekan und Pfarrer in Wertach.
Blattner, Anton, Mältermesser in Oberstdorf.
Braun, Jakob, Thierarzt in Dg.
Böck, Alois, Lehrer in Habelang.
Brem, Joachim, Bräuer und Wirth in Vorderburg.
Brem, Johann Georg, Bräuer und Wirth in Wertach.
Brenner, Matthias, Lehrer in Ottadern.
Brutscher, Johann, Hammerschmied in Oberdorf.
Buchenberg, Constantin, Landwirth in Emerels.
Bühl, Leonhard, Nagelschmied in Winkel.
Deisler, Max, Spitalverwalter in Sonthofen.
v. Ebl, Anton, quiesc. l. Assessor in Sonthofen.
Eltrich, Ignaz, Dingersteinfabrikant in Hünang.
Engensberger, Alois, Kaufmann in Sonthofen.
Engensberger, Bartholomäus, Bäcker in Sonthofen.
Engensberger, Ferdinand, Wirth in Burgberg.
Engensberger, Johann, Pfarrmeßner in Sonthofen.

- Ernst, Franz, Pfarrer in Vorderburg.
 Eubeler, Georg, Landwirth in Vorderhindelang.
 Feller, Leonhard, Kaufmann in Sonthofen.
 Fäßler, Jos. Anton, Edg. Thierarzt in Sonthofen. Comitémitglied.
 Fischer, Johann, Landwirth in Oberstdorf.
 Fuggs, Fritz, Apotheker in Sonthofen.
 Geißler, Peter, Lehrer in Oberstdorf.
 Göhl, Franz Joseph, Gutsbesitzer in Hindelang.
 Göhl, Johann Nep., Bräuer und Wirth in Hindelang.
 Göhl, Michael, Bräuer und Wirth in Hindelang.
 Götz, Franz, Pfarrer in Schöllang.
 Greither, Georg, Landwirth in Agathazell.
 Grill, Georg, Pfarrer in Ottalers.
 Gschwender, Johann, Bäcker und Handelsmann in Oberstdorf.
 Gschwender, Stanislaus, Landwirth in Franzegg.
 Haberstock, Joseph Anton, Handelsmann in Burgberg.
 Häusler, Kaspar, Bräuer und Wirth in Sonthofen. Comitémitglied.
 Hafner, Johann Nep., Lehrer in Franzegg.
 Hang, Jakob, Lehrer in Wertach.
 Hang, Joseph, Schuhmachermeister in Burgberg.
 Hartmann, Gordian, Beneficiat in Sonthofen.
 Hartmann, Joseph, Pfarrer in Mittelberg.
 Heinrich, Joseph Anton, Zimmermeister in Hindelang.
 Heller, Franz, Pfarrer in Oberstdorf.
 Herz, Andreas, Landwirth Rauhenzell.
 Herz, Joachim, Käsefabrikant in Humbach.
 Herz, Johann, Käsefabrikant in Freidorf.
 Herz, Johann, Landwirth auf der Schmitte.
 Herz, Ottmar, Käsefabrikant in Sonthofen. II. Ersatzmann.
 Heß, Joseph Anton, Wirth in Rauhenzell.
 Hieber, Joseph, Pfarrer in Allstädten.
 Hirschberger, Georg, Beneficiat in Loretto.
 Hoffmeister, Johann, I. II. Assessor in Sonthofen.
~~Hofmann~~ Hofmann, Josef, Kaufmann in Sonthofen. Comitémitglied.
 Hoofader, Philipp, I. Taxbeamter in Sonthofen.
 Hoffmann, Wolfgang, Dr. prakt. Arzt in Oberstdorf.
 Ihler, Franz Anton, Drechsler in Sonthofen.
 Karrer, Georg Karl, Dr. I. Gerichtsarzt in Sonthofen. I. Vorstand.
 Kirchbühler, Konrad, Landwirth in Nettenberg.

Kleinheinz, Joseph Ignaz, Landwirth in Kettenberg.
 Kughammer, Johann Georg, Bäcker in Sonthofen.
 Klotz, Norbert, Landgerichtsdienner in Sonthofen.
 Kögel, Stephan, Lehrer in Sonthofen.
 Kombrecht, Andreas, Lehrer in Burgberg.
 Köstler, Johann, k. Untersuchungsrichter in Sonthofen.
 Landerer, Franz Xaver, Müller in Unterjoch.
 Leuthe, Joseph, Bräuer und Wirth in Sonthofen.
 Lingg, Julius, Dr. prakt. Arzt in Vorderburg.
 Lutz, Joseph, Pfarrer und Schulinspektor in Kettenberg.
 Mahler, Alois, Lehrer in Meißelstein.
 Markhard, Johann, Bäcker in Sonthofen.
 Mayer, Klement, Bräuer und Wirth in Dp.
 Mühllegg, Joseph Anton, Müller in Hünang.
 Müller, Kaspar, Hufschmied und Oberathmeister in Hindelang.
 Müller, Johann, Räsfabrikant in Sonthofen.
 Neßler, Joseph, Landwirth in St. Margaretha.
 Neuberg, Johann, Landwirth in Schöllang.
 Noz, Mathias, Handelsmann in Sonthofen.
 Pappus Traßberg, Anton, Baron von und zu Rauhenzell und
 Laubenberg, pens. k. Rittmeister.
 Prestel, Franz Xaver, Gutsbesitzer in Hindelang.
 Rauner, Michael, Lehrer in Sonthofen.
 Raufschmann, Georg, Bräuer und Wirth in Sonthofen.
 Riefler, Klemens, Mechaniker in Maria Rain.
 Rißler, Joseph, Postexpeditor in Oberstdorf.
 Rittler, Jakob, Lehrer in Kettenberg.
 Rottach, Johann Georg, Müller in Sonthofen.
 Sattler, Johann Nep., Privatier in Sonthofen.
 Schaffliß, Eduard, Kaufmann — Landrath und Landwehrmajor in
 Sonthofen — Comitémitglied.
 Schmid, Joseph, Pfarrer und Cammerer in Burgberg.
 Seybold, Johann Nep., Thierarzt in Oberstdorf. —
 Singer, Joseph, Pfarrer in Sonthofen. III. Ersatzmann.
 Socher, Joseph, Landwirth in Schöllang.
 Speiser, Alois, Pfarrer in Rauhenzell.
 Stich, Michael, Privatier in Bergshofen.
 Thalhäuser, Johann Nep., königlicher Landrichter zu Sonthofen.

II. Vorstand.

Litscher, Johann, Landwirth in Oberstdorf.
Tressel, Anton, Bräuer und Wirth in Sonthofen.
Uebelhör, Joseph Anton, Landwirth in Oberstdorf.
Unsinn, Joseph, Lehrer in Vorderhindelang.
Bogler, Klaudius, Bäcker in Oberstdorf.
Bogler, Johann, Bäcker in Oberstdorf.
v. Wächter, Ferdinand, Dr. prakt. Arzt in Sonthofen. IV. Ersatzmann.
Weber, Sebastian, Kunstmüller in Berghofen.
Wegmann, Johann, Gutsbesitzer in Sonthofen.
Weigand, Karl, Lehrer in Altstädten.
Wiedemann, Benno, Lehrer in Vorderburg.
Wirthensohn, Joseph, Wirth in Burgberg.
Zettler, Klemens, Wirth in Sonthofen.
Zettler, Johann, Bräuer und Wirth in Altstädten.
Zillenbühler, Franz Sales, Handelsmann in Oberdorf.

G e m e i n d e n :

Altstädten.
Burgberg.
Hindelang.
Meißelstein.
Mittelberg.
Moosbach.
Oberstdorf.
Ottadere.
Petersthal.
Rauhenzell.
Kettenberg.
Schöllang.
Sonthofen.
Vorderburg.
Wertach.

Verzeichniß der vorzüglichsten Höhenpunkte.

(Nach Sendtner. — L. bedeutet nach Lamons.)

Arzleswandentopf	5336	Fuß
Agathazell	ℓ. 2208	"
Alp-Baß zwischen dem Rappenalpen- und Lechtthale	5538	"
Altstädten	ℓ. 2278	"
Angererlopf	ℓ. 7390	"
Angerle-Quelle unter dem Rempfer Köpfe	5700	"
Au Bad (20' über der Iller)	2346	"
Bachfälle in der Dillins Bachwanne	5309	"
Bachtel bei Maria Rain	ℓ. 2745	"
Berggüldesalpe ober Hütte	4403	"
Biberalpe-Galthütte	5138	"
Biberlopf-Gipfel	8014	"
	ℓ. 8027	"
Birgsau	2988	"
Birwangalpe-Quelle	5106	"
Breitach-Brücke zwischen Oberstdorf und Tiefenbach	2476	"
bei der Einmündung des Hörlesbaches an der Grenz	2981	"
Breitenberg	ℓ. 5308	"
Breitengernalp — Sennhütte	3585	"
Buchenberg (bei Kettenberg)	ℓ. 3909	"
Burgberg (Löwenwirth)	2308	"
Mineralquelle	2276	"
Dannen-Gipfel	6996	"
Quelle am Hasened	5150	"
Dietersbachalpe-Sennhütte	4124	"
Dietersbachwanne bei der Bachfälle	5309	"
Gene	3274	"

Edalp	2.	4582	Fuß.
Einöbelsbach		3515	"
Schafburg		6658	"
Einöbelswald (Gatter ober den Bauernhäusern)		2823	"
Enschentopf-Gipfel		6276	"
Ergunder-See		5695	"
Federer, auf dem Sattel zwischen Enschentopf und Schafburg		7124	"
alpentopf		5540	"
Felbalpe am Daumen		6256	"
Fellhorn-Gipfel		6761	"
Flachslahr (am Kreuzen)		2865	"
Freiberger-See		7006	"
Fürschäckerkopf — östlicher Gipfel		6995	"
" westlicher Gipfel		3266	"
Fuß (im Hintersteiner Thal) bei der Hölle		6931	"
Geishorn		6067	"
Geisfuß		3506	"
Gereute		3540	"
Gerstruben		3814	"
Gerstruberalpe		6659	"
Grieskunkopf		4714	"
Gränten — Gubalshütte		5255	"
" Hochwartgipfel		5358	"
" Nebelhorngipfel	2.	5364	"
Gruner-Paß unter dem Viberkopf nach dem Lechthale		5585	"
Gutenalpe		3426	"
Halbenwangerkopf		6157	"
Halbenwangered		5938	"
Halbenwangerspeiche		4508	"
Himmelsed, Sattel zwischen Dythal und Verggünde		6158	"
Himmelschrofen — vordere Spitze		5238	"
" hintere Spitze		5771	"
Hindelang (Adler)		2587	"
Hinterstein		2649	"
Hochvogel		7968	"
"	2.	7952	"
Scharte am Ballen		6540	"
Quelle im untern Thalle		5854	"

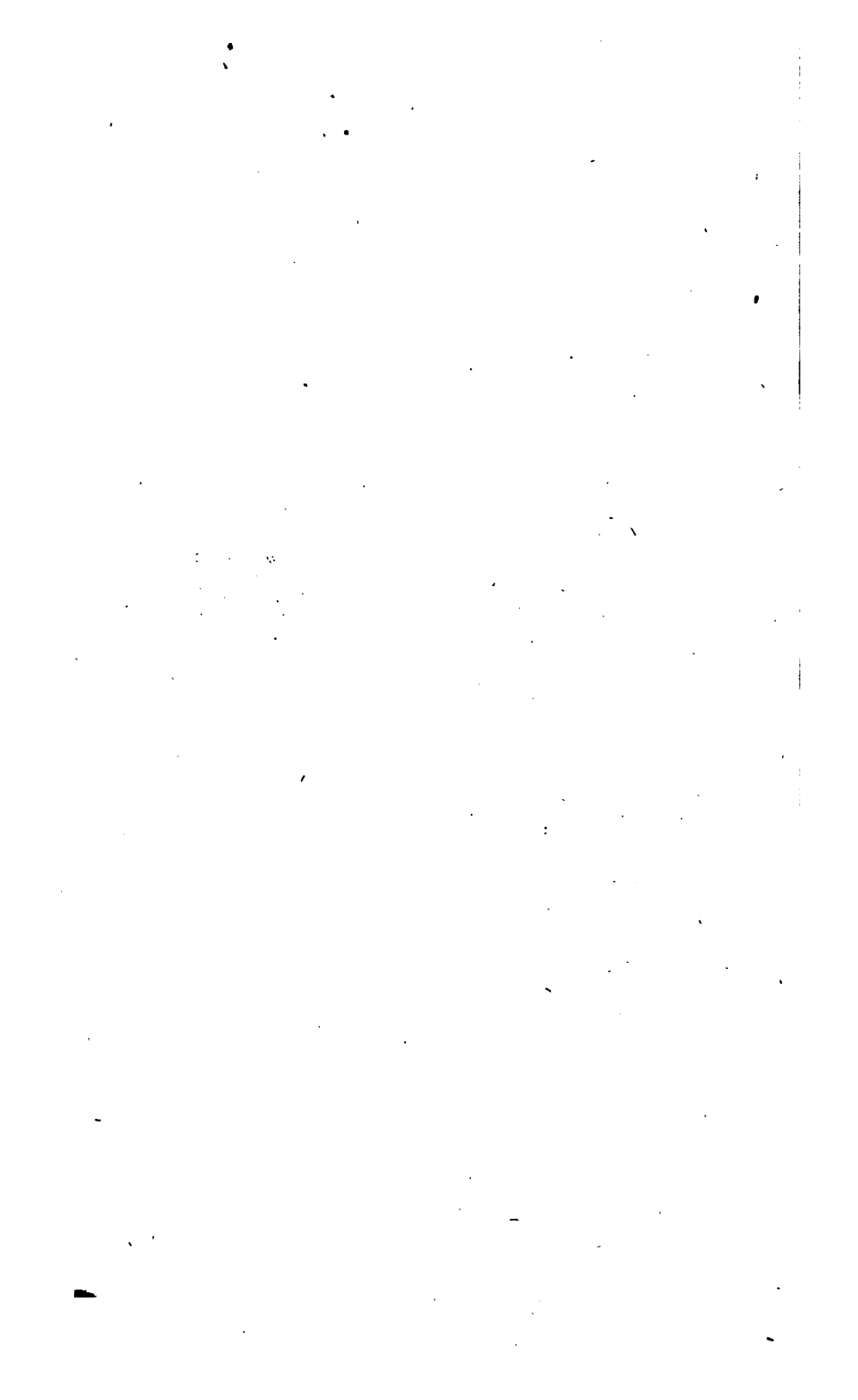
Quelle im obern Thalle	6350	Fuß.
Säffats westlicher Gipfel	6957	"
Quelle in der Hornsteinhöhle	6121	"
Ufer, Ursprung	2443	"
Bei Bad Au	2326	"
Bei Southofen	2307	"
"	2. 2249	"
Ranzenzell (bei Immenstadt)	2240	"
"	2. 2172	"
Imbergerhorn	2. 4726	"
Imberg	4327	"
Kalenköpfe höchster Punkt	4716	"
Sattel gegen den Hochwald	3641	"
Käferalpe	4219	"
Kastentopf	2. 6565	"
Kemptertopf	6681	"
Krazer westlicher Gipfel	7298	"
"	2. 7471	"
Südsüßliches Joch	6555	"
Joch	6814	"
Kreuzel	7277	"
Krotenköpfe	2. 6355	"
Krotenspitze	7620	"
"	2. 7219	"
Kintersalpe	4785	"
Kugelhorn	6491	"
"	2. 6982	"
Quelle im Heubet	6093	"
Ruhgundkopf (am Iseler)	6938	"
Rahner (am Jauchen)	2730	"
Rahnerkopf	6511	"
Räthenwand	7975	"
Reiter (unter Schlappolt)	3131	"
Rinkersalpe	5384	"
Rinkertopf	7450	"
Rädelersalpe — untere Hütte	3609	"
Rädelergabel östlich der Trettach	8105	"
Spitze	8117	"
vordere Spitze (Trettachsgraben)	7956	"

Unteres Ende des südlichen Schneefeners	6814 Fuß.
Mittelberg	2. 3162 "
Möselalpe	3516 "
Muttentopf	7284 "
Rebelhorn	6583 "
"	2. 6851 "
Mödenalpe — Brunnen	4061 "
Roßland	6853 "
Roßlandsattel	5697 "
Obermödele-Alphütte	5652 "
Quelle unter der Hütte	5403 "
Quelle ober der Hütte	5850 "
Obermödele-Joch (Paß nach Holzgau)	6027 "
Obermödele-Joch unter dem Muttentopf	6584 "
Oberstdorf	2482 "
"	2. 2563 "
Dobnerspige	7910 "
Dj	2. 2929 "
Djthal unter dem Geleith	3111 "
Bei der Gutenalpe	3426 "
Panther (Bscheißer)	6160 "
Point, Galthütte im Berggründlethal	4033 "
Pointkopf	6285 "
Rappenalpe, Galthütte im Thal	3640 "
Obere Galthütte	4962 "
Rappenschäp-Alpe	5451 "
Rappenfee	6500 "
Rappenkopf, großer Gipfel	7717 "
" kleiner Gipfel	6997 "
"	7008 "
Ranheit	7870 "
Ranhen — bei Oberstdorf	2799 "
Rauhgerentüden	5952 "
Rauhhorn	6904 "
Raut (bei Oberstdorf)	2746 "
Reichenbach	2. 2667 "
Reitenschwangthal (unteres Gitter im Raut)	3282 "
Röthspige	2. 6191 "
Röthspitzberg	2. 3487 "

Rathhorn	6052	h.
Saußigl (Galthütte im Berggründe)	3547	"
Schäferhütte (im Sattel zwischen Ranherd und Gosatz)	5486	"
Schänze, Paß am Gruner zwischen Rappenalpe und Lechthal	5538	"
Schafalpenkopf	2. 7252	"
Schattenberg — vordere Spitze	5750	"
Schaffhofbrändeler Quelle	4279	"
Schelpen	2. 4904	"
Schlappkollered	6026	"
" Seelkopf	6098	"
" Speicher	4710	"
Schnecken nördlicher Gipfel	7044	"
" südlicher Gipfel	7025	"
Schnippentopf	2. 4740	"
Schachen	6497	"
Joch gegen den hintern Seelkopf	6252	"
Schöllang	2579	"
Schrofenpaß, zwischen Rappenalp- und Lechthal	5135	"
Schäffer (Hammerspitze)	7124	"
Seelalpen (Scharte in der Fischerrinne)	5860	"
" See	5001	"
"	2. 5500	"
" Thal beim Speicher	4058	"
Seelkopf großer	6407	"
" hinterer	6447	"
Seelköpfel (bei Oberstdorf)	5979	"
Söllerkopf	5562	"
" vorderer	5234	"
Sonthofen	2356	"
Spätegundskopf (ober Emdsbergerkopf)	6193	"
" Rücken	5995	"
Sperrbachalpe-Platte	4407	"
" Brücke (am untern Knie)	3810	"
Spielmansau (Quelle am Christles-See)	2829	"
" unteres Knie bei der Schütte	3290	"
Steineberg-Gipfel am Zinken	5027	"
Stillach-Brücke am Schlechter	2459	"
" am Breitengern	3585	"

Eisenbühl	3903	hoh
Taufersbach (Brücke zwischen Eisenbrücke u. Analestwanke)	2989	"
Taufersgallie, obere am Wildsee	5407	"
" untere	4162	"
Taufersberghöfle (in Nappenalpenthal)	3849	"
Thüre am Damm	5845	"
Trettach bei der oberen Mühle zu Oberstdorf	2504	"
Tringbrücke bei Dillersberg	2973	"
in Spielmannsau	3000	"
" Höhe unter der Trettachspitze	6420	"
" Spitze östlich	8105	"
Wisceralpion	6296	"
Walserscherze	3047	"
Wormatsgundlopf	6332	"
" bei der Quelle	3917	"
" im Waul-Galthütte	4235	"
Wengertlopf	6621	"
Wertach	2. 2736	"
" Fluß bei Wertach	2. 2727	"
" " Maria Rain	2574	"
Wilbe, Männle das	7363	"
Wilbe Mann der	7907	"
Wilber, hinterer, Gipfel	7266	"
Wildgundlopf	6930	"
Willerspalpe	5350	"
Wiedhag, (auf dem)	4792	"
Zeiger	6115	"
Zwing — Straßenhöhe	3041	"





*Gene Geseh. v. d. D. e.
in eifrigster Arbeit
und Messung*

Das

D. 3.

Düngerkapital

und



der Raubbau.

Eine wirthschaftliche Betrachtung auf naturwissen-
schaftlicher Grundlage

von

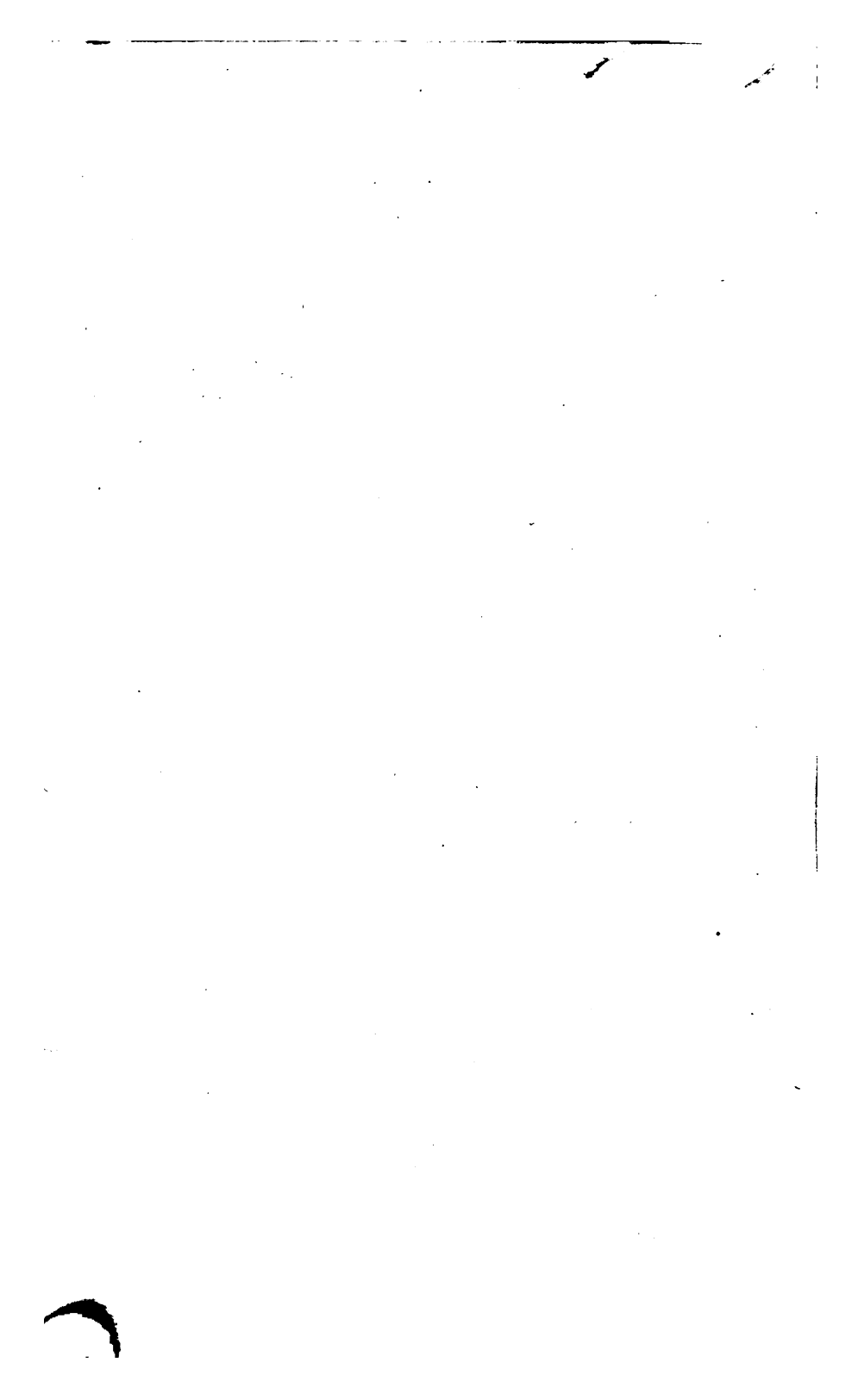
Dr. Adolf Mayer,

Privatdozent der Agrikulturchemie an der Universität Heidelberg.

Heidelberg.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

1869.



Das
Düngerkapital
und
der Raubbau.



Eine wirthschaftliche Betrachtung auf naturwissen-
schaftlicher Grundlage

von

Dr. Adolf ^{revised} Mayer,

Privatdozent der Agrikulturchemie an der Universität Heidelberg.

Heidelberg.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

1869.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

In der vorliegenden Schrift habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, auf Grund der naturwissenschaftlich festgestellten Bedingungen des Gedeihens der landwirthschaftlichen Kulturgewächse, die wirthschaftlichen Geetze der Produktion dieser Gewächse einer Betrachtung zu unterwerfen.

Ich glaube als Resultat dieser Betrachtung ansehen zu dürfen: den Beweis der Unhaltbarkeit der Liebig'schen Forderung, die als der Angelpunkt seiner ganzen Lehre angesehen werden darf: daß eine rationelle Düngung stets die durch die Ernten hinweggenommenen Mineralbestandtheile wiederersetzen müsse.*)

Wohl hat die Liebig'sche Lehre schon mannigfachen Widerspruch erfahren und Vielen ist es gelungen, Unrichtigkeiten in den Beweisstücken derselben aufzufinden; namentlich haben die kulturgeschichtlichen Belege, die als eine wesentliche Stütze jener

*) J. v. Liebig. Die Chemie in ihrer Anwendung u. 1862. Ein-
ung p. 151. Th. II. p. 253.

IV

Lehre angesehen werden müssen, eine eingehende und erschöpfende Widerlegung erfahren. Dennoch hat man bisher nur vermocht, dem Baume die Aeste, wiewohl recht stattliche Aeste, zu rauben; die Wurzel und der Stamm jener Lehre, die strenge Forderung des Wiedererfasses ist von den kühnen Hieben noch unberührt und droht neue Schößlinge zu treiben, zum Nachtheil für die Entwicklung richtiger Bewirthschaftsungsgrundsätze in der Landwirthschaft.

In wie weit es gelungen ist, die Unhaltbarkeit jener Lehre nachzuweisen, mag man aus der Schrift selbst ersehen.

Eben da ich im Begriff bin, die Feder nieder zu legen, fällt mir ein vor Kurzem erschienenen Werk in die Hand, „die Hilfsdüngemittel in ihrer volks- und privatwirthschaftlichen Bedeutung von Dr. J. Au“ Heidelberg, 1869, das sich die nehmliche Aufgabe in etwas abweichender Weise gestellt und, wie mir scheint, auch gelöst hat. *)

Wenn die Erlangung eines identischen Resultats auf sehr verschiedenen Wegen der Beweisführung eine Garantie bietet für die Richtigkeit desselben, so können wir uns Glück wünschen, zur erfolgreichen Bekämpfung eines Irrthums, dessen unausbleibliche praktische Consequenzen schwerwiegende Mißstände in unserm wirthschaftlichen Leben herbeigeführt haben würden.

Heidelberg, den 10. Juni 1869.

Adolf Mayer.

*) Einer anderen neu erschienenen Schrift über denselben Gegenstand: Vaspeyres. „Justus von Liebig's Theorie der Bodenerschöpfung etc.“ Riga, 1869, kann ich indessen dieses Zugeständniß nicht machen.

Inhalt.

I. Die Bedingungen des Pflanzenwachstums. Seite 1

Der landwirthschaftliche Produktionsfaktor „Grundstücke“ und dessen Zerlegung. Wirthschaftliche Freiheit und Unfreiheit der einzelnen Wachstumsbedingungen. Die Ernte eine Funktion dieser Bedingungen.

Das Gesetz des Minimums. Möglichkeit der Abänderung dieser Bedingungen durch Menschenhand. Entwicklung des Begriffs: Düngerkapital. Naturwissenschaftliche Ursache der Bodenrente.

II. Das Düngerkapital. Seite 28

Wirksames und todtcs, unlaufendes und stehendes Düngerkapital. Die extensiven und intensiven Bewirthschaftungsmethoden. Verschiedene Art der Anwendung des Düngerkapitals bei denselben. Wirthschaftliche Motivirung dieser Verhältnisse. Zwei in der Kulturgeschichte wirkende Momente, die bestrebt sind, die Bewirthschaftungsmethoden abzuändern. Der Grundsatz des Wiederersatzes in allen Perioden ist nothwendig unrichtig. Aehnliche Verhältnisse bei anderen technischen Betrieben. Der Raubbau nur ein scheinbares Uebel. Möglichkeit des Wiedergewinnes der scheinbar verschleuderten Düngerkapitalien. Gefahr des Raubbaus für einzelne Düngerbestandtheile. Die Bodenstatik.

III. Folgerungen. Seite 63

Aussammlung der menschlichen Auswurfstoffe. Auch hier die Rentabilität einer Düngung entscheidend. Wanderung des Düngerkapitals. Chinesische Düngewirthschaft. Schluß.

Von demselben Verfasser erschien im gleichen Verlage:

Untersuchungen über die alkoholische Gährung, den Stoffbedarf und den Stoffwechsel der **Hefepflanze**, mit Berücksichtigung des neuesten Liebig'schen Einwurfs gegen die Pasteur'schen Anschauungen. Für Chemiker, Pflanzenphysiologen und Weinproducenten. Mit einem Holzschnitt und 7 lithogr. Tafeln. Preis 1 Thlr.

1. Die Bedingungen des Pflanzenwachstums.

Man unterscheidet in der Volkswirtschaftslehre für die landwirtschaftliche Pflanzenproduktion mehrere streng von einander geschiedene Produktionsfaktoren: „Grundstücke,“ „Kapital“ und „Menschenarbeit.“ Es ist in dieser Wissenschaft längst erkannt, daß der Produktionsfaktor „Grundstücke“ eine größere Anzahl von Bedingungen des Pflanzenwuchses in sich einschließt. Roscher schreibt in Bezug auf diesen Gegenstand in seinen „Grundlagen der Nationalökonomie“ S. 35 Folgendes:

„In Bezug auf die landwirthschaftliche Produktivität eines Grundstücks sollte man wohl dessen Tragfähigkeit, Baufähigkeit und unmittelbare Nährfähigkeit für Pflanzen unterscheiden. Die Pflanze wächst, indem sie unter dem Einflusse von Wasser und Sonne einen Theil ihrer Elemente der Atmosphäre, einen andern Theil dem Erdreich entnimmt. Während nun die Luft und Sonne, in den meisten Klimaten auch das Wasser, vollkommen freie, unerschöpfliche Güter sind, muß der im Boden gegebene Vorrath von Pflanzennahrung an Erschöpfbarkeit und Aneignungsfähigkeit als Analogon der Kohlenlager, Erzlager u., die in bergmännischen Grundstücken vorkommen, betrachtet werden.“

In diesen Sätzen ist schon die Verschiedenartigkeit der in den „Grundstücken“ enthaltenen Vegetationsbedingungen, von welchen die Produktivität jener abhängig ist, angedeutet.

Es wird jedoch nothwendig eine Aufgabe der Naturwissenschaften sein müssen, auf die von ihr ermittelten Gesetze der Pflanzenernährung hin, die Elemente der landwirthschaftlichen Produktivität der Grundstücke eingehender zu bestimmen.

Ich hoffe, daß der Nutzen eines solchen analytischen Verfahrens für die aus jenen Elementen abzuleitenden volkwirthschaftlichen Folgerungen nicht ganz unbedeutend sein wird.

Die grünen phanerogamen Pflanzen, unter die unsere Kulturgewächse sammt und sonders gehören, haben zu ihrem Gedeihen nothwendig: ¹⁾

1) gewisse Stoffe, nemlich Wasser, Kohlenäure, Stickstoff (in Form einer beschränkten Anzahl von Verbindungen), Sauerstoff ²⁾ und eine größere Reihe von sogenannten Aschenbestandtheilen;

2) gewisse andere Bedingungen, für die es schwieriger ist, einen geeigneten Kollektivnamen ausfindig zu machen, z. B. eine eigenthümliche mechanische Constitution der Ackererde, wie sie zur Ausbildung der Wurzeln erforderlich ist, außerdem eine gewisse Temperatur, ³⁾ die sich nur innerhalb zweier mehr oder weniger enger Grenzen auf- und abwärts bewegen darf u.

3) Endlich bedürfen sie zur Vollendung ihrer innern chemischen Arbeiten einer Kraftquelle, des Sonnenlichts. ⁴⁾ Durch das Vor-

¹⁾ Siehe Knop. Kreislauf des Stoffes. 1868. I. p. 539 u. f., auch Heiden. Lehrbuch der Düngerlehre. 1866. Bd. I.

²⁾ J. Sachs. Handbuch der Experimentalphysiologie der Pflanzen. 1865. p. 263 u. f.

³⁾ Siehe J. Sachs, a. a. O. p. 52 u. f.

⁴⁾ Ebendasselbst p. 18 u. f., auch meine Abhandlung; Landw. Versuchsst. Bd. XI. p. 207 u. f.

handensein dieser Bedingungen auf einem Grundstück erhält dasselbe erst seinen Baupwerth.

Unsere erste Aufgabe wird nun sein, die einzelnen als nothwendig erkannten Bedingungen des Pflanzenwachstums darauf zu untersuchen, ob sie freie Güter sind, d. h. ob dieselben aus irgend einem Grund Besitzergreifung unmöglich machen. Wir werden mit Sicherheit schließen können, daß diejenigen Vegetationsbedingungen, die nicht aneignungsfähig sind, oder die in unbegrenzter Menge zur Verfügung stehen, nicht auf den Preis der Produkte einzuwirken vermögen und darum keine Bestandtheile der „Produktionsfaktoren“ im Sinn der Volkswirtschaft sein können.

Wir werden sodann zu untersuchen haben, in welcher Weise sich diejenigen Bedingungen der Pflanzenproduktion, von denen Besitz ergriffen werden kann und die nicht in unbegrenzter Menge zur Verfügung stehen, die also keine freien Güter sind, zu dem Produktionsfaktor „Grundstücke“ gruppieren. Schließlich werden wir dann zusehen, auf welche jener Bedingungen die Menschenhand vermehrend einzuwirken vermag. Diese Vegetationsbedingungen werden dann auch die beiden anderen Produktionsfaktoren „Menschenarbeit“ und „Kapital“ zusammensetzen müssen.

Wir haben gesehen, daß man in der Volkswirtschaftslehre die Bestandtheile der Atmosphäre, die Wärme und das Licht als freie Güter, auf deren Vorhandensein in den geeigneten Mengen die Beschaffenheit eines käuflichen Grundstücks keinen Einfluß auszuüben vermag, von denen also durch den Kaufakt nicht Besitz ergriffen werden kann, betrachtet. Diese Anschauungsweise ist jedoch in Bezug auf manche dieser Bestandtheile und Eigenschaften völlig unbegründet.

Streng genommen ist der Sauerstoff der Luft das einzige wirk-

lich freie Gut unter der großen Reihe von Bedingungen, die zur Pflanzenproduktion unerlässlich sind.

Die Kohlensäure, deren die grüne Pflanze zur Produktion von organischer Substanz bedarf, ist dies freilich theilweise (soweit sie der Atmosphäre entnommen wird) auch, theilweise aber in ihrer für die Pflanze zur Verfügung stehenden Menge von der Beschaffenheit des Bodens abhängig, so daß z. B. ein reichlich Kohlensäure-entwickelnder Boden lediglich durch diese Eigenschaft die Pflanzenproduktion zu steigern vermag.⁵⁾

Der Kohlensäure reiht sich in dieser Hinsicht auf's Engste der gebundene Stickstoff (Ammoniak- oder salpetersaure Salze) an, der bekanntlich theilweise direkt aus der Atmosphäre in die Pflanze gelangt, theilweise mit dem Regenwasser den Weg durch den Boden macht, in seiner Ansammlung mithin von der Beschaffenheit (Absorptionsfähigkeit)⁶⁾ des Bodens abhängig sein muß, theilweise endlich in seiner zur Verfügung stehenden Menge durch den Düngungszustand (natürlichen oder künstlichen) des Bodens bedingt ist. Also auch dieser Nährstoff gehört nur theilweise zu den freien Gütern und wohl noch in geringerem Verhältniß als die Kohlensäure, da ein ergiebiges Wachsthum unserer Kulturgewächse im Allgemeinen möglich ist ohne Kohlensäuredüngung, nicht aber ohne Stickstoffdüngung.⁷⁾ In der That ist auch der Stickstoff in Bezug auf Pflanzenernährung weit seltner als die Kohlensäure als freies Gut betrachtet worden.

Das Wasser, das wir sonst im wirtschaftlichen Leben mit nur wenig Ausnahmen als ein freies Gut zu betrachten gewöhnt

⁵⁾ Auch von Liebig zugegeben. Die Chemie in ihrer Anwendung v. 1862. I. p. 143.

⁶⁾ Absorption des Ammoniaks nachgewiesen durch Wey, Henneberg und Stohmann, Brucklein u. A. m.

⁷⁾ Heiden a. a. O. B. I. p. 113 und E. Wolff. Prakt. Düngerlehre. 1868. p. 15. 16.

sind, ist kein solches als Bedingung des Gedeihens der Feldfrüchte. Das Verhalten eines Grundstücks zum Wasser — ganz abgesehen von dessen Lage in einer wasserreicheren oder wasserärmeren Gegend — wie z. B. die Eigenschaft, gefallenes Wasser schneller oder langsamer durchzulassen, verdunsten zu lassen, mehr oder weniger Wasser durch Verdichtung aus der Atmosphäre sich anzueignen *zc.*,⁸⁾ vermag auf dessen Werth in hohem Grade einzuwirken. Dies liegt freilich weniger daran, daß das Wasser etwa in diesen Fällen nur in beschränkten Quantitäten zu Gebote steht, sondern ist einfach darin begründet, daß die (im Verhältniß zu einer Menge technischer Betriebe und z. B. zur Thierproduktion) doch immerhin sehr extensive Bewirthschaftung unserer Ländereien keinen Arbeitsaufwand zur Regulirung der auf das Pflanzenleben am Günstigsten wirkenden Wassermenge erlaubt. Mithin erlangt das Verhalten eines Grundstücks zum Wasser einen positiven oder negativen Werth, weil Transportkosten des Wassers (sei es nun vom Acker weg oder auf den Acker hin) je nach der Beschaffenheit des Ackers bestritten werden müßten oder erspart werden können. Wie sehr dergleichen Verhalten dem Wasser gegenüber auf den Werth eines Stück Landes einzuwirken vermag, ersieht man am Deutlichsten daraus, daß Meliorationskapitalien, die blos zur Regulirung jenes Verhaltens gegen Wasser verwandt werden (Drainage, manche Bewässerungsanlagen), im Stande sind, den Grundwerth sehr bedeutend zu steigern.

Von Stoffen, die außerdem noch zur Ernährung der Pflanzen nothwendig sind, bleiben uns noch die Aschenbestandtheile zur Besprechung übrig. Die Aschenbestandtheile sind wohl nur von ganz Unwissenden⁹⁾ als freie Güter betrachtet worden; sie bedingen ja

⁸⁾ Rnop. Kreislauf des Stoffs. II. p. 25.

⁹⁾ Schinz-Gefner. 1858 und Victor Jacobi. „Freiherr von Siebig u.“ Leipzig 1863, p. 60.

mit den andern schon besprochenen im Boden vorkommenden Nährstoffen im Wesentlichen den Werth unserer künstlichen und natürlichen Dünger.

Das Verhalten des Bodens zur Wärme, die einer auf ihm wachsenden Pflanze zu Gute kommt, ist nicht unähnlich dessen Verhalten zum Wasser. Die Wärme kann zwischen den Temperaturgrenzen, innerhalb deren sie in der Landwirthschaft als Fruchtbarkeitsbedingung angesehen werden muß, nicht als freies Gut aufgefaßt werden, da dieselbe in allen Fällen mit dem Boden aneignungsfähig ist. Verschiedene Temperaturen sind für das Gedeihen der Pflanzen verschieden zuträglich, und diejenigen Grundstücke, die durch ihre Lage in gewissen Klimaten und geographischen Breiten, durch Neigung gegen den Stand der Sonne, durch dunkle Farbe und in Folge dessen Absorptionsfähigkeit von Wärme, oder auch noch andere physikalische Eigenschaften¹⁰⁾ jener günstigsten Temperatur näher kommen als andere, sonst gleich beschaffene, haben einen größeren Werth als diese. Es ist für unsere Betrachtungen ziemlich gleichgültig, daß es bei einem Grundstück, das in einer wasserarmen Gegend liegt, oder dessen Erde Wasser nur in sehr geringem Grade festzuhalten vermag, die nicht zu überwindenden Transportkosten des Wassers sind, das ja doch in einiger Entfernung stets kostenlos zu haben ist, die das Grundstück entwerthen, während die Werthlosigkeit eines solchen in einer kalten Gegend oder Jahreszeit dem wirklichen Mangel an Wärme, die überhaupt nur da, wo sie als Eigenschaft von Körpern auftritt, die selbst nicht aneignungsfähig sind, als freies Gut betrachtet werden kann, zuzuschreiben ist; denn wo ein freies Gut mit Kosten transportirt werden muß, da hört es eben auf, ein freies Gut zu sein.

¹⁰⁾ Wärmeleitung, Wärmestrahlung, Wärmecapacität etc.

Von Bedingungen, die noch sonst zur Pflanzenproduktion erforderlich sind, wäre außer einigen schwer zu definirenden, die in ihrer Gesamtheit einen Theil Dessen ausmachen, was man mit dem Namen „physikalische Eigenschaften der Ackererde“ zu bezeichnen pflegt, das Sonnenlicht noch zu erledigen. Die physikalischen Eigenschaften der Ackererde sind natürlich mit dem Boden aneignungsfähig und keine freien Güter. Es liegt außer der Absicht vorliegender Abhandlung, auf dieselben näher einzugehen.

Einer etwas umfassenderen Besprechung bedarf hier noch die so wichtige Bedingung des Pflanzenwuchses „das Licht.“ Die leuchtenden Sonnenstrahlen sind bekanntlich die einzige für die Pflanzenwelt zur Verfügung stehende Kraftquelle zur Leistung der in der chlorophyllhaltigen Zelle sich vollziehenden chemischen Arbeit, die identisch ist mit der Produktion von organischer Substanz. Die ganze Verbrennungswärme der producirten organischen Substanz entstammt dieser Kraftquelle, sie ist ein Maß für jene Arbeitsleistung.¹¹⁾

Es tritt zunächst die Frage an uns heran, ob das Sonnenlicht, dem die eben erläuterte Bedeutung für das Leben der grünen Pflanze zukommt, als ein wirtschaftlich freies Gut zu betrachten ist. Wir müssen diese Frage entschieden in dem umgekehrten Sinne, als dies bisher von Seiten der Volkswirtschaftslehre geschehen ist, beantworten. Es ist völlig unzulässig, Luft und Licht, als zugehörig zum freien Gut der Atmosphäre, in eine Kategorie zu werfen und selbst als freie Güter zu betrachten. Wenn wir an irgend einer Stelle der Atmosphäre eine gewisse Quantität Luft wegfangen und daselbst die nützlichen Eigenschaften derselben in Anspruch nehmen und consumiren, z. B. den Sauerstoff zur Verbrennung ver-

¹¹⁾ Helmholtz. Wechselwirkung der Naturkräfte. 1854, und die Abhandlungen von J. R. Mayer.

wenden, so strömt nach dem Ort des Verbrauchs sogleich in Folge der Diffusion neue Luft nach, und wenn auch Jemand nur oberhalb seines eignen Bodens Anstalten machen darf zum Consum dieser Luft, so stehen ihm doch beliebig große Mengen dieses Guts zu Gebote, die ihm aus der über dem Besizthum der Nachbarn ruhenden Luftschicht und von da weiterhin stetig zufließen, ohne daß die Nachbarn oder alle Uebrigen, denen durch jenen Eingriff Luft entzogen wird, ein solches Verfahren hindern können. Diese Eigenschaft der Luft, die auch das Wasser in vielen Fällen zeigt, verhindert offenbar deren Vertheilung an einzelne Besitzer, wie sie für den festen Grund und Boden ausführbar ist, und dies Verh alten, sowie die unerschöpfliche Menge der Luft, stempelt sie zum Gemeingut, zum freien Gut.¹²⁾

Anders ist es mit dem Licht. Der Photograph kann nicht das Licht, das auf das Grundstück seines Nachbarn fällt, für seine Zwecke benutzen, es sei denn, daß er eine Reflexvorrichtung auf das Dach des Nachbarn anbringt, wozu er doch dessen Einwilligung, die völlige Abtretung dieses Guts bedarf; denn der Nachbar kann ja ebenfalls Photograph sein und das Licht wirthschaftlich ausnützen wollen. Offenbar stempeln also die physikalischen Gesetze, die den Zufluß des Lichts reguliren, dieses zu einem Gut von vollkommener Aneignungsfähigkeit und es ist gewiß ein Irrthum, wenn z. B. Roscher¹³⁾ glaubt, daß der Photograph nicht mit Erfolg das zu seiner Arbeit nothwendige Licht auf die Rechnung seiner Kunden setzen könne. Ueberall, wo wie z. B. in großen Städten das

¹²⁾ Es bestehen nur wenig Vorkehrungen, die den Gemeinbesitz der Luft zu beschränken suchen und diese beziehen sich sämmtlich auf Verpestung der Luft durch Fabriketablissemens, also nicht auf Entzug werthvoller Luftbestandtheile, sondern auf Zuführung positiv schädlicher Bestandtheile.

¹³⁾ Grundlagen der Nationalökonomie p. 52.

Licht nicht in so überflüssigen Mengen vorhanden ist, daß hierdurch eine Entwerthung dieses Guts eintritt, wird der Preis für dessen Nutznießung in den Produktionskosten eines photographischen Bildes enthalten sein, und nur die Geringfügigkeit des Preises des Lichts gegenüber dem der andern photographischen Agenzien verführt zur Begehung jenes Irrthums.

Das Licht der Sonne ist also ein völlig aneignungsfähiger Gegenstand,¹⁴⁾ wenn es auch nicht möglich ist, dasselbe in Säcke verpackt zu transportiren, und es ist in der That unschwer, über die Form dieser Aneignung sich klar zu werden. Mit dem Grund und Boden wird offenbar auch das auf denselben fallende Licht erworben. Man erhält mit der Aneignung desselben das Recht zur Benutzung der Sonnenstrahlen, mit dem Eigenthum einer gewissen Summe von nützlichen Stoffen, zugleich eine regelmäßige Rente von Kräften, und nur wer seinen auf diese Weise erworbenen Antheil an Kräften nicht ausnußt, der verliert erst wieder dieses Besitzthum, größtentheils durch Ausstrahlung in den Weltenraum.

Es geht aus dem Vorhergehenden unzweifelhaft hervor, daß die Sonnenstrahlen, deren Antheil an der Pflanzenproduktion wir kennen gelernt haben, als ein Gut, das mit dem zu dieser Produktion dienenden Grundstück aneignungsfähig ist, einen Bestandtheil des Werths eines solchen Grundstücks ausmachen können.

Wir müssen, um den Einfluß dieses Bestandtheils auf den genannten Werth zu bestimmen, zunächst ein Maß für denselben,

¹⁴⁾ Daß das Licht seiner Aneignungsfähigkeit wegen ein Gut ist, das Tauschwerth erlangen kann, erhebt man auch aus dem hie und da auftauchenden und naturwissenschaftlich möglichen Projekte, die Sonnenstrahlen direkt durch eigenthümliche Vorrichtungen zu technischen Arbeitsleistungen zu benutzen, wo dieselben völlig gleichwerthig mit der Heizkraft der Kohlen auftreten.

eine Relation zwischen der Größe des Grundstücks und der Menge der auf dasselbe fallenden Strahlen ausfindig machen. Dies ist nun leichte Arbeit. Für gleiche geographische Breite und die gleiche durchschnittliche Bewölkung des Himmels und überhaupt gleiche atmosphärische Absorption des Lichts, also jedenfalls für zwei nahe beisammen liegende Grundstücke ist das Flächenmaß der Projektion eines Grundstücks auf eine zu dem Strahl der Mittagsonne senkrechte Ebene zugleich das Maß für das demselben zu Gebote stehende Quantum von Licht oder wirksamer Strahlen.

Für Felder in der Ebene oder von identischer Neigung kann also, wenn sie nur unter einander verglichen werden, einfach das Flächenmaß des Grundstücks selbst, da hier die Projektion nur proportionale Aenderungen herbeiführt, als ein solches Maß für das demselben zu Gebote stehende Licht benutzt werden, selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Grundstücke in einer und derselben Gegend liegen.

Hierin liegt nun der Grund, daß das Licht, das einen Bestandtheil des Werths eines Grundstücks vorstellt, nicht in dem Preis desselben erkannt wird, indem dieser Bestandtheil für Felder von gleicher Lage proportional mit dem gebräuchlichen Flächenmaße, auf das sich die Preise der Felder beziehen, in demselben enthalten ist. In den Gebirgsgegenden tritt dagegen jener Bestandtheil hervor, da hier je nach Sonnenseite oder Schattenseite die Projektion verschieden große Werthe ergibt. Doch kommt hierbei auch die wärmende Kraft der Sonnenstrahlen mit in's Spiel.

Auch noch andere Betrachtungen führen uns zu dem Resultate, daß die einem Grundstück zu Gebote stehenden Mengen von Sonnenstrahlen dessen Werth und Preis mit bedingen. Ein Ackerfeld, dessen Boden auf zwei Fuß Tiefe in dem Zustand sich befindet, wie er zur Vegetation tauglich ist, wird niemals den doppelten

Werth haben, als ein ebensolches Feld, das jenen Zustand nur auf einen Fuß Tiefe besitzt und wird sich in seiner Produktivität wesentlich unterscheiden von zwei Feldern in letzterem Zustand,¹⁵⁾ obgleich in diesem genau dieselbe Menge von Stoffen, aus denen die Pflanze ihren Leib aufbaut, enthalten ist und auch die Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnisse die gleichen sind. Der enorme in die Augen springende Unterschied ist hier wesentlich bedingt durch die verschiedenen in beiden Fällen zu Gebote stehenden Mengen Licht. Doch ist dies Beispiel manches Einwurfs fähig, namentlich wegen des verschieden großen und verschieden gestalteten Raums, der in beiden Fällen den Pflanzen zur Ausbildung ihrer ober- und unterirdischen Organe zur Verfügung steht, vielleicht auch wegen des Unterschieds in den in einer gegebenen Zeit verfügbaren Mengen atmosphärischer Nahrungsmittel. Jenes wird daher zweckmäßig ersetzt dadurch, daß man zeigt, daß es unmöglich ist, auf irgend ein Ackerfeld mit Erfolg ein zweites Stockwerk¹⁶⁾ aufzusetzen, das aus der nehmlichen Ackerfrume gebildet ist, eine Vorrichtung, die ohne die geringste Aenderung in einer der übrigen Bedingungen des Pflanzenwachstums bewirken zu müssen, unfehlbar die für landwirthschaftliche Zwecke vollständige Entwerthung des unten gelegenen Feldes zur Folge haben würde, einfach deshalb, weil eine Vegetationsbedingung (das Licht) ausgeschlossen ist.

Durch diese Betrachtung wird offenbar der Antheil des zur Pflanzenproduktion unentbehrlichen Lichts an dem Werth der baufähigen Grundstücke anschaulich gemacht.

¹⁵⁾ Siehe Roscher, a. a. O. p. 58 u. J. S. Mill. Principles etc. I. Ch. 12.

¹⁶⁾ Ein Gedanke, auf den man allerdings wegen der Kostspieligkeit eines solchen Unternehmens nur bei einer fast undenklichen Intensität des Feldbaus gelangen könnte.

Hiermit wäre aber nun die Auffuchung der naturwissenschaftlich einfachen Bedingungen des Pflanzenwuchses und die Betrachtung über die Aneignungsfähigkeit der sie darstellenden Stoffe, Zustände und Kräfte als beendet anzusehen. Die Mehrzahl derselben erwies sich als mehr oder weniger vollkommen aneignungsfähig mit dem Grund und Boden. Diese bilden in ihrer Zusammengehörigkeit den nationalökonomischen Produktionsfaktor „Grundstücke.“ In diesem Produktionsfaktor sind sämtliche Bedingungen des Pflanzenwachstums vorhanden, wenn auch häufig in einem ungünstigen Verhältniß. Darauf beruht die Produktionsfähigkeit eines Stück Landes ohne Zuhilfenahme eines der andern Produktionsfaktoren „Menschenarbeit“ und „Kapital“. Die Möglichkeit einer lohnenden Anwendung dieser beiden andern Produktionsfaktoren beruht auf der Möglichkeit der Herstellung eines günstigeren Verhältnisses zwischen den einzelnen Bedingungen des Pflanzenwuchses.

Wir kommen hier schon auf ein Gesetz der Pflanzenproduktion, das diese jedoch mit vielen andern Produktionen gemeinschaftlich hat und das alle jene einzelnen Produktionsbedingungen gemeinschaftlich betrifft und Etwas ganz Allgemeines über deren günstigstes Zusammenwirken aussagt. Dasselbe ist geeignet, die Art der Zusammensetzung des Bodenwerthes aus den einzelnen aneignungsfähigen Fruchtbarkeitsbedingungen noch mehr zu verhüllen.

Die Ernte ist unläugbar eine Funktion der einzelnen zu ihrem Zustandekommen nothwendigen Vegetationsbedingungen; sie ist aber weder ein Produkt noch eine Summe derselben (die Möglichkeit der Formulirung jener Bedingungen in mit den Erntegewichten vergleichbaren Zahlen vorausgesetzt). Wird eine der Bedingungen gleich Null, so wird die Ernte ebenfalls gleich Null. Wächst jedoch eine einzelne jener Bedingungen allein, so wächst die Ernte im Allge-

meinen nicht mit. Nur wenn alle gemeinschaftlich wachsen, wächst unter allen Umständen die Ernte mit.

Aus diesen Verhältnissen ergibt sich, daß die einzelnen Fruchtbarkeitsbedingungen, die man auch wohl als „Produktionsfaktoren“ im naturwissenschaftlichen Sinn des Worts bezeichnen könnte, keine Faktoren nach der Ausdrucksweise der Mathematik sind, ebenso wenig wie die Ernte nach diesem Verhalten sich als eine Summe dieser Bedingungen darstellt.

Es gibt ein Verhältniß, in dem die Vegetationsbedingungen mit dem größten Erfolg zusammenwirken, d. h. die relativ größte Menge von Pflanzensubstanz erzeugen. Von diesem Verhältniß ausgehend vermag die einseitige Vermehrung irgend einer jener Bedingungen keinen Mehrertrag zu bewirken, sondern nur die gleichzeitige Vermehrung aller. Dieses Gesetz läßt sich auch so ausdrücken, daß man sagt: Die Produktion ist abhängig von der im Minimum vorhandenen Produktionsbedingung, sie ist derselben proportional; wobei man dann stillschweigend die relativen Werthe jener Bedingungen, in denen sie am Günstigsten zusammenwirken, als ihre resp. Einheiten bezeichnet.

Es ist dieses Produktionsgesetz ein Gesetz sehr allgemeiner Natur. Eine jede Erscheinung, die durch das Zusammenwirken mehrerer von einander unabhängiger Bedingungen zu Stande kommt, richtet sich in ihrer Intensität oder der Häufigkeit ihres Eintritts nach der im Minimum vorhandenen Bedingung (in dem eben erläuterten Sinn). In einem speziellen Fall für einzelne Bedingungen des Pflanzenwachstums wurde dieses Gesetz von Liebig¹⁷⁾ hervorgehoben und seitdem als „das Gesetz des Minimums“ häufig in Anwendung gebracht.

¹⁷⁾ v. Liebig a. a. O. B. II. p. 223. Die Grundsätze der Agriculturchemie. 1855. p. 121.

Alle Bedingungen, die zu jener im Minimum vorhandenen Bedingung in einem höhern Verhältniß, als dem des günstigsten Zusammenwirkens vorhanden sind, bleiben für das Zustandekommen der resultirenden Erscheinung völlig unbenutzt.

Das Liebig'sche Gesetz des Minimums berücksichtigt nur einen Theil der Bedingungen des Pflanzenwachsthums (die Nährstoffe); die Sonnenstrahlen wurden bei Entwicklung jener Gesetzmäßigkeiten als Produktionsbedingungen nicht einmal erwähnt. Der Liebig'sche Satz,¹⁸⁾ daß die Entwicklung der Pflanze innerhalb gewisser Grenzen im geraden Verhältnisse zu der Masse der Nährstoffe und im umgekehrten Verhältniß zu den Widerständen, die ihre Wirkung hindern, stände, ist, abgesehen von der Einseitigkeit der auszudrückenden Thatsache, eine Gleichung, die bei den einfachsten mathematischen Operationen ad absurdum führt.

Die mögliche Höhe der Ernten bildet die Basis für den Werth des Bodens. Die mögliche Höhe der Ernten ist nach dem eben entwickelten Produktionsgesetz, das wir auch in seiner verallgemeinerten Form als das „Gesetz des Minimums“ bezeichnen wollen, abhängig von den im geringsten Maße vorhandenen Produktionsbedingungen, deren beliebige Vermehrung auf einem gegebenen Grundstück nicht wirtschaftlich ausführbar ist.

Wir werden also weiter zu betrachten haben, welche von den Bedingungen, die möglicher Weise im Minimum vorhanden sein können, einer willkürlichen und wirtschaftlich ausführbaren Vermehrung durch Menschenhand fähig sind, welche nicht. Nur die ersteren werden Bestandtheile der Produktionsfaktoren „Menschenarbeit“ und „Kapital“ sein können.

Diejenigen Bedingungen des Pflanzenwuchses, die als freie Güter angesehen werden mußten, also der Sauerstoff, ein Theil

¹⁸⁾ Die Grundsätze d. Agriculturchemie. p. 26.

der Kohlensäure, des gebundenen Stickstoffs zc., bleiben selbstverständlich, da sie keine Bestandtheile der nationalökonomischen Produktionsfaktoren sind, von dieser Betrachtung völlig ausgeschlossen.

Das Licht nimmt als Vegetationsbedingung, wie wir sogleich sehen werden, hier eine ganz eigenthümliche Stellung ein, eine Stellung, deren Verkennen Veranlassung zu tiefgreifenden Irrthümern geworden ist. Das zur Pflanzenproduktion zur Verfügung stehende Sonnenlicht wird in einer und derselben Gegend gemessen durch das Flächenmaß des Grundstücks selbst — eine gleichartige und gleichwerthige Neigung der Grundstücke gegen den Horizont vorausgesetzt — und ist so, obschon es bei guten Boden- und Düngungsverhältnissen oft die im Minimum¹⁹⁾ vorhandene Produktionsbedingung sein muß und so der Produktion durch seine beschränkte Menge eine Grenze zieht, niemals anders in den Bodenpreisen erkennlich, als indem diese proportional mit der Fläche zu wachsen pflegen (wenn nemlich die andern Fruchtbarkeitsbedingungen gleichmäßig in der Fläche vertheilt sind), was offenbar nicht der Fall sein könnte, wenn die Menge des zur Produktion dienenden Lichts in einem andern Verhältniß zur Bodenfläche stände. So kommt es, daß, wo die in Rede stehende Fruchtbarkeitsbedingung für zwei Felder verschiedener Neigung (oder auch gelegen in verschiedenen Breiten und Klimaten) aufhört, proportional mit dem Flächenmaß zu wachsen, der Werth auch bei sonst gleicher Beschaffenheit der Felder nicht mehr nach dem Flächenmaß bestimmt werden kann, ohne indeß verkennen zu wollen, daß hierin bloß eine Ursache der möglichen Werthverschiedenheit liegt. Bei Feldern jedoch, die in einer und

¹⁹⁾ Ergibt sich, wie später gezeigt wird, aus der eng beschränkten Produktionsfähigkeit eines Grundstücks.

derselben Gegend verschiedene Neigung gegen den mittleren Stand der Sonne haben, kann häufig die bestehende Werthdifferenz auf die in beiden Fällen verschiedenen Mengen von auf die Flächeneinheit auffallenden Sonnenstrahlen zurückgeführt²⁰⁾ werden.

Bei der Möglichkeit des Vorhandenseins des Lichts im Minimum müssen wir unsere Betrachtung darauf ausdehnen, ob wir im Stande sind, dasselbe willkürlich durch wirtschaftlich ausführbare Maßregeln auf einer gegebenen Bodenfläche zu vermehren. Es gibt nun streng genommen allerdings einige solcher Maßregeln, doch von äußerst beschränkter Anwendbarkeit. Es sind hier etwa zu erwähnen, die Entwaldung, in Folge deren der Himmel durchschnittlich erheitert werden soll — eine Maßregel, die also nie für ein einzelnes Feld ausgeführt werden kann —, dann die Veränderung der Neigung einer Bodenfläche gegen die Sonne durch Abflachen und Auffüllen des Bodens (nur bei intensiver Weinkultur wirtschaftlich ausführbar), also Mittel von sehr geringer Anwendbarkeit und Tragweite.

Bessere Mittel stehen uns nun allerdings zu Gebote für die mehr oder minder vollständige Ausnutzung dieser uns stetig zufließenden, ein für allemal constanten Menge wirksamer Strahlen, Mittel, denen namentlich darum eine hohe wirtschaftliche Bedeutung zukommt, weil diejenigen Antheile des Lichts, die wir nicht für die Pflanzenproduktion auszunutzen verstehen, entweder durch Uebergang in Wärme oder gar durch Zurückstrahlung in den Weltenraum für jene chemische Arbeit in der Pflanze unwiederbringlich verloren sind. Als solche Mittel haben wir anzusehen: Dichte des Bestandes, oft nur zu erzielen durch Anbau verschiedener Früchte untereinander, Vermeidung jeglicher, auch der Winter-Brache; kurz Mittel, die

²⁰⁾ Nord- und Süd-Hang eines Thals.

sämmtlich den Zweck haben, das Feld möglichst lange und vollständig mit einer assimilirenden Licht-ausnuzenden grünen Pflanzenbedcke zu bedecken.

In der That sehen wir nun auch solche Mittel angewandt, wenn das Licht unter den Vegetationsbedingungen im Minimum vorhanden ist, also bei Herstellung aller willkürlich vermehrbaren Bedingungen bei intensiver Bewirthschaftung, während diese Mittel unterbleiben, wenn der Betrieb auch sonst nicht intensiv genug ist, um die übrigen Vegetationsbedingungen über das Licht in's Uebergewicht gelangen zu lassen. Unter solchen Umständen sehen wir dann hauptsächlich Winterbrache, Sommerbrache, undichten Bestand und dergl. eintreten, Betriebsmethoden, durch die die Ausnuzung der vorhandenen Sonnenstrahlen herabgedrückt wird. Auch die Gründüngung gehört bei näherer Betrachtung hierher, denn sie bezweckt die Ueberführung der Vegetationsbedingung „Sonnenlicht“ in einige andere, spärlicher vorhandene Bedingungen — eine Ausdrucksweise, die mir hier gestattet sein möge.

Es gibt also einige wirksame Mittel, durch die es gelingt, die Menge des zur Pflanzenproduktion gelangenden Lichts zu steigern, wenn wir auch so gut wie keine Mittel besitzen, um die Menge des auf ein Grundstück fallenden Lichts in irgend einer Richtung abzuändern.

Dem Licht schließt sich theilweise die Wärme in der eben erläuterten Beziehung an, insofern sie nelmlich von der Bestrahlung durch die Sonne abhängig ist, während sie anderntheils in ihrer den Pflanzen zur Verfügung stehenden Menge von den Eigenschaften des Bodens bedingt wird, die wir ja in hinlänglich wirksamer Weise abzuändern vermögen. Das bisher für das Licht Ausgesagte gilt also, wenn auch in zuriüdtretender Weise, für diejenigen Sonnenstrahlen, die in der Pflanze nicht zu chemischer Arbeit Verwendung

finden, sondern durch Absorption in Wärme übergehen, und wir werden uns richtiger ausdrücken, wenn wir in Folgendem von den mit einem Grundstück aneignungsfähigen Sonnenstrahlen, auf deren Menge wir nicht einzuwirken vermögen, sprechen, nicht blos vom Sonnenlichte, da die nicht zur chemischen Arbeit verwendeten Strahlen auch in Betracht kommen.

Die übrigen mit den Grundstücken aneignungsfähigen Bedingungen des Pflanzenwuchses haben wir sammt und sonders einigermaßen in der Hand, und es ist in vielen Fällen wirtschaftlich ausführbar und rentabel, dieselben zu vermehren oder abzuändern. Diese Bedingungen können deshalb Bestandtheile der Produktionsfaktoren „Kapital“ und „Menschenarbeit“ sein, und diejenigen wirtschaftlichen Maßregeln, die den Zweck haben, dieselben in einer für die Pflanzenproduktion günstigen Richtung abzuändern, werden Düngung, Bodenbearbeitung, Melioration u. s. w. genannt.

Wir haben unter diesen noch übrigen Fruchtbarkeitsbedingungen, die ein so überaus buntes Gemisch darstellen, zu unterscheiden zwischen zum Pflanzenwachsthum erforderlichen Stoffen und für dasselbe geeigneten Zuständen.

Letztere bezogen sich auf die Temperaturverhältnisse, denen die Pflanze in und über der Ackererde ausgesetzt ist, dann auf Bodeneigenschaften, die die Zufuhr der Nährstoffe reguliren; z. B. auf Verhalten des Bodens zum Wasser, dessen Lockerheit, Absorptionsfähigkeit etc., kurz Verhältnisse, die man häufig in ihrer Complicirtheit als „physikalische Beschaffenheit“ der Ackererde zusammenfaßt.

Die physikalische Beschaffenheit eines Grundstückes kann zwar in mannichfacher, wenn auch nicht ganz beliebiger Weise durch die Menschenhand abgeändert werden. Es kann durch Aufbringen

dunkler Substanzen²¹⁾ auf das Verhalten eines Bodens gegen Wärme, durch Bodenbearbeitung auf dessen Lockerheit, durch Drainiren auf dessen Durchlässigkeit eingewirkt werden — durch Menschenarbeit also und Kapital die physikalische Beschaffenheit gebessert werden.

In gleicher Weise und durchschnittlich mit weit größerem Erfolg ist es möglich, durch wirtschaftliche Manipulationen auf das Vorhandensein der Stoffe, die die Pflanze, um sich kräftig entwickeln zu können, im Boden in gewissen Mengen vorfinden muß, hinzuwirken. Der wesentlichste Zweck der Düngung liegt gerade in der Zufuhr dieser Nährstoffe und das Kapital, das für Düngung verausgabt wird, bildet für weitaus die meisten Betriebsmethoden den größten Theil des überhaupt zur landwirtschaftlichen Pflanzenproduktion verwendeten Kapitals.

Diese Bedingungen des Pflanzenwachstums stehen also in Bezug auf die wirtschaftliche Möglichkeit ihrer Abänderung im crassesten Gegensatz zu jenen Bedingungen, für deren Abänderung wir der Menschenhand keine irgendwie erhebliche Fähigkeit zugestehen konnten, zu den Sonnenstrahlen.

In dieser einseitigen Möglichkeit der Vermehrung gewisser im Boden vorhandener Bedingungen des Pflanzenwachstums durch Verwendung von Menschenarbeit und Kapital, während wir auf andere solcher Bedingungen durch Verwendung jener Produktionsfaktoren nicht einzuwirken vermögen, liegt der Grund für die längst bekannte Thatsache, daß es nicht möglich ist, durch beliebig große Intensivierung des Betriebs die Produktion von Pflanzensubstanz beliebig zu steigern, daß einer weiteren Verwendung von Arbeit und Kapital immer geringere Mehrproduktionen entsprechen.

²¹⁾ In den Weinbergen der bayerischen Pfalz ist Aufbringen von Basaltguth üblich, ein Verfahren, dessen Zweck unmöglich in einer Kalkdüngung (jener Basalt enthält nur geringe Mengen Kali) gesucht werden kann.

Dies eigenthümliche Verhalten rührt wohl einfach daher, daß die Pflanzenproduktion eine Produktion ist, die schon ohne das Eingreifen des Menschen vor sich geht und nur durch weitere Zufuhr von Arbeit und Kapital gesteigert werden kann. Ein Boden kann deshalb eine Rente gewähren, auch ohne daß erheblich Kapital und Arbeit auf demselben Verwendung findet und auch bei Verwendung dieser Produktionsfaktoren ist ein Theil des Ertrags nicht abzuleiten aus der Verwendung derselben. Gerade deshalb fand die Nationalökonomie Veranlassung, neben diesen beiden Faktoren der Pflanzenproduktion noch einen dritten zu unterscheiden, den sie als „Grundstücke“ bezeichnete und welchen in einzelne Fruchtbarkeitsbedingungen zu zerlegen, wir uns zur Aufgabe gemacht hatten.

Diese Zerlegung wird uns nun dazu befähigen, zu entscheiden, warum dieser Faktor so hartnäckig vom Kapital getrennt wird, da er doch aneignungsfähig ist, einen Tauschwerth besitzt, warum man nicht einen Acker betrachtet, wie ein von der Natur errichtetes Fabrikgebäude, das mit den zu einer gewissen Produktion erforderlichen Rohstoffen versehen ist. Wir werden dann mit der Erlebidigung dieser Frage zu der Einsicht gelangen, daß ein Theil jenes Faktors „Grundstücke“ sich thatsächlich wie ein Kapital verhält.

Die im Boden enthaltenen Pflanzennährstoffe, sowie jene physikalischen Fruchtbarkeitsbedingungen verhalten sich genau wie ein solches Fabrikgebäude, das mit Rohstoffen naturgemäß versehen ist. Ein solches könnte nun aber unbedenklich als Kapital betrachtet werden, gleichviel ob es durch Menschenarbeit hergestellt oder durch irgend ein Naturereigniß Entstehung genommen hätte²³⁾, und so sind wir nicht bloß berechtigt, sondern sogar verpflichtet, den oben genannten Theil der durch ein Grundstück repräsentirten Fruchtbar-

²³⁾ Die Auffindung einer mit fossilen Brennstoffen erfüllten Höhle, die sich zum Fabrikbetriebe eignet, wäre nicht einmal undenkbar.

Jene Pflanzennährstoffe nun und auch alle andern Eigenthümlichkeiten des Bodens, auf die wir einzuwirken vermögen, lassen sich nun betrachten, gleichviel, ob sie im einzelnen Fall sich als natürliche Bodenbestandtheile ergeben oder ob sie nachgewiesener Maßen künstlich zugeführt worden sind, als ein Kapital, mittelst dessen wir die Ausbeutung der in unabänderlicher Constanz einem Boden zufließenden Sonnenstrahlen unternehmen. Diese Verwendung des Wortes Kapital bedarf einer näheren Erläuterung.

Zunächst ist offenbar kein Unterschied zwischen den natürlich im Boden vorhandenen Pflanzennährstoffen und den künstlich durch Düngung hinzugebrachten. Beide verhalten sich in Hinsicht der Pflanzenproduktion völlig gleichwerthig, und die durch den Gebrauch der national-ökonomischen Produktionsfaktoren bewirkte Trennung dieser Nährstoffe je nach dem Ursprung, wodurch sie einmal einen Bestandtheil der natürlichen Bodenkraft, ein andermal des Betriebskapitals bilden, thut der wirklichen Sachlage augenscheinlich Zwang an. Ein Gleiches gilt selbstverständlich für die physikalischen Eigenschaften des Bodens, die wir abzuändern fähig sind.

Wenn man allerdings, wie dies von Seiten der Nationalökonomie²²⁾ geschieht, Kapital definirt als einen angesammelten Vorrath von Erzeugnissen früherer Produktion, soweit dieser Vorrath zu neuer Produktion verwendet wird, so dürfte die Bezeichnung der naturgemäß im Boden enthaltenen Pflanzennährstoffe als Kapital unpassend erscheinen. Indes lehrt eine leicht anzustellende Betrachtung, daß diese Nährstoffe (sowie jene Eigenschaften des Bodens, auf die der Mensch einzuwirken vermag) sich thatsächlich wie ein von Außen zugeführtes Kapital verhalten.

²²⁾ Siehe Roscher. Die Grundlagen u. 1866 p. 73 und J. E. Mill. Grundsätze u. 1864 p. 43.

Dies eigenthümliche Verhalten rührt wohl einfach daher, daß die Pflanzenproduktion eine Produktion ist, die schon ohne das Eingreifen des Menschen vor sich geht und nur durch weitere Zufuhr von Arbeit und Kapital gesteigert werden kann. Ein Boden kann deshalb eine Rente gewähren, auch ohne daß erheblich Kapital und Arbeit auf demselben Verwendung findet und auch bei Verwendung dieser Produktionsfaktoren ist ein Theil des Ertrags nicht abzuleiten aus der Verwendung derselben. Gerade deshalb fand die Nationalökonomie Veranlassung, neben diesen beiden Faktoren der Pflanzenproduktion noch einen dritten zu unterscheiden, den sie als „Grundstücke“ bezeichnete und welchen in einzelne Fruchtbarkeitsbedingungen zu zerlegen, wir uns zur Aufgabe gemacht hatten.

Diese Zerlegung wird uns nun dazu befähigen, zu entscheiden, warum dieser Faktor so hartnäckig vom Kapital getrennt wird, da er doch aneignungsfähig ist, einen Tauschwerth besitzt, warum man nicht einen Acker betrachtet, wie ein von der Natur errichtetes Fabrikgebäude, das mit den zu einer gewissen Produktion erforderlichen Rohstoffen versehen ist. Wir werden dann mit der Erlebigung dieser Frage zu der Einsicht gelangen, daß ein Theil jenes Faktors „Grundstücke“ sich thatsächlich wie ein Kapital verhält.

Die im Boden enthaltenen Pflanzennährstoffe, sowie jene physikalischen Fruchtbarkeitsbedingungen verhalten sich genau wie ein solches Fabrikgebäude, das mit Rohstoffen naturgemäß versehen ist. Ein solches könnte nun aber unbedenklich als Kapital betrachtet werden, gleichviel ob es durch Menschenarbeit hergestellt oder durch irgend ein Naturereigniß Entstehung genommen hätte ²³⁾, und so sind wir nicht blos berechtigt, sondern sogar verpflichtet, den oben genannten Theil der durch ein Grundstück repräsentirten Fruchtbar-

²³⁾ Die Auffindung einer mit fossilen Brennstoffen erfüllten Höhle, die sich zum Fabrikbetriebe eignet, wäre nicht einmal undenkbar.

beitsbedingungen als ein Kapital zu betrachten, das zwar nicht seine Entstehung einer Arbeitsleistung verdankt, zu dessen Herstellung aber in ebenso zweckmäßiger Vereinigung wohl eine entsprechende Arbeitsleistung nothwendig wäre. Nennen wir doch auch eine in einem Berge unvermuthet vorgefundene Gold- oder Silberstufe ein Kapital, obgleich hier im einzelnen Fall zur Auffindung keine entsprechende Menge von Arbeit aufgewendet worden ist.

Diese kurze Betrachtung wird sicherlich genügen, um zu zeigen, daß es vielmehr diejenigen von uns aufgefundenen Bestandtheile des Produktionsfaktors „Grundstücke“ sind, auf deren Aenderung wir nicht oder nur in zurüctretender Weise einzuwirken vermögen, die jenen Produktionsfaktor nothwendig zu einem mit dem Kapital unvereinbaren Faktor stempeln. Diese Bestandtheile, die Sonnenstrahlen, können eben deßhalb niemals als Kapital aufgefaßt werden, weil sie nicht in beliebiger Menge zur Produktion herangezogen werden können.

Bei irgend einer Fabrikation, bei der nur Kapital und Arbeit zur Produktion nothwendig sind, können je nach Bedarf die einzelnen Bedingungen zur Hervorbringung des Produkts in beliebigen Verhältnissen zusammengebracht werden. Kein Grund ist vorhanden, daß eine Verdoppelung der Produktion die Produktionskosten auf mehr als auf das Doppelte steigern sollte. Wenn man dagegen bei der Pflanzenproduktion auch im Stande ist, alle übrigen Wachstumsbedingungen durch Zufuhr von Kapital und Arbeit in's Unbegrenzte zu steigern, so ist dies für die Sonnenstrahlen nur möglich durch Verdoppelung der bebauten Bodenfläche, d. h. jedenfalls von dem Zeitpunkt an, wo alles baufähige Land ²⁴⁾ zur Pflanzenproduktion Verwendung findet, ist eine mit der Zufuhr von Kapital

²⁴⁾ In Wahrheit aus hier noch nicht näher zu erörternden Gründen schon viel früher.

und Arbeit proportionale Mehrproduktion nicht mehr möglich. Hierdurch ist der Intensivirung des Feldbaus eine unüberschreitbare Grenze gesetzt, wie sie die Fabrikation im Allgemeinen nicht kennt.²⁵⁾

So einfach die eben angestellte Betrachtung ist, so glaube ich doch bei der Wichtigkeit der resultirenden Sätze und bei der Unklarheit, die auf dem nationalökonomischen Gebiete hinsichtlich der Wirkungsweise der Produktionsfaktoren „äußere Natur“ und „Grundstücke“ herrscht, zu einigen weiteren Ausführungen berechtigt zu sein.

Denken wir uns einmal, es seien zur Pflanzenproduktion außer freien Gütern, deren Berücksichtigung wir überhoben sind, nur Bedingungen nothwendig, die einer willkürlichen Vermehrung fähig sind, es seien zu derselben also keine Sonnenstrahlen, sondern nur ein gewisser Vorrath von Pflanzennährstoffen und sonst gewisse leicht herbeizuführende Bedingungen erforderlich. In welcher Weise

²⁵⁾ Es gibt nur ein Verhältniß, in dem die verschiedenen Vegetationsbedingungen mit dem größten Erfolg zusammenwirken und von dem ausgehend die Vermehrung einer Bedingung keinen Mehrertrag zu bewirken vermag. Wenn aber eine dieser Bedingungen sich gegenüber den andern diesem günstigsten Verhältnisse nähert, so tritt hier eine Verwischung der Grenze der Art ein, daß nahe an derselben schon keine proportionale Aenderung des Mehrertrags mehr erfolgen kann. So vermag auch auf einem reichen Lande eine Düngung noch einen Mehrertrag zu bewirken, weil z. B. hie und da doch noch eine Stelle im Boden vorhanden ist, die der Wurzel nicht die ganz ausreichende Ernährung zu bieten vermag, während die übrigen Stellen schon einen Ueberfluß besitzen. Daher rührt es, daß die Beschränkung der Produktion auf einer Ackerfläche, wie Mill sich ausdrückt, nicht „dem Hinderniß einer entgegenstehenden Wand gleicht, welche unbeweglich an einer bestimmten Stelle steht und der Bewegung nicht eher ein Hemmniß darbietet, als bis sie dieselbe gänzlich aufhält,“ sondern daß wir sie vergleichen können „mit einem elastischen und ausdehnbaren Band, das kaum je so heftig gespannt wird, daß es nicht möglicher Weise noch etwas mehr gespannt werden könnte, obschon in Druck lange vorher gefühlt wird, ehe die äußerste Grenze erreicht ist, und um so stärker gefühlt wird, je mehr man sich dieser Grenze nähert.“

würde alsdann der Boden, der eine gewisse Menge aller dieser nothwendigen Bedingungen in sich vereinigt, als Produktionsfaktor auftreten?

Ein Preis würde für die Benutzung des Bodens — wie jetzt — erst dann in Anspruch genommen werden können, wenn guter Boden in vortheilhafter Lage nicht mehr in beliebiger Menge zur Verfügung steht. Erst dann, wenn es nothwendig wäre, Boden von schlechterer Qualität oder in ungünstigerer Lage mit zu Hülfe zu nehmen, um den Bedarf an Pflanzenprodukten vollständig zu bestreiten, würde die Benutzung des besseren Landes einem natürlichen Monopol²⁰⁾ unterliegen und ein Preis für diese Benutzung gezahlt werden können. Man würde unter diesen — wie unter den bestehenden — Umständen also unterscheiden können zwischen einem Grundbesitzer, der nothwendig eine Rente erhalten muß, wenn er den ihm gehörenden Produktionsfaktor einem Andern zur Nugnießung überläßt, einem Kapitalisten und Arbeitern, die alle drei Anspruch machen können auf einen Theil des Feldprodukts.

Dennoch würden sich bei dieser Sachlage ganz durchgreifende Unterschiede für die Gruppierung der Produktionsfaktoren ergeben.

Der Faktor „Grundstücke“ wäre ja unserer Annahme nach künstlich herstellbar, was er in Wirklichkeit nicht ist. Man könnte lediglich durch Ankauf einer gewissen Menge Düngestoffe und durch Herstellung gewisser anderer nothwendiger Bedingungen vermittelt eines Aufwands von Kapital und Arbeit alle zur Pflanzenproduktion unentbehrlichen Erfordernisse an jedem beliebigen Orte beschaffen, Pflanzensubstanz produciren und mit dem Besitzer des Bodens concurriren. Ein Preis würde dem Besitzer des Bodens auch unter diesen Umständen, wie wir gesehen haben, für dessen Benutzung ge-

²⁰⁾ Siehe J. S. Mill. Grundsätze. 2. deutsche Ausgabe. 1864. p. 295.

zahlt werden müssen, sobald bestes Land nicht mehr zur Verfügung steht; aber die Monopolisirung der ihm gehörenden Vegetationsbedingungen wäre nur eine scheinbare und jener Preis würde nicht — wie dies unter den wirklich herrschenden Umständen thatsächlich der Fall ist — bestimmt werden durch den zur gleichen Produktion notwendigen Mehraufwand an Kapital und Arbeit auf einem schlechtesten Stück Land, das gleichwohl zur Erzeugung des erforderlichen Ertrags noch angebaut werden müßte, sondern durch die Herstellungskosten der vom Boden repräsentirten Vegetationsbedingungen auf irgend einem Wege auch außerhalb von Grundstücken.

Unter der gemachten Annahme also, daß sämtliche Bedingungen des Pflanzenwachsthum, die der Boden in sich einschließt, künstlich hergestellt werden könnten, würde dieser Produktionsfaktor in seiner Wirkungsweise nicht mehr unterscheidbar sein von einem Kapital, das alsdann ohne gleichzeitiges Vorhandensein des Produktionsfaktors „Grundstücke“ zur Pflanzenproduktion in Anspruch genommen werden könnte. Eine Trennung würde nur vorgenommen werden können auf Grund der verschiedenen Entstehungsweise beider Faktoren und keinerlei praktische Bedeutung haben. Der Besitzer des Bodens würde in seinem Betriebe sich von dem ohne Boden Producirenden nur etwa unterscheiden, wie ein Eisenproducent, der zugleich Besitzer von Kohlen- und Eisenstein-Bergwerken ist, von einem solchen, der die Rohmaterialien erst käuflich an sich bringen muß. Dieser würde hinsichtlich der Qualität der ihm zur Verfügung stehenden Produktionsfaktoren durchaus nicht von jenem verschieden sein. Die Trennung der in beiden Fällen zur Verwendung kommenden Produktionsfaktoren in „äußere Natur“ und „Kapital“ würde in Bezug auf die nun erfolgende Produktion ohne allen Sinn sein.

Die vorstehende Betrachtung ist deshalb wie keine andere zu der Demonstration geeignet, daß es die durch Menschenhand nicht zu vermehrende Vegetationsbedingung, die Sonnenstrahlen sind — sie, die bisher geradezu als ein freies Gut angesehen worden sind —, die uns zwingen einen Produktionsfaktor „Grundstücke“ neben dem zur Pflanzenproduktion verwendeten „Kapital“, eine „Bodenrente“ neben einem „Kapitalzins“ zu unterscheiden. Nur der auseinandergesetzten Verhältnisse halber ist die Einwilligung des Grundbesizers zur landwirtschaftlichen Produktion durchaus notwendig, denn er ist der alleinige Inhaber einer unentbehrlichen und künstlich nicht herstellbaren Bedingung des Pflanzenwachstums.

Aber noch mehr: Auch jene Erscheinung bei der landwirtschaftlichen Produktion, die eine so große Rolle in der Volkswirtschaft spielt, nemlich des mit der Verwendung von Kapital und Arbeit unproportionalen und stets sich verringernnden Mehrertrags erklärt sich einfach aus dem Umstand, daß eine der notwendigen Vegetationsbedingungen in durchaus begrenzten und durch Menschenhand nicht vermehrbaren Mengen zur Verfügung steht. Wären im Boden nach der eben gemachten Annahme nur Vegetationsbedingungen enthalten, die auch anderweitig zu beschaffen wären, man würde, wie ohne alle Grundstücke, auf einem beliebig kleinen Stück Landes beliebig große Mengen und — von einem gewissen Zeitpunkt an — dem verwendeten Kapital und der Arbeit proportionale Mengen von Pflanzensubstanz erzeugen können.

Man kann deshalb sagen: eine Uebervölkerung, eine Erscheinung, die bekanntlich lediglich²⁷⁾ durch die eben angeführte Erscheinung des unproportionalen Mehrertrags bewirkt wird, ist nur deshalb möglich, weil zur Erzeugung von Nahrungsmitteln und

²⁷⁾ J. E. Mill. Grundzüge u. 1864 p. 140.

mancher anderer Produkte Sonnenstrahlen erforderlich sind, diese aber nur in beschränkter Menge uns zukommen und nur mit um so größerer Mühe²⁸⁾ zur Pflanzenproduktion in Anspruch genommen werden können, je mehr man sich der unverrückbaren Grenze ihres Vorhandenseins nähert. Wir werden auf diese Verhältnisse noch ausführlicher zurückkommen.

Wir glauben nunmehr uns klar darüber geworden zu sein, warum die „Grundstücke“ niemals als Kapital, die Grundrente niemals als Kapitalzins aufgefaßt werden konnte. Jenes Dunkel, was über das eigenthümliche Verhalten jener Faktoren bei der landwirthschaftlichen Produktion waltete, konnte durch eine exakt ausgeführte Zerlegung des Produktionsfaktors „Grundstücke“ in naturwissenschaftlich einfache Vegetationsbedingungen und eine aufmerksame Prüfung auf ihre Veränderungsfähigkeit durch Menschenhand völlig beseitigt werden. Die Sonnenstrahlen, deren Menge ja gewöhnlich gemessen wird durch die Bodenfläche, sind es allein, die zur Aufstellung eines besonderen Produktionsfaktors „Grundstücke“ und auch wohl — da analoge Verhältnisse bei andern technischen Betrieben nur ausnahmsweise zu bemerken sind — des etwas allgemeineren „äußere Natur“ Veranlassung gegeben haben. Trennt man jedoch, wie wir dies gethan, jenen Produktionsfaktor in seine einzelnen Componenten, so zeigen alle übrigen Vegetationsbedingungen das Verhalten eines Kapitals.

Wir hoffen durch unsere Darlegung dazu berechtigt zu sein, alle durch Menschenhand veränderliche Bedingungen des Pflanzenwachs-

²⁸⁾ Ein Verhalten, das in der That nur von Nationalökonomien der neuen Welt geklärt werden kann, da dort der praktischen Erfahrung jene Grenze noch nicht fühlbar geworden ist. Siehe Carey. Lehrbuch der Volkswirthschaft, deutsch von Adler, 1866 p. 17 u. ff.

thums als wirkliche Kapitalien zu betrachten,²⁹⁾ gleichviel auf welche Weise sie in den Boden gelangt sind. Soweit diese Bedingungen in Pflanzennährstoffen bestehen, werden wir sie zweckmäßig unter dem Namen „Düngerkapital“³⁰⁾ zusammenfassen: Die anderen Fruchtbarkeitsbedingungen ließen sich selbstverständlich auch als ein Kapital bezeichnen; wir werden uns jedoch in den nun folgenden Betrachtungen nur mit jenem Düngerkapital beschäftigen, einmal weil wir nur mit demselben einen klar definirbaren Begriff verbinden, nur mit ihm eine exakte Rechnung möglich ist, dann, weil gewisse unzulässige Folgerungen, die in Folgendem eine Bekämpfung finden werden, sich gerade auf die Nährstoffe beziehen. Eine Rechnung mit einem bunten Complex unmeßbarer Eigenschaften, wie sie der Rest der Fruchtbarkeitsbedingungen darstellt, ist natürlich unausführbar.

II. Das Düngerkapital.

Das Düngerkapital zerfällt streng genommen in ebensoviel einzelne durch einander incommensurable Kapitalien, deren keines zur Produktion entbehrt werden kann, als es verschiedene Pflanzennährstoffe gibt, die die Pflanze durch die Wurzel aufnimmt. Vorerst

²⁹⁾ Man entgeht auf diese Weise auch dem sonst nicht zu beseitigenden Widerspruch, daß z. B. Meliorationskapitalien von der Zeit der Anlage an, ihre Eigenschaft als Kapital einbüßen und einen Bestandtheil des Bodenwerths ausmachen.

³⁰⁾ Auch Liebig bezeichnet die Pflanzennährstoffe als „Kapital“. These 23. Grundsätze der Agriculturchemie 1855. Ebenso Schumacher. Erschöpfung und Ersatz zc. 1866 p. 55. 56.

gebrauchen wir jedoch den Ausdruck ohne weitere Unterscheidung in seiner summarischen Bedeutung.

Das Düngerkapital eines Ackerbodens läßt sich also definiren als die Summe der Werthe der in diesem Boden von der Pflanzenwurzel erreichbaren und assimilirbaren Pflanzennahrungsmittel. Neben demselben wird auch noch ein todes¹⁾ Düngerkapital unterschieden werden können, das aus der Summe derjenigen nützlichen Pflanzennahrungsmittel besteht, die in ihrem augenblicklichen Zustand, also in Folge von Unlöslichkeit, zu tiefer Lage, ungünstiger chemischer Form, unnöthigem Ueberschuß, Abwesenheit von Pflanzenwurzeln zc. nicht erreichbar oder assimilirbar sind. Solch' todes Kapital kann natürlich theilweise durch Wirtschafts-Maßregeln oder natürliche Ereignisse, also durch Anbau, Boden-Bearbeitung und Boden-Mischung, Zufuhr von anderen indirekt wirkenden Düngestoffen, Verwitterung zc. in wirksames Düngerkapital umgewandelt werden.

Das wirksame Düngerkapital muß ferner unterschieden werden in stehendes und umlaufendes Kapital.

Ein Theil der Nährstoffe geht mit in die Zusammensetzung der Pflanzen ein und wird je nach den herrschenden Betriebsmethoden den Feldern nicht oder mehr oder weniger vollständig zurückgegeben. Dieser Theil des im Boden enthaltenen Düngerkapitals wird als umlaufendes Kapital bezeichnet werden müssen, da es bei der jedesmaligen Produktion aus den Händen des Producenten gelangt.

Dies umlaufende Düngerkapital genügt indessen nicht zur Produktion einer auch nur sehr geringen Ernte. Es muß zugleich eine weit größere Menge stehendes Düngerkapital²⁾ (aufnehmbare

¹⁾ Oder mit Roscher „schlafendes“. a. a. O. p. 80.

²⁾ Es mag befremden, daß ich einen Theil des Düngerkapitals, das nicht mit in die Zusammensetzung der Pflanzenprodukte eingeht, als stehendes

Pflanzennahrungsmittel, die nicht mit in die Zusammensetzung der Pflanzen eingehen) vorhanden sein,³⁾ das indessen auf die Höhe der Ernten in hohem Maße einwirkt und deshalb nicht mit dem todtten Düngerkapital verwechselt werden darf, um auch nur spärliche Ernten hervorzubringen. Dies ist ein Verhältniß, das auch von naturwissenschaftlicher Seite häufig übersehen worden ist.

Verschiedene Pflanzen bedürfen nicht bloß ein qualitativ und quantitativ äußerst verschiedenes Düngerkapital, sondern auch ein sehr ungleiches Verhältniß von stehendem zu umlaufendem Kapital. Pflanzen wie Hafer, die z. B. dem Weizen gegenüber ein geringeres Verhältniß von stehendem zu umlaufendem Düngerkapital bedürfen, erscheinen genügsamer, als sie in der That sind, und können doch bodenausraubender sein als jene, wie dies bei dem angeführten Beispiel thatsächlich der Fall ist (wenigstens nach einigen Angaben).⁴⁾

Es wird nun nach den gemachten Ausführungen möglich sein, die wirthschaftlichen Gesetze der Verwendung des Düngerkapitals abzuleiten. Wir stellen zu diesem Zweck die in der Volkswirtschaftslehre üblichen Betrachtungen an, die zur Erläuterung der Bedingungen der extensiveren und intensiveren Bewirthschaftungsmethoden dienen.

des Kapital bezeichne, denn es scheint dies Kapital auf den ersten Blick dieselbe Rolle zu spielen, wie der Heuvorrath des Landwirths, der doch schließlich seinen Zweck nur erfüllt, wenn er aus dem Besitz desselben gelangt. Jeder, der jedoch die Anfangsgründe der Pflanzenernährung kennt, weiß, daß eine verhältnißmäßig große Menge assimilirbarer Pflanzennahrungsmittel im Boden vorhanden sein muß, damit eine verhältnißmäßig kleine Menge zur Aufnahme gelangt. Offenbar wirkt also eine gewisse Menge dieser Nährstoffe, die nicht zur Aufnahme gelangen, zur Produktion nothwendig mit, und diese Menge verhält sich genau wie werkzeugartige Gegenstände, die zur Produktion erforderlich sind, ohne aus der Hand des Producenten zu gehen.

³⁾ Siehe Drechsler. Die Statik des Landbaus. Göttingen 1869. p. 148.

⁴⁾ C. Wolff. Praktische Düngerlehre: Nisgentabelle.

Man unterscheidet bekanntlich in dieser Wissenschaft die verschiedenen Wirthschaftssysteme nach dem Verhältniß des Zusammenwirkens der Produktionsfaktoren „Grundstücke“, „Menschenarbeit“ und „Kapital“. ⁵⁾ Man nennt eine extensive Bewirthschaftungsmethode eine solche, bei der der Faktor Grundstücke in relativ großer Menge verwendet wird, während an den beiden andern Faktoren gespart wird, eine intensive Bewirthschaftungsmethode umgekehrt eine solche, bei der man relativ viel Arbeit und Kapital verwendet, an Grundstücken jedoch möglichst spart.

Als extensivster Betrieb kann eine Bewirthschaftung angesehen werden, bei der keine mechanische Bearbeitung des Bodens, keine Düngung, keine eigentliche Aussaat erfolgt, wobei sich alle landwirthschaftliche Arbeit nur auf das Einsammeln des zufällig Gewachsenen beschränkt (occupatorische Wirthschaft). ⁶⁾ Ein extensiverer Betrieb ist in der That undenkbar und man wird Anstand nehmen, einen solchen überhaupt als Bewirthschaftung anzusehen. Im vorliegenden Falle sind die Produktionsfaktoren Kapital und Menschenarbeit nahezu gleich Null. Hierin ist augenscheinlich die eine extremste Grenze für die Variationen der Produktionsfaktoren gegeben.

In diesem Falle extensivster Bewirthschaftung ist nun leicht die Vertretung jener beiden ganz wegfallenden Faktoren durch die „Grundstücke“ ersichtlich. Man braucht nur zu bedenken, eine wieviel größere Bodenfläche zur Produktion einer beliebigen Nutzpflanze in Anspruch genommen werden muß, wenn man den Boden sich völlig selbst überläßt, ihn so zugleich eine große Menge nicht nutzbarer Pflanzen hervorbringen läßt und nirgends die zufällig stets vorhandenen Vegetationshindernisse beseitigt.

⁵⁾ Roscher. Nationalökonomik des Ackerbaus. 1865. p. 63.

⁶⁾ Ebenba. p. 15.

Zunächst reihen sich dann an diese Methoden extensivster Bewirtschaftung diejenigen Betriebsmethoden an, wo eine leichte Bodenbearbeitung durch Thier- oder Sklaven-Arbeit, die in solchen Perioden wegen der Wohlfeilheit der Nahrungsmittel ein sehr geringes Kapitalopfer repräsentirt, oder auch durch gleichfalls niedrig im Preise stehende freie Arbeit in der Regel verbunden mit künstlicher Aussaat beginnt, dagegen noch keine Düngung ⁷⁾ vorgenommen wird.

Auch hier tritt der Produktionsfaktor „Grundstücke“ noch in starkem Verhältniß für Arbeit und Kapital ein; denn während man bei intensiveren Betrieben die durch den dauernden Anbau nach und nach geschwächte Bodenkraft durch Düngung und starke Bodenbearbeitung wiederherstellt, geschieht hier, wenn nöthig, dasselbe ohne Aufwand solcher Kapitalien und Arbeitskräfte durch einfaches Ruhenlassen des bebaut gewesenen Ackerlandes, durch Liegenlassen desselben als langjähriges Weideland.

Die Zweckmäßigkeit eines solchen Verfahrens erklärt sich einfach aus dem Umstand, daß in solchen Perioden die Grundrente niedrig, Kapitalzins und Arbeitslohn aber theuer ist, und man besser die Rente eines Grundstücks dadurch entbehrt, daß es unbebaut bleibt, als das theure Kapital und die theure Arbeit, die nothwendig wäre, um dasselbe auf einem anderen Wege zu erreichen, bezahlt oder aufwendet. Es ist kaum nöthig, diese Verhältnisse weiter auszuführen.

Bei weiterer Intensivirung der Betriebsmethoden treten nun immer mehr die beiden anderen Produktionsfaktoren in den Vordergrund, je nach den sonstigen Verhältnissen bald mehr der eine, bald mehr der andere. Immer ängstlicher spart man mit dem Faktor „Grundstücke.“ Man geht schließlich so weit, die Brache, die

⁷⁾ v. Hagthausen. Studien über Rußland II. p. 154 u. ff. Pallas. Reise durch verschiedene Statthalterth. d. südl. Rußland I. p. 17 u. ff.

offenbar hauptsächlich eine Verschwendung dieses Faktors repräsentirt, vollständig abzuschaffen, dann selbst mehrere Ernten jährlich zu entnehmen d. h. zu den Betriebsmethoden überzugehen, die wir in unseren dichtbevölkerten Ländern⁸⁾ ausgebildet sehen.

Die wirtschaftliche Motivirung dieser intensiven Systeme ist natürlich eben so einfach. Die Produktionsfaktoren können sich theilweise vertreten, und man spart naturgemäß immer an denen, die theuer sind, um diejenigen anzuwenden, die billiger zu stehen kommen.

Für unsern Zweck müssen wir nun hauptsächlich darauf aufmerksam machen, daß die für die Intensivirung des Feldbaus erfolgende stete Zunahme der Verwendung von Kapital auf Pflanzenproduktion insbesondere auch gilt für das auf Düngung verwendete Kapital. Bei den extensivsten Bewirthschaftsarten wird keine Düngung vorgenommen. Fängt der Betrieb an, sich zu intensiviren, so wird mit der Zeit die Düngung mit natürlichen Düngern, die bis dahin als völlig werthlose Stoffe angesehen waren, sich als rentabel erweisen, bis dann nach und nach sogar die Anwendung theurer Fabrikate und weither transportirter Materialien als Dünger möglich erscheint.

Unsere Aufgabe wird es nun sein, die verschiedenen Betriebsmethoden von dem naturwissenschaftlichen Standpunkte aus verstehen zu lernen, was auf Grund der bisher angestellten Betrachtungen mit Leichtigkeit gelingen muß. Sehen wir zu, wie die Vegetationsbedingungen bei der einen oder der anderen Art der Bewirthschaftung zusammenwirken und wie sich von diesem Standpunkte aus die Vertretung der Produktionsfaktoren bei den verschiedenen Methoden der Produktion erklären läßt.

⁸⁾ Ueber extensiven und intensiven Ackerbau siehe Roscher a. a. O. p. 63—97.

Bei der Methode, die für die extensiv bewirtschaftung am Charakteristischsten ist, wo also nur ein Theil der vorhandenen Grundstücke dem Anbau, dessen Manipulationen sich auf eine ungründliche Bodenbearbeitung und die Ausfaat beschränken, unterliegen, sind nahezu sämtliche Vegetationsbedingungen durch die „Grundstücke“ selbst repräsentirt; nur einige physikalische Eigenschaften des Bodens sind durch Arbeit abgeändert worden, worin die ganze Gegenleistung in jenen extensiven Perioden besteht.

Nun gelangen wir aber mit Sicherheit zu dem Schluß, daß durch einen solchen extensiven Betrieb selbst gewisse im Boden enthaltene Vegetationsbedingungen nothwendig eine successive Aenderung erfahren müssen. Es ist eine selbstverständliche Folge dieses Betriebs, daß das Düngerkapital in dem von uns gebrauchten Sinn dem Boden stets mehr und mehr entzogen wird. Eine solche extensiv bewirtschaftung ist stets ein eigentlicher Raubbau⁹⁾ im Liebig'schen Sinne des Worts.

Wenn wir nun nach den wirtschaftlichen Gründen fragen, die zu einem solchen Systeme drängen, so erfahren wir, daß es stets die relative Dünne der Bevölkerung, oder genauer, ein relativ kleines Absatzgebiet für landwirtschaftliche Erzeugnisse ist, das die in Rede stehende Betriebsmethode mit Nothwendigkeit nach sich zieht.

Die nähere Begründung der wirtschaftlichen Richtigkeit jener extensiven Betriebsmethoden und des mit diesen fast stets in Verbindung stehenden Raubbaus, kann jedoch erst nach weiteren Ausführungen vorgenommen werden.

Auf ein gewisses Land mit einem Produktenmarkt von gewisser Größe fällt eine ganz bestimmte Menge auf Pflanzenproduktion wirkender Sonnenstrahlen. Wo eine extensiv bewirtschaftungs-

⁹⁾ Obgleich extensiv Betriebe bestehen mit ziemlich reichlicher Düngung z. B. die „volunteering crops“ in Nordamerika.

methode herrscht, da genügt die zur Verfügung stehende Menge von Sonnenstrahlen stets, um das Mehrfache des Bedarfs an Pflanzenprodukten möglicher Weise hervorzubringen. Ebenso ist in diesem Falle das im Boden vorhandene Düngerkapital mehr als genügend für den Bedarf. Dies ergibt sich aus leicht anzustellenden Betrachtungen über die Möglichkeit der Ertragssteigerung durch Mittel, die außerhalb jener beiden Produktionsbedingungen liegen. Da nun der Wiederertrag des mit jeder Ernte ausgeführten Antheils des Düngerkapitals Kosten machen würde, Kosten, die durch den bei bereits befriedigten Bedarf stets abnehmenden Produktenpreis nicht bezahlt würden, so ist offenbar kein Anlaß dazu vorhanden, die auf die Ländereien fallenden Strahlen vollständiger auszunutzen. Das im Boden noch vorhandene Düngerkapital genügt mehr als vollständig, um diejenigen Mengen von Sonnenstrahlen, deren man gerade bedarf, zur Produktion von organischer Substanz zu veranlassen. Daß fast für alle extensiven Betriebsmethoden ein Wechsel mit den angebauten Feldern (systematisch oder völlig regellos) eintritt, thut der hier angestellten Betrachtung keinen Eintrag. Immer bleibt bei diesem Betriebe äußerster Extensität die Produktion mit dem im Felde noch vorhandenen Düngerkapital rentabler, als mit dem im natürlichen Dünger vorhandenen.

Ein großer natürlicher Reichtum des Bodens an Düngerkapital muß ähnliche Betriebsmethoden nach sich ziehen, wie die relative Beschränkung des Produktenmarkts, denn in diesem Falle wird eine Raubwirtschaft länger bestehen können. Hierdurch ist allerdings im Grunde Nichts Neues gesagt. Es wird nur darauf hingedeutet, daß es nicht auf irgend eine absolute Bevölkerungsmenge, die sich auf Kosten des producirenden Bodens ernährt und ebenso wenig auf eine absolute Fruchtbarkeit ankommt, sondern lediglich auf das Verhältnis dieser beiden Größen, das jedoch alsdann den Grad der

Erstensität oder Intensität vollständig bestimmt. Ist der natürliche Bodenreichtum größer, als zu derjenigen Ausbeutung der Sonnenstrahlen erforderlich ist, die nun gerade die wirthschaftlich richtige ist, so ist eine stete Ausfuhr der in der Ernte enthaltenen Düngerbestandtheile ohne Wiederersatz die Folge dieses Verhältnisses, der Raubbau das einzige rationelle Ackerbausystem. Geradeso wie bei den intensiveren Betriebsmethoden Mehrerträge für eine gewisse weitere Anhäufung des Düngerkapitals durch Aufbringen einer gewissen weiteren Menge von Dünger aufhören rentabel zu sein, geradeso findet dies bei jenen extensivsten Methoden schon für die Anhäufung des Düngerkapitals durch die allerkleinste Düngung statt¹⁰⁾.

Die augenscheinliche Vertretung der Produktionsfaktoren in dem erläuterten Sinne rührt einfach von dem Umstand her, daß der Factor „Grundstücke“ schon sämtliche Wachstumsbedingungen in sich enthält und zwar im vorliegenden Fall in einem Verhältniß enthält, daß bei dem geringen Bedarf an Produkten eine weitere Anhäufung der der Anhäufung fähigen Faktoren keine rentable Operation ist, im Gegentheil lange Zeit hindurch eine Verminderung einzelner Faktoren, deren Erhaltung mit Kapitalopfer verknüpft wäre, völlig naturgemäß erscheint.

Wir sind durch das Obengesagte zu der Erkenntniß gelangt, daß es zum Zustandekommen des einen oder des andern Wirthschaftssystems lediglich auf das Verhältniß der Fruchtbarkeit der Felder zur Bevölkerung des Landes oder strenger zu derjenigen Be-

¹⁰⁾ Aehnliches, was hier für Düngung ausgesagt wird, findet auch für die Verbesserung der physikalischen Eigenschaften des Bodens statt, ohne daß wir uns freilich auf dieses Gebiet näher einzulassen beabsichtigen.

völkerung¹¹⁾, die noch möglicherweise durch den Handel mit den landwirthschaftlichen Produkten versorgt werden kann, ankommt.

Eine kurze Ueberlegung genügt nun, um uns einsehen zu lassen, daß für die kulturgeschichtliche Entwicklung der Betriebsmethoden stets zwei Momente vorhanden sind, die jenes Verhältniß abzuändern bestrebt sind, und zwar meistens in einem und demselben Sinn. Dies sind: die Aenderung des Bevölkerungsstandes, mithin der Größe des Produktenmarktes und die Abnahme der Fruchtbarkeit der Acker in Folge aller der Betriebsmethoden, die nicht die volle Konstanz des Düngerkapitals bewirken.

Die Ackerfelder werden durch eine consequente Ausraubung des ihnen innewohnenden Düngerkapitals, die ja auch bei den schon etwas intensiveren Methoden des theilweisen Wiedererfasses¹²⁾ stattfindet, von Jahr zu Jahr unfähiger, die zu Gebote stehenden Sonnenstrahlen der Pflanzenproduktion dienstbar zu machen und so muß auch bei sich gleichbleibender Bevölkerung der Punkt eintreten, wo das dem Boden verbliebene Düngerkapital nicht mehr fähig ist, diejenige Menge von Sonnenstrahlen, deren wir zur Produktion dringend bedürfen, zu derselben zu veranlassen. Unter diesen Umständen wird die Größe der Produktion offenbar durch das nun endlich unter den Vegetationsbedingungen im Minimum vorhandene Düngerkapital bestimmt und die ganze überschüssige Menge von Sonnenstrahlen ist für landwirthschaftliche Zwecke völlig verloren. Sinkt so schließlich die Menge der Sonnenstrahlen, die überhaupt Material zur chemischen Arbeit auf den Feldern vorfindet, unter diejenige herab, deren man nothwendig bedarf, um die Nachfrage nach Produkten zu decken, so fängt natürlich die Düngung zunächst mit

¹¹⁾ Wozu alsdann ein gewisses Bedürfniß des producirenden Volkes nach fremden Gütern erforderlich ist.

¹²⁾ Stallmüthwirthschaft bei Ausfuhr von Getreide und Vieh.

natürlichen Düngern an, in hohem Maße rentabel zu werden. Nur geschieht dies nicht, wie bei unserer Betrachtung plötzlich und ruckweise, sondern schon lange vorher, obwohl in geringerem Grade.¹³⁾ Dies ist das eine Moment, das unabhängig von der Größe des Marktes stets auf eine Intensivierung der landwirthschaftlichen Betriebsmethoden in gewisser Richtung hinarbeitet.

Tritt nun gleichzeitig eine Vermehrung der Bevölkerung ein, erweitert sich das Absatzgebiet für landwirthschaftliche Produkte, so tritt die Rentabilität der Düngung nothwendig früher ein; denn hierdurch ist die Ausnutzung einer größeren Menge von Sonnenstrahlen, die ja natürlich eine größere Menge der anderen Bedingungen des Pflanzenwachsthums voraussetzt, erforderlich geworden.

Wann also ein solcher Zeitpunkt, für den die Düngung gegenüber jenem extensivsten Betrieb beginnt rentabel zu werden, in einem gewissen Lande eintreten muß, läßt sich niemals allein aus der Bevölkerung oder dem Markte dieses Landes, ebenso wenig allein aus der Fruchtbarkeit von dessen Aedern — deren Sättigung mit Düngerkapital — schließen, sondern lediglich durch gleichzeitige Berücksichtigung dieser beiden Umstände. Die Vermehrung der Bevölkerung wirkt in derselben Richtung, wie die Folgen eines extensiven Betriebs, bei dem selten auch nur ein annähernd vollkommener Wiederersatz geleistet wird, und so ist die Erscheinung einer steten Intensivierung der Betriebsmethoden im Lauf der Kulturgeschichte eine sehr allgemeine und durchaus naturgemäße.

Wir haben früher hervorgehoben, daß das Düngerkapital ein Complex von sehr vielen von einander verschiedenen Bestandtheilen ist, die untereinander sich zu ersetzen unfähig sind. Diese einzelnen Bestandtheile eines Düngerkapitals sind nun in sehr verschiedenen Mengen im Boden vorhanden und stellen andererseits in sehr

¹³⁾ Wir werden sehr bald sehen, warum?

verschiedenen Mengen gleichnothwendige Produktionsbedingungen der Pflanzenwelt dar. Es ist durchaus einleuchtend, daß nun der Wiederersatz oder eine Zufuhr an Düngerkapital für diejenigen Stoffe am Nothwendigsten und Rentabelsten ist, für die bei verhältnißmäßig sparsamem Vorkommen im Boden die Ausraubung am Größten gewesen ist. Nun stehen aber jene einzelnen Düngbestandtheile den Wirthschaften nicht getrennt zu Gebote, sondern ebenso, wie man complexe Düngerkapitalien mit der Ernte dem Boden entnimmt, so bringt man namentlich durch Düngungen mit den zuerst in die Augen fallenden natürlichen Düngstoffen wiederum complexe Düngerkapitalien anderer Zusammensetzung in den Boden hinein. Diejenigen natürlichen Dünger, die gerade die spärlichst im Boden vorhandenen, dagegen im reichsten Maße entzogenen Nährstoffe in sich enthalten, werden sich stets zuerst zur Anwendung empfehlen.

Aus diesem Verhältniß ist indessen ersichtlich, daß gleichzeitig durch eine und dieselbe Betriebsmethode in Bezug auf gewisse Pflanzennährstoffe eine stetige Ausraubung, in Bezug auf andere ein vollkommener, oder mehr als vollkommener Wiederersatz¹⁴⁾ stattfinden kann, worauf immer bei der Operation mit jenem complexen Düngerkapital Rücksicht genommen werden muß.

Man sollte nun aus den bisherigen Auseinandersetzungen schließen, daß für das Düngerkapital oder strenger für die einzelnen Componenten des Düngerkapitals sich, je nach der relativen Sättigung des Bodens mit demselben, entweder das vollkommene Verlorengeden des jeweils in der Ernte enthaltenen, oder der vollständige Wiederersatz empfehlen müßte, da entweder diese Bedingungen nicht mehr genügen, um die Sonnenstrahlen auszunutzen, oder völlig hiezu ausreichen. Hierbei bleibt jedoch Mehreres zu beachten.

¹⁴⁾ Bei der Stallmiskwirthschaft mit periodischer Mergelung wird bekanntlich in Bezug auf Phosphorsäure Raubbau getrieben, in Bezug auf Kalk mehr als Wiederersatz geleistet.

Zunächst kommt in Betracht, daß die Größe des Marktes auch in einem absolut abgeschlossenen Lande Etwas Dehnbares ist, daß die Consumtion sich stets richtet nach der Gegenleistung, nach dem Preis, der für die Produkte bezahlt werden muß. Dies bewirkt, daß, wenn man mit Aufwand von sehr wenig Kapital (man denke an den niedrigen Preis, der in sehr extensiven Perioden für natürliche Düngstoffe entrichtet werden kann) Mehrproduktionen bewirken kann, diese sich in vielen Fällen bezahlt machen werden, namentlich, wenn es einmal nothwendig ist, Boden von sehr verschiedener Qualität anzubauen. Neben solchen häufig sehr complicirten Einwirkungen der wirthschaftlichen Verhältnisse ist hier noch zu berücksichtigen, daß die Anwendung der natürlichen Düngstoffe häufig in noch sehr extensiven Perioden bloß deshalb rentirt, weil dieselben einzelne Bestandtheile enthalten, die leicht eine sich fühlbar machende Verminderung im Boden erleiden, wie z. B. den Stickstoff, und der Adererde vorzügliche physikalische Eigenschaften zu verleihen vermögen, die der ungedüngte Boden meistens nicht in sehr hohem Maße besitzt.

Dies Alles und noch viele andere Umstände, deren Berücksichtigung wir uns versagen müssen, tragen das Ihrige zur Verdunkelung der dargelegten Verhältnisse bei und bewirken, daß man nicht, wie es die Theorie auf den ersten Blick zu verlangen scheint, bis zu einem gewissen Zeitpunkt ohne allen Dünger wirthschaftet, dann anfängt für einen Stoff nach dem andern vollkommenen Wiederersatz zu leisten, sondern sehr lange Perioden hindurch unvollkommenen wiederersetzt und für manche Düngbestandtheile einen kleinen Raubbau treibt.

Dennoch lassen diese schwer zu übersehenden Verhältnisse die Gesetzmäßigkeiten, die wir in Bezug auf die Sättigung des Aderbodens mit Düngerkapital abgeleitet haben, nicht verkennen.

Offenbar — dies geht aus der ganzen bisherigen Betrachtung als unanfechtbares Resultat hervor — beherrschen Gesetze complicirter Natur die Art der zu leistenden Düngung und deren Rentabilität, Gesetze, gegen die man verstößt, wenn man dem Landwirth zu allen Zeiten den einfachen Wiederersatz des mit der Ernte hinweggenommenen Düngerkapitals als ersten Grundsatz empfiehlt. Offenbar kann ein solcher Wiederersatz unmöglich für die verschiedenen Stadien der Sättigung seines Bodens mit Düngerkapital für die verschiedensten Höhen des Bedürfnisses an landwirthschaftlichen Produkten Pflicht des Landwirths sein, sondern dieser wird das wirtschaftlich Richtige thun, wenn er in praktischer Erwägung der Verhältnisse in einer Periode absoluten Raubbau treibt, in einer zweiten Periode Wiederersatz leistet und in einer dritten vielleicht seine Felder noch über den Wiederersatz hinaus an Düngerkapital zu bereichern sucht.

Es erscheint fast überflüssig, die ange deuteten Gesetzmäßigkeiten bis in die intensiveren Perioden hinein zu verfolgen. Wir nehmen an, man habe z. B. mit einem theilweisen Wiederersatz des dem Felde jährlich entnommenen Düngerkapitals begonnen, also sei etwa an der Stallmishwirthschaft bei Ausfuhr von Getreide und Schlachtvieh angelangt, so wird vielleicht für einige Düngestandtheile ein nahezu vollständiger Ersatz des jährlich Entnommenen eintreten, während für andere Düngestandtheile noch ein erheblicher Raubbau fortbesteht. Auch unter diesen Umständen wird selbst ohne Vergrößerung des Bedürfnisses nach und nach ein immer vollständigerer Ersatz rentabel werden und da die Veränderung der Verhältnisse nur langsam eintreten pflegt, so wird auch der Praktiker, der von den über seinem Thun waltenden Gesetzen Nichts ahnt, durch die Erfahrung zu einer langsamen Aenderung seiner Bewirthschaftungsmethode zu einer Intensivirung in der ange deuteten Richtung gebrängt werden.

Lassen wir das Bedürfnis an landwirthschaftlichen Produkten sich eine größere Periode hindurch constant bleiben, so muß sich die Bewirthschaftungsmethode mehr und mehr einem Punkte nähern, wo vollständiger Wiederersatz geleistet wird und dies ist der einzige denkbare Zustand, in welchem keine Momente zu einer weiteren Aenderung des Betriebs enthalten sind. Tritt jedoch eine Vergrößerung des Bedarfs ein, so wird alsdann eine weitere Sättigung des Bodens mit Düngerkapital eintreten müssen, so lange bis das Bedürfnis wieder constant geworden ist, gerade so wie andererseits eine Abnahme des Bedürfnisses an landwirthschaftlichen Produkten den Zeitpunkt des völligen Wiederersatzes weiter hinausrückt resp. nach dem Eintritt desselben eine neue Ausfuhr von Düngerkapital bedingt.

Einer jeden Größe des Markts entspricht offenbar eine gewisse Sättigung des Bodens mit Düngerkapital, bei welcher die Produktion am Wohlfeilsten ist und nach der ein jeder nach praktischen Grundsätzen geleitete Betrieb (wenn auch auf großen Umwegen) hinstrebt.

Das hier dargestellte Verhältniß ist in der That so einfach, daß man bei irgend einem anderen technischen Betrieb die hier entwickelten Gesetzmäßigkeiten als selbstverständlich anzusehen pflegt und nur die Complicirtheit der Vegetationsbedingungen, die in dem national-ökonomischen Produktionsfaktor „Grundstücke“ verschmolzen erscheinen und die wirthschaftliche Unmöglichkeit, das in einem Boden enthaltene Düngerkapital demselben plötzlich zu entziehen und einem andern einzuberleihen, waren im Stande die Sachlage bis zur Unkenntlichkeit zu maskiren.

Ich hoffe durch einen Vergleich, der bis in alle Details fortzuführen möglich ist, noch deutlicher zu werden. Gerade wie der Landwirth die ihm zur Produktion von organischer Substanz zu Gebote stehenden Sonnenstrahlen mit Aufwand von mehr oder

weniger Düngerkapital, je nach der Nachfrage nach seinen Produkten, mehr oder weniger vollständig ausnützt, geradese verfährt der Müller, der mit der Kraft des fallenden Wassers arbeitet. Derselbe nützt diese ihm zu seiner Produktion zur Verfügung stehende Wasserkraft mit Aufwand von mehr oder weniger Betriebskapital mehr oder weniger vollständig aus, je nach der Nachfrage nach Mehl.

Die vollständigere Ausnutzung der ihm zur Verfügung stehenden Wasserkraft ist nothwendig theurer als die unvollständigere (wenigstens von einem gewissen Punkte an), da er sich einer unverrückbaren Grenze, über die hinaus ihm keine Wasserkraft mehr zu Gebote steht, nähert. Die vorhandene Wassermasse ist vielleicht durchschnittlich nur im Stande zwei Mühlenräder zu treiben. Stehen aber nur zwei Mühlenräder zur Verfügung, so geht das Hochwasser ungenutzt verloren. Will der Müller dieses benutzen, so müssen zwei weitere Räder vorhanden sein, mittelst deren aber alsdann eine nahezu vollständige Ausnutzung der vorhandenen Wasserkraft möglich ist. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Mahlen mittelst dieser Räder weit theurer zu stehen kommt und daß eine weit größere Nachfrage nach der Arbeit, die in der Mühle verrichtet wird, bestehen muß, um diese Produktion rentabel erscheinen zu lassen.

Man sieht, wie eine Vergleichung der landwirtschaftlichen Produktion mit der Produktion des Müllers, der mit Wasserkraft arbeitet, völlig zulässig erscheint, während die meisten technischen Betriebe sich in dieser Beziehung sehr wesentlich vom Feldbau unterscheiden, indem bei denselben¹⁵⁾ fast in allen Fällen die Produktion durch Verdoppelung des auf sie verwendeten Kapitals und der Arbeit verdoppelt werden kann und so fort bis in's Unbegrenzte.

¹⁵⁾ Sofern sie nur mit Kapital und Arbeit und ohne einen monopolisirten Produktionsfaktor der äußeren Natur produciren.

Der Fall, in den der Landwirth kommt, wenn er zur Ausraubung seiner Acker an Düngerkapital schreitet, ein Verfahren, das ihm so viele Vorwürfe zugezogen hat, tritt beim Müller ein, wenn dieser eine Mühle antritt, die (von besseren Zeiten her oder durch unsinnige Speculation) übermäßig mit Betriebskapital versehen ist, also vielleicht mit einer Anzahl von Mahlgängen, wie dies zu der gerade herrschenden Nachfrage in keinem Verhältnisse steht. Ein verständiger Müller wird unter diesen Umständen seine beschädigten Mahlgänge, anstatt sie mit weiterem Kapitalaufwand repariren zu lassen, nach und nach abgehen lassen, bis durch die in Folge der stetigen Abnutzung eintretende Abnahme des Betriebskapitals dies nach und nach mit den nun herrschenden wirthschaftlichen Verhältnissen, die den Mehlsbedarf reguliren, sich in Einklang gesetzt hat.

Ganz dieselben Gesetzmäßigkeiten, die für die Abhängigkeit der Sättigung der Acker mit Düngerkapital (sowie mit manchem andern landwirthschaftlichen Betriebskapital) von der Nachfrage nach den betreffenden Produkten abgeleitet worden sind, betrachtet man für den technischen Betrieb eines Wasser- oder auch eines Windmüllers, dessen Elemente uns geläufiger sind, in Bezug auf die Sättigung seines Etablissements mit Betriebskapital als ganz und gar selbstverständlich. Ein Unterschied liegt für beide auf den ersten Anblick so verschieden erscheinende Betriebe nur in dem Ursprung beider in Rede stehenden Betriebskapitalien, der es allein veranlaßt, daß man das eine nicht als ein solches zu erkennen und zu bezeichnen pflegt.

Es ist kaum nothwendig hervorzuheben, daß mit der Demonstration, daß manche Arten von Raubbau eine nothwendige Wirthschaftsform für große Zeitperioden darstellen, nicht behauptet werden soll, daß es nicht einen unwirthschaftlichen Raubbau auf Grund der

Unkenntniß der Produktionsgesetze geben kann. Nun darf ich mir hier zwar nicht die Aufgabe stellen, mich darüber auszusprechen, wo ein rationeller, wo ein irrationeller Raubbau herrscht. Eines verdient jedoch hervorgehoben zu werden, nemlich, daß nicht einzusehen ist, warum ein irrationeller Raubbau eine größere Rolle¹⁶⁾ unter den landwirthschaftlichen Fehlgriffen spielen soll, als eine irrationelle Intensivirung der Betriebsmethoden und unwirthschaftliche Anhäufung von Düngerkapital im Boden, da der Landwirth — mit oder ohne Probekulturen auf Versuchsfeldern — seinen Betrieb nach einer mehr oder weniger rohen Schätzung möglichst rentabel einrichten und so der Wahrscheinlichkeit nach gleichmäßig in beiden Richtungen Fehlgriffe¹⁷⁾ machen wird.

Was mir hier allein wichtig zu betonen erscheint und was ich an sich schon als ein lohnendes Resultat der gemachten Betrachtungen ansehe, ist, daß der große Feldzug gegen den nachgewiesener Maßen an vielen Orten Europas stattfindenden Raubbau mit Nichtberücksichtigung der hier erkannten Gesetzmäßigkeiten angestellt worden ist, daß alle jene allerdings sehr logischen Konsequenzen auf die Constanz des Ausraubungssystems begründet, also mit Unkenntniß der Gesetze, die auf die Dauer die Unmöglichkeit einer solchen Constanz beweisen, gezogen worden sind. Während jene Konsequenzen nur für die Voraussetzung gelten, daß das Ausraubungssystem selbst bei ansteigender Bevölkerung unbefümmert fortbestehen bleibe, haben wir ja auß Deutlichste erkannt, daß das Betriebssystem in Bezug auf die Verwendung von Düngerkapital von zwei Momenten regiert wird, von der Fruchtbarkeit der Felder

¹⁶⁾ Während dies gerade die v. Liebig'sche Lehre aufs Bestimmteste behauptet.

¹⁷⁾ Wie dies für Extensität und Intensität der Bewirthschaftung am falschen Plage überhaupt gilt.

und der Ausdehnung des Produktenmarkts. Nur bei Konstanz dieser beiden Größen konnte die Betriebsintensität dieselbe bleiben. Diese einzige Bedingung, unter welcher ein System fortbestehen kann, wird nun aber offenbar durch das System der Ausraubung selbst zerstört. In Folge der Ausraubung werden die Felder stetig unfruchtbarer und daher dankbarer für die Einverleibung von Düngerkapital.

Wir haben es in der That mit einem scheinbaren Uebel zu thun, das seine Heilung in sich selbst trägt.

Findet gleichzeitig mit jenem Vorgang noch Volksvermehrung, Erweiterung des Produktenmarktes statt, so tritt die wirtschaftliche Nothwendigkeit des Wiederersatzes selbstverständlich um so früher ein.

Ich wiederhole also, jene allerdings für die an vielen Orten stattfindenden Bedingungen höchst logischen Konsequenzen sind deshalb ohne Bedeutung, weil die Bedingungen, für die sie gelten, nicht constant sind, weil die Ausraubung unter allen Umständen wirtschaftlich unrentabel werden und darum aufhören muß, es sei denn, daß sich der Markt proportional mit dem Unfruchtbarerwerden der Felder stetig verkleinere, die Erdbevölkerung abnehme. Ein Nahrungsmangel kann durch diesen naturgemäßen Vorgang unter keinen Umständen eintreten; ein solcher erscheint nur möglich, wenn der erzielte Mehrertrag durch weitere Intensivirung des Landbaus nicht gleichen Schritt mehr halten kann mit den Bevölkerungszuwächsen, also durch einfache Ueberbevölkerung.

Wir kehren noch einmal zu unserm Vergleiche zurück und sehen zu, was Jemand, der von den Gründen, die den mit Wasserkraft arbeitenden Müller zu der obengeschilderten Betriebsänderung führen mußten, kein Verständniß hätte, wohl für Betrachtungen anstellen würde über dessen Maßregeln. Wenn z. B. der Müller einen kleinen Sohn hat, der das Thun und Lassen seines Vaters genau

beobachtet, so wird dieser, wenn er einen Mahlgang nach dem andern eingehen sieht, ungefähr folgende Reflexionen anstellen. Wenn der Vater voriges Jahr einen Gang hat eingehen lassen und dieses Jahr wieder einen eingehen läßt und dies so fort geht, so hat er, da er noch zwanzig Gänge hat, nach eben so viel Jahren keinen Gang mehr. Niemand wird bestreiten, daß dies logisch gedacht ist und daß sich durch diese Consequenzen eine trübe Perspektive für den kleinen Sohn eröffnet. Niemand wird aber auch die falsche Voraussetzung übersehen, auf der jene Schlußfolgerungen beruhen und Niemand wird sich des Lächelns erwehren können, wenn er nun sieht, wie der kleine Junge seinen Vater dringend beschwört, doch ja in seinem Beginnen inne zu halten, denn ohne Mahlgänge könne man kein Mehl machen, und vom Mehlmachen müßten sie doch leben, er solle doch nicht sich und seine Nachkommen in's Unglück stürzen! — — Es wird hier bedenklich die Parallele weiter zu ziehen.

Der einsichtige oder auch nur praktische Müller wird sich durch diese Deklamationen und auch nicht durch den scharfsinnigen Beweis, daß wenn man immer Mahlgänge entferne und keine neuen wieder anschaffe, diese sich vermindern, und daß man mit weniger Gängen auch weniger Mehl machen könne, nicht irre machen lassen, sondern seine Rechnung anstellen, und erst Einhalt thun, wenn er es rentabel findet, das Betriebskapital nicht weiter zu reduciren.

Für den landwirthschaftlichen Betrieb ist es nun allerdings schwieriger, das Zusammenwirken der Produktionsbedingungen zu überblicken; aber eine gewissenhafte Prüfung wird einen Jeden zu Einsicht führen, daß man genau denselben Fehlschluß macht, wie der kleine Sohn des Müllers in unserem Vergleich, wenn man aus den sehr bekannten Betrachtungen über den Raubbau jene Folgerungen zieht, die schon manches Gemüth geängstigt haben, es sei

denn, daß man im einzelnen Fall nachgewiesen hat, der Raubbau sei ein unwirtschaftlicher, der Betrieb verlange eine größere Sättigung des Bodens mit Düngerkapital. Der Unterschied bei den beiden verglichenen technischen Betrieben liegt lediglich darin, daß bei jener Mühle entweder ein wirtschaftlicher Fehlgriff vorhergehen oder eine Verkleinerung des Marktes eintreten muß, um jene Erscheinung der nothwendigen Verkleinerung des Betriebskapitals hervorzubringen, daß dagegen bei den Ackerfeldern jenes Kapital ursprünglich in demselben vorhanden war und doch aus nahe liegenden Gründen nicht als solches betrachtet wurde.

Wir sind also durch das Vorhergehende zu der Einsicht gelangt, daß die Sättigung des Bodens mit Düngerkapital in einer innigen Beziehung stehen muß zu der Größe des Marktes für landwirtschaftliche Produkte, daß es von dem Bedarf an diesen Produkten abhängen muß, ob eine Verminderung des Düngerkapitals, ob ein Gleichbleiben, ob eine Vermehrung desselben nothwendig eintreten muß, daß jede stetige Verminderung des Düngerkapitals bei gleichbleibendem Bedarf zu einer Grenze führen muß, wo eine weitere Verminderung unwirtschaftlich wird, und daß diese Grenze bei ansteigendem Bedarf um so eher erreicht wird, — daß ebenso jede Vermehrung des Düngerkapitals bei gleichbleibendem Bedarf zu einer Grenze führen muß, wo eine weitere Vermehrung unwirtschaftlich wird, daß diese Grenze um so eher erreicht wird, wenn der Bedarf abnimmt, um so später, wenn dieser gleichzeitig zunimmt. Bei völliger Constanz des Bedarfs wird schließlich für eine jede Bewirtschaftung der Punkt eintreten, wo der möglichst genaue Ersatz, (nach Abzug des durch Verwitterung, Bewässerung, Nährstoffconcentration im Boden Gewonnenen) das einzig wirtschaftlich Richtige ist. Dieser Punkt scheint in China und Japan ungefähr erreicht zu sein.

Was aus den hier nochmals zusammengestellten Gesetzmäßigkeiten für die Ungefährlichkeit des Raabbaus gefolgert wurde, scheint indessen durch einen Punkt, der bisher, um die Frage nicht zu verwirren, außer Acht gelassen wurde, in seiner Gültigkeit wesentlich beeinträchtigt zu werden, ich meine durch die Beschränktheit des Düngemarkts.

Diese Beschränktheit des Düngemarktes, soweit sie ihren Grund zunächst darin hat, daß wir wirtschaftlich unfähig sind, einen größern Theil des in einem Grundstück enthaltenen Düngerkapitals, als den in der Ernte enthaltenen, gerade umlaufenden Antheil desselben — wie dies ja für viele andere Betriebskapitalien doch möglich ist — zu veräußern, da die Gewinnungsmethoden um das Vielfache theurer als die gewonnenen Düngstoffe selbst sein würden, scheint unsere Schlußfolgerungen allerdings nicht zu berühren, denn diese verhindert nicht den allmählichen Uebergang des Düngerkapitals in Ländereien¹⁸⁾, für die eine größere Intensität des Anbaus am Plage ist.

Es tritt aber hiezu eine andere Beschränktheit des Düngemarkts von weit ernstlicheren Folgen für unsere Ableitungen. Ich meine das gänzliche Verschwinden vom Markte eines großen Theils des in extensiven Perioden von den Ländereien weggenommenen Düngerkapitals, das dadurch eintritt, daß man menschliche und in sehr extensiven Perioden auch thierische Excremente dem Meere zuleitete, aus welchem das Düngerkapital nicht ohne Weiteres wieder gewonnen werden kann.

Es ist von gewisser Seite¹⁹⁾ mit Recht auf diesen Umstand

¹⁸⁾ Durch Transport von Nahrungsmitteln aus extensiv bebauten Gegenden in intensiv bebaute, wo dann die Düngstoffe den letzteren Gegenden verbleiben.

¹⁹⁾ v. Liebig. Die Chemie in ihrer Anw. zc. 1862. Einleitung i. d. Naturgesetze zc.

aufmerksam gemacht worden, und derselbe verdient natürlich eine sehr ernste Erwägung. Wenn in den betreffenden Betriebsperioden jene Düngstoffe den bezeichneten Weg gegangen sind, so geschah dies, weil die Kosten der Ansammlung, des Transportes und des Aufbringens auf den Acker sich höher stellten, als der Preis der erzielten Mehrerträge. Es ist nun natürlich fehlerhaft, ohne Weiteres stillschweigend anzunehmen, daß jene Düngstoffe immer wieder zu demselben Preis zu haben sein werden, zu welchem damals sie zu kaufen man verschmähte. Sind sie überhaupt nicht mehr wieder zu erwerben, so ist der späteren Intensität des Betriebs eine engere Grenze gesetzt, als dies sonst der Fall wäre, und der Vorwurf, daß der Raubbau auf Kosten unserer Nachkommen geschähe, erschiene völlig gerechtfertigt.

Unser früher mit Erfolg gebrauchter Vergleich mit dem Betrieb einer Mühle läßt uns hier völlig im Stiche. Ueberhaupt ist hier der Gegenstand einer theoretischen Behandlung unfähig, da wir es mit zufälligen Verhältnissen unserer Erdoberfläche zu thun haben.

Es ist zunächst keiner Frage unterworfen, daß in dem Augenblicke, wo ich Thier- oder Menschen-Dünger den Flüssen überliefern, ich einen Theil von dessen zukünftigem Werthe vernichte, denn die Wiedergewinnung aus dem Meere macht jedenfalls ungleich größere Kosten, als die wenigen Manipulationen, die zur Verwerthung jener Düngstoffe auf dem Acker nothwendig sind. Es kann zweitens keiner Frage unterworfen sein, daß schon bei gleichbleibender Bevölkerung ein Zeitpunkt eintreten muß, wo der volle Wiederertrag anfängt nothwendig zu werden, daß dagegen bei stets ansteigender Bevölkerung Zeiten kommen werden, wo heftige Nachfrage nach mehr Düngerkapital, als dem Boden erhalten blieb, stattfinden wird.

Wenn nun, so wird von jener Seite hervorgehoben, die Düngestoffe in einer solchen Periode nicht oder nur mit unsinnigem Kapitalaufwand zu haben sind, wenn sie sich an einem Orte befinden, aus dem ein Wiedergewinn unausführbar erscheint, so tritt unfehlbar eine Vertheuerung der Lebensmittel ein, die das Unglück späterer Generationen sein wird, eine Vertheuerung, die bei Sparsamkeit mit jenen Stoffen offenbar zu vermeiden gewesen wäre.

Manche haben das Peinliche dieser Betrachtung zu mildern gesucht durch die Hoffnung, daß in Form von Vogelmistguano und Fischguano jene Stoffe aus dem Meere wieder gewonnen werden könnten, und daß, je reicher das Meer an Düngstoffen werde, desto leichter und naturgemäßer eine solche Wiedergewinnung sich einstellen würde.

So beruhigend es sein mag, sich ohne Weiteres einer solchen Hoffnung hinzugeben, so schwer dürfte es sein, die Berechtigung zu der Nothwendigkeit eines solchen Verhaltens zu erweisen. Wenn wir auch zu allen Zeiten im Stande sein werden, Düngestoffe in der ange deuteten Weise dem Meere abzugewinnen, und wenn auch eine solche Gewinnung um so rentabler werden wird, je mehr sich ein Mangel an Düngerkapital geltend macht, so fragt es sich dennoch, ob nicht trotzdem jene gefürchtete Kalamität in fernerliegenden Zeiten eintreten wird, weil die Reproduktionskosten des Düngerkapitals sehr viel bedeutender sein werden, als die Kosten, die zur Erhaltung desselben aufzuwenden gewesen wären. Hierin liegt offenbar der Kern der ganzen Frage.

Von jener Seite, von der die Pflicht des gewissenhaften Wiederrückes, der Erhaltung der Bodenkraft auf's Leidenschaftlichste behauptet wird, ignoriert man auch hier wieder in gewohnter Weise die wirtschaftliche Seite der Frage. Man nimmt ohne weitere Debatte an, daß die Erhaltung des Düngerkapitals auf unsern

Feldern durch Leistung eines vollständigen Wiederersatzes Nichts koste, während man die Reproduktion des verschleuderten Düngerkapitals in Zeiten der Noth zu den wirtschaftlichen Unmöglichkeiten rechnet. Von der anderen Partei scheint eben so ungerechtfertigt angenommen zu werden, daß die Wiedergewinnung des Düngerkapitals aus dem Meere stets eine leicht auszuführende Operation sein werde.

Ich glaube nicht, daß wir im Stande sind, die Kosten der beiden Verfahren auch nur annähernd gegen einander abzuwägen. Hierzu gehören neben vielen andern Dingen genaue Erfahrungen über die mögliche Ausdehnung der Fischguanofabrikation. Wir werden aber gleich sehen, wie wir dennoch mit Berücksichtigung eines bei der bisherigen Behandlung dieser Frage gänzlich vernachlässigten wirtschaftlichen Gesetzes im Stande sein werden, ein bestimmtes und entscheidendes Urtheil abzugeben.

Wenn ein Landwirth, der der Natur der von ihm erzielten Produkte nach zu der Ausfuhr eines Theils seines Düngerkapitals gezwungen ist und für den es — ohne jetzt noch auf künftige Zeiten Rücksicht zu nehmen — ein wirtschaftlicher Mißgriff ist, das ausgeführte Düngerkapital in irgend welcher Form wieder zu kaufen, da der durch dies Düngerkapital erzielte Mehrertrag und der Preiszuwachs²⁰⁾ des Acker's die Kosten von jener Operation nicht erreicht, sich dennoch entschließt, jenen Wiederersatz zu leisten, so bringt er damit ein gewisses jährliches Opfer. Diese Thatsache ist für die gemachte Voraussetzung natürlich unanfechtbar. Daß ein solcher Wiederersatz unter Umständen unrentabel sein muß, kann nach den früheren Ausführungen nicht bestritten werden. Man

²⁰⁾ Ein solcher tritt thatsächlich nicht ein bei Zufuhr von zur Pflanzenproduktion unnöthigen Düngestoffen.

müßte denn läugnen, daß die landwirthschaftliche Production den allgemeinen Produktionsgesetzen unterworfen sei.

Wir können keinesfalls an dem ausgesprochenen Satze zweifeln, daß der Wiederersatz unter den bezeichneten Umständen bis zu der Zeit, wo der bestehende Grad der Sättigung des Bodens mit Düngerkapital der wirthschaftlich richtige ist, ein jährliches Opfer von einer gewissen allerdings stetig abnehmenden Menge von Kapital sein würde.

Es ist also nicht schwer einzusehen, daß die Erhaltung des Düngerkapitals für einen Acker oder ein ganzes Land, für das die natürliche Tendenz der Fortwanderung dieses Kapitals besteht, nicht kostenlos geschehen kann, daß Vorkehrungen, die jene Erhaltung bezwecken, nothwendig zur Folge haben, daß mit verhältnißmäßig größerem Aufwand verhältnißmäßig weniger producirt wird, d. h. also theurer producirt wird, daß sie also mit Vertheuerung der Lebensmittel, mit ähnlichen Uebelständen für die Gegenwart verbunden sein würde, wie man sie für die Zukunft eben durch diese Maßregeln verhüten wollte. Offenbar kann also nur die gewisse Voraussicht, daß die für die Zukunft zu vermeidenden Kalamitäten schlimmerer Natur sein würden, als die freiwillig von der gerade lebenden Generation zu übernehmenden, diese dazu überreden, das geforderte Opfer zu tragen.

Wir unterdrücken hier gänzlich die naheliegenden Betrachtungen, ob eine Nation selbst in diesem Falle zu derartigen Opfern sich entschließen würde, da die Concurrenz jeden Einzelnen zwingt, möglichst billig zu produciren, und Vorschriften von Seiten des Staats doch geradezu unerträglich wären.²¹⁾ Wir wollen hierauf nicht näher

²¹⁾ Es müßte sich in einem solchen Falle eben ein ähnliches Verhältniß ergeben, wie bei der Staatsfürsorge für die Erhaltung der Wälder, die in vielen Fällen als ein Opfer der Gegenwart für die Zukunft auf-

eingehen, sondern lediglich erwägen, um welche Opfer es sich handelt zur Vermeidung der zukünftigen Uebelstände.

Bei der Beurtheilung, ob ein Kapitalaufwand in einer gewissen Zeit überwogen wird von den dadurch bewirkten Ersparnissen in einer ganz anderen, vielleicht sehr ferne liegenden Zeit, ist jedoch vor Allem Etwas zu berücksichtigen, was bisher ganz außer Acht gelassen worden ist. Ich meine die den Kapitalien innewohnende Fähigkeit, bei produktiver Verwendung neue Kapitalien zu erzeugen, ein Gesetz, dessen Wirksamkeit bekanntlich aus dem Gebrauch, Zinsen für ein geliehenes Kapital zu zahlen, ersehen werden kann.

Aus diesem Gesetze ergibt sich, wie Jedermann weiß, die Thatsache, daß das Opfer eines gewissen Kapitals in einer früheren Zeit nicht ausgeglichen wird durch den Gewinn eines gleichen Kapitals in einer späteren Zukunft, sondern das geopfert Kapital muß offenbar, wenn von einer wirthschaftlichen Operation die Rede ist, mit Zins und Zinseszins durch den späteren Gewinn wiedererhalten werden. Handelt es sich um große Zeitunterschiede, Hunderte und gar Tausende von Jahren, so wird der Unterschied, der zwischen beiden Kapitalien bestehen muß, damit nicht das Opfer des ursprünglichen Kapitals keine verfehlte Speculation war, ganz unglaublich groß sein.

Auch bei einem ziemlich niedrigen Zinsfuß wird nach 100 Jahren das 50fache, nach 1000 Jahren etwa das 107000 Billionenfache des ursprünglichen Opfers erspart werden müssen, um das Darbringen desselben nicht als einen wirthschaftlichen Fehlgriff erscheinen zu lassen.

Dieselbe Ursache also, die z. B. bewirkt, daß es rentabler ist, ein Haus für ein gewisses Kapital so herzustellen, daß es 20 Jahre gefast werden muß, deren Gestaltung indessen in Form einer Bevormundung für die vorliegende Frage nahezu undenkbar wäre.

aushält, dann aber abgebrochen werden muß, als ein ebenso zweckdienliches Haus für das doppelte Kapital so herzustellen, daß es 100 oder auch 200 Jahre aushält, wirkt hier noch in viel bedeutenderem Grade.

Diese Geseze müssen nun selbstredend zu Rathe gezogen werden, wenn wir ein Kapitalopfer zu irgend einer Zeit mit der durch dasselbe in einer späten Zukunft bewirkten Ersparniß vergleichen. Es kann also in Anwendung auf den vorliegenden Fall gesagt werden: das Kapital, das durch die möglichst wohlfeile Produktion gegenüber der Produktion bei völligem Wiederersatz gespart werden kann, ist im Stande, durch die natürliche Produktivkraft der Kapitalien in späterer Zeit eine ungeheuer viel größere Wirkung hervorzubringen. Man wird sich zu einer Verwendung dieses Kapitals nur dann entschließen können, wenn man die sichere Voraussicht hat, daß die einstige Ersparniß in einem solch' ungeheuerlichen Verhältnisse zu dem verwendeten Kapitale steht.

Es thut unserer Betrachtung keinen Eintrag, daß thatsächlich wegen des Consums des größten Theils derjenigen Güter, die durch jene natürliche Produktivität der vorhandenen Kapitalien erzeugt werden, keine solche Kapitalanhäufung eintritt. Von einem Kapital, das innerhalb 100 oder 1000 Jahren keine irgendwie greifbaren Zinsen bringt, werden wir billiger Weise dennoch eine solche Werthsteigerung erwarten müssen, wenn nicht das Opfer als wirtschaftlich ungerechtfertigt erscheinen soll.

Aus diesen Erwägungen geht unzweifelhaft hervor, daß, wenn nicht nachgewiesener Maßen der Wiedergewinn des dem Meere einverleibten Düngerkapitals, zu dem uns in großem Maßstabe erst sehr ferne Zeiten zwingen werden, in eben dem oder einem höhern Kapitalopfer besteht, als die Kapitalien, die durch möglichst rentable Kulturen diese ganze Zeit über erspart werden können, sammt Zins

und Zinseszins für den ganzen Zeitintervall betragen, es ein wirtschaftlicher Fehlgriff ist, jene humane Sorge für spätere Geschlechter in der empfohlenen Weise in's Werk zu setzen.

Ich glaube, daß Niemand bei den in vielen Fällen außerordentlich großen Zeiträumen, um die es sich hier handelt, und bei der jetzt schon möglichen und nachgewiesener Maßen häufig rentablen Anwendung von Fischguano, die Befürchtung aufrecht erhalten wird, daß der Wiedergewinn des verlorenen Düngerkapitals so ganz unsaßlich schwierig sein wird.

Dies zugegeben, werden die Nationen in weit vortheilhafterer Weise für die späteren Generationen Sorge tragen, wenn die möglichen Ersparnisse auf eine Art als Produktivkapitalien angelegt werden, daß sie durch reiche und stete Produktion das Nationalvermögen vergrößern, in welcher Weise ausgestattet eine Nation am Sichersten dem Sturme schlimmer Zeiten entgegen gehen wird.

Ueberlegt man genau, was denn eigentlich das Postulat, stets in der Zeiteinheit dem Boden wieder zu geben, was man ihm genommen hat, verlangt, so muß man in der That zugestehen, daß der Gedanke an eine solche Conservirung des Düngerkapitals eben so abenteuerlich ist, wie ein Vorschlag, Getreide (gute Erhaltungsmethoden vorausgesetzt) Jahrhunderte lang bis zu Perioden aufzubewahren, wo in Folge von Uebervölkerung eine verhältnißmäßige Theuerung an diesem Lebensmittel eingetreten sein wird.

Hierbei wurden nun die äußersten möglicher Weise eintretenden Eventualitäten berücksichtigt und für diese gezeigt, einen welch' hohen Einsatz man mit dem Postulat des völligen Wiedererlasses der Düngebestandtheile für einen wie kleinen und mit geringer Wahrscheinlichkeit eintreffenden Gewinn verlangt. Hierbei wurde aber noch gar nicht berücksichtigt, daß die Voraussetzungen, für die wir den Erweis der Unwirtschaftlichkeit des Wiedererlasses beigebracht

haben, nach menschlicher Einsicht wohl niemals zutreffen möchten. Es wurde ja stillschweigend die Voraussetzung gemacht, daß die ganze, jetzt noch für eine jede herrschende Betriebsmethode hinreichend mit Düngerkapital versehene Erdoberfläche, keine Ausfuhr an Düngestoffen mehr vertrüge, daß ferner ein Theil derselben dringend der Zufuhr an solchen bedürfe; denn sonst könnte offenbar ein kostenloser Transport des Düngerkapitals in Form von Nahrungsmitteln von dem extensiver bewirthschafteten Ort nach dem intensiver bewirthschafteten stattfinden. Man bedenke den Grad der Bevölkerung, den diese Voraussetzung einschließt. Man bedenke die Größe der festen Erdoberfläche und die Kleinheit desjenigen Theils, der einem beträchtlichen Raubbau unterworfen ist.

Wir sind jedoch hiermit noch nicht zu Ende; wir müssen noch näher auf die Stoffe eingehen, die durch den sog. Raubbau eine gefährliche Verminderung erleiden können. Es sind dies für die meisten Bodenarten bekanntlich der gebundene Stickstoff, das Kali und die Phosphorsäure. Für alle übrigen kann an ernstliche Schwierigkeiten in Folge der Ausraubung gar nicht gedacht werden.

Der gebundene Stickstoff ist einer Vermehrung durch die Natur und die Kunst²²⁾ fähig und die Ausnutzung dieses Nahrungsmittels für die Landwirthschaft ist durch die Wahl der Kulturgewächse jeder Zeit in unsere Hand gegeben. Es ist kein Zweifel, daß wir durch geeignete Kulturmethoden im Stande sind, ohne Zukauf von Düngemitteln unsere Ackererde an diesem Stoffe zu bereichern. Die naturwissenschaftliche Begründung dieser Sätze kann hier füglich unterbleiben.²³⁾ Der Stickstoff kann daher bei unserer Betrachtung

²²⁾ Fabrication von Ammonialverbindungen aus freiem Stickstoff. Siehe auch Fied. „Die Fabrication chem. Produkte u.“ Braunschweig 1862. p. 48.

²³⁾ Siehe übrigens Lawes, Gilbert u. Pugh, Philosophical Transactions London. Vol. 151. II. p. 431 u. ff.

völlig vernachlässigt werden und für denselben ist auch von keiner Seite eine gefahrdrohende Verminderung durch Raubbau behauptet worden.

Für das Kali brauchen wir noch viel weniger die geringste Befürchtung zu hegen. Der Raubbau in Bezug auf Kali ist außerordentlich gering, da die Aschenbestandtheile der kalireichsten Kulturgewächse größtentheils wieder (mit Ausnahme der Tabakasche) in den Boden zurückgefallen. Außerdem ist der Kalireichthum unserer Böden durchschnittlich so bedeutend, daß selbst da, wo wie bei Runkelrübenbau starke Kaliausfuhr besteht, dennoch eine Düngung mit den so billigen Staßfurter Salzen häufig nicht mehr in größerer Entfernung von Staßfurt rentabel ist. Da wir nun den allergrößten Reichthum auf der Erdoberfläche an Kali in Form von Salzlagern und Felsarten besitzen, so ist für diese Stoffe nicht die allergeringste Begründung zu der Befürchtung vorhanden, daß einst durch die Verschleppung eines Theils derselben in's Weltmeer ernstliche Mißstände für die Zukunft zu erwarten seien.

Am Gefährlichsten erscheint die Raubwirthschaft für die Phosphorsäure, und wenn man die schlimmen Folgen dieser Wirthschaft in's rechte Licht setzen wollte, so bezogen sich die Betrachtungen stets vorzugsweise auf diesen Pflanzennährstoff²⁴⁾. Derselbe tritt in ziemlich hohen Verhältnissen als nothwendige Bedingung des Pflanzenwachstums auf; er ist, wenn auch überall, doch nur sehr sparsam in der Ackerkrume vorhanden. Für ihn muß der Raubbau also zunächst fühlbar werden. Die so allgemeine Rentabilität der Superphosphat- und ähnlich zusammengesetzter Düngungen für unsere Verhältnisse beweist, daß in Bezug auf Phosphorsäure wir in dem kultivirtesten Theil von Europa auf dem Punkt angekommen sind, wo der strenge Wiederersatz, vielleicht eine Bereicherung

²⁴⁾ S. v. Liebig. Die Chemie in ihrer Anwendung zc. 1862. Einleitung p. 117, p. 130 u. Th. II. p. 287.

bringend geboten erscheint. Aber auch für diesen Stoff sind viel reichhaltigere Quellen, als man Anfangs vermuthen konnte, für den Ackerbau erschlossen²⁵⁾ worden, und werden deren täglich neue entdeckt. Gerade daß man zu Mineralphosphat-Düngungen schreitet, noch ehe man den Phosphorsäure-reichen Menschendünger vollständig verwerthet, dies beweist, wie leicht jene Quellen nutzbar gemacht werden können. Auch in Bezug auf diesen Bestandtheil des Düngerkapitals ist unsere Armuth sehr übertrieben worden, auch für diesen Stoff wird eine weitere Bereicherung der Ackererde noch möglich sein, wenn einst die Verhältnisse mehr als den bloßen Wiedererfatz erheischen. Eine allgemein sich vergrößernde Nachfrage nach landwirthschaftlichen Produkten würde zunächst ein vollkommeneres Aufsammlungssystem unserer menschlichen Auswurfstoffe nach sich ziehen, dann uns lehren, die phosphorreichen Produkte des Meeres in höherem Maße für die Landwirthschaft zu verwenden, wenn auch alle übrigen phosphorreichen Materialien verbraucht sein sollten.

So sehen wir das Gespenst des Raubbaus in sein Nichts zusammenstinken, wenn wir nur wagen ihm fest in's Angesicht zu blicken. Jene Consequenzen sind gezogen worden ohne Kenntniß der wirthschaftlichen Gesetze der landwirthschaftlichen Produktion, mit Uebertreibung der thatsächlichen Verhältnisse und unter Voraussetzungen, die in Wirklichkeit nicht statthaben oder nicht dauernd statthaben können.

Das bei der Pflanzenproduktion sich betheiligende Düngerkapital ist denselben Gesetzen unterworfen, wie ein jedes andere Betriebskapital. Da es sich jedoch in den von uns übernommenen Grundstücken in — hinsichtlich unserer wirthschaftlichen Verhältnisse — zufälligen Mengen vorfindet, so tritt Jahrhunderte lang eine

²⁵⁾ Siehe J. A. u. „Die Hilfsdüngemittel. Heidelberg 11.“ 1869. p. 382—83.

Betriebsmethode ein, die den Ausgleich dieses Betriebskapitals mit unseren Verhältnissen bewirkt. Es ist Kurzsichtigkeit, zu glauben, eine solche Methode werde nun ewig dauern und Konsequenzen zu ziehen für die Voraussetzung einer solchen ewigen Dauer.

Die Meinung, daß der Raubbau in seinen Folgen nicht wieder ausgeglichen, das verlorengegangene Düngerkapital nicht wieder gewonnen werden könne, ist völlig unbegründet und die Maßregel, das Düngerkapital, das einmal in den Grundstücken enthalten ist, denselben durch alle Perioden hindurch zu erhalten, erscheint als ein schwerwiegender Mißgriff.

In neuerer Zeit wird die Lehre vom nothwendigen Wiederersatz in etwas abweichender Weise gepredigt, indem man nicht den Ersatz des Entnommenen, sondern des voraussichtlich durch die kommende Ernte zu Entnehmenden vorschreibt. Diese Methode liefert naturgemäß Resultate, die in ihrer praktischen Anwendung weniger grell die Unzulässigkeit jenes Postulats demonstrieren, im speziellen Falle sogar, namentlich für unsere Verhältnisse sehr rentabel sein können.

Dieser Modus ist in neuester Zeit von Drechsler vertreten worden, der in seiner Schrift²⁶⁾ zwar über die alte landwirthschaftliche Statistik, die die Wiederherstellung der Fruchtbarkeit eines Feldes auf den vor einer gewissen Anzahl von Ernten innegehabten Stand verlangt, das Todesurtheil ausspricht; aber doch dieses Postulat nur in der Weise modificirt, daß er die Felder so gedüngt wissen will, daß sie im Voraus Das enthalten, was eine Ernte oder eine Reihe von Ernten voraussichtlich wegnehmen wird. Diese Art und Weise der Düngung mag nun allerdings in sofern ein Fortschritt sein, als sie das Nährstoffbedürfniß der einzelnen Feldfrüchte berücksichtigt, worauf nach der alten Methode nur durch die Anordnung des Frucht-

²⁶⁾ Drechsler. „Die Statistik des Landbaus etc.“ Göttingen. 1869. u. Preuß. Annal. d. Landw. 1869. Nr. 26 p. 244.

wechsels Rücksicht genommen wurde; aber auch hierin liegt das völlige Verkennen der eben entwickelten Gesetzmäßigkeiten von der Regulirung der Größe des zur Produktion dienenden Düngerkapitals durch äußere wirthschaftliche Verhältnisse.

Die landwirthschaftliche Statik hatte sich die Aufgabe gestellt, die Erschöpfung des Bodenreichthums durch die Ernteentnahme und die Wiederherstellung dieses Bodenreichthums durch Düngerezufuhr, Brache, sogenannte bereichernde Gewächse zu ermitteln und in Zahlen auszudrücken, aber immer von der Voraussetzung ausgehend, daß eben die Herstellung des ursprünglichen Bodenreichthums nach einer gewissen Rotation unter allen Umständen die Aufgabe des rationellen Landwirths sei. Die Statiker der älteren Schule²⁷⁾ suchten diese Zahlen auf empirischem Wege zu ermitteln, scheiterten aber naturgemäß an dem Umstand, daß ihre Zahlen Aggregate sehr verschiedener Fruchtbarkeitsbedingungen, die sich gegenseitig nicht vertreten konnten, darstellten, so daß die mühsam gewonnenen Resultate nur in einzelnen Fällen²⁸⁾ passen konnten. Man mußte unter diesen Umständen bei Berechnung der nothwendigen Düngungen auf dieselben Unzulässigkeiten stoßen, zu denen man auf einem ähnlichen (rein empirischen) Wege bei Berechnung von Futterationen nach Heuwerthen gelangt war.

Nachdem es jedoch später möglich war, die Zahlen, die in der Statik fungirten, in ihre einfachen Componenten aufzulösen, wie dies von Birnbaum²⁹⁾ und Schumacher³⁰⁾ versucht wurde, war eine

²⁷⁾ Thaer, Wulffen, Glueck, Thünen, Kleemann.

²⁸⁾ Siehe Drechsler's Beurtheilung der von Kleemann ermittelten Zahlen a. a. O. p. 94.

²⁹⁾ Birnbaum. Lehrbuch der Landwirthschaft. Frankfurt a. M. 1863. Th. III. Betriebslehre p. 137.

³⁰⁾ Schumacher. Erschöpfung und Ersatz bei dem Ackerbaue; Versuch einer Statik des Ackerbaues. Berlin 1866.

Berechnung des Wiedererfasses, soweit brauchbare Analysen vorlagen, thatsächlich möglich; aber nun ergab sich, daß die Anwendung des statischen Gesetzes in der Praxis zu einer sehr unrentablen Wirthschaft führte — eine Thatsache, die vorher, bei der mehr oder weniger willkürlichen Wahl der statischen Zahlen, verborgen bleiben mußte. Drechsler berichtet selbst in dem Vorwort seiner Schrift, daß nach seiner Erfahrung als praktischer Landwirth „die erfahrungsmäßige richtige Düngung durchaus nicht übereinstimmt mit der nach Maßgabe der berechneten Erschöpfung erforderlichen Düngung.“ Derselbe macht nun mit Recht darauf aufmerksam, daß die Liebig'sche Erfasglehre nicht identificirt werden dürfe mit dem Postulat der Statik: durch die Düngung müsse die vor der letzten Ernte oder einer Reihe von Ernten dem Felde eigenthümliche Fruchtbarkeit wiederhergestellt werden; dene jene sagt nur aus, daß im Großen und Ganzen ein Gleichgewicht zwischen Zufuhr und Entnahme an Pflanzennährstoffen vorhanden sein müsse, ohne sich auf praktische Rathschläge über die Art und Weise dieses Wiedererfasses einzulassen.

Aber auch die Drechsler'sche Modification — und sie ist in That Nichts Anderes²¹⁾ — geht von dem Gedanken der Constanz des Düngerkapitals aus. Er selbst steht in seinen Rathschlägen ganz auf dem Boden der Liebig'schen Erfasglehre, und der ganze Unterschied von der früheren Lehre besteht lediglich darin, daß er die Düngung in einer Weise angeordnet wissen will, die es gestattet, den Bedarf der einzelnen Kulturpflanzen der Fruchtfolge an Nährstoffen möglichst zu berücksichtigen. Dieser Unterschied mag aller-

²¹⁾ Au scheint in diesem Punkte Drechsler nicht verstanden zu haben. Vergleiche Au: Die Gipsdüngemittel zc. p. 400 und Drechsler a. a. O. p. 156 u. ff., wo dieser die neue Düngerezufuhr aus der Differenz der früheren Düngungen den gemachten Ernten und den zu machenden Ernten berechnet.

dings von erheblicher praktischer Wichtigkeit sein, in sofern es gelingen mag, in vielen Fällen nach der Drechsler'schen Anweisung zu wirthschaften³²⁾, ohne auf große Schwierigkeiten zu stoßen, während die ältere Methode, wenigstens sobald man klar definirbare einfache Vegetationsbedingungen jenen complexen und auf empirischem Wege gefundenen substituirt, sofort den grellen Widerspruch zwischen der theoretischen Forderung und der praktischen Ausführbarkeit zeigt. Aber auch Drechsler ist in seinen Untersuchungen über die Erbsenlehre niemals auf den Gedanken gekommen³³⁾, daß dieselbe auch in jener weiteren Form einen groben Irrthum in sich einschließen, daß es wirthschaftliche Gesetze geben könne, die den Grad der Sättigung eines Acker's mit Nährstoffkapital stets abzuändern bestrebt sind.

III. Folgerungen.

Wir sind nun auf Grund der vorhergehenden Untersuchung noch im Stande, einige weitere Betrachtungen anzustellen.

Man hat vielfach Gelegenheit genommen, wegen der unvollständigen Ausnutzung menschlicher Düngestoffe viele unserer städtischen Latrinensysteme als verderblich zu bezeichnen und uns eine Düngewirthschaft nach chinesischem und japanesischem Muster anzupfehlen¹⁾. Bei Ventilation der Fragen, ob Kanalisation oder

³²⁾ Allerdings vermag die Angabe Drechsler's, daß er im letzten Jahre seiner praktischen Thätigkeit seine neue Methode der Regulirung der Düngung schon als Richtschnur für die Nährstoffzufuhr benutzt habe, wenig dafür zu beweisen, daß die Anwendung seiner Methode nicht auch in jenem besonderen Fall auf praktische Schwierigkeiten stoßen könne.

³³⁾ Wenigstens ist es mir nicht geglückt, die von Au und mir vertretenen Grundsätze in Drechsler's Werk aufzufinden.

¹⁾ Siebig a. a. O. Th. I. p. 259 u. ff., u. Dr. G. Maron. Annal. d. pr. Landw. Januar 1862.

Abfuhr für diese oder jene Stadt einzuführen sei, wird vor Allem neben Gesundheitsrückichten stets die landwirthschaftliche Seite der Frage in den Vordergrund gestellt und ängstlich darauf Rücksicht genommen, ob bei dem einzuführenden System Stoffe für die Landwirthschaft verloren gehen oder nicht.

Ich bin nun der Ansicht, daß beinahe Alles, was in neuerer Zeit über diesen Gegenstand geschrieben²⁾ oder gesprochen worden ist, mehr oder weniger unter dem Druck des Gedankens geschrieben und gesprochen wurde, daß unsere landwirthschaftlichen Betriebssysteme Raubbausysteme³⁾ seien, deren schlimmen Folgen man durch künstliche Mittel entgegenzuwirken verpflichtet sei.

Während man bei allen übrigen technischen Betrieben dem Grundsatz huldigte, daß es nicht nöthig, ja sogar verderblich sei, auf eine künstliche Weise für den Zufluß und den Umlauf der Betriebskapitalien zu sorgen, indem man wohl wußte, daß die natürlichen wirthschaftlichen Gesetze deren Zufluß und Umlauf in möglichst zweckmäßigster Weise veranlassen, während man auch im Allgemeinen zugab, daß zwischen landwirthschaftlicher Produktion und der Produktion anderer Gewerbe in Hinsicht auf deren Regelung durch gemeingültige Gesetze und deren nationalökonomische Wichtigkeit nicht der geringste Unterschied bestehe, schlich sich in Bezug auf die angeregten Fragen doch meistens eine bedeutende Inconsequenz ein, die, neben dem für den Laien schwer zu unterdrückenden physiokratischen Gedanken, daß die landwirthschaftliche Produktion doch eigentlich

²⁾ Siehe z. B. Heiden. Lehrbuch der Düngerlehre Th. II. Stuttgart 1868. p. 193 u. 197.

³⁾ Fast immer wird die Gewinnung der menschlichen Auswurfstoffe für die Landwirthschaft als eine Art Pflicht hingestellt, während die Vortheile einer solchen Gewinnung doch lediglich in der voraussichtlich größeren Billigkeit der Systeme liegen, bei denen es möglich ist, einen Theil der Abfuhrkosten durch Verkauf der Auswurfstoffe zu decken.

die wichtigste aller Produktionen⁴⁾ sei, durch die beunruhigenden Sorgen, die sich an die Idee des Raubbaus knüpfen, erzeugt ward.

Es fällt uns wenigstens bei einer sanitätspolizeilichen Maßregel, die z. B. Desinfektion mit Carbonsäure vorschreibt, niemals ein, daß in Folge derselben die Rohmaterialien der Anilinfabrikation vertheuert werden könnten, und wir auf diese Weise die genannte Fabrikation erschweren; denn wir sind uns hier sehr wohl bewußt, daß es wirtschaftliche Gesetze gibt, die ein jedes produktive Kapital derjenigen Produktion zufließen lassen, bei der es im Stande ist, am Meisten neue Güter zu erzeugen. Wir wissen, daß es menschliche Thorheit ist, hier eingreifen und „Vorsehung“ spielen zu wollen.

Für die landwirthschaftliche Produktion gelten in der That ganz dieselben Gesetze wie für jede andere Produktion und nur jene vorhin berührten Umstände sind es, die uns überreden wollen, daß bei derselben ganz andere Gesetze thätig sind, daß das Düngerkapital nicht wie andere Betriebskapitalien das Bestreben habe, sich selbst zu erhalten, sondern, daß es stets seinem Untergange entgegenrenne, so daß es durch eigenthümliche und ganz raffinierte Mittel zurückgehalten werden müsse. Diese Umstände sind es, die Viele sogar veranlassen, weit mehr zur Erhaltung jener Kapitalien aufzuopfern, als diese werth sind, Maßregeln vorzuschlagen, die aus diesem Grunde auf jedem andern Gebiete als höchst unwirtschaftliche gelten würden.

Wenn der Landwirth an vielen Orten den menschlichen Dünger verloren gibt d. h. also so geringe Summen für denselben bietet, daß der Stadtbewohner für diese Summen nicht zu der Unbequemlichkeit (die ja doch ein negatives wirtschaftliches Gut ist) sich entschließt, welche die Aufbewahrung der Excremente für die Landwirthschaft unter vielen Umständen mit sich bringt, so tritt an einem sol-

⁴⁾ Auch Liebig steht in seinen Ausführungen ganz auf dem physiologischen Standpunkt, wie Au mit Recht hervorhebt. Siehe dessen Werk p. 518.

chen Ort Kanalisation oder sonst ein System ein, bei welchem jene Stoffe für die Landwirtschaft verloren gehen. An Orten dagegen, wo eine sehr intensive Kultur z. B. Tabaksbau herrscht, wird auf der andern Seite der menschliche Dünger von den Landwirthen so hoch bezahlt, daß der Stadtbewohner mit Freuden die Unbequemlichkeit der Aufbewahrung auf sich nimmt, und unter diesen Umständen kommen also wenigstens die festen menschlichen Excremente der Landwirtschaft zu Gute, einfach deshalb, weil die Düngung mit denselben rentabel ist. So veranlassen auch hier die immer wirkenden wirtschaftlichen Gesetze die Anwendung eines produktiven Kapitals an dem Ort, wo es am Meisten neue Güter hervorzubringen vermag, und das Düngerkapital dient in den beiden Fällen entweder bei der landwirtschaftlichen Produktion, oder (wenn es verloren geht) zur Bequemlichkeit der Stadtbewohner, — eine Ausdrucksweise, die trotz ihres etwas paradoxen Klangs nach dem Vorhergehenden leicht verstanden werden wird.

Selbstverständlich ist es dann ein wirtschaftlicher Mißgriff, wenn man Stoffen, die wie die flüssigen Excremente allerdings ein geringes Düngerkapital in sich bergen, aber in der Regel bei ihrem Transport auf den Acker eine weit größere Güterzerstörung verursachen, als sie neue Güter hervorzubringen fähig sind, wenn man solchen Stoffen durchaus die Rückkehr in die Felder, denen sie ursprünglich allerdings entnommen sind, ermöglichen will, wie dies z. B. in für die meisten Verhältnisse sehr unpraktischer Weise durch das Mosselmann'sche ⁵⁾ Verfahren geschieht. Glücklicher Weise ist der Bauer im Allgemeinen praktisch genug, um sich dergleichen Stoffe, die seinem Beutel weit mehr nehmen, als sie seinen Acker zu bereichern fähig sind, nicht aufdrängen zu lassen.

⁵⁾ Mosselmann, Compt. rend. Völ. 56. p. 1261.

Es thut natürlich der Wirksamkeit der hier hervorgehobenen wirthschaftlichen Geseze keinen Eintrag, wenn hie und da die menschlichen Excremente, auch da, wo eine Düngung mit diesen Stoffen höchst rentabel gewesen wäre, keine Berücksichtigung von Seiten des Landwirths gefunden haben. Jene können ja erst in Kraft treten, wenn die Brauchbarkeit eines jeden Kapitals zu allen in's Spiel kommenden Productionen in vollem Maße bekannt ist. Diese Brauchbarkeit der einzelnen Düngstoffe zur Production von Kulturgewächsen dem Landwirth aufsuchen zu helfen, ist eine der Aufgaben der Agrikulturchemie; aber immer ist es nur die Rentabilität⁶⁾ eines Düngers, der für dessen Brauchbarkeit entscheidet, niemals der durch ihn bewirkte Wiederertrag, und daß der geleistete Ertrag nur im einzelnen Fall und durch eine merkwürdige Zufälligkeit mit der Rentabilität eines Düngemittels zusammenfällt, dafür ist es wohl nicht nothwendig, weitere Belege zu bringen.

Nach genau denselben Principien läßt sich nun auch die natürliche Wanderung des Düngerkapitals, nicht bloß desjenigen Antheils, das in den transportirten Nahrungsmitteln enthalten ist, sondern auch des Antheils, das als natürlicher Dünger von einer Gegend in die andere verkauft wird, verstehen, und auf dieselben einfachen wirthschaftlichen Geseze zurückführen. Auch hier wandert das Kapital wie überall an die Orte, wo es am Meisten produktionsfähig ist, und es ist ganz dieselbe wirthschaftliche Kurzsichtigkeit, die wir bereits kennen gelernt haben, in einem solchen Falle dem Exportirenden einen Vorwurf zu machen.

Die Wanderung von Knochen von Bayern⁷⁾ nach Sachsen, von Irland nach England, die Wanderung des Stallmists vom

⁶⁾ Siehe auch meine Abhandlung *Bad. landw. Wochenbl.* 1869. p. 129.

⁷⁾ v. Liebig. *Die Chemie i. i. A.* 2c. 1862. I. p. 129. 130.

Odenwald in die Rheinebene, von der v. Liebig spricht⁸⁾, ist die Wanderung von landwirthschaftlichem Betriebskapital aus Gegenden, die eines intensiven Anbaus weniger fähig sind, in Gegenden, wo die Verhältnisse zur intensiven Bewirthschaftung drängen und gerade in diesem Vorgange liegt eine weitere Bestätigung der bisher entwickelten Gesetze.⁹⁾ Eine Unterschätzung des Düngermaterials von Seiten der Exportirenden braucht dabei gar nicht vorhanden zu sein und ist wohl, wenigstens nach den Erfahrungen, die man alltäg- lich an den Landwirthen aller Gegenden macht, sehr selten vor- handen.

Ebenso wird die Tendenz zu einer Wanderung des Dünger- kapitalis in vielen Fällen eintreten müssen, wenn zwei Länder, die bisher vermöge ihrer Entfernung von einander und sonstiger Ver- hältnisse zu sehr verschiedenen Intensitätsgraden der Bewirthschaftung genöthigt waren, plötzlich durch erleichterte Verkehrsmittel (Bau von Eisenbahnen) einander gleichsam näher gerückt werden (was einer plötzlichen Verkürzung des Radius des Thünen'schen Staates ent- sprechen würde). Wie für eine solche Annahme die Bewirthschaf- tung der äußersten bisher extensiv bewirthschafteten Zonen wegen der geringeren Transportkosten eine intensivere, der inneren wegen Verminderung der Produktpreise in Folge der erhöhten Con- currenz mit den äußern Zonen eine extensivere werden muß, also eine centrifugale Wanderung der landwirthschaftlichen Betriebskapi- talien und der ackerbauenden Bevölkerung eintreten muß, so muß dies auch im Speciellen für das Düngerkapital gelten. Es würde deßhalb durch Verbindung zweier solcher Länder vermittelst Eisen- bahnen, eine den bisherigen Verhältnissen entsprechende Sättigung des Bodens mit Düngerkapital vorausgesetzt, eine Wanderung

⁸⁾ Ebendasselbst p. 301.

⁹⁾ Dieselbe Anschauung auch bei Au a. a. O. p. 369 u. ff.

dieses Kapitals aus dem Lande mit dem bis dahin sehr intensiven Betrieb in das andere Land, das bis dahin nur extensiv bewirthschaflet werden konnte.

Eine solche Wanderung wäre also jetzt etwa zu erwarten von den Getreidefeldern der Rheingegenden nach Ungarn, findet aber in diesem speciellen Fall und ganz gewöhnlich deshalb nicht statt, weil die Länder mit dem extensiveren Betrieb trotz langjährigem Raubbaus anfangs noch einen großen Ueberschuß an Düngerkapital zu besitzen pflegen, weil in den Ländern, die den inneren Zonen des Thüner'schen Staates entsprechen, in solchen Fällen gewöhnlich eine vortheilhafte Anwendung des Düngerkapitals zu Handelsgewächsbau gefunden wird und endlich wegen der sehr geringen Transportfähigkeit der natürlichen Dungstoffe. Weit eher wird diese Wanderungstendenz in dem angezogenen Beispiel zu Tage treten durch Translocation anderer landwirthschaftlicher Betriebskapitalien und Auswanderung der ackerbauenden Bevölkerung in die bis dahin extensiv bewirthschafleten Gegenden.

Man wird in Erwägung der seither entwickelten Gesetzmäßigkeiten auch leicht zu dem Gedanken kommen, daß die Wanderung des Düngerkapitals von Wald zu Feld, die uns in der Waldstreunutzung entgegentritt, auch die einfache Folge der vortheilhafteren Anwendung eines Düngerkapitals bei der Produktion von Pflanzengattungen sei, die überhaupt Verwendung von Kapital und Arbeit thatsächlich besser lohnen, und so in Versuchung kommen, im Gegensatz zu den jetzt herrschenden Anschauungen aus jenen theoretischen Gründen sich für die Waldstreunutzung zu entscheiden. Indessen scheinen bei dieser Frage noch andere Umstände in Betracht kommen. Es scheint nach dem gleichlautenden Urtheil vieler land- und forstwirthschaftlicher Autoritäten durch die Streunutzung dem Wald viel mehr an Produktionsfähigkeit genommen zu werden,

als das Feld durch jene Operation hiervon erhält, mit anderen Worten, dem Düngerkapital, was in der Walddüstre enthalten ist, eine untergeordnete Wirkung gegenüber gewissen physikalischen Vortheilen, deren der Wald nicht entbehren kann, die für das Feld aber in anderer Weise beschafft werden können, zuzukommen.

Wir kehren nach diesen kleinen Streifzügen zu unseren Betrachtungen zurück. Dieselben führen uns nothwendig zu einer ganz anderen Beurtheilung der Düngervirtschaft verschiedener Nationen.

Daß Völker mit sehr extensivem Betrieb jährlich einen Theil des umlaufenden Düngerkapitals verloren geben, versteht sich zunächst nach den oben entwickelten Gesetzmäßigkeiten von selbst. Aber auch die Düngervirtschaft von Nationen, die durch ihre Verhältnisse zu dem weit intensiveren System des ungefähren Wiederersatzes gelangt sind, dennoch einen großen Bruchtheil ihres gesammten umlaufenden Düngerkapitals verloren geben und sich so zu dem Zulauf von Düngestoffen im großartigsten Maßstab gezwungen sehen, wird uns nach den angestellten Betrachtungen sehr verständlich werden.

England z. B. betreibt die ihm vorgeworfene sogenannte Verschwendung¹⁰⁾ von Düngestoffen einfach deshalb, weil ihm die Opfer, die es bei Aenderung der bestehenden Latrinensysteme in Systeme, die die vollständige Gewinnung der Excremente ermöglichen, die es ferner an Reinlichkeit, Bequemlichkeit, sowie an Geld bringen müßte, schwerer fallen, als der Kapitalaufwand, den sie bei dem bestehenden Systeme für Peruguano und andere Düngestoffe zu machen sich gezwungen sehen, vorausgesetzt, daß diese Stoffe nicht eine größere Mehrproduktion erzielen, als durch die verlorenen Düngstoffe erzielt worden wäre.

¹⁰⁾ J. v. Liebig a. a. O. Einleitung in d. Naturgef. p. 127 u. f

Auf der andern Seite sind China und Japan zu einer für civilisirtere Völker höchst unappetitlichen ¹¹⁾ Düngewirtschaft ge-
nötigt, einfach deshalb, weil der Grad der Bevölkerung dieser
Länder, die Unfähigkeit ihrer Bewohner, sich ihre Nahrung zu einem
größeren Theile durch Handel mit auswärtigen Nationen zu er-
werben und endlich ganz besonders ihre naturwissenschaftliche Un-
wissenheit, die es unmöglich macht, Surrogate für die natürlichen
Düngstoffe aufzufinden, zu der absoluten Erhaltung des in den
Aedern vorhandenen Düngerkapitals drängt.

Aber anstatt sich zu freuen darüber, daß unsere Kultur, unsere
Kenntnisse uns jenen positiven Genuß erlauben, den die Benutzung
eines englischen Water-closets gegenüber einem chinesischen Abort
bietet, den wir überdies zu einem so billigen Preis erkaufen, will
man dort das Muster für unsere Düngewirtschaft suchen und em-
pfehlt die abscheulichen Gebräuche eines halbbarbarischen, tief unter
uns stehenden Volkes als höchst erreichbares Ideal.

Hierin liegt wahrlich ein Maßstab für jene großartige Verirrung,
die bekämpfen zu müssen, das Resultat unserer Untersuchung war.

Aber, wird man fragen, liegt nicht dennoch in einer Dünger-
wirtschaft nach chinesischem Muster unsere einstige Zukunft?

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß für ein jedes Land,
dessen Bevölkerung keiner stetigen Verminderung unterliegt, eine Zeit
kommen wird, in der der völlige Wiederersatz dringend geboten er-
scheint, denn selbst die durch Jahrhunderte währende stetige Einfuhr
von Nahrungsmitteln wird nur andere Länder um so schneller der
Nothwendigkeit eines solchen Wiederersatzes entgegenführen. Dieser
wird nun aber, wie jetzt in England, lange Zeiträume hindurch durch
Düngemittel, wie sie sich an manchen Orten der Erdoberfläche in

¹¹⁾ Ebendas. Th. I. p. 259.

Form von Phosphoriten, Guanolagern, Kalisalzen zc. angehäuft vorfinden, bestritten werden können, und selbst wenn wir uns alle jene Stoffe verbraucht denken, wird jedenfalls ein Theil des Wiedererfasses durch Fischguano und ähnliche dem Meere abgewonnenen Stoffe, deren Menge wir in Folge der Verschleppung unserer Düngestoffe in's Meer als unerschöpflich ansehen müssen, geleistet werden können. Gleichzeitig werden aber auch die menschlichen Excremente eine Preissteigerung erfahren und in Folge davon werden sich Methoden, dieselben in appetitlicher Weise aufzufangen und dennoch der Landwirthschaft zukommen zu lassen, mehr und mehr als rentabel erweisen. Kurz es wird eine Entwidlung eintreten, wie sie häufig für die Anwendung von Betriebskapitalien und Rohmaterialien bei einer jeden wirthschaftlichen Produktion einzutreten pflegt, wenn die äußern Verhältnisse des Zustusses jener Produktionsfaktoren Abänderungen erleiden.

Jene Träumereien aber über die entseßlichen Folgen¹²⁾ des Raubbaus werden ohne dauernden Einfluß auf unsere Methoden der Düngung bleiben.

¹²⁾ Es ist bekanntlich (Dr. J. Conrad, Liebig's Ansicht von der Bodener schöpfung zc. 1864) gänzlich unerwiesen und vielfach thatsächlich unwahr, daß Länder, in denen Jahrhunderte lang eine hohe Kultur geherrscht hat und in denen Betriebsmethoden mit sehr mangelhaftem Wiedererlass angewandt wurden, hierdurch in einem Grade unfruchtbar geworden sind, daß sich der Untergang der jene Länder bewohnenden Völker auch nur entfernt auf diese Ursachen zurückführen ließe, obgleich dies mit eben so viel Genialität und Umsicht, als Unbekanntschaft mit historischen Thatsachen behauptet worden ist. Man braucht, um dieser Anschauung entgegenzutreten, durchaus nicht zu verkennen, daß sogenannte materielle Ursachen mittelbarer oder unmittelbarer die gesammte Entwicklung der Nationen beherrschen, daß jedes Volk und jedes Individuum das Produkt der auf dasselbe wirkenden physischen Faktoren ist. Aber ein vergebliches Streben wird es bleiben, die ganze Kulturgeschichte mit so gar wenig toren aufzubauen.

Der praktische und rechnende Landwirth hat sich nie von denselben beirren lassen; dieser wird stets zu dem Dünger greifen, der ihm nach seiner — natürlich vielfach beschränkten — Einsicht den größten Reinertrag verspricht.

Die Entwicklung der Ansichten der Theoretiker — und diese Lehre wollen wir uns nicht vorenthalten — über das Thun und Lassen der Praktiker ist auch hier gewesen wie überall.

Die ersten Lehrsätze, die die Theorie geben konnte, waren abgefaßt nur mit Berücksichtigung einiger wenigen bei der landwirthschaftlichen Produktion mitwirkenden Umstände und enthielten neben großartigen naturwissenschaftlichen Wahrheiten — die größten wirthschaftlichen Unwahrheiten. Dieselben waren nur im Stande, die Wissenschaft bei den wirklich tüchtigen Praktikern, die nicht die beschränkte Richtigkeit jener Sätze einzusehen fähig waren, wohl aber ihr Geschäft verstanden und die Unbrauchbarkeit jener Sätze für ihr Geschäft sofort erkannten, in Mißcredit zu bringen, was die Theorie ihres anmaßenden Auftretens wegen wohl verdient hatte, und die Meinung in ihnen zu befestigen, daß niemals von dem Theoritisiren Etwas für die Praxis zu erwarten sei.

Später gelingt es dann erst der Theorie, mehr Umstände mit in Rechnung zu ziehen, über die sie bisher hinweggeblickt hatte und bei deren Berücksichtigung dann viele praktische Maßregeln, die man anfangs verdammt hatte, anfangen verständlich zu werden.

Dann aber ist der Moment gekommen, wo beide, Theorie und Praxis, mit Bescheidenheit eingestehen müssen, die erstere ihre Anmaßung blos mit Spekulation und ohne die nothwendigen Kenntnisse gearbeitet zu haben, die andere, daß nun dennoch die Theorie ihre Lehrmeisterin geworden sei.

Vom Büchertische.

Die Grundsätze der Volkswirthschaftslehre vom Standpunkte der sozialen Reform gemeinverständlich entwickelt von **Dr. Heinrich Maurus.** Heidelberg, Carl Winter'sche Universitätsbuchhandlung. 1868. gr. 8^o. brosch. 2 Thlr. 6 Sgr.

Die Bezeichnung „Gemeinverständlich entwickelt“ erweist sich bei dem vorliegenden Buche keineswegs als gleich auf's Titelblatt verlegte Reklame, wie sie eines ernstern wissenschaftlichen Werkes auch ganz unwürdig wäre. Es genügt schon eine flüchtige Lektüre, um zu finden, daß der Verfasser in Wahrheit bestrebt war, eine wirklich lesliche, frische Darstellung der wichtigsten Lehren und Streitfragen der Wirthschaftslehre zu bieten. Ohne die sonst unvermeidliche Wuth von Citaten und Anmerkungen, in klarer fließender und doch präziser gedrungener Ausdrucksweise und mit Vermeidung aller Gelehrthuerei verbreitet sich das wenig über dreißig Bogen starke Buch über das Gesamtgebiet der Volkswirthschaft und die darauf spielenden Sozialfragen. Daß der Verfasser hierbei kühn genug ist, das ausgetretene Geleise der das Kapital und Handelsinteresse obenan stellenden, und dem Grundbesitz- und Arbeiterinteresse feindlichen englischen Schule zu verlassen, und statt dessen theils seine eigenen Wege einzuschlagen, theils sich an das Reformsystem des Amerikaners Carey anzuschließen, kann gewiß nur als ein weiterer Vorzug des Buches gelten. Und was den besonderen Schlüssel betrifft, den dasselbe zur Lösung der Sozialfrage an die Hand zu geben vermeint (Beseitigung des Reichtums Kapital unbenuzt zu lassen), so kann man darüber verschiedener und gänzlich abweichender Ansicht sein, wird aber auch dann zugestehen müssen, daß der Verfasser wenigstens den Aufgaben der sozialen Reform ein warmes, unerschrockenes Herz und zum Theil auch ein tief eindringendes Verständniß entgegenbringt.

Was das Buch für gebildete Landwirthse noch ganz besonders empfehlenswerth erscheinen läßt, ist die originelle und interessante Art, in der darin gerade die Fragen der Bodenarbeit und des Realcredits besprochen sind.

A.

(Aus d. Zeitschrift d. landw. Vereins in München 1868. S. 417.)

9' Agric. 1857

17. 11. 1857

Niederländisch-Mettran,



F 8

Ackerbau-Colonie bei Zütphen,

deren

Gründung, innere Einrichtung und Erziehungssystem,

nebst einem Anhange,

enthaltend

die Rede des Direktors obiger Anstalt, Hrn. W. G. Suringar,
gehalten in der XVII. Versammlung deutscher Land- und
Forstwirthe in Cleve.

Aus dem Französischen übersetzt.

Frankfurt am Main.

Verlag der commercieel-gewerblich-statistischen Anstalt

alte Mainzerstraße, 43.



Niederländisch-Mettran,

die

Ackerbau-Colonie bei Bütphen,

deren

Gründung, innere Einrichtung und Erziehungssystem,

nebst einem Anhange,

enthaltend

die Rede des Direktors obiger Anstalt, Hrn. W. H. Suringar
gehalten in der XVII. Versammlung deutscher Land- und
Forstwirthe in Cleve.

Aus dem Französischen übersetzt.



Frankfurt am Main.

Verlag der commercieel-gewerblich-statistischen Anstalt,

alte Ratingerstraße, 48.

Druck von R. Baß in Frankfurt a. M.

V o r w o r t.

Die Uebersetzung vorliegender, von dem Herrn W. G. Suringar, Präsident der Ackerbaucolonie „Niederländisch-Mettray,“ der XVII. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Cleve übergebenen Broschüre: „Mettray-Néerlandais, colonie agricole de Zutphen,“ unternahm der Unterzeichnete auf den mehrfach ausgesprochenen Wunsch vieler Mitglieder dieser Versammlung, hoffend, daß dieselbe eine recht große Verbreitung in unserm Vaterlande finden, und das edle und uneigennützig streben dieses Vereins deutscher Männer: „die Bildung unseres Bauernstandes immer mehr und mehr zu fördern,“ so viel als nur möglich erreicht werden möge.

Das Werkchen schildert den Zweck der Colonie, die Art und Weise, wie der Unterricht und die Arbeit an die Zöglinge der Anstalt vertheilt ist, gibt Nothz über die Erziehung und Behandlungsweise derselben in moralischer und religiöser Richtung, über das Familienleben, über die Feier der Sonntage oder anderer denkwürdiger Tage, in welcher Weise das Betragen der Kinder belohnt oder bestraft wird, und bespricht endlich, welche Folgerungen hieraus zu ziehen sind.

Sodann dürfte es denjenigen Mitgliedern des Vereins, welche der XVII. Versammlung betwohnten, nicht unwill-

kommen sein, wenn sie die mit so großem Beifall aufgenommene Rede des Herrn Suringar, nach der wortgetreuen stenographischen Aufzeichnung, schon jetzt zu lesen erhalten, um sich so des tiefen Eindrucks, welchen diese Rede auf die Anwesenden machte, lebhaft erinnern zu können. Jedoch auch für die, welche die Versammlung nicht besuchen konnten, wird das Lesen dieser Rede von großem Interesse sein, indem sie hierin die biedere Gesinnung, das tief aus dem Herzen kommende Streben eines Mannes erkennen werden, welchem die Bildung der Jugend seine ganze, die edelste Lebensaufgabe geworden ist, und der die höchste Freude darin fühlen würde, wenn der freundliche Leser am Ende dieses Schriftchens aus vollster Ueberzeugung zu sich selbst sagen würde:

„Was kann ich thun, um zu der Erreichung dieses großen Werkes mit beizutragen?“

So möge denn das Vorgehen unserer Nachbarn in Frankreich und Holland auch in ganz Deutschland einen recht üppig gedeihenden Boden finden! —

Frankfurt a/M., im September 1855.

N. Rentwig,

d. B. Stenograph der XVII. Versammlung
deutscher Land- und Forstwirthe in Cleve 2c. 2c.

I.

Gründung der Ackerbau-Colonie „Niederländisch-Mettray.“

Es sei uns erlaubt, einige wenige Worte über eine in den Niederlanden gegründete Wohlthätigkeits-Anstalt, die nach Art der in Mettray in Frankreich für dürftige und verlassene Kinder bestimmt ist, in diesen Blättern niederzulegen.

Herr W. H. Suringar war der Erste, der seinen Mitbürgern diese großartige, philanthropische Idee vorschlug. Er besuchte zu verschiedenen Malen die französische Colonie Mettray, besah sich genau deren Einrichtungen und Bestreben, und die Folge war, daß es von da an sein eifrigstes Bestreben wurde, auch seinem Vaterlande eine solche Stiftung zu geben, die so viele gute Früchte tragen sollte. Schon im Jahr 1847, bei einer in Amsterdam gehaltenen Rede, sagte er die beherzigenden Worte: „Wenn es hier gutgesinnte Männer und Frauen giebt, dann mögen sie Hand an's Werk legen, ihre Kräfte vereinigen und in weniger denn 3—4 Jahren haben auch wir in den Niederlanden ein „Mettray.“

Diese Rede wurde dem Druck übergeben und eine genaue Beschreibung des französischen Mettray beigelegt, da H. Suringar durch die Güte des Herrn van Baumhauer alle nöthigen Erläuterungen erhalten hatte. Dies Werkchen hatte freilich nur eine beschränkte Verbreitung, jedoch blieb es nicht ohne fruchtbare Resultate.

Hier wurde das Sprüchwort wahr: Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen. Das Werkchen fiel einem Herrn C. D. Schüller in Amsterdam in die Hände und machte auf ihn einen tiefen Eindruck.

Den 11. Okt. 1847 schrieb er an Hrn. Suringar folgenden Brief: „Ueberzeugt von der unmittelbar für unser Vaterland großen Nützlichkeit einer Anstalt gleich derjenigen in Mettray in Frankreich, habe ich mich entschlossen, meine Wirksamkeit mit der Ihrigen zu vereinigen. Ich biete Ihnen einen Theil meines Gutes Rezenberg zur Verwirklichung Ihres Unternehmens an und stelle nur die Bedingung, daß ich im Falle eines Mißlingens mein Eigenthum zurück erhalte. Ich bitte um tiefstes Geheimniß, hoffe aber auf diese Art zum Gelingen eines Projectes beizutragen, welches unser Land ehren und für die dürftige Klasse seiner Bewohner eine Wohlthat sein wird.“

Es ist wohl nicht nöthig besonders hervorzuheben, wie sehr dieser Brief edel- und großmüthig war.

Einige Zeit darauf machte Herr Schüller bei einer mündlichen Unterredung mit Herrn Suringar, den Vorschlag: er lasse ihm, dem Herrn Suringar, die Wahl, entweder die Ländereien seines Gutes Rehenberg anzunehmen, oder, wenn ihm die Beschaffenheit des Bodens oder überhaupt dessen Lage nicht passend für seinen Plan erscheine, den Werth desselben in baarem Gelde.

„Unter dieser Voraussetzung, fügte der großmüthige Geber hinzu, — möge man vielleicht in der Provinz Geldern einen andern passenden Anlageplatz suchen, vor Allem aber wünsche er, daß ein Zufluchtsort für solche Kinder errichtet werde, die der einen oder der andern der protestantischen Gemeinden angehören. Meine Absicht, bemerkte er weiter, geht auch nicht dahin, daß dieser Zufluchtsort nicht wie die französische Colonie, nur für solche Kinder bestimmt ist, die der Richter deshalb von der Strafe freigesprochen, weil er sich überzeugte, daß denselben das Unterscheidungsvermögen zwischen dem Guten und Bösen vollständig fehlt, nein, ich wünsche diese Zufluchtsstätte hauptsächlich für die dürftige und verlassene Jugend, welche durch ihre sociale Stellung am Heerde des Glends aufwächst, um später dem Laster als unvermeidliche Beute anheim zu fallen.“

Mehr denn ein Jahr verfloß, ehe dieses Project zur Ausführung kam. Doch wer mag sich über diese kluge Langsamkeit beschweren? Führt doch in diesem Falle die Bedachtsamkeit ein so wichtiges und so verwickeltes Unternehmen sicher in den schützenden Hafen. Hätte es sich allerdings nur um ein ephemeres Werk gehandelt, dann wäre wohl keine reifere Ueberlegung nöthig gewesen, man hätte den Erfolg dem Zufall überlassen können; aber ein Mann, der einen höheren, einen moralischen Zweck verfolgt, überläßt nichts dem Zufall, er verlangt für seinen Bau auch eine feste Grundlage.

Das Jahr 1848 bot überdies auch wenig Aussicht dar, ein solches Project zu verwirklichen, denn wo hätte man bei jener Epoche einer socialen Umwälzung Mitarbeiter und Kapitalien gefunden? Der große Zweck wurde jedoch im Stillen verfolgt; Fachmänner wurden consultirt, Unterredungen und ein lebhafter Briefwechsel über die zu nehmenden Maßregeln, über zu besiegende Schwierigkeiten, über den zu verfolgenden Weg wurden geführt. Man mußte sich die Fragen, was man wollte und wie man es wollte, befriedigend beantworten können. Die Vernunft rieth klein anzufangen, jedoch so, daß das, was man nicht gleich im großen Maßstabe riskiren durfte, jeder ferneren Erweiterung fähig ist. — Jedenfalls hielt man an dem Grundsatz und dem Entschluß fest, das Unternehmen nicht fahren zu lassen, selbst wenn der Erfolg nicht sogleich den Hoffnungen entsprechen sollte.

Im Frühjahr 1849 erneuerte Herr Schüller seinen Vorschlag, entweder sein Landgut oder dessen Werth geben zu wollen. Nach reifer Ueberlegung wurde das Letzte angenommen, und sogleich, getreu

seinem Versahe, ließ Herr Schüller sein Landgut schätzen, und stellte, nach einem vor dem Notar gemachten Contrakt, dessen Werth, 16,000 Gulden, zur Disposition.

Dieses wahrhaft fürstliche Geschenk ermutigte Herrn Suringar. Er sparte weder Besuche noch Briefe, Bittschriften, Circuläre, um seine Absicht bekannt werden zu lassen. Die Werke der Milbthätigkeit lassen sich indeß nicht ohne Mühe vollbringen, aber wer beachtet solche Anstrengungen, wenn das Ziel so vieler Mühen nur erreicht wird.

Sein Plan war, mit 20—25000 fl., ohne die 16,000 fl. von Herrn Schüller, ein kleines, provisorisches Wettray einstweilen für 50 Kinder zu gründen und, dabei dem Wunsche des H. Schüller nachkommend, in Geldern eine passenden Platz dafür zu wählen.

Herr Schimmelpfenninck van der Dijs machte ein passendes Besitztum ausfindig, nämlich Kijffholt in der Gemeinde Gorfel nahe bei Zutphen, welches 53 Morgen enthielt. Im Monat Juni wurde das Gut mit Zugehör gekauft, im Monat September bezahlt, und somit war dieses dauernde Monument errichtet, an dessen Stabel der Name Wettray glänzt.

Es sei Dank gesagt allen Denen, die bei diesem frommen Werke mitgewirkt haben, sei es durch ihre guten Vorschläge, durch ihre uninteressirten Gänge oder durch ihre unablässige Mitwirkung.

Ein provisorisches Comité, zusammengesetzt aus den Herren Suringar, Schimmelpfenninck van der Dijs, v. d. Heim van Duijvendijke, A. Brants, Baron Sloet, beschäftigte sich auf das eifrigste mit den das Unternehmen betreffenden Fragen.

Es organisirte sofort eine freiwillige Subscription, und von allen Seiten kamen Geschenke in natura und in Geld an. Ja, es ist wahr, wenn einmal in den Niederlanden eine Stimme an das Mitgefühl appellirt, sie findet ein langes, ein anhaltendes Echo! Auch die königliche Familie wünschte ihren Antheil an dem so edlen und erhabenen Werke zu haben. Der König unterschrieb 3500 fl., die verwittwete Königin und der Prinz Friedrich jedes 1500 fl., und fügten die sinnreiche Bedingung hinzu, das Geld möchte zur Erbauung von 4 Häusern verwendet werden, die den Namen Wilhelm II, Moriz, Alexander und Friedrich tragen sollten; ein gewiß rührender und zarter Gedanke, die Namen der vier ewig unvergeßlichen Prinzen einem so menschenfreundlichen Werke beizulegen.

Den 21. Juni 1851 fand die Grundsteinlegung in Gegenwart der Commissäre und aller Arbeiter statt.

Wir geben hier betnahe wörtlich, die von Hrn. Suringar bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede wieder, und schätzen uns glücklich, die ungekünstelte und interessante Seite derselben wiederholen zu können:

„Es gibt im menschlichen Leben feierliche und rührende Augenblicke, Augenblicke, wo man sich freut Mensch zu sein, obgleich man seine eigene Unvollständigkeit fühlt; Augenblicke, wo das Gefühl der Achtung für die Menschheit sich stärkt, sich verebelt, verbreitet und befestigt. Einer dieser Augenblicke ist es, der uns heute hier vereinigt, um einen sehr wichtigen Akt zu begehen. Wir wollen den Grundstein zu einem neuen Gebäude legen.

„Einen ersten Stein für einen Bau zu legen, ist das nicht ein sehr merkwürdiger, ein sehr bezeichnender Akt? Hundert- und tausendfach, täglich sogar, kommen solche Akte der Grundsteinlegung vor, doch wie wenige der darauf errichteten Gebäude sind dauernd und solide. Was ist aber die Ursache davon? Weil der erste Stein kein guter Stein war. Wenn die Grundmauern auf Sand ruhen, wie kann dann das Gebäude einen Stoß vertragen?

„Und für welches Gebäude wollen wir den ersten Stein legen? Für ein gutes, für ein dauerndes Gebäude im wahren Sinne des Wortes; denn es ist bestimmt, in seinem Innern dürftige und vernachlässigte Kinder aufzunehmen. Und was sollen sie darin lernen? Menschen und Christen zu werden. Man wird sie an Ordnung und Folgsamkeit gewöhnen, an Arbeit und Moralität; man wird sie die großen Wahrheiten unserer göttlichen Religion kennen und lieben lehren, um sie dem Reiche unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus näher zu rücken. Ist das kein gutes Gebäude, ist das kein guter Stein? Und wem danken wir dies? Vorerst dem edlen, würdigen Menschenfreunde Christian Schüller aus Amsterdam, welcher großmüthig 16,000 fl. hierzu gab. Unser König, die Königin Mutter, der Prinz Friederich, diese Fürsten und diese Fürstin, die man immer unter den Ersten findet, wenn es gilt Thränen des Kammers, der Armuth zu trocknen, folgten unserem Rufe. Darum Ehre und Dankbarkeit Herrn Schüller, unserm Könige, der Königin Mutter, dem Prinzen Friedrich; ihre Namen seien gesegnet!

„Doch, haben sie allein ein Recht auf unsere Dankbarkeit? Nein, 460 unserer Mitbürger unterzeichneten theils fl. 30, theils fl. 100, theils fl. 500; 1200 andere steuern jährlich fl. 5 bei, um dem Werke einen dauernden Erfolg zu sichern, so daß das Land, die Bohnungen, kurz Alles die Frucht frommer Schenkungen ist, daß Alles unveräußerliches Eigenthum unserer Gesellschaft ist. — Ehre den Mitgründern!

„Ist dies nun Alles? Nein, noch nicht! 200 Andere ungefähr legen täglich 2 Cents für dieses schöne Unternehmen bei Seite, — kein Geschenk ist verachtbar, auch die kleinsten sind willkommen. Gott sieht die Absicht, und ein Cent, zu einem guten und nützlichen Zweck gegeben, ist besser angewendet als bei einem trägen und müßigen Bettler. — Ehre dem Heller des Armen!

„Und nun, da wir den Menschen gedankt haben, müssen wir

nicht unsere dankbaren Blicke zu Dem wenden, der mehr ist wie Menschen? Ihn vergessen, wäre ein Verbrechen, eine Rückslosigkeit. Mögen denn zu Gott dem Allmächtigen emporsteigen die lauten Gefühle unserer Dankbarkeit! Er ist es, der die Herzen der Herrscher ebenso lenkt wie den Lauf der Flüsse; Er ist es, der durch seinen Geist das Gute in dem Herzen des Menschen keimen läßt und ihn fühlbar macht für den Schrei der Armuth. — Darum Lob und Ruhm Gott, dem Vater der Menschen! Der Boden, worauf wir stehen, ist geheiligt; auf diesem Boden wird sich ein Tempel zu seiner und seines geliebten Sohnes Ehre erheben, daß dann in diesem Tempel würdige Bürger, würdig dieser und der andern Welt, gebildet werden möchten. Das soll der Tempel sein, zu welchem wir in diesem Augenblick den Grundstein legen, und ist das nicht ein guter Stein?

„Meine Herren und würdige Kollegen, meine Brüder in dieser guten Sache, möchte es doch auch für uns selbst ein guter Grundstein sein; möchte es uns oft in unserem Leben vergönnt sein, für Andere solche gute Steine als Grund zu legen! Der letzte Stein, den alsdann Andere auf das Gebäude unseres Lebens legen, wird ein Stein der Dankbarkeit sein, und der erste Stein des Gebäudes über uns, welches noch keines Menschen Hand berührte, wird für uns der beste von allen sein.

„Arbeiter, es ist ein edles Werk, was ihr unternehmet; wie solltet ihr nicht froh und heiter sein? Aber denkt auch daran, ihr habt in euch ein Gebäude, an welches ihr ernstlich Hand anlegen müßt; denn in Leben nur dazu zu verwenden, um für Andere prächtige Wohnungen zu bauen und seine eigene zu vernachlässigen oder mit andern Worten seine Seele vernachlässigen, welcher Mißgriff, welches Vergehen! Verfallt nie in diesen Irrthum, sondern stärket euch im Guten; sammelt in euch edle Steine, geschickt, das Gebäude des Verstandes und des Herzens zu gründen; laßt diese Vereinigung einen wichtigen Akt für euch sein und diese Stunde eine unzlöschliche Erinnerung.“

Diese einfache und rührende Ceremonie blieb lange in dem Gedächtniß derer, die ihr bewohnten. Doch wir wiederholen, was bedeuten diese vier Gebäude, mit deren Errichtung man fortfuhr? Sind es nicht Zeichen königlicher Freigebigkeit, im Namen derer gegeben, die nicht mehr sind und deren Verlust man so lebhaft beklagt? Ueber der Thüre der Häuser liest man die Inschrift: „Wohnungen, gegeben von Lebenden zur Erinnerung an die Verstorbenen.“

Dieses Beispiel des königlichen Hauses von Dranten blieb nicht ohne Nachahmer; die Herren Walfart aus Amsterdam und van Boelens aus Leuwarden gaben jeder 1500 fl. zur Disposition des Gründers, um zwei Wohnungen dafür zu bauen; der Erstere

bei Gelegenheit seiner 25jährigen Hochzeitfeier, der Zwette zur Erinnerung an seinen verstorbenen einzigen Sohn. Diese Art die Todten zu ehren, ihr Andenken zu verewigen, indem man es mit Werken der Wohlthätigkeit vereinigt, hat ein vollkommen christliches Gepräge.

Die Leitung der Arbeiten wurde den Herren Rose und Heuckmann übertragen und wir können denselben für ihren Eifer wie für ihre vollkommen passenden Pläne nicht genug danken. Man hoffte gegen den Monat Juni mit den Arbeiten vollständig fertig werden zu können, jedoch unüberwindliche Hindernisse verzögerten die definitive Uebernahme der Räume bis zum Januar 1852.

Während dieses Aufschubs blieb man indeß nicht unthätig. Es lag nämlich viel daran, einen Direktor zu finden, der dem moralischen Zweck, welchen der Gründer im Auge hatte, auch vollständig entsprach und die kleine, aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzte Heerde in diesem Sinne zu leiten fähig war. Zu was hätte auch ein fruchtbarer Boden, behagliche Wohnungen nützen sollen ohne einen erfahrenen, tüchtigen Chef? Einen solchen Dirigenten, welcher allen diesen Anforderungen genügen konnte, fand man endlich in der Person des Herrn F. W. Schlimmer, welcher seit 25 Jahren bereits das schwierige Amt, die jungen Gefangenen des Correktionshauses in Rotterdam zu unterrichten, bekleidete. Die Erfahrung der späteren Jahre hat den glücklichen Beweis geliefert, daß derselbe auch seiner neuen Mission vollständig gewachsen war.

Doch das ist noch nicht Alles. Um eine unlenkbare und verdorbene Jugend zum Guten zurückzuführen, welches System mußte man da anwenden? welche Ordnung einführen? aus welchem praktischen Gesichtspunkte diese Arbeit unternehmen? was annehmen, was abwerfen? Denn wie oft sind schöne Theorien auf dem Papier in der Praxis nicht anwendbar. So blieb denn Vieles zu prüfen, zu vergleichen, zu wählen.

Zu diesem Zwecke begaben sich die Herren Suringar und Mahieu (letzterer starb vor Kurzem, jedoch sah er wenigstens das Werk entstehen, welchem er seine Kräfte gewidmet hatte), begleitet von dem Herrn G. van Breugel, nach Hamburg und besuchten dort das „rauhe Haus“; sie besahen sich die Anstalt bis in's Kleinste, wohnten den religiösen Uebungen der Zöglinge bei, setzten sich mit denselben zu Tische und stellten endlich an den Direktor jener Anstalt schriftliche Fragen mit der Bitte, ebenso zu antworten. Dieser gab ihnen auch mit der größten Zuborkommenheit die gewünschten Aufklärungen, stellte ihnen seine Bücher, seine Aufzeichnungen und seine Annalen zur Disposition. Herr Suringar durchreiste alsdann Belgien, Frankreich, England, hielt sich in Ruß-

selebe, in der Zufluchtsstätte Mesnil-Saint-Firmin, dem Asyl Genelon, in Mettray, in Ostwald und Neuhoef bei Strasbourg, im Mettray in London und in der Stiftung St.-Nicolas in Paris auf. Die mit großer Sorgfalt und Intelligenz gesammelten Aufschlüsse, welche Hrn. Suringar überall bereitwillig gegeben wurden, machten es ihm möglich, einen Plan auszuarbeiten, welcher für die Richtung, die das niederländische Mettray in Bezug auf die Erziehungsmethode einschlagen sollte, am passendsten erschien und in Folge seiner persönlichen Beobachtungen von Allem, was er für schädlich oder unnütz gehalten, geläutert war. Dieser nun einmal festgesetzte Plan wurde, mit Vorbehalt weniger kleinen Localen und nebenfächlichen Modificationen englisch, französisch und deutsch übersetzt, und durch eine große Anzahl Exemplare verbreitet und competenten Männern zur Beurtheilung zugesandt. Der Erfolg war, daß derselbe auch im Auslande freudige Nachahmung hervorrief; in Preußen und auch anderwärts in Deutschland geht man mit der Absicht um, ähnliche Mettrays zu errichten und dieselben nach dem niederländischen Mettray zu organisiren.*)

So wurde der zur Vollendung der Arbeit nöthige Verlauf der Zeit nützlich angewendet. Endlich, den 17. und 18. Januar 1852, nachdem die Arbeiten vollendet und 21 Kinder zur Aufnahme bereit waren, schritt man zur Einweihung von Mettray. Wenn schon die Grundlegung des ersten Steines eine wichtige Begebenheit war, wieviel mehr rief diese Feierlichkeit in den Herzen aller Anwesenden die lebhaftesten Sympathien hervor. Es wurde ein Werk gekrönt, das neu für das Land, fruchtbar in den Erfolgen und voll einer gegensreichen Zukunft war.

Die Mitglieder der provisorischen Direktion übergaben Herrn Schüller eine in Form Rechters ausgestellte Quittung über die Verwendung seiner der Anstalt überwiesenen Fonds und drückten ihre tiefste Dankbarkeit in herzlichsten Worten aus, ferner ein Diplom als Ehrenmitglied und Mitgründer dieser Zufluchtsstätte, mit dem Privilegium, zu jeder Zeit die Colonie besuchen und ihren General- oder Privatversammlungen beizohnen zu dürfen, nebst Sitz und Stimme in dessen oberstem Comité. Den 18. Januar versammelten sich die Commissarien, Angestellten und Zöglinge in dem Unterrichtssaal; der Direktor eröffnete diese feierliche Versammlung durch ein

*) Nach den in der 3ten Plenarsitzung der XVII. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Cleve gemachten Mittheilungen des Herrn Amstrath Gumprecht aus Berlin, hat Herr Gutsbecker Wolze in Salzmünde bei Halle bereits seit 6 Jahren eine ähnliche Anstalt wie die holländische eingerichtet, in welcher mit dem besten Erfolg 50 meist verwahrloste Knaben unterrichtet, zu guten Menschen und frommen Christen herangebildet werden. Die ganze Einrichtung kostet ihn einen jährlichen Zuschuß von 300 Rthlr.; er gibt den Kindern Unterricht, Kleider, Kost und Wohnung und noch einen baaren Lohn von 20 — 24 Rthlr., wofür diese ihm, soweit es ihre Kräfte erlauben, im Feldbau behülflich sind.

(Anmerk. des Uebersetzers.)

Gebet, dem eine Rede, dem Verständniß der Kinder angepaßt, folgte. Er wählte den Text: „Jesus im Alter von 12 Jahren unter den Lehrern des Gesetzes.“ Der Commissär-Präsident, Herr Suringar, nahm alsdann das Wort und setzte auf eine höchst sinnige Weise die Bedeutung der drei folgenden, in die Mauer eingeschriebenen Grundsätze auseinander

„Alles, was du denkst, weiß Gott.“

„Alles, was du sagst, hört Gott.“

„Alles, was du thust, sieht Gott.“

Darauf zeigte er ihnen die großen Vortheile, die sie genießen werden, Vortheile, welche indeß doch nichts bedeuten würden, wenn sie nicht müßten Nutzen daraus zu ziehen. Es war ein wahres Familienfest. Man sprach den provisorischen Direktoren, welche so edelmüthig ihre Aufgabe gelöst hatten, den wärmsten Dank aus; ebenso auch dem Gouverneur der Provinz, der ebenfalls einen großen Antheil an dem Erfolg des Unternehmens beanspruchen konnte; man konnte überdies auch ferner auf seinen mächtigen Beistand zählen, denn er war nicht der Mann, der ein nütliches Unternehmen, nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, hätte fallen lassen. Bald darauf überraschte ein unerwartetes Ereigniß Alle auf das Angenehmste: Herr v. d. Heim v. Duijvendijke übergab nämlich im Namen des Königs der Anstalt zwei Porträte Ihrer Majestät, mit welchen man augenblicklich die Wohnungen Wilhelm der Zweite und Moritz schmückte. So endigte diese Einweihung, die alle Wünsche der Gründer und Mitwirkenden krönte; so wurden die am 6. Mai in Amsterdam ausgesprochenen Worte zur Wahrheit: „Möchten mildthätige Männer ihre Kräfte vereinen und in weniger denn 3 bis 4 Jahren besitzen wir ein niederländisches Mettray.“

Diese kurze Darstellung gibt uns von der wirksamen Wohlthätigkeit der Holländer die eclatantesten Beweise. Niemals wird man vergebens ihre Mithülfe anrufen. Sie verfolgen ein Projekt, dessen Nützlichkeit ihnen klar erscheint, mit einer gewiß nur lobenswerthen Hartnäckigkeit. So verdanket eine Anzahl dieser Zöglinge einigen Menschenfreunden ihre Zulassung in diese Anstalt, welche jährlich für ihren Unterhalt 60 Gulden auszahlen. Andere vereinigen sich zu demselben Zweck und nur sehr wenige der Zöglinge fallen ihren Eltern oder den Wohlthätigkeitsanstalten zur Last.

Nun wird man aber fragen, was macht man aus diesen Kindern? welches ist der Zweck der Anstalt? welches Mittel bedient man sich zur Erreichung ihres Zweckes?

II.

Zweck der Anstalt. — Unterricht. — Arbeit.

Die Artikel 41 und 42 des Reglements geben den Zweck der Anstalt genügend an. Es heißt darin:

„Die Erziehung der Zöglinge hat hauptsächlich den Zweck, das religiöse Gefühl in diesen jungen Herzen zu entwickeln und lebhaft zu erhalten, ihnen die Liebe zu Gott, unserm Erlöser Jesus Christus und die zu unserm Nächsten einzuprägen, sie in Stand zu setzen, sich in der Folge ihren Unterhalt selbst erwerben zu können, zu welchem Zweck ihnen der Ackerbau, die Gärtnerei oder ein anderes Handwerk gelehrt wird; ihre schlimmen Neigungen, ihre Schwachheiten und Leidenschaften durch eine fortwährende Aufsicht zu verbessern und endlich die Tugenden und guten Eigenschaften, die sie besitzen, in ihnen keimen und sich befestigen zu lassen.

Die Zöglinge vereinigen sich zur Erreichung dieses Zweckes jeden Morgen und Abend, um zu beten, stimmen einen Choral an und hören einen kurzen aus der Bibel entnommenen Vortrag; ebenso den Sonntag und den Mittwoch einer jeden Woche nach ihren religiösen Übungen.

Außer diesem biblischen Geschichtsunterricht wird ihnen aus guten moralischen Büchern vorgelesen, denen öffentlichen Lese-, Schreib-, Rechnen- und Singübungen, letztere besonders im Kirchengesang, folgen. Ein solcher Unterricht hat den unmittelbaren Zweck, die Ausbildung des Geistes und Herzens mit den nöthigen praktischen Kenntnissen zu vereinigen.

Unterricht und Arbeit sind die beiden Grundpfeiler der Erziehung. Die Zöglinge erhalten täglich 4 Stunden Schulunterricht, und arbeiten je nach der Jahreszeit 6—7 Stunden das Feld. Die Unterrichtsstunden sind nach der Erforderniß der Landarbeit eingetheilt, so daß sie dieselben im Sommer des Morgens, im Winter des Abends erhalten. Der Unterricht nimmt 2 Stunden nach einander in Anspruch und die letzte halbe Stunden wird dem Gesang gewidmet. Ihre Fortschritte im Gesang sind sichtbar, und man kann unmöglich diese religiösen Gesänge, diese Danthymnen der Kinder ohne Rührung anhören.

Eingedenk ihres künftigen Berufes, nämlich den des bescheidenen Tagelöhners, entfernt man jeden Ueberfluß oder Luxus. Von 5 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends wechseln Handarbeiten mit dem Unterricht. Sie sind, gleich den Landbewohnern in Gelbern, in grobes Zeug gekleidet, tragen Holzschuhe und erhalten zum Frühstück Wasser, jedoch im Winter Kaffee; im Uebrigen bekommen sie Gemüse, Reis, Grütze, Kartoffeln u., alles gut zubereitet und reichlich, wodurch theils der Leckerhaftigkeit theils dem Unwohlsein vorgebeugt wird; zweimal in der Woche, Sonntag und Mittwoch, erhalten sie Fleisch. Eins

in's Andre gerechnet, berechnet sich das Mittagessen jedes Zöglings auf 14 Centimes. Hier eine Probe ihrer guten Gemüthsart. Durch irgend eine Ursache erschien ~~am~~ Mittwoch kein Fleisch auf dem Tisch, Niemanden fiel es ein, über diese Ausnahme eine Bemerkung zu machen, außer einem Neuankömmlingen.

Das Mittel, welches man sich zur schnelleren Handhabung der Disciplin bedient, ist die Trompete. Durch diese wird das Zeichen zum Aufstehen und Schlafengehen, zu den Unterrichtsstunden und den Handarbeiten gegeben. Wie wollte man auch sonst die Kinder, die oft eine halbe Stunde weit in den Feldern beschäftigt sind, zurückrufen? Die älteren der Zöglinge unterweisen die Anfänger in ihren Arbeiten, auch wird jeden Tag eine halbe Stunde den gymnastischen Uebungen gewidmet, sowie der Handhabung des Gewehrs, da dies ein vorzügliches Mittel zur Entwicklung der Kräfte ist und dem Körper Geschmeidigkeit und Ungezwungenheit gibt. Außer der Feld- und Gartenarbeit wie auch Forstcultur sind Zimmer und Schreinerarbeit die beliebtesten Handwerke. Einige Zöglinge helfen bei dem Bau der Wohnungen. Sie machten Tische und Geräthschaften, Bilderrahmen, Hühnerställe u., überhaupt Gegenstände, die keine große Geschicklichkeit erfordern. Man hat überhaupt den Grundsatz, sich so wenig wie möglich fremder Arbeitskräfte zu bedienen. Durch die Verwendung in der Bäckerei, in der Küche, sowie dadurch, daß sie das Glücken der Strümpfe und Socken, die kleinen Ausbesserungen der Kleidungsstücke u. selbst machen müssen, zeigen sie sich nützlich und lernen allerhand Geschicklichkeiten. Da auf diese Art die Zöglinge gewöhnt werden, an alles Hand zu legen, so werden sie, einmal entfernt von Mettray, sich leicht aus jeder Angelegenheit ziehen können. Einer der Zöglinge versteht abwechselnd das Amt des Portiers. Hierdurch und durch den Umgang mit Besuchenden gewöhnt man sie an Lebensart und Höflichkeit. Jeder Vater einer Familie bezeichnet abwechselnd einen Zögling, der während einer Woche die Wohnung zu putzen und rein zu halten hat.

Alle Morgen versammelt der Direktor den Inspektor der Landarbeit, den Buchhalter und die Väter der Familien und vermerkt in einem Buche genau, wie der Tag verwendet worden ist, was den Zöglingen nach dem Morgengebet mitgetheilt wird. Der Direktor hat die Oberaufsicht und Verantwortlichkeit über die Handarbeiten, sowie über den Unterricht; er muß darauf achten, daß nicht das Eine zum Nachtheil des Andern vorgezogen wird, sondern daß die Arbeit gleichmäßig vertheilt wird. Ein nur mit Wissen angefüllter Kopf würde den Kindern wenig Aussicht geben, sich später selbst ihr tägliches Brod verdienen zu können, ebenso würde aber auch nichts wissen den Lohn ihrer Handarbeit sehr schmälern. Also nur eine zweckmäßige Eintheilung der Zeit für die Arbeit und den Unterricht sichert den Kindern eine glückliche Zukunft. Wenn z. B. die Ver-

arbeitung des Feldes oder des Gartens bringend nothwendig ist, wenn sie namentlich durch die Witterungsverhältnisse bedingt wird, dann macht man von der Regel eine Ausnahme, und verwendet die für den Unterricht bestimmten Stunden auch zur Arbeit, denn gewiß wäre es falsch, wollte man die zum Säen oder Erndten günstige Zeit, unter dem Vorwand, daß die Hausordnung 4 Unterrichtsstunden festsetzt, vorübergehen lassen. Ist dagegen der Boden für den Spaten oder die Hacke zu hart gefroren, oder durch lange andauernden Regen unbebaubar geworden, dann kann man dort nichts arbeiten und es wird eine Verlängerung der Unterrichtsstunden am Platze sein. Im Winter benutzen die Zöglinge ihre Erholungsstunden zum Ausbessern ihrer Kleidungsstücke, zum Weben, zum Garnwickeln u., auch dies ist nicht als gleichgültig für die Zukunft der jungen Leute zu betrachten. Wie viele Handwerker, wie viele Landbewohner verbringen jetzt die langen Winterabende ganz in Unthätigkeit! Wenn dagegen in diesen jetzt verlorenen Stunden jedes Familienglied nur 1 Sou durch Garnwickeln oder Weben verdiente, wie mancher Sou könnte in einer Woche auf die Seite gelegt werden, wozu hauptsächlich auch der moralische Vortheil noch hinzukommt, der aus einer nützlichen Zeitanwendung entspringt.

Wir wollen nur noch ein paar Worte über Feldbau und Gartenarbeit sagen, da die Colonie demselben hauptsächlich ihre Wirksamkeit widmet, — Herr Branz, im Besiz ausgebreiteter Kenntnisse des Ackerbaues, hat die Güte gehabt, die Leitung der Arbeiten zu übernehmen, sowie die auf Erfahrung gegründeten theoretischen Erklärungen dazu zu geben. Für den Anfang wäre es wohl unklug gewesen, die Bearbeitung des Bodens den Kindern anzuvertrauen, da die Mehrzahl von ihnen kaum eine andere Beschäftigung als vagabundiren kannten; man beschäftigte sie deshalb mit Gleichmachen des Bodens, mit Ebnen der Wege und Fußpfade, mit Einrichtung der Wasserabflüsse und mit Schneiden der Bäume. — Dies war ein gutes Mittel sie hassen, graben und jäten zu lehren. Jeder Zögling besitzt hinter dem Haus ein Plätzchen, das er nach Belieben und wie er es wünscht in seinen Freistunden bearbeiten kann. Herr van Konynenburg wurde mit der Unterrichtung der Zöglinge in den landwirthschaftlichen Arbeiten betraut, welche dem Verstandniß derselben angemessen, soviel wie möglich vereinfacht war. Die Zöglinge machen sich regelmäßige Aufzeichnungen, über die sie an Ort und Stelle sich Rathes erholen.

Die ländlichen Arbeiten bringen auf die Stimmung und Charakter der Zöglinge überhaupt einen sehr wohlthätigen Eindruck hervor. Wie viele unter denselben, besonders die aus den großen Städten, schlenderten, in schmutzige Lumpen gehüllt, Tag und Nacht an öffentlichen Orten umher, mit Unreinlichkeit und Ungezieser bebedt, die jetzt das erstemal in ihrem Leben Keinlichkeit des Körpers ge-

nießen; wie viele von diesen lebten aus Mangel einer guten Erziehung in Rohheit! Gesegnet sei die Frucht der Arbeit, dieses große Gesetz der Welt! Es gibt den Händen Geschwindigkeit und Geschmeidigkeit, dem Körper Wohlsein und Elasticität, es berührt die Intelligenz und ruft dem Menschen in's Gedächtniß zurück, daß er auf der Erde nicht dazu da sei, um seinen sinnlichen Genüssen nachzugehen. In der Arbeit und dem Unterricht liegt eine heilsame moralische Kraft, aber es ist noch nicht genug diese Arbeitsaufgabe, genannt Erziehung, zu vollenden, außer den Händen und der Vernunft hat das Kind auch ein Herz! Seiner Seele ihre erste Reinheit zurückzugeben, die schlimmen Neigungen zu verwischen, einen Christen aus ihm zu machen, dies ist das Hauptsächliche der Erziehung, die als mächtige unmittelbare Mithülfe die Aufsicht und Behandlung der Kinder hat.

III.

Erziehung und Behandlungsweise der Kinder.

Diejenigen, welche in dieser wichtigen Frage competent sind, werden gewiß gleich mir der Ansicht sein, daß, so reich auch der Schatz ihrer Erfahrungen ist, sie doch alle Tage noch lernen können; ja ich wage zu behaupten, „lernen müssen“! Wir fragen, welches sind in dieser verwickelten, schwierigen, wichtigen Erziehungskunst die besten Lehrer? Unserer Ansicht nach die Kinder selbst. Wie oft im Leben kommen Ereignisse vor, für die man noch keine Erfahrung hat, da fragt man sich selbst ja auch: Was thun, wie handeln? Ich führe unter Hunderten nur ein Beispiel an, zwar anscheinend eine Kleinigkeit, aber in dem Prinzip und seinen Folgen doch sehr wichtig. Ein Zögling hatte von seiner Mutter zum Geburtstage einen großen Kuchen erhalten, wovon er einen Theil unter seine Kameraden vertheilte und den Ueberrest in seinen Schranktheil einschloß; den andern Morgen klagte er bei dem Familienvater, es fehle ihm ein Stück Kuchen, seine Mitschüler hätten es ihm genommen. Man veranstaltete sofort eine Untersuchung, man konnte jedoch den Schulbigen nicht finden, endlich aber klärte sich die Sache auf, und, kaum glaublich — der Knabe selbst hatte es genascht; doch warum wohl?

Was bewog ihn dazu, es einzugestehen? erröthete er über seine Raschhaftigkeit? Nein! das Erkundungsregister half auf die Spur: (Che vom Direktor ein Kind in die Anstalt aufgenommen wird, stellt derselbe den Eltern oder Vormündern zahlreiche Fragen über dessen Charakter, vorherrschende Neigungen, seine Antecedenzen, kurz er vernachlässigt nicht, sich nach alle dem zu erkundigen, was ihm zur ferneren richtigen Erziehung des Knaben zu wissen nöthig sein könnte.) Das Register wurde nachgesehen und man las darin folgende

3 schwere Fehler: „Unbescheidenheit, Unordnung und Heimtücke.“ Nun konnte man sich die lügenhafte Anklage erklären. Der Direktor benützte die erste Gelegenheit und las den Schülern eine ergreifende Erzählung über die traurigen Folgen des Lügens vor. Die Kinder verließen tief ergriffen den Saal. Viele sagten, ich werde nicht mehr lügen. Der kleine reuevolle Lügner aber erhielt ein kleines Büchlehen, welches er von nun an immer mit sich tragen mußte, auf dessen ersten Seite die Worte standen: Frage dich jeden Abend: erstens, habe ich heute gelogen? zweitens, war ich unverschämt? drittens, habe ich in allem Ordnung gehalten? Darauf folgte eine kleine übersichtliche Tabelle mit folgenden 3 Ueberschriften: Wahrheit — Folgsamkeit — Ordnung. Er erhielt einen Bleistift, um jedesmal seine Fehler selbst zu notiren und bald darauf, als das Büchlehen unvermuthet nachgesehen wurde, fand man: Wahrheit/ — Folgsamkeit/ — Ordnung.///////

So tief wirkte Sanftmuth auf den Zögling, Zorn, strenge Maßregeln hätten zu keinem Erfolg geführt, nur mit Mäßigung, kaltem Blut und Festigkeit wirkt man selbst auf die Widerspenstigen. Selten muß man zweimal denselben Befehl ertheilen. Die Kinder gehorchen rasch und freudig. Sie begreifen es, daß man nur ihr Bestes will.

Früher wurden ihnen keine freundlichen und ermuthigenden Worte zu Theil, die Meisten waren bei ihren Eltern so an Schläge gewöhnt, daß sie bei der kleinsten Zurechtweisung, welche sie anfänglich in der Anstalt erhielten, schnell, wie um die zu erwartenden Streiche abzuwehren, an ihren Kopf griffen. — Und in der That, ist man je Augenzeuge der Rohheiten der Eltern, ihrer groben und gemeinen Unterhaltung gewesen und sieht jetzt ihre Kinder, man kann kaum genug über die mit ihnen vorgegangene Veränderung ersaunen. Was wäre aus diesen vernachlässigten und rohen Wesen geworden, wenn sich die christliche Liebe ihrer nicht angenommen hätte? Die Anzahl der Verbrecher würde durch sie jedenfalls vermehrt worden sein! Außer einigen sehr seltenen Fällen begünstigt man den Umgang der Zöglinge mit ihren Angehörigen. Vater und Mutter sollen von den Kindern geliebt werden, und selbst wenn die Kinder ein Verschulden der Eltern gegen sie einsehen sollten, schärft man ihnen Vergebung, Vergessenheit und Theilnahme für dieselben ein.

Ein ebenfalls sehr gutes Mittel, die kindliche Liebe der Zöglinge fester zu knüpfen, ist ein Briefwechsel mit den Eltern, wozu dieselben den Samstag Mittag frei haben. Solche, die es im Schreiben noch nicht so weit gebracht haben, erbitten sich die Hülfe des Lehrers oder eines Kameraden. Keine Bestimmung befiehlt die Vorzeigung solcher Briefe an den Familienvater oder den Direktor; bestände jedoch dieses Gesetz, würde es gewiß oft übertreten werden, da nichts mehr reizt, als ein geheimer Briefwechsel. Die Unterdrückung,

der Zwang, die gezwungene Verpflichtung würden jeden Augenblick auf Widerstand stoßen. Durch diese Bestimmung erhalten sie ihre Briefe uneröffnet, ohne daß nur irgend Jemand Kenntniß von dem Inhalt derselben nimmt. Dieses Verfahren trägt sehr gute Früchte. Die Kinder fühlen sich trotzdem gedrungen, alsbald den Inhalt der Briefe dem Direktor, dem Familienvater oder ihren vertrauten Freunden mitzutheilen; auf diese Art werden nicht nur die Bande der Zuneigung zwischen Eltern und Kindern, sondern auch zu den Leitern der Anstalt gestärkt und befestigt. Das Abendgebet, das der Familienvater mit lauter Stimme vorträgt, endigt gewöhnlich mit folgenden Worten: „Mein Gott, nimm unter Deinen Schutz unsere Väter, unsere Mütter, unsere Brüder und Schwestern und alle Diejenigen, die wir lieben! Vergib, o Gott, auch denen, die es vergessen, Dich anzurufen im Gebet!“

IV.

Das Familienleben.

Das Familienleben ist es, was das „rauhe Haus“ und „Mettray“ vor andern Anstalten dieser Art unterscheidet und auszeichnet. In Bezug darauf ist das „rauhe Haus“ „Mettray“ überlegen, indem dort die Familien aus weniger Gliedern bestehen. Dieses System, eine kleinere Anzahl Zöglinge um einen Familienvater zu versammeln, sichert die Innigkeit des häuslichen Lebens. Nächst befolgt dasselbe System. Jede Familie besteht aus 14 Kindern unter Aufsicht eines Vaters, der die guten und bösen Eigenschaften der Kinder so viel wie möglich kennen zu lernen sucht, und ohne ihre guten Seiten zu übergehen, ihre Fehler in Worten und Handlungen aufzeichnet. Einen kurzen Auszug darüber trägt er von Zeit zu Zeit in das sogenannte große Buch ein. Dieser Bericht wird jährlich einmal durch das Wohlthätigkeitscomité oder die Protectoren der Anstalt durchgesehen. Obgleich jeder Vater einer Familie ein eigenes Zimmer besitzt, so bringt er doch täglich kaum eine Stunde darin zu. Er lebt für und mit den Kindern, theilt ihre Mahlzeiten, ist Morgens der Erste auf, weckt die Kinder, überwacht ihren Anzug, das Reinigen und Ordnen ihrer Schlafstellen, mustert sodann jeden Einzelnen, und erst nachdem dies geschehen, vereintigen sich Alle zu einem gemeinsamen Gebet.

Vor und nach den Mahlzeiten wird ein kurzes Gebet gesprochen, dem die Zöglinge ehrfurchtsvoll stehend betheiligen. Diese fromme Gewohnheit, Gott vor und nach dem Essen anzurufen, wirkt sehr günstig auf dieselben ein und stimmt ihre Herzen zur Dankbarkeit; kommt ein Zögling später zum Essen, so wird er sich nie zu Tische setzen, ohne vorher ein kurzes Gebet gesprochen zu haben.

Die tiefe Wirkung, die der Moment des gemeinsamen Schlafengehens auf einem hervorbringt, können Worte nicht wiedergeben. Steht man sie knieend, ihren Familienvater umgebend, der mit tiefer und zu Herzen dringender Stimme im Namen dieser verwahrlosten Kinder heiße Gebete, wie sie ihm der Augenblick eingibt, zum Himmel empor schickt, wie der Mund spricht, was das Herz empfindet, wer sollte da nicht zu sich selbst sagen: Das ist das beste, das lauterste Gebet. Wen stimmt es nicht festerlicher, wenn er noch vor dem Schlafengehen die in die Mauer eingegrabene Inschrift: „Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhetissen!“ liest. Welch' edler Beruf ist der, ein Familienvater dieser Zöglinge zu sein! Als wachsammer Chef verliert er seine ihm anvertraute Heerde nie außer Augen. Am Abend, wenn das Wetter schön ist, sitzt er auf der Bank vor seiner Wohnung, wo er den Spielen der ihm Anvertrauten zusieht, ihren treuherzigen Erzählungen lauscht, dem Einen ein Rebus in dem Kinderjournal enträthseln hilft, des Andern Geschäftlichkeit belobt; oder gibt es Regen, versammelt er sie um sich und erzählt die dem Kinderherzen so lieben Märchen, wo sich Wunderbares mit Einfachem mischt, kurz er ist Alles für Alle.

Hinter jeder Wohnung ist ein Hof zur Erholung, wo die Kinder spielen, jedoch mit Ordnung, ohne großes Geschrei oder mit Wildheit, und sich eins dem andern gefällig erweigt. Soll nach dem Vogel geschossen werden oder ist das Federballspiel in Vorschlag, wozu ein größerer Platz nöthig ist, dann benutzt man den freien Platz vor dem Hauptgebäude.

Von ihrer gegenseitigen Achtung und Liebe kann ich hier mehrere Proben wiedergeben.

Die Familie Prinz Moriz z. B. übergab einmal dem Familienvater und dem ältesten Bruder bei der Feier ihres Jahresfestes ein aus ihren eigenen Ersparnissen gekauftes Geschenk; dem einen eine hübsche Pfeife, dem andern einen deutschen Kreisel; ein Glückwunschbrief, den einer von ihnen verfaßt und den Alle unterzeichnet hatten, war dem Geschenk hinzugefügt. Diesen Familiengeist zu erhalten, spart man keine Mühe. Ein Hund, ein Vogel oder ein Blumenstock, den man ihrer Sorge übergibt, oder einen kleinen Garten, den sie nach Belieben bearbeiten können, ein Neues Testament, ein Gesangbuch, Kindererzählungen, auf den Kamn gelegt, alles dies muß dazu beitragen, um ihre Freistunden auszufüllen, um das gute Einvernehmen unter ihnen immer mehr zu stärken. Gibt es ja hin und wieder kleine Reibungen, unbedeutende Schwärereien, so werden diese Kleinigkeiten zu rechter Zeit beigelegt, und man kann glücklicherweise noch keinen Fall anführen, wo es bis zu Schlägen gekommen wäre. Möge es Gott gefallen, daß diese Kinder gute Menschen und Familienväter werden und einstmal's Freude an ihrem eigenen Heerde finden!

Die Familienväter halten unter dem Vorſitze des Direktors öfters Verſammlungen, wo ſie über die Stimmung, den Charakter oder die vorherrſchende Neigung eines jeden Zöglingſ berichten, ihre Anſichten austauſchen und über die beſten Mittel zur Entfernung der entdeckten Fehler beratſchlagen. In dieſen Verſammlungen ſpricht Jeder ſeine Gedanken frei heraus; das gibt alsdann Kraft, Einheit und Genauigkeit im Zuſammenwirken.

Wer wiſſen will, woher der Wind weht, wirft eine Feder und keinen Stein in die Luft. Man findet nicht ſelten an einer Kleinigkeit ſehr charakteriſtiſche Fingerzeige; doch iſt wohl kaum nöthig hinzuzufügen, daß nie nach dem erſten Eindruck, der ſo leicht die Folge eines Irrthums ſein kann, geurtheilt wird, ſondern eine wiederholte Prüfung erſt beſtimmt das Urtheil.

Jeder Vater einer Familie wird durch den ſogenannten Aelteſten unterſtützt. Hierzu wählt der Direktor den leiſtigſten und tugendhafteſten ſeiner Zöglinge, und dieſe Auszeichnung erweckt unter denſelben weder Reid noch Verfolgungſucht, ſondern ſeine Kameraden achten ihn und gehorchen ihm gern; er iſt der Erſte, aber unter der Bedingung, auch der gelehrigſte und folgsamſte zu ſein.

Ueber dem Aelteſten und Vater der Familie ſteht der Direktor, welcher ſeine hohe Aufgabe mit ſicherem Blick und feſten Fuße überſieht und überwacht. Welcher Erfahrungen, welcher Sicherheit und welchen Muthes bedarf ein Mann auf einem ſolchen Poſten, auf dem alle Verantwortlichkeit ruhet, nicht bloß für die Gegenwart, ſondern auch für die Reſultate, welche die Zukunft bringen ſoll!

V.

Sonntage — Feſte — denkwürdige Tage.

Sonntags ſtehen die Zöglinge eine Stunde ſpäter auf, frühſtücken um 7 Uhr, hören vorher eine kleine religiöſe Vorleſung und gehen um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr unter der Begleitung eines Familienvaters zur Kirche, die Einen nach Wannſveld, die Andern nach Gorſel. Von 1—2 Uhr haben ſie Geſangübung, von 2—4 machen ſie einen Spaziergang, wo jeder Familienvater ſeine Familie begleitet. Die folgende Stunde wird zum Auswendiglernen eines Pſalmen oder Kirchenliedes verwendet, um 5 Uhr verſammeln ſich wieder alle Zöglinge — keiner bleibt aus — in dem Unterrichtsſaale, wo ihnen Einiges aus der Bibel und dem Katechiſmus erklärt wird. Von 6 Uhr an ſind ſie frei und können ihre Zeit anwenden wie ſie wollen. Sie vergnügen ſich dann gewöhnlich mit den ſogenannten deutſchen Brummtöpfen, Geduldsſpielen, Laterna magica, Ballwerfen oder Reißſchlagen; dieſenigen aber, welche die Luſt an ſo lärmenden Vergnügungen verloren haben, beſchäftigen ſich mit Leſen, ſingen oder

geben sich Räthsel und Rebus auf. Ist es ein kalter regnerischer Nachmittag, so beschäftigt man die Kinder auf andere Weise; denn Faulheit ist die Grundlage alles Uebels. Kein Kind darf Zeit erhalten sich zu fragen: mit was verbringen wir unsere Zeit? Man versammelt sie gruppenweise, und liest ihnen entweder hübsche und volksthümliche Erzählungen vom Domherrn Schmidt vor, oder leicht faßliche Abhandlungen aus der Naturgeschichte u.

So verfließen die Sonntage; die andern christlichen Festtage werden ihrer Bedeutung nach gefeiert. Es ist gut, den jungen Leuten frühzeitig Achtung für die religiösen Uebungen beizubringen, die dem Menschen seine Pflichten gegen Gott in's Gedächtniß rufen. So unterrichtet der Direktor sie schon mehrere Wochen vor Ostern von den Leiden und dem Tode unseres Heilandes und zieht daraus nützliche Moralschlüsse.

Wir wollen nun, nach Besprechung der christlichen Feste, auch ein Wort von der Feier der häuslichen sagen, welche die Familienbande immer fester schlingen. Um z. B. den Geburtstag der Frau des Direktors zu feiern, benützen sie die Nacht und schmücken den Eingang ihrer Wohnung mit Blumenguirlanden. Den Geburtstag eines ihrer Mitschüler aber feiern sie gelegentlich aus eigenem Antriebe. Wenn der beglückwünschte Jüngling sich durch ein gutes Betragen und seinen Fleiß auszeichnet, dann ist es ein doppeltes Fest, ein doppelter Beweggrund, ihm ihre Anhänglichkeit zu beweisen. Sie wählen Einen aus, der die schönste Handschrift hat, dieser schreibt einen Sittenspruch, ein Freundschaftswort oder auch sonst einen schönen Gedanken. Dieses Andenken, schön eingerahmt, erhält im Versammlungsaal einen Ehrenplatz. Auch benutzt man eine solche Gelegenheit, um etwas auf seinen Charakter und seine Gewohnheiten Bezügliches mit einzuflechten; selbst Stichelei, wenn sie nur zum Nutzen desjenigen, den es betrifft, angewendet wird, ist gestattet.

Es gibt aber noch andere wichtige, wenn auch nicht vergnügte Tage. Wir wollen von den traurigen reden, wo unerwartet der Tod eines Vaters oder einer Mutter eintritt. In einem solchen Falle versammelt der Direktor die Jünglinge und richtet in einer einfachen, aber ergreifenden Rede etwa folgende Worte an den zur Waise Gewordenen: „Lasse deinen Thränen freien Lauf, mein Kind; solche Thränen ehren denjenigen, der sie vergießt. Erwinnere dich alles dessen mit Dankbarkeit, was der für dich gethan, dessen Verlust wir tief mit dir betrauern. Bitte Gott um Vergebung deiner Fehler, bezeuge ihm deine Reue, deinen Kummer, versprich ihm, versprich uns, deinen Eifer, deinen Fleiß zu verdoppeln; dies ist die beste Art, das Gedächtniß desjenigen zu ehren, über den wir weinen. Kinder, gebt dem Waisen die Hand, verdoppelt eure Zuneigung zu ihm, geht auch in euch; vergeßt nicht, daß jeden Augenblick der

Tod auch eins von den Gütigen hinwegnehmen kann. Das Leben ist ein Buch, wovon die Tage die Blätter sind; glücklich derjenige, der seine Blätter befriedigend und nützlich ausfüllt! der Tod wird ihn nicht überraschen." Es ist wohl nicht nöthig hinzuzufügen, daß solche einfache, aus dem Herzen kommende Worte den besten Eindruck auf die Zöglinge hervorbringen.

VI.

Moralische Erziehung und religiöse Richtung.

Die Religion ist der Safftein, auf welchem unser Gebäude errichtet ist. Das Ziel, nach dem die Erzieher täglich streben, ist das, dem Zögling die hohe Erhabenheit unserer Religion begreiflich zu machen, ihn das Glückliche und Tröstliche derselben kennen zu lehren und sie ihm als einzige Grundlage aller Geseze und der ganzen Schöpfung zu zeigen. Der Unterricht, die Erziehung wie die Feldarbeit müssen alle das Gepräge dieser moralischen und religiösen Erziehung tragen, das Innere der Familie, die Felder, der Spaziergang müssen dazu beitragen, aus jeder Begebenheit, jeder Kleinigkeit müssen diese jungen Herzen Moral und Religion schöpfen. Wenn gerade vor dem Schlafengehen ein Gewitter aufsteigt und die ganze Natur in Kampf und Aufruhr zu sein scheint, so versammelt man sie, damit sie auch hierin die Größe unseres Schöpfers bewundern. Die leuchtenden Blitze, der rollende Donner, die unter dem dahinbrausenden Sturm gebeugten Bäume rufen ihnen besser als alle Worte die hohe Majestät Gottes und ihre eigene unendliche Kleinheit in's Gedächtniß zurück. Dies Alles wirkt tief auf sie ein und gerührt, von ihrer eigenen Nichtigkeit durchdrungen, gehen sie zu Bette.

Wie oft bei ihrer Arbeit in den Feldern bietet sich Gelegenheit dar, ihre Herzen zu dem Schöpfer des Weltalls zu erheben, indem man sie aufmerksam macht auf den nährenden Thau, auf den Saft der Bäume, auf die Vögel in den Wäldern und auf das summende Insekt. Dann fügt aber auch der Familienvater natürlich folgernd hinzu: „Quälet nie ein Thier, laßt den Insekten ihr kurzes Leben; denn, merket wohl, wer die Thiere quälet, quälet auch die Menschen; wer damit anfängt, eine Raze zu quälen, endigt damit, seine Mutter zu schlagen.“ Bewilligt er ihnen einige Augenblicke, um bei ihrer Arbeit auszuruhen, so liest er ihnen entweder etwas vor oder erzählt ihnen eine interessante Geschichte.

In dem Unterrichtssaale befindet sich eine kleine Bibliothek von Jugendschriften, biblischen und moralischen Erzählungen. Jeden Donnerstag kommt ein tüchtiger Katechet, um ihnen die Grundsätze unseres Glaubens zu lehren und sie zur Beichte vorzubereiten, wel-

den heiligen Alt sie später, wenn sie die hohe Wichtigkeit desselben begreifen, in Gegenwart des Geistlichen begehen.

Das Beispiel der zwei bedeutendsten Anstalten in Frankreich nachahmend, befolgt man auch in Mettray das System, hier und da Sittensprüche oder Sprüchwörter auf Mauern und Wände einzugraben oder aufzuzeichnen. Wenn die Augen plötzlich auf einen guten Spruch fallen, da werden sehr oft die bösen Gedanken erschrocken und die Seele wird wieder heiter und stark. Hier ein Beispiel aus hundert: Drei junge Leichtsinrige verbrachten einen Nachmittag in der Nähe einer Kirche, in die sie, um die Zeit zu töbten, nur aus Neugierde hineingingen. Nachdem sie dieselbe nach allen Seiten durchschritten, sagte der Eine: „Kommt, wir gehen!“ doch in demselben Moment fielen die Augen des Andern unwillkürlich auf die Kanzel, an welcher das Wort „bleibet“ zu lesen war. Dieses Wort war ein Theil des sehr bekannten Verses: „Das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit.“ Das Wort „bleibet“ erschütterte ihn. „Ich bleibe,“ sagte er zu seinen Gefährten, und er hat es nie bereuet. Er wohnte der Predigt mit Aufmerksamkeit bei, und wurde von da ab ein guter Mensch.

Man hat in allen Sälen von Mettray Sittensprüche angebracht, theils aus der Bibel, theils geistliche oder weltliche Sagen, um das Herz zu rühren und den Verstand anzuregen, die indeß von Zeit zu Zeit gewechselt werden. Die Wahl der Sprüche hängt von der Bestimmung des Saales, in dem sie angebracht sind, ab. Hat sich in einer Familie etwas Bedauernswerthes ereignet, oder hat ein Zögling sich durch sein Betragen einen strengen Verweis zugezogen, sogleich hängt man einen recht ins Auge fallenden, auf diese Begebenheit bezüglichen Spruch auf. So bemerkte einmal der Familienvater, daß zwei Zöglinge sich unanständig unterhielten und ließ folgenden Sittenspruch aufhängen: „Es ist besser stumm zu sein, als seine Zunge mit unanständigen Gesprächen zu beschmutzen.“ Dies half.

Außerdem sind das Vaterunser, die zehn Gebote und die zwölf Glaubensartikel in jedem Familienzimmer der Kinder sichtbar angebracht.

VII.

Belohnungen und Strafen.

Ein Weiser sagt mit Recht: „Die Menschen können sich gegenseitig als Vorbild dienen; von dem Einen lernt man wie man sein soll, von dem Andern wie man nicht sein soll.“

Dieser Spruch ist auf die uns als Vorbild dienende Anstalt in Frankreich anwendbar; einertheils war sie für uns die beste Bürgschaft, andertheils diente sie uns auch als Warnung. Auf das

Ghrgefühl allein einzuwirken, wie es in Frankreich und in Mettray stattfindet, scheint, unserer Ansicht nach, nur ein unsicheres Mittel zur Verbesserung der Sittlichkeit. Nicht nur, daß man bei dem Kinde gleich zum äußersten Mittel schreiten muß, wenn es sich bei Lob oder Tadel kalt und gleichgültig zeigt, vielmehr haben, unserer Ueberzeugung nach, diese Ehrentafeln, diese öffentlichen Belobungen und Belohnungsaustheilungen etwas Unvollständiges, sie erwecken weit mehr Eigenliebe und nicht das wahre Pflichtgefühl. Sollte es nicht besser sein, in dem Herzen des Kindes ein haltbares Gefühl zu entwickeln? wo aber findet man dieses unauslöschliche Gefühl anders als in der Liebe Gottes, unseres Heilandes, unseres Nächsten? Bietet sich nicht oft Gelegenheit dar, dem Einen oder dem Andern solche Zeichen von Anerkennung zu geben, wie oft genügt nicht ein einziges Wort, ein Beifallszeichen. Schickt man z. B. einen Jüngling zur benachbarten Stadt, überträgt ihm einen Auftrag des Vertrauens, auf seine Redlichkeit bauend; wird man ihn da nicht in seinen eigenen Augen mehr erheben, als indem man seine Eigenliebe reizt? Man kann versichert sein, daß er alles mögliche thun wird, um sich dieses Vertrauens würdig zu zeigen und Jedem wird es klar sein, daß dies seine Sittlichkeit nur fördern kann.

Das niederländische Mettray hält die körperlichen Strafen, Einsperrung oder Entziehung der Nahrung für schädlich.

Wenn sich ein Familienvater im Augenblick des Zorns hinreißen läßt, ein Kind zu schlagen, so erhält er von dem Direktor einen scharfen Verweis. Sanftmuth, Geduld und ein tiefes Mitgefühl sind und sollen die alleinigen Mittel einer christlichen Erziehung sein. Hat nicht selbst Jesus Christus danach gehandelt, wandte er Gewalt an, um die Anzahl seiner Schüler zu vergrößern, um sie in das Reich eintreten zu lassen, wo nur Licht und Wahrheit herrscht?

Unser göttlicher Herr und Meister sagt: „Der Glaube und die christliche Liebe versetzen Berge und werfen sie in das Meer!“ Wollte er nicht dadurch Liebe beweisen, die selbst auf die verhärtetsten Herzen Wunder wirkt. Wunder, sagen wir; denn wie auch ein neuangekommener Jüngling roh und grob sein mag, lange widersteht er nicht dem magischen Einfluß der christlichen Liebe; in wenigen Tagen haben die gute Stimmung, der fröhliche Geist, der Eifer, die freundlichen Beziehungen, der tiefe Seelenfrieden, welchen er überall wahrnimmt, eine vollständige Veränderung in ihm hervorgebracht. Nein, weder Belohnung noch Strafe vermögen gleich der christlichen Liebe, wie auch der Charakter des Kindes sei, eine verlorene Seele zurückzuführen.

Wir schätzen aber auch eine Ermuthigung zum Guten weder gering, noch versäumen wir dem Kinde Furcht vor den Folgen einer schlechten Handlung einzusößen; im Gegentheil, wir halten es für sehr gut, sie bei Zeiten aufmerksam zu machen, daß die Redlichkeit

und der wahre Eifer reiche Früchte tragen, im andern Falle, Trägheit, Bosheit und Unrecllichkeit unvertilgbare Spuren zurücklassen. Kein Jögling darf sich unpassender Worte bedienen; ist er unverbesserlich, so erhält er sein Essen an einem Nebentisch. Später hält man ihm sein Betragen vor, zeigt ihm sein Unrecht, und noch fast nie ist es vorgekommen, daß nicht einer solchen Lehre das Versprechen der Reue und Besserung folgte. Spielen z. B. zwei Kinder während der Arbeitszeit mit Kugeln und hören, wenn man sie darüber beredet, nicht auf, so giebt man ihnen ein Duzend Kugeln und befiehlt ihnen nun zwei oder drei Stunden fortwährend damit zu spielen. Nicht lange währt es, der Reiz des Verbotenen schwindet und sie bitten, daß man sie doch anders nützlich beschäftigen möge.

Im Allgemeinen muß dem erfahrenen Lehrer die Regel: „wenig befehlen und wenig verbieten“, erziehen helfen, denn er weiß, daß ein Verbot das sicherste Mittel ist, zur Ungehorsamkeit anzureizen. Kurz, der soviel wie möglich zu befolgende Weg ist: „einer Sache zuvorzukommen, ehe man ihr Gehalt thun muß; von Anfang an das Hervorsprudeln einer Leidenschaft verhindern und allenfallige Hindernisse, die der Pflächterfüllung schaden könnten, zu entfernen“; denn es ist leichter, ein Schwefelholz auszublasen, als eine Feuersbrunst zu löschen.

Ueber dem Schullokal befindet sich ein großer Saal, den man wohl einen Vetsaal nennen könnte, dort werden die Kinder von Zeit zu Zeit nach der Wichtigkeit der Umstände versammelt.

Einige Einzelbetten, auf die wir jetzt eingehen wollen, zeigen uns die Früchte, die diese vereinigten Anstrengungen getragen haben.

VIII.

Betragen der Kinder.

Was war die Mehrzahl der Kinder vorher, ehe die christliche Liebe sich ihrer erbarmte? Arme, an Geist und Körper vernachlässigte Wesen. Da kam Einer, welcher nie in einem Bett geschlafen und den ersten Abend nach seiner Ankunft in Mettray sich in Schuh und Kleidern niederlegen wollte. Ein Zweiter hatte sich in 4 Jahren nicht gewaschen. Ein Dritter hatte als Bett nur eine auf dem Boden liegende Strohmatten gehakt. Ein Vierter, ein wahrer Bagabund, heulte mehrere gemeine Kleider, und es verging über einen Monat, ehe er seine Strümpfe anständig aus- und anziehen konnte. Ein Fünfter war wegen seiner Rohheit überall zurückgestoßen worden. Ein Sechster hatte es gewagt, seine Mutter auf offener Straße zu schlagen und war dann heimlich entflohen. Ein Siebenter war der Schrecken eines Waisenhauses gewesen und man hatte ihm einen

Steinblock an den Fuß genietet. Ein Achter zeigte sich von dem dritten Jahre an so grob, so eigensinnig, so vernachlässigt, daß Niemand diese wilde Natur zähmen konnte. Ein Neunter war an Geist und Körper vollständig viehisch geworden. Ein Zehnter, . . . doch endigen wir diese Aufzählung. Was Diejenigen betrifft, die ein wenig lesen und schreiben konnten, so fand man bei ihnen zwischen Herz und Kopf eine vollständige Disharmonie und nur die häßlichsten Leidenschaften scheinen ihr Element zu sein. Eine große Anzahl dieser vernachlässigten Wesen wurde der Colonie durch einen Commissär zugeführt, und es ist unbeschreiblich, in welchem Körper- und Geisteszustand dieselben waren. Mit schmutzigen Lumpen bedeckt, mit wilden Zügen und Gotteslästerungen auf der Zunge, scheinen sie jeder (gesellschen) Autorität, jedem Wohlstand zu trotzen. Ein Rab entledigte sie ihres Schmutzes, sie wurden mit anständigen Kleidern versehen, dann zur Ruhe geschickt und ihr Erwachen am andern Morgen fand sie ganz umgewandelt. Die Sammlung der Gedanken beim Gebet, die Ruhe des Hauses und die Ordnung der Uebungen, vereint mit einer gesunden und vollständigen Nahrung, verursachten in diesen widerspenstigen Naturen eine vollständige Veränderung. Die schlechten Säfte machen sich zwar von Zeit zu Zeit wieder bemerkbar, aber es sind die letzten Kämpfe eines aus Todesangst entspringenden Widerstandes. Einer der Jünglinge sagte kurz nach seiner Ankunft und im Augenblick des Jorns: „Sonntag gehe ich fort, wieder nach Hause.“ „Aber warum bis zum Sonntag warten und nicht heute oder morgen schon?“ fragte man ihn, „die Colonie ist kein Gefängniß, wo man Jemand zum Bleiben zwingt, gehe, wenn es dir gut scheint.“ Den andern Morgen suchte er mit Thränen den Direktor. „Ich bitte, vergessen Sie, was ich gesagt habe, ich kam in Jorn, daß ich nicht eben so gut Trompete blasen konnte, wie mein Nachbar.“

Ein Anderer hatte sich im Schlaßsaal schlecht aufgeführt, worüber man ihm ernstliche Vorwürfe machte; er war beleidigt und weigerte sich hartnäckig, sein Frühstück zu sich zu nehmen. Man drang nicht weiter in ihn, doch wurde es bei Seite gestellt und ihm beim Mittagessen wieder vorgesetzt. Erneuerte Weigerung. Den Abend und den folgenden Morgen gleiche Hartnäckigkeit. Der Hunger überwältigte ihn. „Kameraden, gebt mir doch jeder ein Stück Eures Butterbrodes, damit ich dem Direktor nicht nachzugeben brauche.“ „Nein, gewiß nicht, du bist ein Taugenichts,“ erwiderten sie. Mittags des zweiten Tages endigte dieser Widerstand. Der Eigensinnige gab nach und aß nun sein hartes Brod. „Ich habe verloren,“ sagte er, „der Direktor trägt den Sieg davon, an jedem andern Ort hätte ich die Parthie gewonnen.“

Ein Dritter, früher voll von Anmaßung, spielte er überall den Vorklauden, namentlich geschah dies bei seiner Mutter, welche er ganz

baran gewöhnt hatte, alle seine Launen zu befehdigen, sagte später mit Rührung: „Früher hielt ich mich für einen vollkommenen Knaben, jetzt dagegen für den geringsten.“ Dieser Wechsel des Charakters kommt aber nicht plötzlich, darin täusche man sich nicht; man würde sich eine falsche Vorstellung des menschlichen Herzens machen, wollte man glauben, es genüge, um aus solchen Menschen gute Menschen zu machen, wenn man ihnen eine gute Stimmung beigebracht hätte, nein, nur Schritt vor Schritt, nur Alles von der Zeit und der Geduld hoffend, kann man so tief gewurzelte Gewohnheiten austrotten.

Die Grundsätze, nach denen man in der Anstalt verfährt, der Familiengestalt, dieses sanfte und dennoch feste System, der moralische Gesichtspunkt, nach welchem man den Unterricht und die Erziehung behandelt, können nur einen glücklichen Einfluß auf ihre Fortbildung ausüben.

Einige Besucher, die die Zöglinge bei Tisch oder im Familienkreise sahen, konnten kaum glauben, daß sich so viel vernachlässigte Kinder unter ihnen befänden. Jeder Zweifel wäre ihnen indeß beim Anblick des Erkundigungsbuches geschwunden. Dieses sogenannte schwarze Buch enthält, wie wir schon früher bemerkten, die Vergangenheit des Kindes bis ins kleinste Detail und wird nur dem Familienvater mitgetheilt, der die Behandlungsweise der Kinder darnach einrichtet. Selbst den Kindern gegenseitig ist es nicht erlaubt, sich über ihre Vergangenheit auszufragen.

Die Hauptneigung eines Zöglings bei dessen Ankunft in der Anstalt ist die Vieleßerei, wozu sie meist von den Eltern angewiesen zu sein scheinen. Eine gesunde und kräftige Nahrung, aber mäßig genossen, ist ein sicheres Mittel Krankheiten zuvorkommen. Unter andern nicht wichtigen Einzelheiten können wir noch anführen, daß die Zöglinge sich leicht an diesen oder jenen Gegenstand gewöhnen, und viele unter ihnen beachten den Werth des Geldes fast gar nicht. „Ich möchte mir gerne“, sagte Einer unter ihnen, „für meine 6 Sous einen großen Kuchen kaufen.“ — „Mein Kind, könntest du dein Geld nicht besser anwenden?“ sagte der Familienvater. — „Ich könnte nicht sagen, daß ich so großen Appetit nach einem Kuchen hätte, es ist mehr deshalb, weil ich nicht weiß, wozu ich das Geld, das mir mein Vater gegeben, verwenden soll.“ „Behalte dein Geld und wenn die Versuchung zu stark ist, dann kaufe dir lieber einen schönen Blumenstock, den du in deinem Gärtchen pflanzen kannst, und das Vergnügen, das du von diesem Kaufe genießt, ist mehr werth als der beste Kuchen.“

So kann man bei Zeiten diesen unbedachtsamen Wünschen eine andere Richtung geben und in den Kindern auch das Gefühl für die Schönheiten der Natur entwickeln.

IX.

Besuche.

Die Erfahrung hat in allen Punkten die Anlage der Colonie gerechtfertigt. Sie liegt, wie wir schon früher sagten, eine halbe Stunde von Zutphen und eine viertel Stunde von der Chaussee nach Deventer entfernt; der Eingang ist so, daß die Wagen bis zur Thüre fahren können.

Die Anzahl der Besucher steigt fortwährend. Aus allen Theilen der Niederlande eilt man nach Mettray. Es versteht sich von selbst, daß die Mitglieder des engeren Comités, die Mitgründer und die Mitdirektoren, wie auch die Begünstiger der Zöglinge, sich persönlich von einer Anstalt überzeugen wollen, zu der auch sie ihr Schärfelein beigetragen haben.

Alle billigten die Wahl des Places, den Unterrichts und Erziehungsplan, sowie den in der Colonie herrschenden guten Geist.

Wie groß auch die Anzahl der Besucher sein mag, so wird doch nie die Ordnung und Disciplin darunter leiden. Wir wollen nur im Interesse der Besucher hinzufügen, daß die angenehmste Stunde für sie gegen 11 $\frac{1}{2}$ Uhr ist, denn um diese Zeit kommen die Zöglinge zum Mittagessen von der Arbeit zurück, sie versammeln sich in ihren Abtheilungen und singen.

Unter vielen andern Besuchern nennen wir Herrn und Madame Schüller, deren enthusiastischen Empfang zu schildern wir übergehen wollen. Dann die Herren J. C. Walkart und J. H. van Boelens, deren Besuch der Colonie so einträglich war, und endlich Herrn Demez, den Direktor des französischen und Mitgründer des niederländischen Mettray. Auch er wollte unsere, nach seiner Anstalt nachgebildete Colonie sehen, sich persönlich von deren Wohlfahrt überzeugen und ein wahrhaft christliches Werk sanktioniren und beloben.

Wir führen hier an, was das Journal von Zutphen hierüber sprach: Herr Demez billigte laut den Plan des Gebäudes, sowie die Ordnung und die Reinlichkeit des Ganzen und konnte nicht genug erstaunen über die Schnelligkeit der in so kurzer Zeit erzielten Resultate, — es war ungefähr 4 Monate nach der definitiven Eröffnung. — Seine Verwunderung wuchs, als er kein Kämmerchen, keine Zelle zur Strafe der widerspenstigen Schüler, wie das in dem französischen Mettray Sitte ist, bemerkte. Er wohnte den Erholungsstunden, dem Unterricht, den Gesangübungen bei. Herr Euringar richtete einige theilnehmende Worte an ihn und dankte ihm lebhaft, daß er ihm das Vergnügen mache, das niederländische Mettray mit seiner Gegenwart zu beehren, das, nach demselben Sinn gegründet,

eine eben so nützliche und vortreffliche Anstalt zu werden verspricht. Herr Demetz drückte ihm hierauf seinen Glückwunsch aus, daß er die Anstalt so gut geleitet habe, und versicherte ihn seiner vollständigen Zufriedenheit mit Alle dem, was er hier gesehen habe, indem er versicherte, er sei überzeugt, daß mit Hülfe eines Direktors wie Herr Schlimmer die Anstalt einer großen und glänzenden Zukunft entgegen gehe.

Das Aeußere des Herrn Demetz ist einfach, aber einnehmend und man findet bald sehr rasch Etwas in ihm, was ihn vor den andern gewöhnlichen Menschen auszeichnet. Seine Züge tragen das Gepräge eines noch neuen Schmerzes, doch ohne Melancholie. Wer ihn sieht, ist überzeugt, daß er auf die Kinder, selbst auf die entartesten, einen unwiderstehlichen Einfluß übt.

Als dieser würdige Menschenfreund, von den an den Stufen des Eingangs seiner harrenden Zöglingen umgeben, die Anstalt verließ, nahm er gerührt von ihnen Abschied, versprach bald wieder zu kommen und dann länger da zu bleiben. An Herrn Suringar sich wendend, sagte er: „Nie sah ich das System von Mettray besser angewendet, als hier und, worüber ich am meisten erstaune, ist, daß ich sehe, wie man Ordnung halten kann, ohne die Strafe der Einsperung anwenden zu müssen. Doch ich begreife und verstehe jetzt die religiöse Grundlage, die hier herrscht.“

Es ist gut, sich hier eines Rathes zu erinnern, den Herr Wichern, Direktor des rauhen Hauses, gab.

„Man gebe Acht,“ sagte er, „daß die Kinder sich nicht von ihrer Vergangenheit unterhalten, auch erlaube man nicht, daß Besucher die geringste Anspielung darauf machen. Dies vollständige Vergessen der Vergangenheit wird die Kinder folgsamer, liebevoller und muthiger im Fortschritt auf dem Wege der Besserung machen.“

Dieser so richtige Rath wurde benutzt, als man sah, welchen übeln Eindruck auf die Kinder viele indiscrete Fragen machten, die, — wir zweifeln nicht, — vielleicht mit der besten Absicht an sie gerichtet waren.

In Folge dessen brachte man in der Loge des Portiers folgendes Plakat an: „Man bittet die Besucher dringend, an keinen der Zöglinge eine Frage, ihre Familie oder ihre Vergangenheit betreffend, zu richten.“ Denn die Fragen: „Wie findet ihr Mettray? oder zieht ihr nicht Mettray eurer Familie vor?“ werden dadurch, daß sie sich 20 bis 30 Mal des Tages wiederholen, äußerst lästig und man kann unmöglich glauben, daß sie einen guten Einfluß auf die Zöglinge hervorbringen; wir glauben vielmehr das Gegentheil. — In dem

„rauben Haus“ bei Hamburg ist den Besuchern streng untersagt, sich mit den Jünglingen zu unterhalten.

Doch dies Verbot erstreckt sich nicht auf die Eltern, Vormünder, Beschützer oder auf Diejenigen, die aus einem edleren Gefühl, als Neugierde, den Zweck der Anstalt genau kennen lernen wollen und dazu 2 bis 3 Tage verwenden. Diese können sich mit den Jünglingen unterhalten, da man auf ihre Discretion und die gute Wirkung ihrer Unterhaltung sich verlassen zu können glaubt. Viele der Erzieher der Umgegend, viele Handwerker und Landleute haben der Colonie schon mehrfach wahre Dienste geleistet. Erstere geben den Kindern Bücher und Schreibmaterialien, die Andern lieferten Handwerkszeug und die Landleute brachten sogar Dünger, den sie, ohne irgend eine Belohnung dafür anzunehmen, persönlich hinschafften. So nur war es möglich, die vielen Hindernisse der ersten Einrichtung glücklich zu beseitigen.

Unter den vielen Besuchen, die das Herz der Familienväter und ihrer Adoptivkinder besonders erfreuten, müssen wir vor Allem die erkennlichen Väter und Mütter der Kinder nennen. Unmöglich kann man ohne Rührung die Ausdrücke ihrer Dankbarkeit anhören. So sagte eine Mutter: „Ich kehre mit freudiger Seele und leichtem Herzen zurück, mein Kind hat sich so vortheilhaft verändert; es ist heute das erste Mal, daß es mir Freude macht. Wie soll, wie kann ich hierfür meinen Dank ausdrücken?“

Hiermit schließen wir unsere Skizze über das von uns unternommene große Werk, in der Hoffnung, daß unser niederländisches Mettray immer mehr und mehr Anklang und Nachahmung finden möge. Das Volk begreift, daß es leichter ist, das Böse noch im Keim aus dem Herzen eines Kindes auszurotten, als später das Baster, wenn es bereits tiefe Wurzeln geschlagen hat. Die Aufgabe ist zwar schwer, doch welche gute Früchte trägt sie! Sage man nicht, es sind ja kaum 3—400, welche die Wohlthaten dieses Mettray theilen können, die Mehrzahl wird doch vernachlässigt und vagabundierend bleiben. Warum will man aber dessen gute Erfolge entkräften? Nur der Egoismus kann sagen, daß der gute Zweck kaum zur Hälfte erreicht wird. Wenn z. B. Jemand 12 Kinder nahe dem Ertrinken sieht und hat die Gewißheit, 2 davon retten zu können, sollte der, aus Angst, nicht Alle retten zu können, zögern, sich in den Fluß zu stürzen?

Betrachten wir indeß die Sache von einem höheren Gesichtspunkte, wirke Jeder Gutes so viel er kann, und die Vorsehung, die man nie vergebens anfleht, wird zur Vollenbung das Ihrige thun. Mettray wird, das sind wir überzeugt, gedehlich fortschreiten in seiner segensreichen Wirksamkeit. Der Direktor und die Väter der einzelnen Familien wetteifern gegenseitig in Aufopferung und Hingebung, für die ihrer Sorge anvertraute Herde, die mit Liebe und Ver-

trauen sie umgibt. Sie hoffen geduldig Alles von der Zeit, und bauen mehr auf die moralischen und christlichen Grundsätze, wie auf das Ehrgefühl und die Disciplin. Sie betrachten das Kind so, wie es ist und wie es werden soll, sie bekämpfen dessen böse Neigungen und schaffen Raum für Gutes. Bei solchen Prinzipien ist es unmöglich anzunehmen, daß ihre Anstrengungen nicht belohnt werden sollten. Schon jetzt bezeichnen tägliche Beispiele das unbegrenzte Vertrauen der Kinder gegen ihre Erzieher. „Ich bin überzeugt,“ sagte einmal einer der Zöglinge mit nativem Freimuth zu seinem Lehrer, „daß Sie nur mein Bestes wollen; doch, wenn ich mir auch noch so viele Mühe gebe, besser zu werden, Ihnen werde ich doch nie gleichen.“ „Ich begreife eigentlich nicht“, sagte ein anderer, „warum ich hier so ohne Widerstand den Leberthran einnehme, zu Hause konnte mir meine Mutter, selbst wenn sie mir Bonbons versprach, auch nicht einen Tropfen einzwingen.“ Dieses Vertrauen aber, haben sich die Erzieher durch ihre Geradheit erworben; stellen die Kinder Fragen an sie, die sie weder beantworten können noch wollen, so sagen sie ganz einfach: „Mein Kind, du bist noch zu jung, um das zu verstehen.“ Diese Art zu antworten vermindert bei Zeiten die vorlaute Neugierde. Man hütet sich aber auch, ihre Neugierde durch Märchen oder unbestimmte, nicht verständliche Antworten zu reizen; denn sehr richtig sagt Volckels: „Was man vor den Kindern verbergen will, ist gerade das, was man ihnen lehrt.“ Geduld, Vertrauen und Liebe sind die Grundelemente von Mettray, und wir stehen dafür, daß das hierauf aufgeführte Gebäude ein solides ist.

Wenden wir uns schließlich an den Direktor und die Familienväter und sagen wir ihnen den wärmsten Dank; mögen sie muthig ihr gutes Werk fortsetzen! Dieser Muth wird sie aber auch nie verlassen, denn sie stützen sich auf Gott, den Gütigen, den Gerechten, den Allmächtigen! Sie haben das Bewußtsein, daß die Mission, die sie erfüllen, zwar eine mühselige, auch dem Mißlingen unterworfen ist, der Gedanke aber, Gutes zu thun, Kinder dem Laster zu entreißen und sie zu guten Christen zu bilden, erhebt sie und hält sie aufrecht in ihren Bestrebungen.

Hoffen wir also, daß es Mettray nie an Schuß fehle! Mitgründer unserer Colonie, freundliche Theilnehmer und Geber! Eure Wünsche sind erfüllt, darum haltet eure schützende Hand auch ferner über unser, mit so vielen Anstrengungen errungenes Werk; vergeßet das, was Ihr gethan, und gedenkt nur dessen, was Ihr noch thun könntet. An Euch, reiche Ehegatten, die der Himmel nicht mit Kindern gesegnet hat, an Euch geht unsre Bitte: adoptirt einige dieser armen vernachlässigten Wesen, damit sie Euch das Glück verbanken, gute und nützliche Menschen zu werden! Ihr, die Ihr mit Seelenangst eines Eurer Kinder entarten seht, denkt als ächte Christen daran,

andern Eltern den gleichen Schmerz zu ersparen und entziehet eines dieser Kleinen dem Laster; sicher hört Gott Euer Bitten und reuevoll lehrt Euer Sohn gebessert in Eure Arme zurück.

Darum sei, nach dem leuchtenden Beispiel unseres Herrn Jesus Christus, unser Streben: „Freude und Tugend überall zu verbreiten.“

Niede

des

Herrn W. S. Suringar,

Präsidenten der Ackerbaukolonie Niederländisch-Nettray,

gehalten in der dritten Plenar-Sitzung

**der XVII. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe
in Cleve**

über die fünfte Frage des Programms, dahin lautend:

„Auf welche Weise ist die Bildung des Bauernstandes am sichersten zu erreichen? Wie haben sich die der Einrichtung der Ackerbauschulen zu Grunde gelegten Principien, namentlich in Bezug auf die praktische Beschäftigung der Zöglinge, bewährt, und in welcher Weise kann die Errichtung von Ackerbauschulen durch die Landesregierungen am kräftigsten befördert werden?“

Meine Herren!

Ich bin in Ihrer Versammlung sehr freundlich aufgenommen worden; dafür spreche ich Ihnen meinen Dank aus, und glaube diesen Dank nicht besser beweisen zu können, als durch einige Bemerkungen über die uns jetzt beschäftigende fünfte Frage.

Es sind viele interessante Fragen auf dem Programm, die fünfte Frage jedoch ist jedenfalls die interessanteste, und warum? Die andern Fragen betreffen den Boden, das Wohl der Thiere, handeln über den Guano; die fünfte Frage aber beschäftigt sich mit dem Menschen, und der Mensch ist gewiß mehr wie ein Thier und mehr als der Guano. (Lauter Beifall.)

Darum liebe ich diese Versammlung, weil man hier nicht allein fragt, auf welche Weise man den Boden chemisch fruchtbar und jedes Jahr tragbarer machen kann; das ist zwar ein gutes Werk, wenn es aber der einzige Zweck dieser Versammlung wäre, so hätte das nicht genug zu bedeuten; der Erfolg aller unserer Bestrebungen könnte alsdann vielleicht nur der sein: Ein reicher Boden, ein armer Mensch. (Wiederholter Beifall.)

Die Kraft dieses Vereines liegt darin, daß man Ackerbau und Menschenbau zusammenfügt, dann kommt auch etwas Großes und Gutes zum Vorschein. Man fragt in dieser fünften Frage nach der Bildung des Bauernstandes; ich werde Ihnen mittheilen, meine Herren, was man bei uns durch die gütige Sorge unseres hochverehrten Königs bereits dafür thut.

Se. Majestät hat gebildete junge Leute angestellt, welche ganz einfache Vorlesungen und zwar meistens auf den Dörfern halten. Diese Vorlesungen werden vielfach, auch von den erwachsenen Bauern besucht. Ferner hat man in Holland Bücher, wie man deren in Deutschland auch eine ganze Menge hat; diese werden aber auch gelesen, und das ist wohl die Hauptsache. Ebenso ist jetzt, wenn ich nicht irre, in Belgien eine Verordnung von der Regierung ausgegangen, daß in jedem größeren Dorfe eine Volksbibliothek vorhanden sein solle.

In der fünften Frage wird nun gefragt: „welches ist das sicherste Mittel, die Bildung des Bauernstandes zu erreichen?“ Dieses Mittel, meine Herren, besteht darin, daß man mit Bildung der Jugend anfängt. Das geht wie mit einem Garten, wo man auch mit den jungen Pflanzen beginnt. Da nun aber so viel feststeht, daß der Ackerbau tief in das Volksleben eingreift, so muß man bei dem Unterricht in den Schulen, sowohl beim Lesen, wie auch beim Rechnen und Schreiben, praktische Arbeiten mit einführen, auch ein wenig Theorie vortragen.

Nun wurde aber gestern von einem Mitgliede unserer Versammlung, welches diesen Gegenstand berührte, gesagt, daß dieses viel Schwierigkeiten haben werde. Meine Herren! daß dies keine Schwierigkeiten hat, das glaube ich wohl; allein ich glaube auch, es ist dies gerade ein Beweis mehr dafür, daß es eine große und wichtige Sache ist; denn eine solche, die gar keine Schwierigkeiten verursacht, ist eine kleine Sache. Man muß also diese Idee festhalten, man muß das Ziel zu erreichen suchen, und hat man nur erst einmal eine einzelne Schule zu Stande gebracht, eine solche, wobei ein Stück Acker oder ein Garten sich befindet, so ist der Anfang schon gemacht. Wenn man nur das erste rechte Beispiel gibt und dieses sich als gut bewährt, so folgen bald mehrere nach.

Man thut weit mehr, wenn man eine einzige solche Schule ins Leben ruft, als wenn man zwanzig Bücher darüber schreibt.

Nehmen Sie nun an, daß viele derartige Schulen gegründet werden sollen, so werden Sie gewiß sagen, es fehle an Geld, an Männern, die den Unterricht ertheilen. Darauf schlage ich Ihnen vor, daß man sich an die Regierung wende, damit sie in jedem Kreise eine Normalschule errichte, wo die Lehrer gebildet werden, wo sie soviel von der Theorie und dem praktischen Landbau erlernen, daß sie nachher den jungen Leuten den erforderlichen Unterricht ertheilen können.

Bis hieher, meine Herren, habe ich Ihnen gesagt, was Andere thun sollen, jetzt komme ich aber zu der Frage, was wir selbst thun müssen. Die sehr bedeutende Rolle, welche der Ackerbau spielt, besteht nicht darin, daß er den Reichtum der Reichen vermehre, sondern der große Zweck, warum Gott soviel Segen in den Boden gelegt, geht dahin, daß die Menschen froher, edler, glücklicher, gebildeter und frömmere werden sollen. (Anhaltender Beifall.)

Darum, meine Herren, stelle sich Jeder die Frage selbst: „Was kann ich thun, um diesen Zweck erreichen zu helfen?“ — Meine Herren! ein Freund von mir, ein berühmter Naturforscher, welcher zwanzig Jahre hindurch die Natur studirt hatte, konnte einmal des Nachts nicht schlafen — was zuweilen sehr gut ist — und dachte da über seinen Lebenslauf nach. Da kommt ihm wie ein Blitz der Gedanke: ich habe zwar lange die Natur studirt, aber ich habe ein Wesen vergessen, das erste, das beste — den Menschen — und darauf hin hat er seinen Studien eine andere Richtung gegeben.

Der edle Graf de Bretignieres de Courteilles in Frankreich, ein hochgestellter Mann, hat einen Theil seines Grundeigenthums hergegeben und in Vereinigung mit seinem edlen Freunde Demetz das französische Mettray bei Tours in Frankreich gestiftet.

Ich habe im Jahre 1845 und 1847 dasselbe besucht und im Jahre 1851 wurde die niederländische Colonie Mettray der französischen nachgeahmt und eingerichtet. Ich glaube bescheiden sagen zu können, es ist das französische Mettray in Holland verbessert zu Stande gekommen, und zwar durch freiwillige Beiträge. Der erste

Beitrag kam von einem großen Grundbesitzer im Betrage von 16,000 fl. Hierüber kann ich indeß nicht viel mehr sagen, denn es betrifft meine Stellung zu dieser Anstalt. Sie finden aber eine nähere Aufklärung und Beschreibung der Anstalt in der Broschüre,*) von welcher ich schon einige Exemplare ausgetheilt habe und wovon noch mehrere zu Diensten stehen.

Meine Herren, als ich einmal in einer Versammlung war, wo über Ackerbaucolonien gesprochen wurde, fragte ich: „Ist hier in diesem Saale ein großer, reicher Grundbesitzer, der Lust hat, noch reicher zu werden, dann stiftete er auf seinem Grund und Boden Ackerbaucolonien“, und am nächsten Morgen um neun Uhr kam einer zu mir, dem meine Worte in's Herz gegriffen. „Ich thue es,“ sagte er — und er hat es gethan. Ich frage Sie auch hier: „Ist ein großer, Gutsbesitzer, der Besitzer zu werden wünscht von noch mehr Gut, der stiftete auf seinem Grund und Boden eine Ackerbaucolonie für hilfbedürftige Kinder und mache sie unter Gottes Segen zu tugendhaften, nützlichen Menschen, zu Freunden seiner selbst. Der große Gutsbesitzer bedarf vieler Menschen, um seinen Boden fruchtbar zu machen, fordert er aber von seinem Boden auch nur wenig ab, um Menschen besser und glücklicher zu machen, dann bekommt er diese Harmonie zwischen Ackerbau und Menschenbau. Auf diese Weise wird diese Versammlung ein Segen für jedes Land, ein Segen für uns selbst sein. Dann leben wir froh und dann schreibt man einmal auf unser Grab: „Er hat gelebt, um Andere glücklich zu machen, er ist gestorben, um selbst glücklich zu sein. (Stürmischer Beifall.)“

*) Mettray-Néerlandais, colonie agricole près de Zutphen.

2 7 3
ANTIQUITATES RUSTICAE.

PARTICULA SECUNDA



DE

ORDINE, EX QUO ROMANI
AGROS COLUERUNT.

QUA

DISSERTATIONE

AD AUDIENDAM ORATIONEM

DIE III. MENSIS JUNII MDCCCXXIX.

OECONOMIAE POLITICAE PROFESSIONIS ORDINARIAE
AUSPICANDAE CAUSA HABENDAM

HUMANISSIME INVITAT

FRIDERICUS G. SCHULZE,

PHILOSOPHIAE DOCTOR.

JENAE,

TYPIS FRIDERICI FROMMANNI.

Prostat apud eundem.

2-1

§. I.

Plerique nostrorum agricolarum certas sibi leges imponunt, ad quas per longam annorum seriem fruges serendas mutant, agros arant et stercoreant, tantummodo pauci talibus legibus soluti agros colunt. Quibus in legibus seu ordinibus conficiendis cum quisque respicere debeat, quae coeli solique natura sit, quanti pretii fruges vendantur, campi et operae conducantur, instrumenta et aedificia rustica emantur: fieri solet, ut fere omnes cujusdam regionis agricolae eadem ratione terram tractent. Talem rationem seu ordinem nostrates systema oeconomicum seu agrarium (*Wirthschaftssystem* seu *Feldsystem*) vocant, eum vero, qui sine tali ordine agros colit, exlegem esse (*freye Wirthschaft führen*) dicunt.

Mulki et diversi ordines, e quibus agros nostro tempore colunt, in tria genera distribuuntur:

1) ordo frumentarius (*Feldsystem* seu *Feldwirtschaft*), cujus praecipua lex haec est, ut in agris semper frumenta, nunquam herbae pabulares serantur, sed ut omne pabulum in pascuis et pratis proferatur. Qui hunc ordinem sequuntur, arva cessionem seu quiete recreare solent et in duas, tres, quatuor seu quinque partes agros dividunt, unde nomina, quibus singulae hujus rationis species vocantur (*Zweyfelderwirtschaft*, *Dreyfelderwirtschaft*, *Vierfelderwirtschaft*, *Fünffelderwirtschaft*), profecta sunt.

2) ordo alternans (*Wechselwirtschaft*, *Wechselsystem*). Quem qui sequuntur, agris cessionem non concedunt, sed frumentarias et pabulares herbas in agris alterne serunt et, sementi peracta, agros sarritione et runcatione exercent.

3) ordo pascuosus (*Weidewirtschaft* seu *Koppelwirtschaft*). Hujus leges quisibi imposuit, plures per annos in agris frumenta et legumina serit, deinde plures per annos in iisdem pecora pascit.

In unoquoque trium generum multae species discernuntur, quas singulas afferre, non oportet.

§. II.

Qui in Germania, Francogallia et Anglia de re rustica scripserunt, omnes in eo consentiunt, in agri-

cultura nihil esse majoris momenti et difficultatis, quam ad agros colendos rectum ordinem deligere, delectumque perficere, et propterea praecipue hanc rem docere solent. Quae cum ita se habeant, qua ratione in colendis agris Romani usi sint, quaerere, operae pretium est, idque eo magis, cum, qui de historia agriculturae Romanae scripserunt, hanc quaestionem neglexisse videantur.

§. III.

Virgilius, Plinius, Cato, Varro, Columella et caeteri rei rusticae scriptores, quibus modis et temporibus agri arandi et stercoreandi, frugesque serendae sint, quae cura sit pecori aliisque de rebus copiose disserunt, ordinem vero in agris colendis constituendum partim non nisi leviter tractant, partim silentio praeterunt. Quare censendum, Romanis agricolis hanc rem multo minoris momenti fuisse, quam nostris. Plurimi eorum, ut mea fert sententia, in agris colendis certas leges in longam annorum seriem non constituebant, sed eam rationem, quam nos *freye Wirthschaft* vocamus, sequebantur; qui vero ex ordine quodam agros colebant, minus circumscripti plantas serendas e pluribus eligere poterant. Cur a Romanis agricolis ii, qui in Germania, Franco-gallia, Anglia aliisque in terris hoc tempore agros colunt, tantum differant, nunc exponemus.

§. IV.

1) Praecipue diversa coeli natura in causa fuisse videtur. Primum enim nostri agricolae propterea, quod in nostra regione ob grave hiemis frigus fere quinque per menses herbarum incrementum nec minus arborum agitatio cessat, certum ordinem in frugibus serendis conservare debent, ut in tempore agros arare, stercorare, situque durare et semina serere possint; Romani vero id minime, vel multo minus respicere debebant, quoniam in Italia hiems multo brevius tempus absument et raro tam gravescit, ut agri nequeant arari. Maximam quidem sementis partem Septembri et Octobri mense Romani faciebant, non parvam tamen serius. Novembri enim mense triticum, fabam et alia semina serenda Palladius XII. 1. et Columella II. 10. 15. dicunt. Decembri non raro frumenta, triticum, far, ordeum, linum spargi poterant, et ordeum Galaticum circa Idus Januarias hieme clemente serebant. Vid. Pallad. XIII. 1. Tum sationi auctumnali mox vernalis succedebat, nam Februario mense omne trimestrium genus, lenticula quoque et cicercula serebantur. Conf. Pallad. III. 1. Colum. II. 10. 9. Deinde eandem ob coeli clementiam opera rustica a Romanis facillime in singulos anni menses aequis partibus describebantur, quod apud nos difficillime fit. Hujus descriptionis ut quam maxima sit aequa-

bilitas, certus ordo in nostris agris colendis diligentissime constituendus est.

§. V.

2) Secunda causa, cur Romani in agris colendis sibi vel nullas vel tantum in breve tempus constitutas leges imposuerint, in eo fuisse videtur, quod in eorum praediis major agrorum ubertas et pratorum pascuorumque copia fuit. Arbores etiam in agris et vineis multum pabuli pecori praebebant, arboribus enim Italia consita fuit, ut tota pomarium videretur. Conf. Cat. 30. Colum. II. 2. 82. et Var. I. 2. 6. Accedit, ut in Romanis urbibus frumenta, raparum oleum aliaeque merces, plantarum cultu procreatae, minoris pretii venderentur, quam merces pecuaria effectae.

Alia rei conditio est in nostra patria aliisque in terris. Nostrorum enim agrorum fere omnes non, nisi laetamine saepe et large fecundantur, fructibus abundant. Quare plurimi, pratis et pascuis haud abundantes, agros colendos ita ordinare debent, ut frumenta seu aliae soli ubertatem imminuentes plantae et pabulares herbae per vices sibi succedant, ne laetaminis penuria sit. Qua in successione ordinanda nostratibus eo magis elaborandum est, cum frumenta, raparum oleum et aliae merces plantarum cultu effectae majore pretio, quam lac, casei, caro, lana et reliqui redditus, pecorum cura producti, venduntur. Ad causas vero, cur apud

Romanos e frumentorum satione multo minora lucra fierent, quam apud nos, illae immensae frumentorum copiae, quae e terris peregrinis advectae parvo vendebantur, pertinent.

§. VI.

3) Denique permulti nostrorum agricolarum propterea quendam ordinem obtinere debent, quoniam agri, quos singulus possidet, continuo situ carentes, inter aliorum agros dissipati, tum decumani seu compascui sunt. Romani vero agricolae, his oneribus non pressi, suo jure in agris colendis utebantur.

§. VII.

Jam cum praediorum Romanorum talis fuerit conditio, non mirum est, in agris colendis Romanorum alios exleges, alios ordinis constituti legibus multo minus coercitos fuisse, quam nostri agricolae coercentur. Quod vero ad singula agros colendi genera attinet, puto, id genus, quod alternans vocamus, in Romanis fundis frequentissimum fuisse, cum merces pecuariae, quarum magnam copiam ex hoc ordine culti agri proferunt, magno pretio vendi possent, et praecepta ad hunc ordinem pertinentia a Romanis scriptoribus frequentissime et diligentissime proponantur. Primum enim in multis locis docent, eum, qui frumenta et legumina alternis serat, agros egregie juvare

eademque vicissitudine facere, ut agrorum quiete seu cessatione supersederi possit. Vid. Virgilio Georg. I. 71 — 83. Columellae II. 1. 3. et II. 10. 7. Plinii nat. hist. XVIII. 22. Deinde praecipunt illi scriptores, peracta sementi sarritionem et runcationem multum proficere, e. g. Columella II. 11. 1 — 9. II. 12. 5. XI. 2. 26. et XI. 3. 19. nec non Plinius XVIII. 21.

Huc accedit, ut agrorum cessatio minus in parva, quam in magna praedia quadret; florente vero agricultura Romana in Italiae praediis non magnum ruris spatium fuisse, constat. Quare Plinius hist. nat. XVIII. 21. haec refert: »*Virgilius alternis cessare arva suadet, et hoc, si patiantur ruris spatia, utilissimum procul dubio est. Quod si neget conditio, far serendum, unde et lupinum, aut vicia, aut faba sublata sint, et quae terram faciant laetiores.*»

§. VIII.

Illum etiam ordinem, quem nos *Feldwirthschaft* dicimus, apud Romanos agricolas in usu fuisse, e multis scriptorum locis apparet. Primum affero, quae Virgilius in Georg. I. 71 — 83. dicit:

71 *Alternis idem tonsas cessare novalis*
Et segnem patiēre situ durescere campum;
Aut ibi flava seres, mutato sidere, farra,
Unde prius lactum siliqua quassante legumen,

- 75 *Aut tenuis fetus viciae tristisque lupini*
Sustuleris fragiles calamos silvamque sonantem.
Urit enim lini campum seges, urit avenae;
Urunt Lethaeo perfusa papavera somno.
Sed tamen alternis facilis labor, arida tantum
- 80 *Ne saturare fimo pingui pudeat sola, neve*
Effetos cinerem immundum jactare per agros.
Sic quoque mutatis requiescunt fetibus arva;
Nec nulla interea est inaratae gratia terrae.

Quam in hoc loco de alternanti et frumentario ordine sententiam praestantissimam fert poeta, omnes peritissimos agricolas probare, non dubito, sed alii hunc locum inepte explicuerunt. Mihi Virgilii sententia in versibus 71 — 81 ea esse videtur: »ager recreatur, si cultus interdum cessat, qua cessatione simul fit, ut terra rara dure scat, deinde etiam si frumenta et legumina alternis seris. Praecipue lini, avenae et papaveris seges campum sugit, sed hic molestiam facile perfert, si illa semina et legumina alternis seris et solum fimo saturas seu cinerem jactas.« Vox *dure scere* in versu 72. non, ut Heyne censet, idem valet, ac requiescere seu recreari, sed hoc in loco situ seu cessatione campi duritiem augeri poeta refert, rarum solum ante oculos habens. Nec minus mihi displicet Heynii sententia, vocabulum *urere* (in versu 77.) positum esse pro vulgari *exsiccare*, primum enim his segetibus agros exsiccari, nego, deinde id respiciendum est, hoc in loco non de agri humore servando, sed de agri viribus reparandis poetam loqui. De-

nique idem voci *urere* notionem *nocere* et alibi tribuit, e. g. in Georg. I. 93. cf. Colum. II. 13. 1.

In versibus 82. et 83. Virgilius, quae ante pluribus demonstravit, paucis ita complectitur: »sic (i. e. ergo) seminibus mutatis ager quiescit (i. e. recreatur) nec nullum interea (i. e. tamen) adjumentum adfert inarata terra (i. e. cultus cessatio).« In qua interpretatione versus 82. ad versus 73 — 81., versus vero 83. ad versus 71 — 72. referuntur. Alia interpretandi ratio est, ut versus 82. ad verba: *arida tantum Ne saturare fimo pingui pudeat sola*, referatur, versus vero 83. praecedenti adjungatur. Tum sensus: Sic quoque (i. e. ut fimo saturetur ager), si frumenta, terram sugentia, et legumina, terram recreantia, alternis seruntur, agrum interdum requiescere seu cessare oportet atque interea (i. e. agro cessante) etiam utilitas aliqua ex agro percipitur. Cf. quae Heyne de hoc loco dicit.

§. IX.

Ex aliis quoque locis apparet, eum ordinem, quem frumentarium vocamus, apud Romanos in usu fuisse, e. g. Varr. I. 44. 2. »*Illud quoque multum interest in rudi terra, an in ea seras, quae quotannis obsita sit, quae vocatur restibilis: an in vervacto, quae interdum requierit. Cui Agrius, In Olynthia quotannis restibilia esse dicunt, sed ita ut tertio quaque anno uberiores ferant fructus.*

Licinius, Agrum alternis annis relinqui oportet, aut paullo levioribus sationibus serere, id est, quae minus sugunt terram.» Deinde Colum. II. 9. 4. *»Atque illa vicibus annorum requietum agitatumque alternis et quam laetissimum volunt arvom.*» Colum. II. 9. 15. *»Sed cum ejus (i. e. ordeï) messem sustuleris, optimum est novalia pati anno cessare: si minus, stercore saturare, et omne virus, quod adhuc inest terrae, propulsare.*» Cf. Pallad. Sept. 4.

§. X.

Quae vero causa sit, cur cessatione agri recreentur, Columella in praefatione libri II. praestanter docet. Dignus est, quem ipsum audiamus. *»Neque enim,* inquit, *»idcirco rudis et modo ex silvestri habitu in arvom transducta foecundior haberi terra debet, quod sit requietior et junior; sed quod multorum annorum frondibus et herbis, quas suapte natura progenerabat, velut saginata largioribus pabulis, facilius edendis educandisque frugibus sufficit. At cum perruptae rastris et aratris radices herbarum, ferroque succisa nemora frondibus suis desierunt alere matrem, quaeque temporibus autumnï frutetis et arboribus delapsa folia superjaciebantur, mox conversa vomeribus, et inferiori solo, quod plerumque est exilius, permista, atque absumta sunt: sequitur, ut destituta pristinis alimentis macrescat humus. Non igitur fatigatione, quemadmodum plurimi crediderunt, nec senio,*

sed nostra scilicet inertia minus benigne nobis arva respondent.»

§. XI.

Plinius hist. nat. XVIII. 23. quinque agros colendi rationes profert:

1) »*Si fuerit illa terra, quam appellavimus teneram, poterit sublato hordeo milium seri, eo condito, raphanus: his sublatis hordeum vel triticum, sicut in Campania: satisque talis terra aratur, cum seritur.* 2) *Alius ordo: ut ubi adorem fuerit, cesset quatuor mensibus hibernis, et vernam fabam recipiat, aut ante hiemalem ne cesset.* 3) *Nec notum minus pinguis alternari potest ita, si frumento sublato legumen tertio seratur.* 4) *Gracilior et in annum tertium cesset.* 5) *Frumentum quidam seri vetant, nisi in ea quae proximo anno quieverit.*»

Primum ordinem nostrates *Vierfelderwirthschaft mit besömmelter Brache* vocant, secundum *zweyschlägige Wechselwirthschaft*, tertium *Dreyfelderwirthschaft mit besömmelter Brache*, quartum *Dreyfelderwirthschaft mit reiner Brache*, quintum vero *Zweyfelderwirthschaft mit reiner Brache*.

§. XII.

Denique ad eum agros colendi modum, quem pascuosum appellavimus, transeamus. Eam illo tem-

pore, quo agricultura in Italia floruerit, apud Romanos in usu fuisse, nego, cum hanc rationem non nisi in praediis magni spatii quaestuosam esse, Romana vero praedia illo tempore anguste patuisse, constet. Et omnes agriculturae magistri fundorum latitudinem reprehendunt, e. g. Columella I. 3. 8. Plinius XVIII. 6. Palladius I. 6. 8. Conf. quae de lege C. Licinii Schneiderus ad Varr. I. 2. et I. G. Nibuhr in libro, qui inscribitur, *„Römische Geschichte, 2. Theile Berlin 1812.“* pag. 349 — 414. disseruerunt.

Huc accedit, quod foris in montibus et sylvestribus locis pascuorum immensa patebat latitudo, quo agricolae Romani greges abigere poterant. E. g. ex Appulia, Varrone referente II. 1. 16., in Samnium aestivatum greges ovium abigebantur, muli e Rosea campestri aestate in Gurgures altos montes. *„Primum,“* inquit Varro II. 2. 7., *„providendum, ut totum annum recte pascantur intus et foris.“* *„Contra,“* idem inquit II. 2. 8., *„illi in saltibus qui pascuntur, et a tectis absunt longe, portant secum crates, aut retia, quibus cohortes in solitudine faciant, caeteraque utensilia. Longe enim, et late in diversis locis pasci solent, ut multa milia absint saepe hibernae pastiones ab aestivis.“*

§. XIII.

Postero autem tempore cum agrorum vastitatem victoriae Romanorum et interneciones hostium fecis-

sent, ille ordo, qui pascuosus vocatus est, ut puto, invaluit, ita ut agri, multos per annos a segetibus cessantes, pascuorum vice essent. Quam sententiam Columellae praecepta firmare videntur. »Nec dubium«, inquit I. 3. 9. et 10, »quin minus reddat latus ager non recte cultus, quam angustus eximie. Ideoque post reges exactos Liciniana illa septena jugera, quae plebi tribunus viritim dividerat, majores quaestus antiquis retulere, quam nunc nobis praebent amplissima vetereta.« »Modus ergo«, ait idem I. 3. 12., »qui in omnibus rebus, etiam parandis agris adhibebitur; tantum enim obtinendum est, quanto est opus, ut emisse videamur, quo potiremur, non quo oneraremur ipsi, atque aliis fruendum eriperemus; more praepotentium, qui possident fines gentium, quos ne circumire equis quidem valent; sed proculcandos pecudibus, et vastandos (ac populandos) feris derelinquunt, aut occupatos nexu civium, et ergastulis tenent.«

Vetereta vero significant, ut censeo, agros, qui plures per annos a segetibus cessarunt. Hanc vocem et simul voces *vervacta*, *novalia* et *restibilia* explicare, hic locus est, nam haec explicatio plana et recta fieri nequit, nisi cum iis, quae de agros colendi ordinibus exposuimus, comparatur.

§. XIV.

Vervactum, de quo primum dicendum est, pertinet ad eum ordinem, quem frumentarium vocavimus.

Hunc enim ordinem sequentes Romani agricolae, ut supra demonstratum est, agrum unius anni cessatione seu quiete recreare solebant, eumque cessantem vervactum nominabant, cum vere aratione ageretur. »Quidam«, Plinius XVIII. 19. inquit«, utique ab aequinoctio verno proscindi volunt. Quod vere semel aratum est, a temporis argumento vervactum vocatur.« Unde apparet voces *vervacti* et *vervagere* nostris appellationibus *Brache* et *Brachen* respondere.

Columella II. 1. 5. »Neque enim idcirco«, inquit, »rudis et modo ex silvestri habitu in arvum transducta foecundior haberi terra debet, quod sit requietior et junior; sed quod multorum annorum frondibus et herbis, quas suapte natura progenerabat, velut saginata largioribus pabulis, facilius edendis educandisque frugibus sufficit.« At non solum idcirco agri Romani cessabant, ut his velut pabulis absumptae vires restituerentur, sed etiam ut frequentissime possent arari. Agrum cessantem seu vervactum ter, nec raro quater et saepius aratro tractabant, censes, compluribus iterationibus sic resolvendum esse in pulverem, ut vel nullam, vel exiguam desideret occasionem, cum seminavissent. Nam veteres Romani dixerunt male subactum agrum, qui satis frugibus occandus sit. Vid. Colum. II. 4. 2.

§. XV.

De etymologia verbi *vervacti* Gesnerus in Indice disputans, Plinium, vervactum a temporis argumento derivantem, audiendum esse, negat, cum Columella XI. 2. 32. haec dicat: »quae mense Januario vervacta fecimus, nunc ultima parte Martii sunt iteranda«, mensis vero Januarius ad ver non pertineat. De qua reprehensione Plinium absolves, si ad haec verba Columellae in eodem capite respexeris: »Ne discedamus,« inquit, »ab optimo vate: *Vere novo terram proscindere incipiat*. Novi autem veris principium non sic observare rusticus debet, quemadmodum astrologus, ut expectet certum illum diem, qui veris initium facere dicitur; sed aliquid etiam sumat de parte hiemis, quoniam consumpta bruma, jam intepescit annus, permittitque clementior dies opera moliri. Possit igitur ab Idibus Januariis (ut principem mensem Romani anni observet) auspicari culturarum officia; quorum alia ex pristinis residua consummabit, atque alia futuri temporis inchoabit.« Caeterum Columella non omnes agros Januario mense proscindendos esse dicit, sed tantum siccos et pingues. »Nam uliginosi,« ait XI. 2. 8. »et mediocris habitus sub aestate vervagendi sunt: macerrimi vero et aridi post aestatem primo autumnio arandi, et subinde conserendi.« Cf. Pallad. II. 3. III. 2. et VIII. 1.

Gesnerus vocem *vervagere* a *vertendo* seu *ver-*

sando agere derivare mavult, quam a *vere agere*, quod *agere* per se vix significet *vertere*. Sed ei haec opponenda sunt: Primum vis vocis *vervagere* est *terram vere, arare*, non solum *proscindere* seu *vertere*, sed etiam *iterare*. Quare Columella XI. 2. 52. dicit: »Sed et proscissum vervactum optime nunc iteratur.« Gesnerus quidem alterutrum vocabulum (vel proscissum vel vervactum) supervacaneum esse contendit, sed non audiendus est. Deinde non dubito, quin *terram agere* per se significet *terram arare*, cum vox *agitatio* in multis locis hanc vim habeat, e. g. Colum. II. 2. 6. et II. 1. 4.

§. XVI.

Virgilius quoque monet, Georg. I. 95 — 103., ut terra maximeque cessans arationibus compluribus agitetur:

95 „ — — — — — neque illum

Flava Ceres alto nequidquam spectat Olympo;

Et qui, proscisso quæ suscitât aequore terga,

Rursus in obliquum verso perrumpit aratro,

Æseretque frequens tellurem, atque imperat arvis.

100 *Humida solititia, atque hiemes orate serenas,*

Agricolae; hiberno lætissima pulvere farræ,

Laetus ager; nullo tantum se Mysia cultu

Jactat, et ipsa suas mirantur Gargara messis.«

Perperam haec poetae præcepta ii interpretantur, qui sunt, poetam in versibus 100 — 103. de

tempestate, quae semen sparsum excipiat, monere; nam hi versus, ut conseo, ad praecedentes pertinent, ita ut sententiae haec sit progressio: »Et ille maktum jucat arva, qui prociissam terram frequenter aratione exercet et arvis imperat, quod fieri potest, si hiems (i. e. Januarius, Februarius et Martius mensis) non humida, sed serena est; quare orate, agricolae, ut aestas quidem humida, hiems vero serena sit, ut hieme, seu vere novo vervactum compluribus arationibus in pulverem resolvi possit.« Conf. Cöhm. II. 4. 2: Huc accedit, quod poeta etiam in sequentibus versibus 104 — 175 de aratione, non de satione loquitur, in versu 204. denique ad sementem transit.

§. XVII.

Ad vocem *vetereti* explicandam veniamus.

Vetere tempore, quo agricultura viguit, unum modo annum semente agri cessabant, postero autem, latifundiis factis, plures in annos cessatio extrahabatur, et agri, qui tam diu inculti erant, vetereta vocabantur, vel quod veteris tempore colebantur vel quod sicut muliebris sextas aetate anili jam confecta progenerandis foetibus erant inhabiles. Vetereta, multorum annorum cessatione recreata, cultu renovantur. Unde apparet, voci *vetereti* appellationem *Dreeschland*; quae in Holsaticis, Megalopolitanis atisque Germaniae terris, tibi ex ordine pascuoso agri coluntur,

in usu est. Ager, qui per multos annos cessavit, *ihl*
altles Dreeschland vocatur, qui vero tantum paucos,
junges Dreeschland.

Cato et Varro, antiqui agriculturae magistri,
 nusquam de veteretis loquuntur. Columella vero, qui
 saepius vixit, saepius eorum mentionem facit. In non-
 nullis quidem Columellae locis varias lectiones videm;
 cum plures codices *vervactum* non *veteretum* habent,
 sed ex toto Columella *vetereti* vox expungi nequit, cum
 in libro II. 10. 4. *veteretum* omnes codices agnoscant,
 et Robertus Stephanus in fine editionis suae moneat,
 in Columella II. 10. 5. ex vetusto codice legendum *ve-*
teretum. Huc accedit, quod in plurimis eorum locis,
 ubi lectiones variant, vervacti significatio ad Columel-
 lae praecepta minime quadrat. Varietas vero lectio-
 num ex librariorum imperitia profecta est.

Sensu, quò diximus, vocem *vetereti* Columella
 sine dubio in his locis posuit: I. 3. 10. et 11. ubi di-
 citur, amplissima illius aetatis vetereta, pecundibus pro-
 cultanda derelicta, minores quaestus referre, quam
 olim Liciniana septena jugera retulerint. Deinde X.
 2. 4. et 5. monet, ut phaseolus in vetereto vel melius
 pingui et restibili agro seratur, fabaeque pinguis-
 simus locus vel stercoreatus destinetur, et si veteretum sit in
 valle situm, quod a superiore parte succum accipiat.
 Quo in loco non de vervacto sed vetereto agi, apparet,
 cum in agro, qui nec stercoreatus nec pinguis-
 simus sit, phaseolus et faba seri nequeant, nisi antea plures per

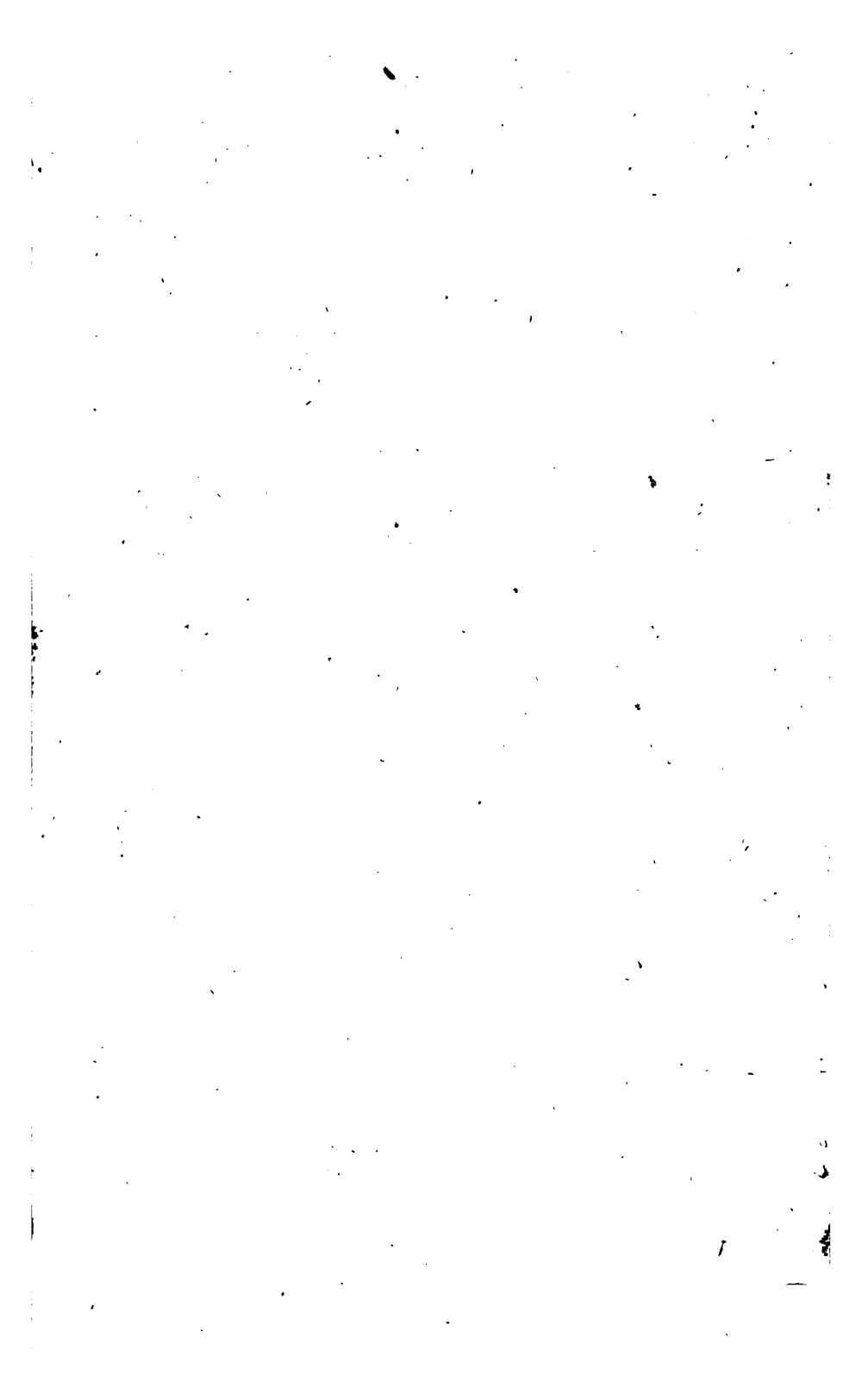
annos solum cessaverit. Denique Columella II. 12. 2. modios quatuor vel sex in vetereto duas operas bubulcorum destinare, et in pestibili unam, referens, sine dubio non vervacum sed veteretum ante oculos habet, nam non vervacum sed veteretum, tandem cessat, ita tantopere duravit, ut operarum usum duplicet. Ceterum moneo, Gallos hodieque agrum ejusmodi partim, *Guere* partim *Vet* appellare. Vid. Gesn. comp. voc. in Var. Lib. I. cap. 45. *Guerebus* a *Guere* in

§. XVIII.

Restibilis terra a Romanis scriptoribus ea vocatur, quae quotannis in pristinum statum restituitur, id est quotannis obseita est. Ergo restibilis agri veteretis et vervacis, quae interdum cessant, opponuntur. Vid. Var. I. 44. 2. Colum. III. 18. 1. Cat. XXXV. 2. Appellatio vero *novale* seu *novalis* ager seu *novus locus* intelligitur de terra culta, quae post cessationem primum aratur, interdum etiam de terra, quae plane ex incultis primum colitur. Quare non raro haec vox *vetereti* vice ponitur. Eandem vim habet appellatio vernacula *Neuland*. Conf. Colum. VI. praef. 1. et II. 2. 41. Var. I. 29. 1. II. praef. 2.

Nunc vero veniendum est ad id, quod hanc scribendi opportunitatem mihi praebuit. Serenissimi enim hujus Academiae Altiores oeconomiae politicae pro-

factoris ordinari locum in amplissimo philosophorum
 ordine mihi clementissime mandarunt. Cujus quidem
 beneficii me memorem esse, quinquam amplissimam
 ostendendi occasionem ipsa hujus muneris administratio
 mihi oblatura sit, tamen auctorum gratum votis pro
 Summorum Nutritorum et Academiae salute nuncupan-
 dis publice interpretari, fas est. Ex more et instituto
 igitur id facturum sum oratione d. III. m. Junii hora XI.
 in Auditorio Academico habenda, *oeconomicae litte-
 rae an dignae sint, quae in litterarum universitate
 doceantur, et earum cathedra an in amplissima
 philosophorum facultate recte posita sit*, breviter
 exquiratur. Quem actum solemniem ut **MAGNIFICUS
 ACADEMIAE PRORECTOR, CURATOR SPLENDIDISSIMUS,
 PATRES ACADEMIAE VENERANDI, PROFESSORES IL-
 LUSTRES, EXCELLENTISSIMI, DOCTORES CLARISSIMI,
 COMMILITONES HUMANISSIMI** praesentia sua ornare
 velint, ea, quae par est, observantia erò rogoque.





DE

OECONOMICIS FACULTATIBUS

IN

GERMANIAE ACADEMIIS CONSTITUENDIS.

ORATIO

**OECONOMIAE POLITICAE PROFESSIONIS ORDINARIAE
AUSPICANDAE CAUSA**

IN

ACADEMIA JENENSI*

DIE III. MENSIS JUNII MDCCCXXIX

HABITA

A

FRIDERICO G. SCHULZE,
PHILOSOPHIAE DOCTORE.

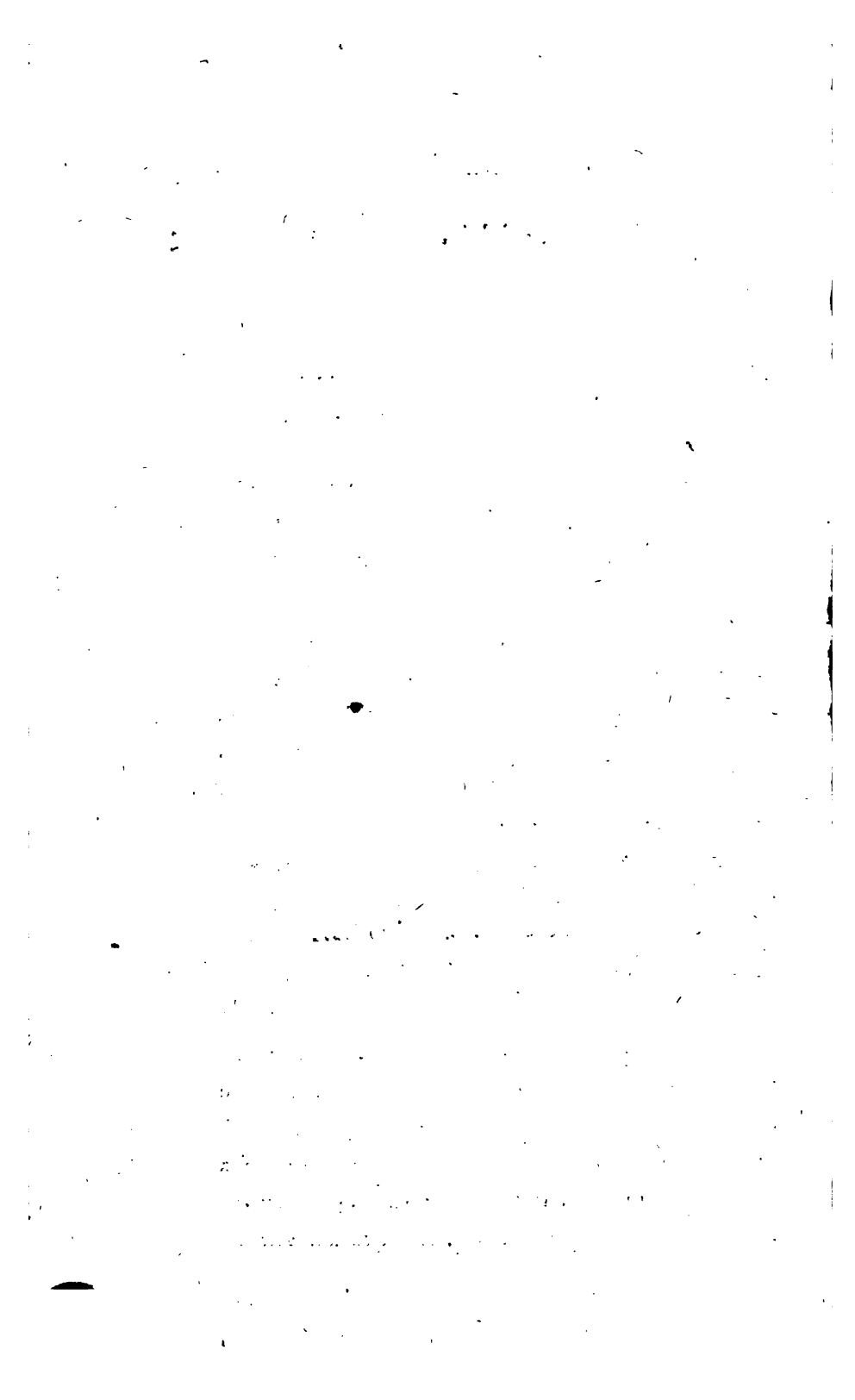
Fridericus Schulze

JENAE,

TYPIS FRIDERICI FROMMANNI.

Prostat apud eundem.

166



PRORECTOR ACADEMIAE MAGNIFICE
DECANE MAXIME SPECTABILIS
ET CETERI BONARUM ARTIUM PROFESSORES
AC DOCTORES AMPLISSIMI, CLARISSIMI
VOSQUE COMMILITONES ORNATISSIMI ATQUE AMAN-
TISSIMI.

Cum Summi Viri, quorum imperio et munificen-
tia nostra Academia viget, oeconomiae politicae pro-
fessoris ordinarii locum in amplissima facultate philo-
sophorum mihi mandaverint, ut oratione hoc munus
tandem aliquando rite auspicer, leges Academiae prae-
scribunt. Mihi vero, et cujus rei causa in hunc sug-
gestum adscenderim et ad quos verba facturus sim,
cogitanti, videtur nullo in argumento meam, orationem
commodius posse versari, quam si de hoc munere
ipso, quod mihi mandatum est, breviter exponam.
Primum igitur, bona cum venia vestra, oeconomia
an digna sit, quae in litterarum universitate doceatur,
deinde ejus cathedra an in amplissimo philosophorum
ordine recte posita sit, exquiremus.

In scholis, quae de scientiae universitate nomina
ceperunt, universitas non earum rerum, quas scimus,
docenda est, sed tantum earum, quarum scientia

vitam humanam valde juvat et sine magna ingenii contentione magnoque doctrinae apparatu acquiri nequit. Multi vero de iis litteris, quae oeconomicae vocantur, talem animo imbiberunt sententiam, ut earum tractationem leve quiddam esse et nugatorium existiment, in iis non exquisitam ullam, sed de triviis haustam doctrinam requiri opinentur, industriam in earum studio positam reipublicae non fructuosam esse putent, atque igitur his disciplinis in universitate locum esse concedendum, negent. Quae sententia ut melius dijudicetur, operae pretium est, initio, quaenam sit istorum contemtorum oratio, cognoscere. Quid magni negotii est, inquit, vectigalium rationes conficere et confectas dispungere? Quae magna eruditio est, scire, quanti pistor panes, et lanus carnes vendere debeat? Nonne ridiculum est, in Academia ad agros arandos et pecora pascenda homines instituere, cum vulgus sine ulla disciplina haec opera facit? Quod emolumentum ex tali Academica institutione percipi potest? Nonne homines oeconomicarum disciplinarum cathedris carentes, per multa saecula vixerunt?

In eo quantopere qui oeconomicarum litterarum studia conantur deprimere, errent, facile ex iis, quae dicturus sum, intelligitur. Nam in omnibus doctrinis, ad vitae usum adhibendis, manuum quaedam opera necessaria sunt, quae sine magna mentis actione fiunt, ita ut in iis discendis non ingenii sagacitate et

studii sedulitate, sed imitatione et exercitatione opus sit. In medicina exercenda, exempli causa, sanguinis ictus tentare, venas aperire, vulnera alligare et emplastra linere, in re judiciali vero acta consuere, ad comprehendendos fures litteras scribere, et multa alia opera, quae fere sine ulla ingenii contentione fiunt, peragere necesse est. Theologus ipse nonnulla negotia, quae sine academica institutione disci possunt, expedire debet, exempli gratia, infantes aquis sacris perfundere, conjugium sacro ritu inaugurare. Ecquis est, qui hanc ob causam medicinae artem, rem judicariam seu theologicam in universitate docendam esse, neget? In oeconomia expedienda plura quidem opera, non subtili judicio sed exercitatis manibus egentia, conficienda sunt, quam in ulla alia arte, attamen in ea etiam permulta negotia peragenda, quae sine ingenii acumine, judicii subtilitate et studii strenuitate disci nequeunt. Oeconomia enim id spectat, ut terra in hominum potestatem, quantum fieri possit, redigatur, ita, ut hominum multitudo habeat, quidquid ad vitae usus et suavitates, inprimis ad mentem excolendam adhiberi possit. In terra verò tractanda terrae natura respicienda est. Quare oeconomiarum disciplinarum fundamentum positum est in physica, chemia, physiologia aliisque in artibus, terrae naturam explicantibus, quae nullo adversante in litterarum universitate locum tenent. Jam si oeconomiarum disciplinarum fundamentum Academico studio

dignum est, oeconomicis ipsis haec dignitas jure abjudicari nequit.

Huc accedit, quod, ut mea fert sententia, ad nonnullas earum a summo et penitus quaerendas etiam psychologiae studium necessarium est. Quamquam enim homo sine corporis sui membris terram tractare nequeat; minime tamen corporis, sed animi viribus terram subigit, nam ab animo corpus pendet et ejus imperio subest. Multae gentes, in Africa et Asia habitantes, corporis robore et dexteritate, nec minus soli fertilitate coelique lenitate nobis antecellunt, minime tamen rerum, quae ad vitam sustentandam et ornandam valent, tantam copiam habent, quanta nos pollemus et floremus, idque propterea, quoniam in illis gentibus mentis vires multo minus sunt exultae et confirmatae. Jam cum in terra tractanda prosper successus a mentis viribus pendeat, eum, qui hanc tractationem penitus perspicere voluerit, quae mentis nostrae vires sint, scire, necesse est. Oeconomus, qui in terra subigenda tantum terrae, non mentis etiam humanae vim et naturam respicit, non minus claudicat, quam praetor, qui in bello gerendo tantum hostilium virium rationem habet, suasque ipsas cognoscere negligit. Jam cum oeconomicae litterae non solum physice, sed etiam doctrina de mente humana veluti fundamento nitantur, eo latius in his litteris campus patet, ubi ingenii acumen et judicii subtilitas

excurrere possint, eoque digniores sunt, quas academicae bonae artes sorores agnoscant.

Sed non solum dignitatem, verum etiam utilitatem nostrarum litterarum studio isti abjudicant. Nonne, inquit, homines oeconomiarum artium cathedris carentes, per multa saecula vixerunt? Vixerunt, respondeo, sed male; eorum enim plurimi rebus, vitam humanam sustentantibus et ornantibus, eguerunt. Qua egestate ne in posterum vita humana prematur, res oeconomicae, privatae et politicae, disciplinae ratione et via sunt excolendae et docendae. Nonne olim etiam medicinae et jurisprudentiae cathedris carentes homines vixerunt? Ecquis est, qui hanc ob causam contendat, harum artium institutionem academicam supervacuum esse?

Vetere tempore res terrenas, ad vitam humanam sustentandam et ornandam necessarias, sine servorum usu parare non potuerunt. Quare ipsi in Graecis et Romanis terris plurimi homines servitute et paupertate premebantur, paucissimi libertate et opibus gaudebant. Jam cum, qua via sine ulla servitute multo majores opes possint acquiri, oeconomica doctrina ostendat, ad libertatem tuendam augendamque et servitutem extirpandam hac doctrina nil magis valere, apparet. Nonne nostro tempore eruditorum omne desiderium omnisque conatus eo redit, ut servitus deprimatur et libertas magis in diem magisque crescat? Nonne igitur humana societas spem melioris fortunae

in oeconomica doctrina excolenda et exercenda ponere potest et debet?

A multis tamen eruditorum oeconomicas litteras contemni, non mirum est, cum eae adhuc adolescentes, ne dicam infantes sint, et cum eas plurimi in libris et cathedris leviter et jejune proponant et, quae oculis et usu facillime intelliguntur, intolerabili verborum mole demonstrent; quae vero subtili et perspicace doctrina egent, silentio transeant.

Quamquam vero oeconomicae litterae nostro tempore a multis inepte tractantur et a plurimis despiciuntur, nonnulli tamen jam initio praeteriti saeculi eas magni aestimarunt et, quae in universitate docerentur, dignas duxerunt. Anno millesimo septingentesimo duodecimo Julius Bernhardus de Rohr in Lipsienſi Academia dissertationem de excolendo studio oeconomico, tam principum, quam privatorum, publice praeſlara doctrina defendit. Prosperiore vero successu, nec minus excellenti doctrina nostrae artis causam dixit Christianus Thomasius, vir non minus reipublicae amore, quam doctrinae amplitudine et elegantia conspicuus. Is, postquam ipse in Academia Hallensi de oeconomia politica lectiones habuerat, et haec studia nonnullis in libris commendatione sua ornarat, Fridericum Wilhelmum Primum, demonstrationibus prudenter et strenue institutis, eo adduxit, ut anno millesimo septingentesimo vicesimo septimo

in illis scholis, quae Hallae et Francofurti florabant, oeconomicis litteris peculiare cathedras institueret.

In his academiis, ubi primum nostrae litterae Academicam dignitatem consecutae sunt, ad Philosophorum facultatem earum cathedra adjecta est, idemque factum in nostra universitate et in plurimis ceterarum. Qua in facultate oeconomicae litterae an recte positae sint, mihi breviter quaerenti, aures, quaeso, Auditores, paulisper adhibete.

In Parisina litterarum universitate, quae omnes ceteras vetustate antecellit, inde ab incunabulis Philosophica facultas, quod neminem latet, illas septem artes ingenuas amplexa est, quas hominis liberaliter educati studio dignas Graeci et Romani existimaverunt; unde factum, ut primo tempore activa facultas vocaretur. Ceteris vero tribus facultatibus, quae duodecimo saeculo philosophicae accesserunt, eae partes fuerunt, ut juvenes ad quaedam reipublicae munera administranda instituerent. Ad Parisinam scholam Germaniae academiae sese ita accommodaverunt, ut quatuor facultates fierent earumque tres muneribus theologorum, jurisconsultorum et medicorum discendis constituerentur, in quarta vero omnia ea studia conjungerentur, quae, quisquis bene eruditus hominis nomen consequi voluerit, exercere deberet. Quae cum ita se habeant, in hac studiis aedificata domo facultas philosophica non appendix est, postero tempore adstructa et parvo momento aestimanda, sed fun-

damentum, vetustate et utilitate maxime conspicuum. Nec incommode hic ordo amplitudinis nomine ornatus est, omnes enim litteras tanquam mater nutricans amplecti debet.

Hanc destinationem quidem et finem philosophica facultas obtinuit, in partes tamen aliter divisa est, quam illa antiqua artium facultas, et novae partes adjectae sunt. Jam cum inter litteras, quae hac in facultate docentur, philosophia in firmanda hominum cognitione principatum teneat, illud proverbium: "*majori fit denominatio*" veritati hic respondet.

Hanc doctrinam, qua nihil praestantius hominum generi a diis immortalibus dari potuisse, Plato dixit, et historiam, philologiam, eloquentiam et mathesin ad ea studia pertinere, quae omnibus juvenibus, ad bene eruditorum nomina adspirantibus, exercenda sint, permulti quidem, paniferarum lectionum nimia cupiditate obcaecati, non sentiunt, bene eruditi tamen omnes concedunt. Quare universas has litteras in philosophica facultate recte positas esse, constat. Artes vero naturales, quae vocantur, physicen, chemiam, botanicen, mineralogiam, zoologiam et physiologiam dico, eandem ad facultatem pertinere, e litteratis ipsis nonnulli negant, eas ad medicorum facultatem adscribentes. Quam sententiam probare nequeo. Omnes enim illarum artium, quae naturales vocantur, non, ut theologia, jurisprudentia et medicina faciunt, in quibusdam publicis seu privatis muneribus administrandis homines instituunt, sed qualia corpora quaque natura sint, explicant, ita ut iis disciplinis, quae in corpore hominum et pecorum sanando terraeque subigenda, id est in oeconomia versantur,

fundamento sint. Sin vero litterae naturales tantum medicorum doctrinae fundamento essent, gratioſo ordini eas negare nollem, sed cum oeconomicae quoque iisdem tanquam fundamentis innitantur, eae in amplissimum philosophorum ordinem adscribendae mihi videntur.

Jam si hunc ad finem philosophica facultas constituta est, oeconomicae litterae commode in ea locum non tenent, quoniam ad studia, ab omnibus eruditiss exercenda, referri nequeunt, neque aliis litteris fundamento sunt. Nihilo plus vero in theologorum, jurisconsultorum et medicorum facultatibus locum vindicare possunt. Quare iis peculiarem facultatem esse constituendam, apparet. Id jam in nonnullis academiis et nuper in Tubingensi factum est. Quae quinquepartita facultatum divisio ex mea sententia harum rerum partiendarum naturae multo magis consentanea est, quam solita. Litterarum enim, quas quaeque universitas amplecti debet, duo genera sunt, alterum earum, quibus omnes, ad eruditorum nomina adspirantes, studere debent, alterum harum, quae tantum a nonnullis juvenibus discendae sunt. Illae ad philosophorum facultatem pertinent, hae vero ad ceteras facultates, quarum unaquaeque cujusdam muneris administratione juvenes instituit. Haec institutio vero reddit ad quatuor munera: primum ut cives in animi humani pietate excolenda juventur, secundum ut in hominum societate jura defendantur, tertium ut corpus humanum conservetur et sabetur, quantum denique, ut ex iis rebus, quae in terrae propatulo et penetrabilibus sint, vitae humanae quam maxima utilitas afferatur. Ergo praeter philosophorum facultatem qua-

tnor facultates constituendae sunt, quarum tres religionem, jns et valetudinem et quarta terrae imperium seu oeconomiam curare debet. Quarta deficiente, in partienda artium universitate magni momenti partem praetermissam esse, ex iis, quae diximus, intelligitur.

Quamquam vero haec sententia firmissima constat, attamen summos viros, qui primi universitates litterarum instituerunt, minime vituperem, quod facultatem oeconomicam praetermiserint, nam illa aetate oeconomicae litterae deerant et antea semper defuerunt. Nec illos, qui his artibus, in universitatem adscriptis, peculiarem facultatem non constituerunt, reprehendam, eae enim tum infantes erant, sine amplitudine et firmitate, et pauci juvenes ad haec studia aspirabant. Huc accedit, quod ad novam oeconomicam facultatem instituendam multum pecuniae et ad institutam sustentandam multi redditus postulantur, nam plurimum doctorum cathedrae et sumtuosi paratus necessarii sunt, ut amplitudinem et dignitatem, qua illi quatuor ordines vigent, novus ordo aemulari possit.

Quae cum ita sint, profecto multum habemus, quod oeconomicae doctrinae gratulemur, quae ad philosophorum amplissimum ordinem adscripta sit; iis enim artibus, quibus omnes ceterae innituntur, conjuncta, adolescet, et adulta denique sui juris vivet, majore quidem honore et prosperitate, quam in quibusdam scholis vixit, ubi adhuc adolescens in propria facultate collocata erat.

Vir illustrissimus, cujus eloquentiae fulmen doctrinaeque lumen hoc in suggestu saepe fulgent, nu-

per de academiarum origine haec dixit: *) »Quod saepenumero accidisse cognovimus, ut a tenuibus et parvis initiis res maximae proficiscerentur, idem evenit Academiis, quae sane non videbantur ad tantam, qua pollent, dignitatem perventurae, quum saeculo duodecimo hoc reipublicae scholasticae genus constitui coepisset.« Idem eventurum esse oeconomicis literis, spero et praedico. Eae amplitudine, firmitate et dignitate crescent, earumque studio omnes homines imbuentur, qui publica oeconomica munera administraturi sunt, nec minus ii, qui agrorum sylvarumque culturam, opus metallicum, opificum et mercatorum negotia seu ullam aliam oeconomicam artem privatim tanto cum quaestu exercebunt, qui ad vitam tuendam et exornandam sufficiat. Juvenum harum artium studiosorum numerus, quantuluscunque nunc sit, posteris saeculis tanta incrementa capiet, ut universitatum moderatores oeconomicam facultatem constituisse possint et debeant; haec vero constituta audientium frequentia caeteras facultates aequabit, fortasse superabit. Quae frequentia ne nimia fiat, non verendum est, cum plurimi oeconomiae studiosorum juvenum non ad publica munera administranda, sed ad artes privatim exercendas sese confirment.

Nec Oeconomica doctrina, nunc a multis contempta et irrita, flore misso, vindictam expetet, neque nimium sibi sumet, sed potius, istis malefactis obli-

*) De dignitate Rectoratus Academici ipsius Academiae dignitatem tuenti. Oratio in auspiciis Rectoratus Academici Jenensis a Serenissimo Principe Carolo Friderico magno duce Saxoniae rite suscepti habita a D. H. C. A. Eichstadio. Jenae. Prostat in bibliotheca Branniana. 1828.

vioni traditis, omnium beneficiorum, quibus ab aliis artibus juta et ornata fuerit, memoriam servabit et gratiam splendidissime reddet. Haec enim doctrina, omnium rerum, quae ad vitam sustentandam et exhilarandam valent, genitrix, aeraria, Musarum sedibus constituta, locupletans, litterarum praesidia augebit et nova adjiciet; omne studium frugiferum remunerabitur; professorum, ex ordine et extra ordinem docentium, reditus multiplicabit, ut habeant, unde vitam suam sustentent et exhilarent; ipsosque privatim docentes, qui nunc longinqua spe melioris fortunae se pasci clamitant, studiorum remuneratione cumulabit. Sed non solum docentes, verum etiam audientes sorte uberiore juvabit; paupertatis testimonia ad maximam paucitatem, syngraphas vero patrum ad insolitam frequentiam et inauditam ubertatem rediget. Tum omnes studiosi satis habebunt, unde animum, litteris vacantem, juvent et corpus reficiant. Qua in refectioe farcimina assis et hordeaceus potus vino cedent. Postquam vero hoc modo audientium frequentia et pecuniarum pompa creverint, (non istam dico pecuniarum pompam, quam jocosè studiosi vocant, sed veram) quaestura vigeat, uberrimam aurifodinam post se relictura.

Illa aetate, aureae nomen re vera tuitura, quisque industrie docteque docens modo tamdiu lectiones habebit, quoad corporis vires valebunt; postea vero, Horatii exemplum sequens, in otio ruris remoti paratis fruatur et beatam honestamque senectutem deget, oeconomicae artis munificentiam Maecenatianam grato animo venerans.

Haec posteris saeculis eventura esse, spero, ar-

gumenta vero, quibus mea spes firmatur, silentio transeo, cum temporis et vestrae, Auditores, satietatis ratio me monet, ut vela contraham portumque respiciam. Itaque perorabo, si prius vota fecero.

Primum ad vos, optimi et amantissimi juvenes, qui me duce in oeconomicis litteris versati estis, precationem meam verto. Pergite, quaeso, solita mentis alacritate, discendi cupiditate et studii sedulitate has litteras et omnes artes, quae earum adjutrices sunt, colere, solitam dixi, quae mihi hucusque maximo gaudio fuit. Vos vero, juvenes humanissimi, qui novi in lectiones meas acceditis, cum illis studio contendatis. Vosque omnes, qui vitae tabernacula in oeconomicis artibus collocastis, eas tanta ingenii subtilitate et laboris strenuitate semper colatis, ut Vestra studia ad earum florem valeant. Connitimini, quantum potestis, ut obtrektoribus nostris omnem maledicentiae ansam eripiatis.

Vos vero, commilitones ornatissimi, qui oeconomiam non profitemini, maximeque Vos, qui in publicis muneribus administrandis, in legibus sanciendis et exercendis, in causis dijudicandis versaturi, seu in comitiis rem publicam curaturi estis, Vos etiam atque etiam cohortor, ne litterarum oeconomicarum rudes sitis. Vestrarum vero artium recentiori aetate incredibiliter amplificata spatia respiciens, non omnes oeconomicas litteras Vobis tractandas commendo, sed tantum eas, quae ad civitatem regendam pertinent, oeconomiam politicam et nationalem dico. Quae studia Vobis olim maximo et usui et ornamento futura esse, persuasum habeatis.

Jam Vos, collegae maxime venerandi, ut Vestri

ingenii subtilitate; Vestrae doctrinae amplitudine Vestraeque commendationis auctoritate oeconomicas artes juvare et ornare atque Vestra benevolentia et amicitia me fovere pergatis, opto, oro et obsécro.

Principibus vero Serenissimis, penes quos Academiae imperium et tutela sunt, aeternam gratiam habeo, quod hac in Musarum sede splendidissima et hoc in professorum amplissimo ordine locum mihi mandarunt. Cujus honoris et felicitatis ut dignus videar, quantum conniti atque efficere poterò, tantum ad oeconomicam doctrinam excolendam et docendam conferam.

Denique ad Te, Summe Deus, supplicibus votis me convertò. Tua potenti tutela Academiae indulgentissimos Altiores amplectere; hanc litterarum artiumque celeberrimam sedem jube postero tempore magis magisque efflorescere, ejusque pristinam auctoritatem et gloriam conservari.

5

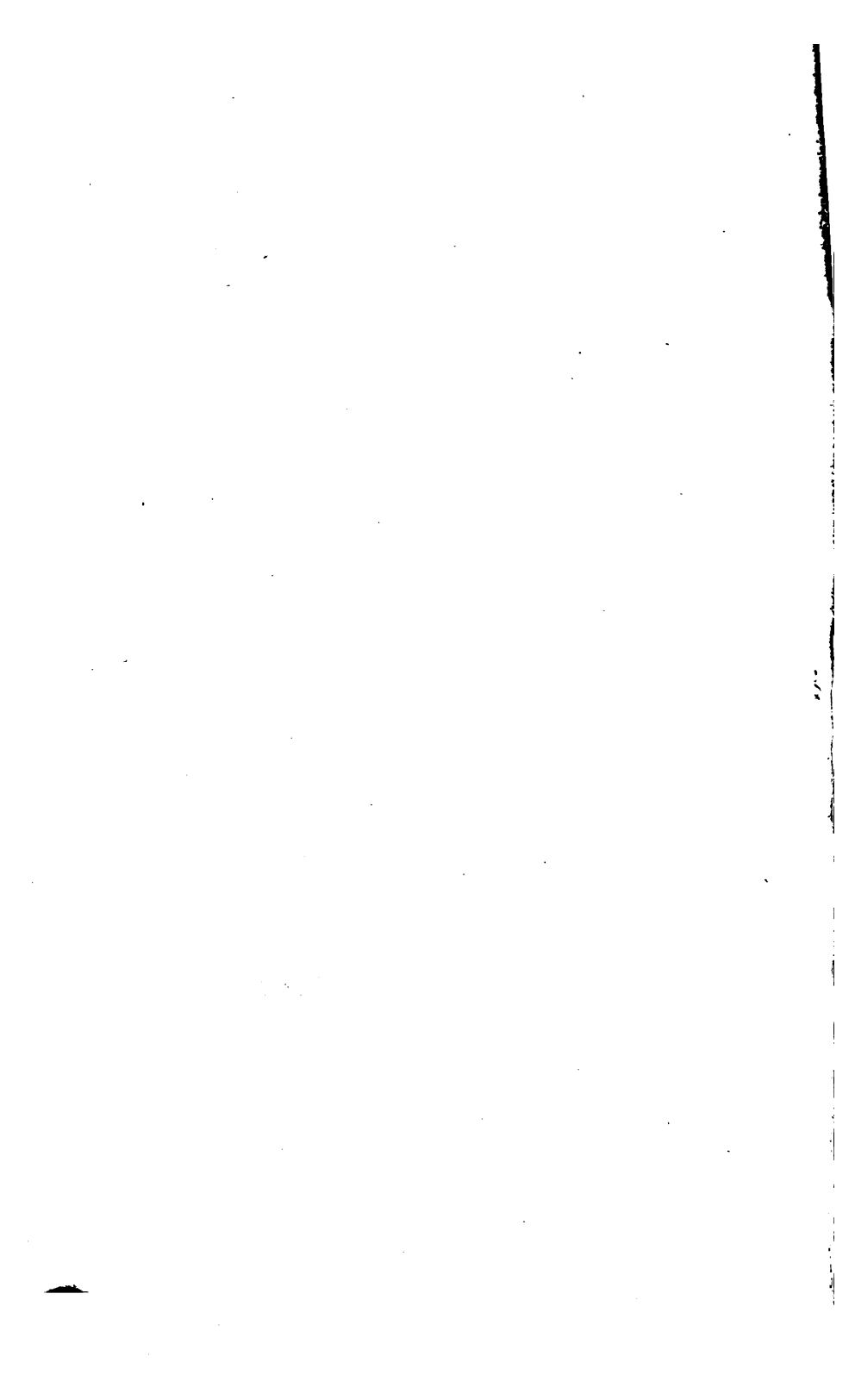
dem Herrn Prof. Dr. C. H. Prace

als Zeichen der Anerkennung

Ag. 7315



Dr. W. H. Prace





DE
PRAESENTI STATV AGRICVLTVRAE AEGYPTI.

DISSERTATIO INAVGVRALIS
QVAM
CONSENSV ET AVCTORITATE
AMPLISSIMI PHILOSOPHORVM ORDINIS

IN
ALMA LITTERARVM VNIVERSITATE
FRIDERICA GVILELMA
PRO SVMMIS
IN PHILOSOPHIA HONORIBVS
RITE SIBI CONCEDENDIS
DIE XIII. MENSIS IVLII A. MDCCCL.

PVBlice DEFENDET
AVCTOR
AVGVSTVS THEODORVS STAMM,
BEROLINENSIS.

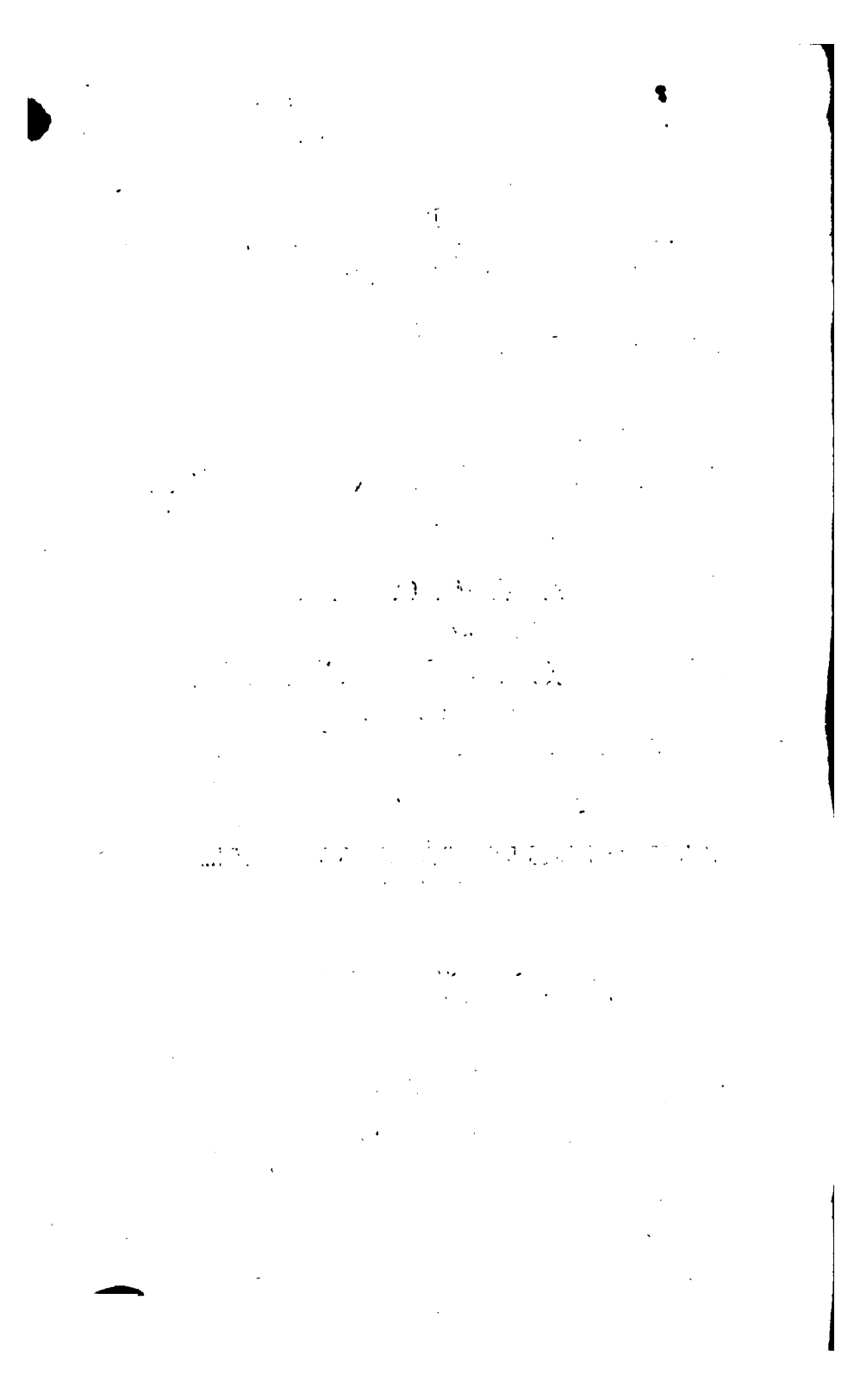
Aug 15 - 1872-1892-66

OPPONENTIBVS:

H. LINZ, IVR. VTB. DR.
C. A. WEBER, IVR. VTB. DR.
H. BRVGSCH, PHIL. CAND.

BEROLINI,
TYPIS A. G. SCHADII.

44926



PRAEFATIO.

Anno MDCCCXLIV exeunte et sequentis initio in Aegypto commorabar, praecipue huius terrae rationi civili, quae in Nili valle agricultura omni tempore fulta est, operam navans. Quum autem „*Mehemed Ali*“ regnante agricultura Aegyptiaca maxime commutata sit, et ex quo tempore „*Girard*“ librum suum praestantissimum, cui nomen est, „*Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Égypte*“, composuit, prorsus novae plantarum culturae introductae, aliaeque valde commutatae sint, praesentem rei rusticae statum minime eo consilio descripturus sum, ut singulas culturas ab omni parte examinem sed ut universalem descriptionem ad praecpta revocatam adumbrem, quae respectu praesentis agriculturae Aegypti status hucusque desideratur. Libris aliorum scriptorum inspectis et

in usum meum conversis maxima diligentia has
res in ipsa terra perscrutatus sum. Quam ob
rem commentationem meam, ante plures annos
iam inchoatam nunc confectam, aliquid novi prae-
bituram esse confisus libellum summis et peril-
lustrissimis Ordinis Philosophorum viris disserta-
tionis inauguralis loco tradidi.

I. SOLUM ALIAEQUE NATURAE CONDITIONES, EX QUIBUS IN AEGYPTO AGRICULTURAE PROVENTUS PENDET.

§. 1. DE SOLI SITU ELEMENTISQUE.

Cultus et ad colendum aptus Aegypti ager a cataractis prope „Assuan“, id est, ab extrema terrae parte meridionali usque ad 4 „lieues“ a Cairo septentrionem versus in formam vallis longe porrectae, plus minusve 3 „lieues“ latae, extensus est, quem medium Nilus, tamquam arteria vitalis, perfluit. Septentrionali tantum parti huius angusti tractus in occidentali fluminis ripa fecunda planities adhaeret, a Libycis montibus circumdata, nomine „Faium“ satis nota. Amnis, qui Aegyptum usque ad 4 „lieues“ ab urbe Cairo versus septentrionem indivisus perfluit, hic in duo valida flumina dividitur, quae et orientale et occidentale latus illius trianguli celeberrimi formant, cuius pars septentrionalis mari definitur. Eodem modo, quo prope Cairum amnis dividitur, montes continui Nili vallem ad hunc usque locum limitantes discedunt ac seiunguntur; montes Arabici praeter Nili ripam.

orientalem porrecti prope urbem Cairum e conspectu evolant, occidentales autem Libyci montes magis magisque mutata directione occidentem versus extenduntur. Altitudo media horum montium continuorum 600 pedum P. summam efficit. Omnis Aegypti humus fertilis ex praecipitato amnis limo, id est, alluvione nata est, inferiora enim terrae coria, in quibus animalia marina in lapidem versa integraque tabulata concharum marinarum inveniuntur, argumento sunt, maiorem huius terrae partem quondam mari obtectam fuisse.

Superius terrae corium, cuius elementa illis respondent, quae Nilus hodie quoque secum ducit, a solo flumine oriri potest, ita ut conicias, regionem *Δέλτα* ex maris sinu sensim sensimque in vastam paludem et ad postremum siccando in terram habitabilem esse mutatam. Hac de causa tantam illam humi formationem, quam nostra doctrina investigationibus suis veram agnovit, commemoro, ut factum quoddam inde natum agriculturae maximi momenti proferam. Ripae enim Nili, quum prope eas maxima limi pars remanserit, paulo altiores factae sunt, quam terra magis distans, quo fit, ut, dum ripae fluminum in vallibus inferiores esse solent, hic contrarium accidat solumque inde a ripis paululum deorsum vergat, et eodem modo, quo flumen a cataractis prope „*Assuan*“ usque ad mare Mediterraneum per totam longitudinem suam inclinatur, ita quoque ex eius ripis ad montes usque vallem limitantes declivitas quaedam animadvertatur.

Ex facta analysi professoris „*Regnault*“ limus Nili ex hisce partibus constat ¹⁾:

¹⁾ cf. Analyse du limon du Nil, par le citoyen Regnault. Mémoires sur l'Ég. Tom. I. Paris An. VIII. p. 348 et seqq.

Ex 11	partibus	aquae	
- 9	-	carbogenii	
- 6	-	ferri oxydati	
- 4	-	terrae siliceae	
- 4	-	magnesiae carbonicae	
- 18	-	calcariae carbonicae	
- 48	-	terrae aluminosae.	

In qua re professor „*Regnault*“, copiam terrae siliceae et terrae aluminosae ex diversis locis, unde limus sumitur, diversam esse docet. In Nili ripis limus plus arenae, pro suo maiori pondere hic abundantius praecipitatae, continet, quae etiam una cum aqua in alvei parte altiori provolvitur, ut in fluminis ostiis orae maris sensim sensimque paululum progrediantur efficiens, qui processus prope urbes Damiatam et Rosettam antea propiores mare, quam nunc, evidenter demonstrari potest. Hisce autem orae incrementis Aegyptus minime solum arabile lucratur, sed tantum terram arenosam et sterilem et molestam ¹⁾).

Nili vallis campi feraces iam felici sua mistura arenae argillaeque ad agriculturam aptissimi inveniuntur, tales quoque ex physicis conditionibus effecti. Tametsi Nilus et nunc principia anorganica, aquam siliceam colorantia, secum ducit; tamen optima soli mistura existente omnium maxime elementa organica humore adducta terram fertilem reddunt. Varias enim de Nili limo factae analyses pro diversis locis, ubi limus collectus est, diversa de salibus anorganicis et basibus docuerunt, omnes autem consentiunt elementa inesse organica, nitrogenium continentia (stercorantia), ita ut mirum in modum aqua fecundans plantasque

¹⁾ cf. Dr. F. PRUNER. *Aegypten's Naturgeschichte und Anthropologie*. Erlangen 1847. p. 19.

procreans sua ipsius ope stercoreandi materiam, qua fecundat, gignat.

§. 2. DE INUNDATIONE, DE AQUA PERCOLATA ET DE COELI STATU.

In Aegypto tribus potissimum ex causis hominis diligentia accedente agrorum proventus pendet: ex inundatione, ex aqua percolata et ex coeli statu.

De inundatione. Nilus in Aegypto superiori exeunte Iunio tumescere incipit, sub finem mensis Septembris ad summum altitudinis gradum pervenit, tum autem usque ad sequentis anni aquarum augmentum decrescit, ita ut per tres menses Nilus crescat et per novem decrescat. Quum ex altitudine Nili aquae incolarum salus dependeat, iam per multa saecula amnis statum Aegyptii metiuntur.

Veteres in diversis locis pluribus utebantur mensuris ad Nilum metiendum exstructis, nunc autem una ^{1—3}) tantum per totam Aegyptum in usu est, non procul urbe Cairo in insula „Rudah“ ⁴) aedificata, cuius prima structura anno XCVII Hidjrae confecta est, a qua mensura priori tempore tota insula

¹) cf. J. J. MARCEL. Mémoire sur le Megyâs de l'île de Roudah. Descr. de l'Ég. E. M. Tom. II. p. 16 et seqq.

²) cf. J. J. MARCEL, Mémoire etc. Seconde partie. Descr. de l'Ég. E. M. Tom. II. II^e partie. p. 119 et seqq.

³) cf. Le Père aîné. Mémoire sur la vallée du Nil et le Nilomètre de l'île de Roudah. Descr. de l'Ég. E. M. Tom. II. II^e partie. p. 527 et seqq.

⁴) cf. FRÉDÉRIC LOUIS NORDEN. Voyage d'Égypte et de Nubie. Nouv. édit. Paris 1795. Tom I. p. 81.

nomen Dar (domus) al Mekkias ¹⁾ (mensura) accepit. Ex aquarum altitudine aggeres dependent, duobus fere mensibus post Nili incrementum interseindendi, qui cum canalibus primaria adiutoria sunt, quibus incolae aquam fluminis in suos usus convertunt, cuius arbitrio fere nusquam campi irrigandi relinquuntur. Canales in Aegypto superiori magis minusve in obliquum directi ~~versus montes contin-~~nuos, vallem limitantes, sub montium radicibus continuantur, arva a regione deserta intercludentes. Aggeres transversi canalium cursum ita ²⁾ interrumpunt, ut aqua his aggeribus impedita intumescat et campi partem limitatam inundet. Campis sufficienter submersis agger humorem retinens interseinditur, per quem interseisum aqua diffunditur, canalem sequens, donec ad secundum aggerem pervenit, instar primi aquam retinentem et contra se ita intumescentem, ut in regione utroque aggere transverso inclusa vagetur. Quo facto eodem modo in aggeribus interseindendis ex diverso aquae statu pergitur, sed raro tantum aquarum copia generali inundationi efficiendae sufficit. Ut aquarum reditus in amnem impediatur, huius ripae aggeribus terminatae sunt, qui, ut multi alii, viarum vicem tenent. Aqua ab his riparum aggeribus ita cohibetur, ut eius superficies in campis saepe altior sit, quam in ipso alveo. Terrae lenis declivitas optime irrigationem adiuvat, quae, quod per se patet, in eo consistit, ut inundationis tempore in utraque Nili ripa stagna continua efficiantur, quorum superficies magis magisque proclinatur. Tantum absum,

¹⁾ cf. Edrisii Africae editionem alteram HARTMANNI. Göttingae 1796. p. 369.

²⁾ cf. FRÉDÉRIC LOUIS NORDEN. Voyage d'Égypte et de Nubie. Nouv. édit. Paris 1795. Tom. I. p. 94.

ut hoc loco canalium Aegyptiorum systema describam, quae descriptio vix uno libro expleatur, ut hac re prorsus abatineam, quia in operibus sub 1—6 citatis ii, qui accuratius hoc systema cognoscere velint, statum canalium exeunte saeculo antecedente usque ad novissimas mutationes persequi possunt.

De aqua percolata. Ad res primarias gravissimique momenti in agris colendis aqua percolata referenda est, inundatione cohaerens, sed plerumque hac multo minus respecta. Sub fertili vallis humo fere ubique arenosa terrae coria inveniuntur, quorum natura penetrabilis permittit, ut ope soli declivitatibus aqua per terram percoletur¹⁾. Flumine intumescente superiores aquae inferiores premunt, ita ut inferiora terrae coria humore magis magisque compleantur. Arva Nilo adiacentia primum liquore imbuuntur, tum autem hoc modo humor procedit, ut ipsa terrae coria remotissimis campis supposita permeet. Canales inundatione repleti aquam percolatam nutriunt et diutius quidem hanc alunt quam flumen ipsum, illorum aqua per aggeres reditu interclusa. Qua re hoc maximum ad-

¹⁾ cf. T. D. MARTIN, Description hydrographique des provinces de Beny-Soueyf et du Fayoum. Desc. de l'Ég. Tom II. p. 195 et seqq.

²⁾ cf. LANCRET et CHABROL, Mémoire sur le canal d'Alexandrie. Descr. de l'Ég. É. M. Tom. II. p. 185 et seqq.

³⁾ cf. FÉLIX MENGIN, Histoire de l'Égypte sous le gouvernement de Mohamed-Aly. Paris 1823. Tom II. p. 331 et seqq.

⁴⁾ cf. ED. DE CADALVÈRE et J. DE BREUVERY, L'Égypte et la Turquie. Paris 1836.

⁵⁾ FÉLIX MENGIN, Histoire sommaire de l'Égypte. Paris 1839. p. 189 et seqq.

⁶⁾ cf. CLOT-BEY, Aperçu général sur l'Égypte. Paris 1840. Chapitre XIII. §. 1.

⁷⁾ cf. GIRARD, Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Ég. Descr. de l'Ég. É. M. Tom. II. p. 496.

ducitur commodum, ut per coria arvis substrata, quae a flumine remotissima sunt, aqua ad postremum permeet, et illa igitur serius quoque humore destituantur, nam Nilo decrescente aqua propior flumini percolata primum minuitur, et hoc modo recedit et retro percolatur, ut quo serius aqua penetravit, eo serius motus retrocedens intret. Ex qua bona naturae conditione ut fructus pro agricultura percipiatur, antiquissimis iam temporibus in agris Aegyptiacis putei quidam effodiuntur, ex quibus aqua collecta ope tympanorum (cf. §. 6.) sicco anni tempore ad campos irrigandos ducatur, ita ut ager bene cultus omnibus anni horis vireat et largum praebeat fructum.

De coeli statu. Eadem lex constans, qua crescit et decrescit Nilus, in diverso quoque coeli statu animadvertitur.

Aestas sicca aestuosaque est; medius calor in urbe Cairo mensibus Iunio, Iulio Sextilique explet 22—24° R., sua constantia vim maiorem, quam suo gradu intensiori exercens. In Aegypto media et superiori aestus multo maior.

Prope Cairum in sole, ubi aër et irrigatione, et aquae evaporatione non refrigeratur, aestus usque ad 40° R., in Aegypto superiori iisdem conditionibus ad ipsum 55° R., ascendit. Durante calore sub finem mensis Maii usque ad medium Septembrem refrigerantes praevalent aquilones, ab exeunte Septembri usque in mensem Decembrem ventus ab ortu solis flat, deinde autem usque ad finem mensis Februarii Favonius dominatur, exeunte Febuario, per menses Martium et Aprilem usque ad exeuntem Maium auster imperium tenet, tum autem aquilo cum austro luctari incipit et prior ventus sequenti mense superior evadit. Sicco calidoque austro flante suffocans quoque ventus, ille

notus „*chamsin*“, oritur, quo omnes plantae flaccescunt et contra quem vix homo sufficienter se tueri potest, quam ob rem Arabes hunc ventum et nomine „*as-mum*“ (venenum) insignire solent ¹⁾).

In oris septentrionalibus sub finem mensis Octobris usque ad Martium pluviae crebrae sunt, in Aegypto medio iam rarius pluit et in Aegypto superiori pluvia fere incognita est ²⁾). Inde patet, sine aqua percolata et irrigatione huius ope facta maximam Aegypti partem campis exsiccatis regioni desertae similem fore, nam ros, qui hiemis tempore rarior et tenuior est, aestate quidem intrat, praecipue in Aegypto superiori, incidit igitur in tempus quoque fluminis crescentis flantibus aquilonibus, qui aquae vapores per campos agunt, sed humor roris a campis ardores non sufficienter arcet, nec illo tempore, quo austri flant, per campos arenosos ingruentes, ros oriri potest. Quum igitur eiusmodi coeli statu sine aqua percolata una tantum messis locum habeat, ope irrigationis artificiosae tres et quattuor messes efficiuntur.

In commentatione mea usitatas anni temporum voces retinui, quamquam in Aegypto septentrionali duo tantum tempora, quorum altero pluit, altero non pluit, possunt distinguere, in Aegypto autem superiori et in mediae meridionali parte certae horae a seque disiunctae non existunt temporumque transitus observari nequit, nam totum per annum hic est aestas continua et sicca et calida ³⁾).

¹⁾ cf. VOLNEY, *État physique de l'Égypte*. Chapitre IV.

²⁾ cf. AND-ALLATIF, *Relation de l'Égypte*. Trad. par S. de Sacy. Paris 1810. p. 2.

³⁾ cf. Dr. F. PRUNER, *Aegyptens Naturgeschichte und Anthropologie*. Erlangen 1847. p. 39.

II. DE AGRI POSSESSIONE, DE REI RUSTICAE ADMINISTRATIONE DEQUE AGRI COLONIS „FELLAS“.

§. 3. DE AGRI POSSESSIONE.

In tota Aegypto ager a „*Mehemed Ali*“ in monopolium mutatus est, quo pernicioso monopolio maximum multis aliis impedimentis additum est, quibus in hac terra cultus soli, naturae conditionibus ad agros colendos aptissimis, nec efflorescere, nec se liberius explicare potuit. „*Clot-Bey*“, qui scriptoribus, res Aegyptiacas nimis prosperas describentibus, adnumerandus est, hos, qui sequuntur, numeros proponit¹⁾:

	Agri culti.	Agri inculti quidem, sed colendi.	Modorum „ <i>feddans</i> “ summa.
Aegyptus inferior	2,249,000	1,551,000	3,800,000
- superior	856,826	763,174	1,620,000
- media	750,400	843,600	1,594,000
	3,856,226	3,157,774	7,014,000

Iam ex nudo numerorum conspectu cura in Aegypto agris colendis adhuc navanda manifesta fit lucretque quam perversus conatus agrum arabilem mobilibus maximis augendi²⁾ habeatur, quae iam sumpti-

¹⁾ cf. CLOT-BEY, Aperçu général sur l'Ég. Paris. 1840. Tom. II. Chapitre IX. §. 1.

²⁾ cf. idem opus. Tom. II. Chapitre IX. §. 2.

bus haud exiguis exstrui coeptae sunt. Hucusque Aegyptus molibus ad agrum augendum non eget, sed ante omnia melioribus institutis, quae vires hominum non impediunt, sed fovēt. Quot et quantis vexationibus haec terra antecedentibus saeculis confecta sit, iam inde colligitur, quod anno MDXVII noti illius „*Selim I*“ sultani iussu elaboratae tabulae publicae censoriae 10,000,000 modorum „*feddans*“ exhibuere, qui Nili inundatione certo tempore recurrente irrigati sunt, ita ut ab illo tempore ad nostrum usque saltem 3,000,000 „*feddans*“, dimidia fortasse maior pars in regionem desertam conversa sit, quum numeri scriptoris „*Clot-Bey*“, ut eredo, altiores accepti sint ¹⁾).

Argumenta gravissima, nullam terram sine institutis sapientibus praesidioque privatorum possessionis felicissima regionis natura ullo modo prosperum eventum habere posse, ex statu Aegypti peti possunt, ubi rapina regimine ipso quasi sancitur et longe lateque exercetur, dum in ceteris imperii Osmanici regionibus singuli tantum raptus observantur et hi a privatis commissi negotia turbant.

Calendis mensis Februarii anni MDCCCXIV prorox „*Mehemed Ali*“ omnem agrum, quem nondum possidebat, occupavit, omnium praediorum privatorum se dominum declarans, quorum plurima Mameluchorum erant. Possessoribus privatis, (plura millia exstabant) hucusque ex arbitrio agros suos colentibus, hortos et domos tantum concessit et eos, quibus propitius fuit, annuis, dum vivant, praebitis sustentavit, quae autem respectu amissorum praediorum valde exigua fuerunt. Pari modo „*Mehemed Ali*“ bona templorum piorumque legatorum sibi vindicavit, quorum fidem

¹⁾ cf. WILLIAM HOLT YATES, The modern history and condition of Egypt. London 1843. Tom. II. p. 58.

iam tempore dominationis Mameluchorum multi possessores privati secuti erant ¹⁾, qui templis praedia sua in speciem tantum cedebant, hac re sibi et liberis possessionem servare studentes. „*Mehemed Ali*“ in hac re consilium triplex sibi proposuit: primum praediorum quaestu se locupletandi, secundum Mameluchorum dominationem omnino frangendi et tertium clerum, cuius stipendium annuum inde ex marsupio suo solvit, sub suam potestatem redigendi, quod triplex consilium prospere ei cessit.

Aegyptus hac crudeli ratione terribilem in modum concussa est, qua re fuisse scriptores, qui hanc praediorum rapinam defendere ausi sint, mirum habeatur, quorum nonnulli eo processere, ut ex immanitate a proroge commissa Aegyptum regeneratum iri somniaverint.

Quem ad modum „*Mehemed Ali*“ ad commodum suum possessores agris expellere optime novit, ita aliis privatae utilitati serviens agros concessit. Circa 150—200,000 modorum „*feddans*“ agri inculti, sed ad colendum apti, Turcis ditioribus tradidit, quorum ope meliores fierent. Sumptus nimii sunt, quum putei irrigationis artificiosae causa fodiri et pecora, instrumenta rustica, semina aliaeque res presto esse debeant. Eiusmodi possessoribus in annos 4, 6 et 8 tributorum immunitas concessa est, quo propior terra, vel remotior a Nilo aberat, et hac de causa plus minusve irrigationem artificiosam desiderabat, diversoque favore, quo novi possessores fruebantur. Ceterum illi possessores tutis validisque iuribus non gaudent, ex Aegypti prorogis arbitrio dependentes, et secundum statum priorem et recentiore hoc mancipii ge-

¹⁾ cf. W. G. BOWNE's Reisen. Aus dem Engl. Leipzig und Gera 1800. p. 88 et 89.

nus pro restitutione agri privati haberi nequit, quod unicuique prœregi, si libet, permissum est, supremum terrae possidendae ius exsequi.

§. 4. DE REI RUSTICAE ADMINISTRATIONE DEQUE AGRI COLONIS „*FELLAS*“.

Spoliatione a prœrege ad finem perducta illae res institutae sunt, quibus administratione in unum concurrente et cum fine consociata agri ex voluntate eius coli potuere. Nova divisio Aegypti facta est ¹⁾, quam hoc consilio adumbrabo, ut videamus, quo modo agricultura administrata sit, et ut habeamus, quo in definiendis locis nitamur.

Septem institutae sunt negotiorum publicorum sedes primariae, quibus magistratus „*mudyr*s“ praefecti sunt, regionem gubernantes „*mudyrlik*“ appellatae. Regiones „*mudyrliks*“ divisae sunt in provincias, provinciae in conventus, conventus in pagos. Constitutum est, ut Aegyptus superior ab „*Uady-Halfa*“ in Nubia sita usque ad „*Minyeh*“ pertineret, quae terrae pars in duas regiones „*mudyrliks*“ partita est, quibus duo „*mudyr*s“ praepositi sunt, ita ut alter „*mudyr*“ ab „*Uady-Halfa*“ usque ad „*Kenneh*“, alter a „*Kenneh*“ usque ad fines illius conventus „*Minyeh*“ meridionales negotia regeret. Nubiae partem, quam „*Mehemed Ak*“ Aegypti adnumerari iussit, non exponam et quoties Aegypti superioris mentionem faciam, hanc partem intelligo, quae a catarac-

¹⁾ cf. FÉLIX MENCIN, Histoire sommaire de l'Égypte. Paris. 1839. p 235 et seqq.

tis prope „*Assuan*“ sitis usque ad „*Minyeh*“ extensa est.

Media Aegyptus, a finibus conventus „*Minyeh*“ meridionalibus septentrionem versus ad confinium meridionale provinciae „*Gizeh*“ sita, a singulo „*mudyr*“ regitur.

Aegyptus inferior amplectitur urbem Cairum omnemque inde terram Aegyptiacam septentrionem versus prorectam, quattuor negotiorum publicorum sedes primarias habens, quae in hasce provincias dividuntur: in „*Gyzeh*“, „*Kelyub*“, „*Bahyreh*“ (quibus „*mudyr*“ praest); in „*Menuf*“ et in „*Gharbyeh*“ (ambae ab uno „*mudyr*“ reguntur); in „*Mansura*“ (cum uno „*mudyr*“); in „*Charkyeh*“ et in „*Atfyhyeh*“ cum „*Uady-Tumlat*“ (quibus unus „*mudyr*“ praepositus est).

Praeterea singulae urbes Damiata, Rosetta et Cairum sua propria gaudent administratione.

Provinciae illis „*mudyr*“ mandatae in LXIV conventus dividuntur, a singulis praefectis „*mamurs*“ regendos. Conventus autem in pagos rectoribus „*nasirs*“ traditos distributi sunt, quibus ad postremum vicorum primores (cheiks-el-beled) parent.

Terrae prorox „*mudyr*“ imperat, qui „*mudyr*“ imperant praefectis „*mamurs*“, horum autem „*mamurs*“ imperata exsequuntur „*nasirs*“, qui „*nasirs*“ tandem vicorum primoribus praecepta dant. Praefecti „*mamurs*“ praeter alia negotia administrationis agriculturam quoque secundum accepta mandata regere debent et aggerum, canalium servandorum agrisque et demetiendi et distribuendi curam habent, in singularibus autem negotiis plerumque ope illorum, „*nasirs*“ utuntur, qui incolis „*fellas*“, glebae adscriptis haud dissimilibus, opera rustica mandant.

Colonis „*fellas*“ praescribitur, quam et quantam

agri partem colant, mandata accipiunt, quales fructus, num Gossypium, an Zeam Mays, num Triticum sativum, an Hordeum vulgare, num Carthamum tinctorium, an Nicotianam, an alias plantas in agris serant et plantent.

Instrumenta ad opera rustica necessaria armentumque ad irrigationem efficiendam a regimine dantur. Fructuum, quos incolae „*fellas*“ colunt, fere nihil pro sua parte retinent, nam Oryza sativa, plantae pigmentum praebentes, rosae floris folia, Saccharum officinarum, plantae oleariae aliaeque terrae fruges regiminis solius monopolia sunt, et „*fella*“ tantum liberiori usu frumenti gaudet, in qua ipsa re autem nihilominus coërcitus est, nam frumentum solum, quo veseitur, vel hoc, quod in suo vico vendit, vectigalibus est liberum, pro illo autem, quod in urbem portat, maxima vectigalia solvit. In singulis conventibus rerum publicarum curatores horrea instituerunt, in quae post messem coloni „*fellas*“ omnes fructus monopolio regio subiectos ferre iubentur et praeter nutrimentum, et sibi, et pecori necessarium, fere nihil retinent. Diversorum fructuum pretia a regimine ex suo ipsius arbitrio indicantur et „*fella*“ pro eo, quod horreis tradidit, litteras recipit acceptum testantes, quae in solvendis vectigalibus pro solutione accipiuntur. Ceterum tota haec actio simulatae fructuum emptionis comoediam mihi agere videatur, nam regimen vere nihil emit; omnia contra, quaecunque in suum usum convertere vult, recipit et coloni „*fellas*“ omni labore adhibito raro plus reportant, quam victum ad vitam suam sustinendam necessarium, et, quod valde dolendum est, saepissime avidorum praefectorum „*nasirs*“, qui eundem cum „*mamurs*“ ludum agunt, victima per-eunt. Si colonus „*fella*“ vectigalia solvere nequit, punitur agroque suo expellitur, et fere omnes, qui re-

centiori tempore hanc terram peregrinati sunt, concedunt, saepissime et vexationibus et postulatis, quibus Nilicolae nequaquam satisfacere potuerunt, in humanitatem esse peccatum.

Incola „*fella*“ nullam rem possidet, nisi casam ex Nili limo factam cum supellectili miserrima, quam casam sordidam nos Europaei vix pro stabulo pecuario agnosceremus.

Cuius domunculae (fenestris foribusque carentis, in quam „*fellas*“ irrepando intrant) omnis supellectilis ex matta et quibusdam rebus ad usum domesticum necessariis constat, raroque „*fella*“ moribundus liberis suis aliud quid relinquere potest, quam quod hoc tecto squalido obtegitur. Cibus quotidianus coloni „*fella*“ est panis Sorgho coctus et oxygala; rarius autem fabis et lentibus vescitur. Laudatores proregis „*Mehemed Ali*“ contendunt, incolas vi non adhibita agrum prorsus neglecturos esse, quia parvo contenti et imprimis ad pigritiam propensi sint, attamen unusquisque rem diligentius examinaturus bene intelliget, Nilicolas se semper sedulos et laboriosos ostendere, si persuasum habent, mercedem laborum sibi dari.

„*Mehemed Ali*“ agriculturam durissimis institutis promovere et augere conatus est, sed ipsa crudelitate terra magis magisque desolatur, quod minime accideret, si liberis possessoribus et colonis minus oppressis cura et praecepta agrorum colendorum darentur, et si fructis uberioribus meliorationibus redundantes, et ipsis, et liberis, quos incola „*fella*“ tenerrime amat, concederentur, hoc enim casu haud dubie felicissimus proventus accederet.

III. DE INSTRUMENTIS RUSTICIS DEQUE HIS, QUIBUS AGRI IRRIGANTUR.

§. 5. DE INSTRUMENTIS RUSTICIS.

Aratrum Aegyptiacum ¹⁾ rotis caret, ex duabus oblongis partibus ligno confectis constat, quae in extrema parte sub angulo graduum 50—60 coniunctae sunt. Qui angulus ope pali, in inferiori lignea parte infixi, foramen in superiori lignea parte exstans percurrentis, et augeri et minui potest. In ipso palo plura foramina apparent, per quae cuneus quidam praefixus iniicitur, qui anguli aperturam immutabilem constantemque facit. Quo magis in profundum aratur, eo magis angulus tenditur. Superior lignea pars vicem temonis tenet, cuius in extremo loco tignum transversarium funibus palmeis praeditum exstat, quod bovis dorso iugum imponitur. In lignei segmenti inferioris fine antico vomer cernitur, ex fine autem postico duo tigna ascendunt, quae ope pali, inter utrumque tignum pendentis, in aratro, ut libet dirigendo, aratorem adiuvant.

Crates dentata in Aegypto non in usu est ²⁾, cuius loco *truncus palmeus* adhibetur, cui unus vel duo tauri iunguntur, eum per transversum agri arati trahentes. Arator tauros regens saepe huic trunco insidet, ut hac re melius glebas frangere et terere possit.

¹⁾ cf. Descr. de l'Ég. É. M. Arts et Métiers. planch. VIII et IX.

²⁾ cf. GIRARD, Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Ég. Descr. de l'Ég. É. M. Tom. II. p. 503.

Ager irrigandus ut in partes quadratas dividatur, illud instrumentum, cui nomen est „*mdsruq*“, adhibetur, quod ex tabula lignea constat, circa duas pedes et semissem longa, cui ex altera parte manubrium, ex altera funis praefixus est.

His potissimum instrumentis Nilicolae utuntur, priusquam semen solo ingerunt: hoc autem facto haec, quae sequuntur negotia in agris peragenda sunt: herbae inutiles evelluntur, ager irrigatur, plantae quaedam amputantur et ad postremum fructus demetuntur. Herbae inutiles seu manu, seu specie cuiusdam sarculi removeantur, ager autem ventilabro aquario irrigatur, ope machinae, quae vocatur „*schaduf*“, rotis cavis, illisque, quibus nomen est: „*sakiies*“ et „*lô-buds*“; plantae ope cuiusdam forficulae amputantur. In abscindendis plantis, si haec non manu evelluntur, Nilicolae falce utuntur.

Frumentum omnesque plantae extensius cultae, in manipulos, vel acervos colligatae, arcis reponuntur, seu in ipso agro, seu non remotius in hunc finem factas. In terra, ubi coeli status minus, quam apud nos mutatur, horreis ad messem statim conservandam non opus est, manet sub divo, quam diu grana non sunt excussa; pertica excutiendis spicis in Aegypto inusitata. In parte enim huius terrae meridionali frumentum collectum in area extenditur et grana bubus exalcantur. Quae quum ita sint, eodem tempore hoc modo stramentum aridum frangitur fractumque, quod non amplius secatur, pro pabulo dari potest. Ceteris in regionibus Aegypti stramentum ope cuiusdam machinae „*noreg*“ appellatae secatur, per quam grana quoque secernuntur.

Machina „*noreg*“ ¹⁾ ex margine aequilibri constat, qui trabibus ligneis, sub angulo recto coniunctis, compositus est. Duas trabes in interiore huius marginis parte duobus axibus ligneis colligatae sunt, qui posteriores cum ceteris duabus trabibus aequae inter se distant. In axibus ligneis rotae ferreae tres quattuorve currunt, quae lineam tantum semissem densae sunt, quarum autem diametros uno pede longior est. Omnis fere actio hisce rotis nititur, quae ita dispositae sunt, ut rotae alterius axis in medio spatio stent, quod in altero axi occupant. Ante marginem annulo ferreo versatilis temo adstrictus est, qui in extremo suo fine trabem transversam habet, bubus iugi instar inservientem. Supra marginem sella lignea est, cui agricola tauros regens insidet. Mergites cerealium, herbarum omnis generis siliquosarum, sub hac machina expandendae solvuntur et in area, circa 30 — 60 pedes longa, sternuntur. Ductor boum in area machinam ita dirigit, ut boves mergites solutas saepius pedibus calcent, quo fit ut grana excutiantur, dum eodem tempore stramentum machinae illius „*noreg*“ rotis ferreis dissecatur. Granis excussis stramentum sectum pectine frumentario in infimam areae oram operario quodam reiicitur et novae mergites machinae supponuntur.

Plantae quaedam, quorum stramentum soli igni materiam praebet, nec ullo modo pabulo pecuario inservit, baculis longioribus teruntur et ita granis suis solvuntur.

Quibus omnibus modis diversis grana accuratissime paleis purganda sunt, quam ob rem agricolae

¹⁾ cf. Descr. de l'Ég. É. M. Arts et Métiers. planch. VIII et IX.

„*fellas*“ furcis dentatis angustioribus illa ventilant saepiusque per cribum transmittunt.

Onera dorso camelorum et asinorum imponi solent, aliae autem res rusticae ope boum, boum buffelorum equorumve perficiuntur.

§. 6. DE INSTRUMENTIS, QUIBUS AGRI IRRIGANTUR.

Primum hic commemoratu dignum est *ventilabrum aquarium* ¹ ²) omnium machinarum simplicissima ex corbe constans, foliis palmeis sarta, cui quattuor funes insunt. Duo agricolae „*fellas*“ facie adversa semisedent, ad pilas terrenas parte posteriori corporis sui reclinati in utraque manu funem ex illis tenent, quibus corbis palmea inhaeret. Corbis palmea ab agricolis in flumen vibratur, qui corpore reiecto cupam aqua repletam extrahunt, liquorem in fossam mittentes, unde aqua canalibus dividitur.

Satis notum est aliud instrumentum nomine „*schaduf*“ quod paulo artificiosius est ³ ⁴); duae enim pilae terrenae perpendiculares, saepe etiam duae tantum perticae terrae infixae, superne furcis instructae, in solo prope fluminis ripam equilibri ascendunt. Quibus perticis trabes transversa nititur, in qua mobilis

¹) cf. Descr. de l'Ég. É. M. Arts et Métiers. planche VI. Fig. 2.

²) cf. C. S. SONNINI, Voyage dans la haute et basse Égypte. Paris. An. 7. d. l. R. Tom III. p. 359.

³) cf. JOMARD, Note sur le produit des machines à arroses, et particulièrement du schaduf, Descr. de l'Ég. É. M. Tom. II. (II^e partie). p. 779 et seqq.

⁴) cf. Descr. de l'Ég. É. M. Arts et Métiers. planche VI. Fig. 3.

longitudo firmior pars in primo longitudinis quadrante rectis angulis iniecta est. In extremo sive brachii perticae longioris funis firmatus est, cui corbis rotunda, ex foliis palmarum sarta, aut saccus, e corio factus, impendet, in breviori autem perticae brachio orbes rotundi infixi sunt; terra argillacea concreti, quibus aequipondium restituitur. Ductor „fella“, qui ad aquam fluminis, vel canalis pervenire potest, corbem aqua implet, quam in canalem breviorē traducit, per quem in receptaculum quoddam fluit, post terrenas pilas effossum. Ex diversa altitudinis ratione agri irrigandi pulvines varios Nilicolae fecerunt, quorum unusquisque eodem, quem iam descripsimus, apparatu gaudet. Operarius quidam uniuscuiusque corbis et implendae et vacuificandae curam habet. Dum agricola „fella“ in profundo stans Nilo quasi magno receptaculo utitur, unusquisque ceterorum in superioribus locis dispositorum fossam inferiorem eodem modo in rem suam convertit, ita ut aqua vel ex Nilo, vel ex fossa in primum hauriatur receptaculum, ex hoc in secundum, ex secundo in tertium et eodem modo in cetera, donec illud tetigit receptaculum, quod cum agro aequilibre est, unde tum dividitur. Singulum instrumentum „schaduf“ aquam sex vel octo pedes tollit. In Aegypto superiori, in qua Nili ripae altissimae sunt, saepius quinque vel sex pulvini reperiuntur.

Nunc de *rota caca* ¹⁾. Extrema arboris aequilibris obturamenta, in cuius media parte rota cavis curvaturis instructa hoc modo perpendicularis infixa est, ut arbor immutabilem rotae axem praebeat, in acetabulis volvuntur, quae in lateribus cuiusdam putei,

¹⁾ cf. Descr. de l'Ég. É. M. Arts et Métiers. planche III.

ad aquam hauriendam facti, excavata sunt, in quem puteum aqua fluvialis, seu directo modo, seu percolata pervenit. Lateri rotae cavarum curvaturarum minor quaedam rota dentata apposita est, cui alia aequilibris in arbore perpendiculari infixae convenit. Quae arbor bifurca esse debet, ut longiori vecti, quo bos, vel bos buffelus, vel equus iungitur, statuminis vicem teneat. Rota excavatis curvaturis constans, ope foraminum, in exteriori parte excisorum, aquam ex puteo haurit, quae motu rotae elevata iisdem foraminibus effluit, et effusa in receptaculum, in canaliculos irrigantes se inmittit. Magnitudo radii rotae cavae altitudine aquae putei, in quo machina sedet, ut per se intelligitur, definitur, ad allevamentum autem apparatus exstat, quo obturamenta axis rotae cavae et erigi et demitti possunt. Sed illud adiumentum non supra modum extendendum est, quia, si hoc fit, rotae dentatae non ita, ut par est, sibi invicem conveniunt. Rota cava in sola septentrionali Aegypti parte in usu est, id est, in regione urbibus Rosettae et Damiatiae finitima ¹⁾, quia hic aquae altitudo in puteis ex minima varietate altioris, vel minoris in flumine aquae status, minorem quoque mutationem sentit, quam in ulla alia Aegypti parte.

In ceteris igitur Aegypti regionibus pro rota cava machina illa a nobis iam nomine „*sakie*“ commemorata generatim atque universe adhibetur.

Machina „*sakie*“ ²⁾ vocata, vel rota ollis terrenis praedita, constat fune palmeo, qui circum paxillos ligneos ductus est, in tympanum versatile immissos,

¹⁾ cf. JOLLOIS, Notice sur la ville de Rosette. Descr. de l'Ég. É. M. Tom. II. (II^e partie). pag. 333 et seqq.

²⁾ cf. Descr. de l'Ég. E. M. Arts et Métiers. planche IV et V.

quod eodem modo, ut rota cava, moveri potest. In fune ollae terrenae ligatae sunt, paxilli autem, vel orbibus longioribus, vel minoribus, rotae implicari quaeunt, qua re funis quoque ambiens ex diversa aquae altitudine, aut prolongari, aut minui potest. Secundum vim moventem, quae supeditatur, etiam numerus ollarum vel augetur, vel minuitur.

Ad postremum describenda est machina „*tobud*“¹⁾ dicta, vel rota modiolis constans, quae eodem modo constructa est, ut machina „*sakie*“, hoc solo discrimine, ut pro ollis terrenis modiolos habeat, qui plus aquae comprehendunt, quam ollae, qua de causa duo tauri vel boves buffeli ad rotandum adhibentur. Qua machina „*tobud*“ Aegyptii in agris, qui multum aquae desiderant, *Oryza sativa* conserendis utuntur.

In Aegypto exstant circa 34,000 machinarum „*sakies*“ et 16,000 illarum „*tobuds*“, quibus omnibus movendis armenti copia non sufficit²⁾; si quis proponat, alio apparatu ventis apto hanc armenti vim esse supplendam, tamen hoc modo auxilium infirmum tantum detur, quia homo arbitrio suo ventis uti nequit.

¹⁾ cf. CARSTEN NIESSEN'S, *Reisebeschreibung*. Kopenhag. 1774. p. 149 et tab. XV. machina III.

²⁾ cf. FÉLIX MENGIN, *Histoire sommaire de l'Égypte*. Paris 1839. p. 194.

IV. DE TEMPORIS SPATIIS AGRORUM COLENDORUM, DE STERCORATIONE DEQUE FRUCTUUM ALTERNATIONE.

§. 7. DE TEMPORIS SPATIIS AGRORUM COLENDORUM.

Segetes messesque ex irrigatione et naturali et artificiosa ordinantur. Illi agri, qui inundatione finita satis irrigati sunt, ita ut ex sationis tempore usque ad fructuum maturitatem nullo modo irrigatione artificiosa egeant. ad illum culturae circuitum pertinent, cui Nilicolae nomen „*el-beiadi*“ imponunt. In locis, ubi ob inundationem, seu non sufficientem, seu non exstantem, insuper irrigatio artificiosa adhibenda est, hic circuitus „*el-schitani*“, id est, sementis hiberna vocatur. Culturae „*el-beiadi*“ et „*el-schitani*“ post aquam agris relapsam incipiunt, quarum maximum spatium extenditur ab Octobri usque ad mensem Martium et ad illas culturas, ut ex sequenti expositione intelligi licet, hae praecipuae, quae sequuntur, plantae referendae sunt, quarum autem nonnullae culturae spatio diutius in campis remanent:

Triticum sativum vel compositum, Hordeum vulgare, Vicia faba, Ervum lens, Cicer arietinum, Pisum arvense, Lupinus termis, Trifolium alexandrinum, Trigonella foenum graecum, Dolichos lubia, Nicotiana tabacum, Linum usitatissimum, Cannabis sativa, Brassica arvensis, Lactuca sativa, Papaver somniferum, Carthamus tinctorius.

Messibus „*el-beiadi*“ et „*el-schitani*“ finitis culturarum sectio secunda, „*el-keidi*“ vel „*essefi*“

(sementis aestiva) appellata, initium capit. Aestatis culturae, quod ad prius earum longiusque spatium spectat, in illud tempus incidunt, quo Nili status minimus est et ope irrigationis artificiosae perficiuntur, quae autem Nilo crescente magis magisque facilius fit, quia tum fluminis aquae canalibus et canaliculis in agros deduci possunt; quibus culturis hasce plantas adnumera: Sorghum vulgare, Oryza sativa, Sesamum orientale — hae duae plantae, postremum nominatae, circuitu culturae diutius in campis remanent, Indigofera argentea — quae triennium durat, Rubia tinctoria — cuius radices post quadriennium effodiuntur, Lawsonia alba — post annum demum frutex, Saccharum officinarum — post 10—11 menses maturum, Gossypium vitifolium — tertio anno denuo satum, Rosa centifolia — quinto post plantationem anno resecta.

Temporis aestivi culturas sequitur mense Sextili, quum in singulis locis, tum in regione Aegypti superioris ab insula Elephantine usque ad „Edfu“ sita, insuper tertia culturae pars, quam culturam auctumnalem denominaturus sum, ab Aegyptiis, si in agris humilioribus locum habet, „eddemiri“ dicitur, „ennabari“ autem; si campi et elatiores et artificiose irrigandi sunt, cuius cultus auctumnalis planta primaria est: Sorghum cernuum.

§. 8. DE STERCORATIONE DEQUE FRUCTUUM ALTERATIONE

Stercus, quod fere ubique terrarum in agros colendos maximam vim exercet, in Aegypto, si agri-

culturam respicis, fere plane negligitur. Nilicolae tantum stercore columbino ad plantarum proventum celerandum in vitibus colendis et in plantatione culturae Phoenicis dactyliferae utuntur, porro in quibusdam olerum generibus et imprimis quidem in Cucurbitis; praeter sterces columbinum rudus salem petrae continens adhibetur, quod omnibus Aegypti locis in ruinis urbium collapsarum invenitur. Illud rudus modice per campos spargitur, in quibus Linum usitatissimum et Zea Mays coluntur, crebroque in locis, qui inundatione non submersi erant et minoribus culturis destinabantur. Usu ruderis salem petrae continentis solum facile nimia salium copia laborat ¹⁾). In Nicotianae cultura coloni „fellas“ sterces ovillum adhibere solent, non autem solius stercoreationis causa, sed ut foliis subviridem colorem inducant. Ceterum Aegyptiacis arvis sterces animale minime inutile est, ut iam ex luxuriante vegetatione patet, quae in Trifolii alexandrini campis, vicem praetorum habentibus, ubi per tres menses pecus nutritur, pecoris excrementis procreata conspici potest. Hac de causa praecipue Aegyptii stercore animali ad agros fecundandos non utuntur, quia materiis causticis ²⁾) carent et ita non modo pro usu domestico, sed etiam ad balnea publica calefacienda et ad alias res stercore equorum, asinorum, boum et boum bufelorum opus est, quod sterces disaecto stramento et palea trita mixtum in massas deponunt et tum in sole siccant, quo modo sterces quoque camelinum tractant; quae autem quum ita sint, maxime necessarium ignis

¹⁾ cf. Dr. F. PRUNER, Aegyptens Naturgeschichte und Anthropologie. Erlangen 1847. p. 43.

²⁾ cf. COLLET DESCOSTILS, Des combustibles naités en Égypte. Descr. de l'Ég. E. M. Tom I. p. 416 et seqq.

alimentum agro stercorationis commodum detrahit, qui mox emaceraretur, nisi limus quotannis rediens sufficientes sales et desideratum nitrogenium secunduceret. Nili limus vicem stercoreis tenet, et quum singulis annis rediens humum fecundet, ager inundatione irrigatus quotannis colitur ¹⁾, cuius nulla pars inculta manet, campis, ut largiter producant, requiem non quaerentibus; id tantum ad messem optimam faciendam observatur, culturis fructuum unius eiusdemque agri alternationem ²⁾ accedere. Triticum sativum cum Hordeo vulgari, cum Vicia faba, cum Sorgho vulgari vel Ervo lente mutatur ³⁾. Post Trifolium alexandrinum incolae „*fellas*“ in campis aratro subversis, stercore pecoris fecundatis, Triticum sativum, prope urbes Damiatam et Rosettam etiam Oryzam serunt. Sacchari culturam excipit Sorghum cernuum et Zea Mays, quam Linum usitatissimum sequitur, culturae Lini Indigofera argentea succedit, quae planta per triennium campos tegit. Plantarum alternatio saepissime et ex diverso fructuum pretio et ex inundatione, magis minusve extensa, indeque sequente longiore vel minore camporum irrigatione dependet, ita ut, exempli gratia, quo anno annis parum crevit, in agris non satis irrigatis Hordei vulgaris cultura illi Tritici sativi praeferatur, quum Hordeum mense prius Tritico demeti soleat et minorem humorem desideret. Antiquissimis iam temporibus Aegypti commodum fructuum alternationis optime cognovisse videntur et in hac terra iam pridem illud principium

¹⁾ cf. ABD-ALLATIT. Relation de l'Égypte. Trad. par S. de Sacy. Paris 1810. p. 3.

²⁾ G. A. OLIVIER, Voyage dans l'empire Othoman. Paris 1804. Tom. II. p. 164.

³⁾ cf. FÉLIX MENCIN. Histoire de l'Égypte sous le gouvernement de Mohamed-Aly. Paris 1823. Tom. II. p. 371.

acceptum est, quod doctrina nostra secundum systema recentissimo demum aevo tanto agriculturae successu in usum eduxit.

V. DE CULTU PLANTARUM CAMPESTRIVM, DE RE PECUARIA ARBORVMQUE CULTURA.

CAPUT I.

DE CULTU PLANTARUM CAMPESTRIVM.

§. 9. DE FRUMENTI CULTURA.

Triticum, cuius plures species plantantur, non amplius, ut antiquis temporibus, fructus primarius est agriculturae Aegyptiacae. Nili inundatione finita et aqua relapsa postquam campi, ut tractari possint, satis siccati sunt, ager aratur, triticum seritur arandoque invertitur, vel trunco palmeo transducto terra obtegitur. Sementis in Aegypto praecipue inferiori inarando tegi solet, in Aegypto autem superiori ager satis aqua imbutus nec ante, nec post satum aratur, sed solus truncus palmeus ad sementem tegendam adhibetur, neque ager hic irrigatur, dum in regionibus *Delta* vocatis a sationis tempore usque ad messem triticeam aqua ter immittitur. Pro „*feddan*“ seritur modi „*ardeb*“ (artabae) pars duodecima. Vermes¹⁾ interdum semen procedens arodunt et segetem triticeam „*feddans*“ plurium perdunt, quo casu ager aratro subigitur et de-

¹⁾ cf. FÉLIX MENCIN. Histoire de l'Égypte sous le gouvernement de Mohamed-Aly. Paris 1825. Tom. II. p. 331.

no seritur. Hoc malum, quod feliciter nunquam totam terram, sed singulas tantum partes tangit, si saepius accidit, ager ad Zeam Mays serendam reservatur. Incolarum liberi herbas inutiles manu evellunt. In Aegypto superiori exeunte mense Novembri, in regionibus in *Δέλτα* sitis incipiente Decembri satio finitur. Tempore messium culmi, tres pedes non superantes, quorum spicae plenae et ponderosae sunt, manu eruantur, quod in terra aestu sicca diruptaque sine ulla difficultate fieri potest. Frumentum in manipulos colligatum ab asinis et camelis in aream ad machinam „*noreg*“ transportatur. Grana ventilantur et per cribrum saepius transmittuntur. Ad reditum cuiusdam „*feddan*“ ope „*noreg*“ tractandum triduum requiritur. Triticum in campis, ubi messis trifolii iam facta est, vernali quoque tempore seritur et hoc triticum illo praestantius est in cultura „*el bejadi*“ collecto, sed ob artificiosam irrigationem maioribus impensis reportatur. Grana tritici Aegyptiaci quum diu sub divo permaturescant, magis siccescunt et minora videntur ¹⁾, quam tritici in Europa inventae species. Tempus metendi in Aegypto superiori mense Martio, in Aegypto inferiori mense Aprili locum habet. Prior pars quaestum quidem tertia parte maiorem habet, cuius autem triticum minus ponderosum est, quam illud in *Δέλτα* collectum, ubi circa quinque modi „*ardebs*“ pro „*feddan*“ metuntur.

Hordeum vulgare post aquae reditum seritur. Hordeum, vel agro lutoso iniicitur et, ut grana in terram profundius imprimantur, armentum traducitur, quo casu unus seminis modus „*ardeb*“ pro „*feddan*“ requiri-

¹⁾ cf. Dr. F. PRUNER. Aegyptens Naturgeschichte und Anthropologie. Erlangen 1847. p. 48.

tar, vel terra semel aratur et, si altior est, in quadratas partes dividitur, ut irrigatio artificiosa, quae in terra potissimum „*Faium*“ necessaria est, efficiatur, a satione usque ad tempus metendi ter repetenda. In hac ultima cura diligentiori sementi pro „*feddan*“ modi „*ardeb*“ pars dimidia sufficit. Hordeum fere eodem modo colligitur, ut triticum, sed hoc observato discrimine, ut manipuli non machina „*noreg*“ tractentur, sed a bubus calcentur et ita stramentum aridum teratur et grana secernantur, quae ventilantur et per cribrum transmittuntur. Pro „*feddan*“ redeunt modi „*ardebs*“ 5—9.

Equis hic hordeum, ut apud nos avena, fere quotidianum pabulum est ¹⁾). Farina hordeacea illa tritici miscetur. Ex hordeo et tritico amyllum Cairi conficitur.

Sorghum vulgare exeunte mense Martio et incipiente Aprili, *Sorghum cernuum* autem sub finem Sextilis seritur.

Herbae inutiles (*Poa multiflora* ²⁾, *Hedysarum Alhagi* ³⁾ et aliae) agrum, qui ad sorghum destinatur, tegentes concremantur, quo facto ager proscinditur et postea ope instrumenti „*massuga*“ aggeribus minimis 6—10 digitos altis, dividitur, qui aggeres, 5—6 pedes longi, sub rectis angulis se invicem secant. Ex acuminibus canaliculi irrigantes in illa quadrata deducuntur. Ligone foveae 3—4 digitos altae, efficiuntur, in quibus 3—4 grana sorghi seruntur, humusque

¹⁾ cf. C. S. SONNINI. Voyage dans la haute et basse Égypte. Paris. An. 7. d. l. R. Tom II. p. 261.

²⁾ cf. FORSKAL. Flora Aegyptiaco-Arabica. Hauniae, 1775. p. 21.

³⁾ cf. idem, opus. p. 136.

iniicitur. In universum pro mensura „*feddan*“ serendo modi „*ardeb*“ pars octava requiritur. Clauso quadrato satis irrigato aqua in aliud currit. In campos machinis „*sakies*“ destitutos et a flumine canalibusque remotos aqua ad cava replenda portatur, quo casu, ut per se intelligitur, quadrata non distribui solent. Inopia agricolarum „*fellas*“ saepissime exiguum tantum irrigationem permittente redditus uber sperari nequit. Culmum nodosum 8—10 pedes altum tempore messium alter operarius tenet, alter falce abscindit. Solutae culmis spicae in cumulos, ut sole siocentur, saepius invertendos, acervantur, tum in area siccatae expanduntur et grana ab equis, vel bubus exalcantur, ventilantur et per cribrum mittuntur.

In quibusdam regionibus grana baculis excutiantur, in aliis in messis abundantia machina „*noreg*“ adhibetur. Messis in mensem Iulium cadit. Pro mensura „*feddan*“ quaestus 5—6 modos „*ardebs*“ complet. Sorghum cernuum sub finem Sextilis seminatum redditum promittit duabus partibus e tribus uberiores et ob statum aquae fluminis hoc tempore minus desiderat artificiosam irrigationem. Tempus metendi in Novembrem et Decembrem menses incidit. Sorghi diligenter culti plerumque redivit granum quadragesimum. Incolae „*fellas*“ partim spicis sorghi torrefactis vescuntur, partim, quod plerumque fit, feminae in molis manuariis, quibus omnes utuntur, grana in farinam molunt, ex qua sine ullo fermento liba plana coquuntur, cibus praecipuus viris et feminis et liberis.

Calami sorghi alimenta ignis praebent fornacibus ad calcem coquendam, operibus figlinis, locis, ubi lateres coquuntur tiguris singulis, materiam suppeditant xystis hortorum consternendis, casis extruendis, planis tectis tegendis, parietibus ducendis multisque aliis rebus.

Zea Mays ab America media totum fere orbem terrarum pervasit, ubique crescens, si calorem sufficientem invenit, et in Nili quoque valle locum obtinuit et sedem constantem. Gossypii cultura extensissima **Zea Mays** in Aegypto minus colitur. Ager seminandus, postquam, ubi fieri potuit, cineris corio vel ruderis salem petrae continentis inductus est, quae materia fere semper in propinquitate vicorum reperitur, exeunte mense Iulio semel aratur et tum sementis mense Sextili denuo arando invertitur. Sator aratrum sequitur spargitque in sulcos grana Zeae Mays, quae ope vomeris terra teguntur. Ager trunco palmeo complanatus, ut postea irrigari possit, in quadrata dividitur.

Satio etiam eodem modo fit, quem iam in cultura Sorghi vulgaris descripsimus. Pro „*feddan*“ quarta pars modi „*ardeb*“ seminis sufficit. Campi, in quibus **Zea Mays** colitur, etsi inde a die decimo quarto ad idem usque tempus irrigentur, tamen nimius humor diligentissime arcendus est, quo fit, ut incolae „*fellas*“ ope aggerum iactorum eos contra inundationem fluminis tueantur, quum hac totae segetes deleverentur.

Et pueruli et feminae inutiles herbas culmos circumdantes evellunt. Nilicolae saepius **Zea Mays** nondum matura vescuntur, semimaturas enim paniculas lacteas abscindunt easque torrefactas edunt. In urbibus tales torrefactae paniculae in omnibus foris rerum venalium a pauperibus emi solent. **Zea Mays** postquam dierum 70 intervallo maturuit, altitudinem viri aequat. Plantae abscissae congeruntur in locum pago finitimum. Hic feminae puerique paniculas calamis desecant foliaque velantia solvunt. Grana in farinam molenda paniculis siccatis secernuntur. Messis quaestum dat 4—6 modorum „*ardebs*“ pro „*feddan*“,

id est, granum 16^{tan} — 24^{tan}. Farina Zeae Mays siocior quidem est illa sorghi, sed panem praebet albiorem et iucundiozem.

Oryza sativa in septentrionali tantum parte regionis *Δέλτα* colitur ¹⁾. Semen terrae mandandum per 10—15 dies in corbibus inclusum aquaque immersum reservatur. Grana emollita super mattas in acervos 30 pedes longos, 4 pedes latos, 1 pedem altos expanduntur foenoque trifolii, vel stramento teguntur. Ager, ut semen suscipiat, per plures dies aqua impletur, tum ex diversa directione bis aratur, postea intervallo quodam ter invertitur iterumque aqua immergitur, ad ultimum truncus palmeus traducitur. Semen suo ipsius pondere motuque, a satore accepto, terrae infertur. Modus, qui in metienda oryza tegumento suo fusco nondum libera adhibetur, „*dareb*“ vocatur, qui Damiatæ pondus habet 445 „*oken*“, dum ille urbis Rosettæ 310 tantum „*oken*“ continet. Pro agris urbi Damiatæ adiacentibus ad sationem modi „*dareb*“, ibi usitati, pars octava, vel pars quarta pro „*feddan*“ requiritur, pro campis autem prope urbem Rosettam pars sexta illius „*dareb*“ urbis Rosettæ necessaria est. Triduo post sationem ager in altitudine digitorum unius et semissis aqua tegitur, quæ, donec deducitur, per tres dies continuos in agro manet, quod negotium saepissime repetitur. Ne herbae inutiles in arvis *Oryzae sativæ* nimio humore luxurientur, per singulas hebdomades satione confecta illæ manu evelli debent. Quo tempore *Oryzae sativæ* seritur messis triticea nondum est finita, qua finita ager aratur, irrigatur truncoque palmeo compla-

¹⁾ cf. GIRARD, Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Ég. Descr. de l'Ég. E. M. Tom. II. p. 521.

natur, exeunte autem mense Iulio superfluis plantis arborum oryzae, in hunc finem antea abundanter seminatae, plantatur. A fine mensis Sextilis aquae status fluminis irrigationem aliquantum adiuvat. Tempus metendi incidit in mensem Novembrem, septem mensibus post sationem. Oryza falce abscinditur inque manipulos congesta in aream transportatur, nunc autem machina „*noreg*“ adhibetur, quae stramentum durum tantum frangit, sed minime dissecat. Grana ventilata saepiusque per cribrum missa sub divo siccantur. Quaestus in locis urbi Rosettae vicinis modos „*darebs*“ 4—6 pro „*feddan*“ explet, in illis autem urbi Damiatiae adiacentibus 2—5 „*ardebs*“ continet. Oryza tegumento suo fusco nondum vacua non consumitur, sed tum demum, postquam in molis oryzae¹⁾ decor- ticata est, in quibus grana tudiculis ferreis cavatis, quae mobili baculo inhaerent, supponuntur.

Rotae bubus, vel equis motae tudiculas agitant; unus tantum bos requiritur, si machina duabus tudiculis instructa est, si autem machina quattuor tudiculis constat, tum duobus bubus, vel equis opus est. Iumenta binis horis mutantur, dum hoc fit, operarius oryzam a tudiculis removet, quam palea soluta liberat, liberatam denuo in mortarium fundit, in quo tam diu pinsitur, donec secundo iumenta mutantur, tum iterum per cribra mittitur et tertium pinsitur. Qui fructus, postquam hoc modo per sex horas continuas percussus suo tegumento fusco liberatus et albicans factus est, cum copia salis paleam solutam aequante quartum tudiculis supponitur. Palea fere quintam partem massae oryzae explet. Sic albicans facta oryza in mercaturam venit. Pistrinum, ex quattuor tudiculis constans, quotidie modorum „*ardebs*“ unum et

¹⁾ cf. Descr. de l'Ég. É. M. Arts et Métiers; planche IX.

dimidium oryzae subcandidae factae exhibet, pistrinum autem duabus tantum tudiculis compositum dimidiam partem praebet. „*Mahemed Ali*“ prorox in urbe „*Fua*“ pistrinum oryzae tale restitui iussit, quae Lombardicum. Boves duo tudiculas 24 movent, quae singulis mensibus modos „*ardets*“ 200 urbis „*Rosettae*“ candidos exhibent, granis non, ut hoc in molis Aegyptiacis fit, pendere tudicularum contritis. Prorox monopolium quoque oryzae exercet, quam pretio a se constituto ab incolis emit et suis molis candidam reddendam tradit. Purgatio nimis accelerata praedictum corrumpit; nam oryza non satis percussa suum tegumentum fuscum partim retinet. Quod vitium saepius commissum, et nimia salis portio plerumque adhibita, et granorum fractorum pulvis, huic fructui famam celebritatis detraxere, qua quondam gaudebat et quam etiam nunc omni merito haberet, si diligentissime purgaretur.

§. 10. DE LEGUMINUM CULTURA.

Viciae fabae post aquae reditum in agris seu prorsus neglectis, seu semel tantum aratio sparguntur, tum sementis inaratur, vel truncus palmeus traducitur.

Viciae fabae ex ordine quoque in sulcis seruntur. Pro mensura „*feddan*“ pars dimidia „*ardab*“ seminis sufficit. Herbae inutiles manu evelluntur. Messis tribus, vel quattuor mensibus post sationem incipit, id est, Martio vel Aprili mensibus. Viciae fabae falce abscissae a granis solvendae sub machinam „*noreg*“ mittuntur. Stramentum camelis, bubus caprisque pa-

bulo inservit. Redunt pro „*feddan*“ modi „*ardeba*“ 4 — 10¹⁾). Ex agri diversa natura diversus redit quaestus. Viciae fabae aequae recentes sale conditae, ac coctae consumuntur, praebentque incolis cibum praecipuum et non modo Vitiis fabis in Europa crescentibus minores sunt, sed etiam melioris qualitatis.

Viciae fabae fere in omnibus Aegypti partibus coluntur, quarum cultura, ex quo tempore fabae in metecaturam populorum Europaeorum venerunt, magis extensa est, et annona in emporiis maris Mediterranei ingravescente his regionibus multa navium onera adducuntur.

Ervm lens in Aegypto et media et superiori in rudibus agris statim post aquae reditum mense Novembri seritur²⁾). Pro „*feddan*“ duae e tribus partes modi „*ardeb*“ adhibentur. Sementis non alte inaratur. Tempus metendi in mensem Martium incidit. Plantae manu evelluntur machinaque „*noreg*“ et stramentum et grana secernuntur. Granorum quaestus pro „*feddan*“ modos „*ardebs*“ circa 4 — 7 explet. Stramentum Ervi lentis praebet aptum pabulum pecuarium. Erva lentes, iam antiquis temporibus fama gaudentia, in molis folliculo suo tenui privantur, colorem habent luteum, quorum cultura autem illa fabarum minus extensa est.

Cicer arietinum eodem modo mense Novembri in rudibus agris, qui aqua inundati erant, seritur. Pro modo „*feddan*“ ex tribus duae partes „*ardeb*“ se-

¹⁾ cf. FÉLIX MENGIN, Histoire de l'Ég. sous le gouvernement de Mohamed-Aly. Paris 1823. Tom. II. p. 348.

²⁾ cf. GIRARD, Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Ég. Descr. de l'Ég. E. M. Tom. II. p. 527.

minis redeunt. Sementis inaratur tempus metendi mense Martio locum habet, sed iam antea multum huius fructus nondum maturi consumitur. Plantae, quae ad siccandum supersunt, evelluntur, sub machinam „*noreg*“ mittuntur granaque stramento soluta sole siccantur et per cribrum mittuntur. Pro modo „*feddan*“ quaestus „*ardebs*“ 4—7 explet. Cicer arietinum, vel arefactum, vel aqua molitum et oleo inspersum consumitur. Stramentum pecori pabulum praebet. In Aegypto superiori Pisum quoque arvense et Lathyrus sativus coluntur, quorum grana bubus buffelis et camelis pabulo inserviunt.

Lupinus terminis eodem tempore, quo cetera legumina, in agris lutosi inundatione finita seritur. Pro „*feddan*“ e tribus duae partes „*ardeb*“ seminis adhibentur, si manu semen spargitur et inaratur. In cavis, quae incolae „*fellas*“ ex ordine effodiunt, minus seminis ad sementim adhibetur et semen, ut per se intelligitur, non inaratur, sed manu tantum terra tegitur. Quinque mensibus post sationem metendi tempus incipit. Plantis falce abscissis grana baculis excutiuntur. Mensura „*feddan*“ circa 7 „*ardebs*“ exhibet. Lupini aqua salsa moliti consumuntur. Lignei caules alimentum ignis praebent. Exigua est lupinorum cultura; nam proventus vix 40,000 modos „*ardebs*“ complet. In Aegypto superiori parum coluntur Dolichos quoque lubia¹⁾ et Phaseolus Mungo.

Ex iis autem, quae hic de cultura leguminum monuimus, intelligitur, ut iam ex diversis culturae temporibus supra indicatis elucet, haec omnia ad plantas statim post aquae reditum cultas referenda esse,

¹⁾ cf. FORSKAL, Flora Aegyptiaco-Arabica. Hauniae 1775. p. 133.

et irrigatione artificiosa in iis non locum habente solis in agris seruntur, quorum superficies inundatione sufficienter immersa fuit.

§. 11. DE HERBARUM PABULARIUM CULTURA.

In Aegypto prata natura ipsa facta non exstant. In regionibus meridionalibus in universum prata minorem afferunt utilitatem, quam in locis septentrionalibus, et si in illis campi extensiores, altis graminibus, arundinibus et plantis palustribus vestiti, reperiuntur, agricultura ibi non multum profecit, hac enim crescente prata naturalia in regionibus versus meridiem sitis evanescent et cum iis aër quoque febriculosus, quem prata procreant, recedit. In Aegypto hoc proprium accidit, ut, quemadmodum nostris temporibus prata naturalia ibi non exstant, sic etiam nunquam in hac terra talia existere potuerint, quia ager, si incultus est, inundatione finita brevi quidem tempore herbis obducitur, sed paulo post, quum sol humorem exsiccat, et rumpitur, et hiascit. Herbae pabulares arte cultae in Aegypto gramina naturalium pratorum compensare debent. In regionibus *Δελα* tertia fere pars agri culti herbis pabularibus destinatur, in ceteris Aegypti regionibus pars sexta ¹⁾.

Trifolium alexandrinum ²⁾ ex omnibus herbis pabularibus maxime colitur, imprimis autem et in *Δελα*

¹⁾ cf. Dr. F. PRUNER, *Aegyptens Naturgeschichte und Anthropologie*. Erlangen 1847. p. 47.

²⁾ cf. FORSKAL, *Flora Aegyptiaco-Arabica*. Hauniae 1775. pag. 139.

et in Aegypti mediae regionibus. Quae planta, postquam aqua recessit, in agris rudibus seritur, quò facto per agrum truncus palmeus traducitur. Pro „*feddan*“ sufficiunt $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ modi „*ardeb*“ seminis. Iam uno et dimidio mense post sationem trifolium duos pedes altum est primaque messio fit, uno mense post secunda et deinceps ex diverso incremento tertia et quarta. Si trifolium tantum seminis causa colitur, plerumque una messio viridium plantarum pabulo destinatur et sequens messio colligendo trifolii semini remanet. Trifolium seminis causa cultum, et ex agris collectum, in area siue bubus exteritur, siue machina „*noreg*“ adhibetur. Semen baculis quoque emittitur. Pro „*feddan*“ quaestus seminis circa 2 explet „*ardebs*“. In terra „*Faium*“ trifolium in arvis arte irrigatis et plerumque hoc modo colitur, ut uno mense ante sorghi messem finitam in campis huius plantae seratur. Pro modo „*feddan*“ secunda messione facta 2—3 modi, „*ardebs*“, post tertiam tantum $1\frac{1}{2}$ modi „*ardebs*“ redeunt.

Trifolium alexandrinum partim in foenum convertitur, sed maxima copia aut secatur recensque pabulo inservit, aut in ipsis campis a pecore in hunc locum acto consumitur. Armenta, ut asini, boves, boves buffeli equique, et recenti trifolio, et arefacto vescuntur, cuius magna copia sub utraque specie in urbem Cairum transportatur.

In arvis oryzae prope urbes Damiatam et Rosettam trifolium statim post messem oryzae agro in hunc finem non arato, sed per duos, vel tres dies continuos ante sationem irrigato seri solet, et in hisce oryzae campis mirum in modum luxurians quater secatur.

Trigonella foenum graecum ab Arabibus voce „*helbe*“ nominata, in parte Aegypti mediae meridionali

et in superiori Aegypto statim post aquae reditum in arvis adhuc humidis seritur. Quae planta trifolio similis quidem est, non autem, ut hoc, solius pabuli pecuarii causa plantatur, sed etiam hominibus ipsis cibum praebet, qui teneris caulis foliisque herbae nondum efflorescentis vescuntur et magnam quoque partem in agris ad semen colligendum reservant. Ad seminandum pro mensura „*feddan*“ modi „*ardeb*“ dimidia pars adhibetur.

Foenum graecum duos, vel tres menses viret; quibus praeterlapsis plantae aridae evelluntur, colligatae sub machinam „*noreg*“ mittuntur granaeque a caulibus liberantur.

Planta seminis causa in campis remanens 3—4 modos „*ardebs*“ pro „*feddan*“ reddit. Pecus raro pabulo granorum vescitur. Incolae „*fellas*“ ex granis aqua mollitis iisque ultra duos digitos germinantibus cibum parant, vel granis torrefactis loco fabae coffeae utuntur. Caules torrefacti pecori in universum, praecipue autem camelis pabulo inserviunt.

Medicago sativa, cuius species Mekka in Aegyptum transplantata est, omnium maxime excellit¹⁾ et iam extensius colitur. Plantae crescentes densissimae, si sufficiens irrigatio accedit, bis vel ter per mensem secari possunt. Medicago sativa viridis per totum annum²⁾ in foris rerum venalium venditur.

Plantarum pabularium minus extense cultarum diversae etiam exstant, quales sunt: Avena sativa, Avena orientalis, Cleomen pentaphylla, Digitaria dactylon, Lathyrus sativus, Pisum arvense aliaeque.

¹⁾ cf. CLOT-BEY, Aperçu général sur l'Ég. Paris 1840. Tom. I. Chapitre II. §. 2.

²⁾ cf. Dr. F. PRUNER, Aegyptens Naturgeschichte und Anthropologie. Erlangen 1847. p. 47.

§. 12. DE NICOTIANAE CULTURÆ.

Nicotiana tabacum post finitam frumenti legumini-
numque sationem mense Decembri seritur. Pro modo
„*feddan*“ dimidia pars „*ardeb*“ requiritur. Satione
finita post 6—8 hebdomades plantae transplantantur,
ad quas transplantandas fertilis ager eligitur, fluminis
vel canalium ripis adiacens, qui bis antea aratur et
trunco palmeo planatur. Plantae in cavis quosdam
digitos altis et 5—6 distantibus inseruntur. Incolae
„*fellas*“ stercus ovillum in interiecta spatia inferunt,
subviridem colorem *Nicotianae* tab. effecturi. Herbae
inutiles assidue manu evelluntur. Tempus metendi
incidit in mensem Aprilem, quo plantae, nonnullos di-
gitos altae opē falcis abscinduntur. Partes foliorum
laterales a vagina separantur tomiceque coniunctae per
octo dies in sole arefiunt. Folia arefacta in mattis
conservantur et in torques congestae venduntur. Qua-
draginta diebus post primam messionem secunda fit,
quae quidem eodem modo tractatur, folia autem, quum
inferioris qualitatis sint, a „*fellas*“ tantum consu-
muntur.

Ex prima messione pro „*feddan*“ circa 800 „*ro-
tolos*“ aridorum foliorum redeunt, plerumque 50% plu-
ris venalium illis secundae messionis, quae praeterea
dimidiam tantum copiam prioris praebet. Si tempore
fluminis crescentis terra tabaco consita in alium finem
non convertitur, plantae ibi remanentes tertium deme-
tuntur, ex quibus autem exigua messis colligitur. Pars
plantarum ad semen anni insequentis colligendum re-
servatur.

§. 13. DE CULTURA PLANTARUM NETUM ET OLEUM PRAEBENTIUM.

Linum usitatissimum iam antiquissimis temporibus in Aegypto colebatur, ex quo in hac terra tenue illud linteum confici solebat, Romanis nobilibus pretiosissimum, ita ut haud exigua copia ex Aegypto Romam exportaretur. Nostris autem temporibus ex lino non amplius texta tenuia fiunt, sed solummodo crassa, et post extensam gossypii culturam illa lini ita coercita est, ut fructus singulorum annorum a modis „*oken*“ 80,000 in circa 4,000 „*oken*“ reciderit. Qua de causa linteae quoque exportatio, quam vir Carsten Niebuhr ¹⁾ non exiguam fuisse suo tempore testatur, quum in diversas orbis terrarum partes, in regiones Berberorum, Massiliam, in portum Liburnum, in Turciam, in Syriam, in „*Disidda*“ et in ipsam terram, quam „*Iemen*“ nominant, mitteretur, nunc fere ad nihilum redacta est et sic linteae quaestus exiguus, regni monopolium, vernaculis fabricis retinetur. Linum, sive statim post aquae reditum in campis lutosiis seritur, qui nec ante, nec post sationem ullo modo tractantur, sive ager, ut exempli causa in terris „*Faium*“ et in *Delta* fieri solet, bis aratur truncoque palmeo aequatur, in areas distinguitur, conseritur et interdum irrigatur. Utroque casu tertia pars modi „*ardeb*“ pro „*feddam*“ seritur. Priori cultura plus quidem seminis reportatur (4 modi „*ardeb*“ pro „*feddam*“), sed caules lignei sunt et minus linteae reddit (2 modi „*kantars*“ pro „*feddam*“), posteriori colendi ratione

¹⁾ cf. CARSTEN NIEBUHR'S Reisebeschreibung. Kopenhagen 1774. Tom. I. p. 143.

vice versa minus seminis redit (3 modi „*ardebs*“ pro „*feddan*“), sed caules tenuiores sunt et plus lintei colligitur (pro „*feddan*“ modi „*kantars*“ $3\frac{1}{2}$). Seges, vel cinere, vel rudere salem petrae continente tegitur, quae materia fere semper prope vicos congesta reperitur, ut iam supra in Zea Mays monuimus. Mense Martio plantae maturescunt et exeunte mense caules evelluntur, arefiunt et in fasciculos ligatae vicis adducuntur, ubi pericarpia de caulibus effricantur, vel in terreno vasculo decutiuntur. Pericarpia in simplicibus molis manuariis conteruntur semenque, ex quo oleum, quod in lumen uritur, paratur, a palea seiungitur. Caules lini in fossis quadratis et in lacunis prope vicos crebris macerantur. Fasciculi, ut aqua submergantur, lapidibus teguntur. Postquam caules 3—6 hebdomades macerati sunt, arefiunt, franguntur et ferreis hamis pectuntur.

Phormium tenax in Aegyptum importari coeptum est, sed malo successu, experimentum autem una tantum planta ex hortis botanicis Montis Pessulani sumpta¹⁾ factum est, quod hanc plantam in Nili valle non crescere posse nondum demonstrat, quum contra et aëris temperies (in Selandia nova, sub gradu 33—67^{to} latitudinis meridionalis sita, extense colitur), et ager ipse maxime opportunus videatur.

Cannabis sativa in Aegypto ante „*Mehemed Ali*“ proregem seminis et pericarpiorum et foliorum colligendorum causa colebatur, ex quibus potus inebrians sub nomine „*haschisch*“ satis notus, conficiebatur²⁾.

¹⁾ cf. CLOT-BEY, *Aperçu général sur l'Égypte*. Paris 1840. Tom. I. Chapitre II. §. 2.

²⁾ cf. C. S. SONNINI, *Voyage dans la haut et basse Égypte*. Paris. An. 7. d. l. R. Tom. III. p. 103.

„*Mehomed Ali*“, quum cannabim populorum Europae ritu colendam curaret, ut vela et rudentes acciperet, anno MDCCCXXVII auxilio cuiusdam Galli Gratianopolitani hanc culturam „*fellas*“ doceri iussit. Primum in provinciis „*Gharbyeh*“ et „*Mansura*“, quum Cannabis sativa aërem humidum amet, fluminis ripae ad experimenta facienda electae sunt, quibus exitus prosper respondit.

Ager bis alte aratur. Mense Ianuario vel Februario seritur et post hebdomades duas herbae inutiles evelluntur. Cannabis adultae virilis planta extrahitur. Cannabis feminea, cuius folia subflava fiunt, quod 3—4 mensibus post sationem accidere solet, radicibus evellitur et vellicatur, postea radicibus extremis coniuncta per 20 dies siccatur et tum grana excutuntur. Culmi cannabini, ut apud nos, macerantur et siccantur. Liber cannabineus in usum rerum navalium converti solet. Ex semine cannabino oleum premittit.

Urtica nivea, quae sub nomine cannabis Siamensis nota est et in India orientali et in Sina vicem cannabis tenet, ut Phormium tenax, a „*Delile*“ professore ex hortis botanicis Montis Pessulani in Aegyptum missa¹⁾ bonum successum promittit.

§. 14. DE CULTURA PLANTARUM OLEARIARUM.

Brassica arvensis ex cuius grana oleum exprimitur in regionibus „*Syut*“ et „*Girgeh*“ colitur. Statim post inundationem finitam Brassica arvensis in agris

¹⁾ cf. CLOT-BEX, Aperçu général sur l'Égypte. Paris 1840. Tom. I. Chapitre II. §. 2.

qui immersi erant, *seritur*¹⁾. $\frac{1}{24}$ ^{ta} „*ardeb*“ pars pro „*feddan*“ requiritur. Tribus mensibus post *Brassica arvensis* matura est. Semen e plantis evulsis baculo excutitur. Redeunt ex „*feddan*“ circa 4 — 6 modi „*ardebs*“. Stramentum praebet alimentum ignis.

Lactuca sativa et in parte meridionali Aegypti mediae colitur et in Aegypto superiori, *seritur* sive una cum lentibus hordeove in agris, qui antea inundatione immersi erant, in hunc finem $\frac{1}{12}$ ^{ma} parte modi „*ardeb*“ Lactucae sativae pro $\frac{4}{12}$ ^{ma} portione „*ardeb*“, aut lentium, aut hordei adhibita, sive una cum sorgho seminatur in arvis arte irrigatis et quidem ipso tempore, quo artificiosa huius fructus irrigatio confecta est, id est, 3 — 4 mensibus ante sorghum demetendum. Quo casu $\frac{1}{6}$ ^{ta} pars „*ardeb*“ pro „*feddan*“ sumitur. Lactuca sativa, quae non irrigata est, per 8 menses in campo remanet. Plantarum maturarum pericarpia semine repleta abscinduntur, quae per 6 dies in area siccantur et tum grana baculis solvuntur. Reditus pro „*feddan*“ explet 2 — 6 „*ardebs*“.

Ex granis oleum premitur; planta virescens et pectori pabulum praebet, quo casu autem granorum messis, ut per se intelligitur, locum habere nequit.

Sesamum orientale²⁾ in omnibus Aegypti partibus et quidem, ut ubique in terris orientalibus hoc fit, premendi olei causa plantatur. Sesamum aestiva cultura est et incipit post finitam messem Tritici sativi. In Aegypto superiori ager his aratur, tum ut in Sorghi vulgaris cultura in quadrata dividitur et pro men-

¹⁾ cf. GIRARD, Mémoires sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Ég. Descr. de l'Ég. É. M. Tom. II. p. 535.

²⁾ cf. FORSKAL, Flora Aegyptiaco-Arabica. Hauniae, 1775. p. 113.

sura „*feddan*“ $\frac{1}{24}$ ^{ta} pars modi „*ardeb*“ sationi disti-
 natur. Per tres menses campi irrigantur. Caules
 Sesami orientalis falce absconduntur, tum in fasciculos
 ligati et erecti per 20 dies soli exponuntur. Quo
 tempore praeterlapso semen in area excutitur, plena
 autem pericarpia nondum satis siccata tam diu denuo
 soli exponuntur, donec post quosdam dies semen ex
 pericarpis hiscentibus quassis et baculo percussis
 collectum est. Reditus singuli „*feddan*“ efficit 5—6
 modos „*ardebs*“. In Aegypto inferiori Sesamum
 orientale aliter tractatur, arva enim machinae „*sa-*
kkie“ ope abundanter irrigantur, semen tum seritur
 et inaratur. 25 diebus post sationem irrigatio denuo
 incipit et repetitur certis dierum decem spatiis inter-
 iectis usque ad tempus Nili intumescentis; tum autem
 campus parvo aggere foraminibus instructo circum-
 datur, per quae, ut libet, aqua in campum mitti po-
 test. Sesamum circa 5 menses, id est, usque ad Oc-
 tobris exitum in campis manet.

Praeter plantas hucusque commemoratas etiam ex
 fructu Oleae Europaeae (cuius cultus in capite de
 arboribus colendis describetur), ex semine Gossypii
 vitifolii, ex Papavere somnifero, ex semine Ricini
 communis, ex Heliantho annuo, ex Moringa arabica,
 ex Polymnia abyssinica, in hortos invecta, oleum pre-
 mitur. Cultus illarum plantarum, quae ex his exten-
 sius disseminantur, in culturis subsequentibus com-
 memoratus est.

§. 15. DE OPII CULTURA.

Papaver somniferum, pinguem desiderans terram, in Aegypto potissimum ad opium parandum colitur. Cultus Papaveris somniferi antea neglectus.¹⁾ cura proregis „*Mehemed Ali*“ denuo incitatus est, qui enim Armenios quosdam Smyrna acciri iussit, huius cultus optime gnaros, quo factum est, ut hoc studio opium Thebaicum in emporiis famam recuperaret. Ager pinguis, qui antea inundatione immersus fuit, optime huic cultui convenit. Arva exeunte mense Octobri. bis in diversas directiones arantur. In sulcos agri tractati grana Papaveris somniferi, postquam terra in pulverem redacta mixta sunt, insperguntur et sic cura peracta est. Pro „*feddan*“ 5 seminis librae adhibentur. Planta duobus mensibus praeterlapsis adulta 4 — 5 pedes alta est, cuius singuli caules saepius plura pericarpia ferunt. Simulatque folia floris Papaveris somniferi deciderunt, incisiones directae quotidie ante solis ortum in immaturis pericarpis fiunt. Succus lacteus ex his incisionibus destillans ut lacrima adhaerescit, mox autem condensatur et condensatus die sequenti ope cultri lignei absumitur. Si primae incisiones non amplius lacrimant, tam diu novae fiunt, donec planta exhausta est. Succus fuscus condensatus in panes minores condepsitur foliisque Papaveris somniferi involutus sub nomine opii Thebaici in mercaturam venit. Caules aridi in hac terra ob ligni inopiam alimentum ignis praebent. Ex granis Papaveris somniferi, ut apud nos, oleum premitur. Tria potissimum opii genera in marcatura celebria sunt: 1. opium Thebaicum, a Thebaïde denominatum: 2. opium Levanti-

¹⁾ cf. G. A. OLIVIER, Voyage dans l'empire Othoman. Paris 1804. Tom. II. p. 169.

cum, quod in Asia minori et imprimis prope Smyrnam reportatur, et 3. opium Indicum. Opium Levanticum pluris quam Indicum aestimatur, Aegyptiacum autem per se Levanticum vincit et in puro stata suo pluris 20% venditur, sed quum plerumque pulvere mixtum sit; in emporiis Europae et Americae saepissime illo Levantico minorem habet valorem.

§. 16. DE CULTURA PLANTARUM PIGMENTUM PRAEBENTIUM.

Indigofera argentea ¹⁾ ad colorem Indicum praeparandum colitur, etiam *Polygonum tinctorium*, quod et in Sina et in Europa plantatur; nostro tempore, ob suum colorem caeruleum Indico similem, in Aegyptum introductum est. Arva *Indigoferae argenteae* destinata mense Martio his ex transversa directione arantur, tum ager trunco palmeo planatur, deinde quadrata abscinduntur; quorum latera 6—12 pedes longa fiunt et quae quadrata aggeribus 6—10 digitos altis a se invicem dividuntur. In canalibus, qui lateribus quadratorum paralleli fiunt, exigua cava effodiuntur, quibus grana seminalia imponuntur manuque terra teguntur. Semen, quia illud in Aegypto collectum prorsus degenerat, in Syria emi solet. Campi Nili ripis adiacentes irrigatione carere possunt, remotiores autem octavo, vel decimo quoque die irrigandi sunt. Praecipue terra in fluminis et canalium ripis sita ad colendum eligitur. Exeunte mense Julio prima foliorum

¹⁾ cf. FORSKAL, Flora Aegyptiaco - Arabica. Hauniae 1775. pag. 137.

messis, postea trigesimo quoque die secunda et tertia locum habent. Prima messis uberrima est. Unus idemque Indigoferae argenteae campus per triennium colitur et primo anno quaestum ditissimum promittit.

Folia in fabricas prope vicos factas, in quibus Indicus color praeparatur, transportantur, sed si rectius rem consideres, tali apparatus, qui ex solis quibusdam profundis ollis maioribus constat, vix nomen fabricae concedi potest. Ollae aqua fervida implentur, cuius calor aqua frigida temperatur, tum folia maceranda in aquam coniiciuntur. Aqua calida pigmento soluto tingitur, quod sensim in ima olla remanet. Pigmento satis praecipitato aqua per foramina in apta altitudine facta emittitur. Annuus quaestus explet modos „*oken*“ circa 80,000, quorum $\frac{1}{8}$ ^{ta} pars fabricis vernaculis reservatur. „*Fellas*“ plerumque pigmentum miscent nigricante terra argillacea, e qua mistura panes formant, qui in sole siccantur, siccandi autem hoc modo flatu venti arena aliisque rebus miscentur. Prorex „*Mehemed Ali*“ maximam curam incolis in hac re melius instituendis navavit, plantatores enim Indigoferae argenteae ex Bengala acciri iussit, hunc cultum emendaturos, quo modo plantam per totam Aegyptum extendit multisque in pagis apparatus ad colorem Indicum praeparandum necessarium prospexit. Nihilominus „*Mehemed Ali*“ spe sua frustratus est, licet opimas messes fecerit, magna enim Indici coloris copia saepius in horreis invendita remanebat, quia hoc productum, aut neutiquam vendi potuit, aut pretio vilissimo, et ad hunc usque diem Aegyptiacum Indicum fama impuritatis, quam in emporiis Europaeis sibi contraxit, nondum liberatum est.

Equidem puto, etiamsi incolae diligentissime hanc artem edoceantur, tamē meliores fructus in hac re non perceptum iri, nisi hoc omnium primum teneatur,

ut miseris Aegyptiis plara commoda, quam hucusque habuerint, afferantur, nam in nulla terra colonus veterem et receptam consuetudinem cum nova eaque meliori permutabit, si hac re nullum lacrum facit, et nusquam effectus liberae voluntatis vi adduci potest.

Carthamus tinctorius¹⁾ post aquae recessum in arvis rudibus manu spargitur et tum inaratur. Haec planta etiam per minora cava disponitur, quae operarii manu effodiunt, semen deinde terra tegentes. In priori commemorato cultu $\frac{1}{3}$ ^a pars seminis „*ardeb*“ pro „*feddan*“ adhibetur, in posteriori $\frac{1}{12}$ ^a pars „*ardeb*“. *Carthamus tinctorius* nec irrigatur, nec alia cura gaudet; in regionibus urbes Cairum et „*Bsne*“ interfacentibus et praecipue prope „*Syut*“ et „*Tata*“ seritur, nullo modo in „*Faium*“ et in *Delta*. Nisi forte „*semm*“, ille notus ventus, flores huius plantae adurit, quae et foliorum et seminis oleum continentis causa colitur, maximus quaestus redit. Mense Martio et Aprili messis fit. Mane et vespere feminae folia florum rore inspersa decerpunt, per totum tempus, quo planta floret, hoc negotium continuantes. Folia unum diem in umbra in mattis expanduntur, tum baculo longiori in mortario ligneo contunduntur, donec massam formant; ex qua panes rotundi planique 3—4 digitorum diametro fiunt. Panes per 14 dies in sole siccantur, siccati autem ad horrea portantur et sic venduntur. Annis secundis 3 modi „*kantars*“ panium pro „*feddan*“ redeunt. In regionibus prope Thebas antiquas et „*Girgeh*“ *Carthamus tinctorius* una cum lentibus seritur et post 5—6 hebdomades lentium messe finita folia plantae carpuntur, quo casu 1—1 $\frac{1}{2}$

¹⁾ cf. GIRARD, Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Eg. Descr. de l'Eg. E. M. Tom. II. p. 538.

„*kantars*“ accipi solent. *Carthamus tinctorius*, qui prope „*Tata*“ crescit, melioris est qualitatis hoc prope „*Syut*“, qui autem melior illo in urbis Cairi vicinitate culto. Post foliorum messem per 10—12 dies plantae in caulibus arescunt, tum evelluntur, quorum semen a „*fellas*“ baculis excutitur. Quisque „*feddān*“ praebet 2—3 „*ardebs*“ seminis, sin autem *Carthamus tinctorius* una cum lentibus colebatur, tantum 1—1½ „*ardebs*“. Si folia non metuntur et semen tantum quaeritur, omnis quaestus explet 6 „*ardebs*“ pro „*feddān*“.

Rubia tinctoria, quae in Aegyptum antea ab insula Cypro importabatur, abhinc 20 fere annos in terra ipsa colitur, incolae enim „*fellas*“ a Graeco quodam hac cultura instituti sunt ¹⁾. Post aquae redditum ager semel proscinditur, postea per hiemem ad mensem usque Februarium quiescit, tum bis ex transversa directione aratur truncoque palmeo planus fit. Pro „*feddān*“ seminis manu spargendi 12 „*oken*“ requiruntur. Irrigationis causa satione finita ager in quadrata dividitur, per quae canaliculi currunt. Tempore hiemali irrigatio intermittitur. Mense Martio cuiusque anni arida planta ad semen colligendum abscinditur. Quadriennio post radices rubrum colorem continententes effodiuntur, siccatae a „*fellas*“ ad horrea transportantur. Omnis huius coloris copia in Aegypto collecta in fabricis vernaculis consumitur.

Lawsonia alba ab Arabibus „*hennet*“ vocata frutex est aromaticus, qui iam antiquissimis temporibus prope Canopum, urbem hodiernam Rosettam, planta-

¹⁾ cf. FÉLIX MENCIN, Histoire sommaire de l'Égypte. Paris. 1839. p. 235 et seqq.

batur, nunc autem, quum in tota Aegypto, tum in provinciis „*Charkyeh*“ et „*Kelyub*“ colitur. *Lawsonia* alba in arvis his aratis mense Aprili plantatur. Stirpes parvae ad perpendiculum, 3 pedes a se invicem distantes inseruntur arvaeque diligenter culta statim post sationem irrigantur. Frutex, si aqua caret, in sicco crescit et melius solem, quam aquam desiderare videtur. Iam intra anni spatium planta adulta est et valida. Cuius folia pigmentum proprium ¹⁾ continent, optime corpori animalium adhaerens, siccantur inque pulverem trita ubique terrarum Orientalium pulchritudini adiumentum praebere creduntur. Feminae enim hoc pulvere coloris buxei ungues aliasque manuum pedumque partes fuscant. Sola Aegyptus fere omnes *Lawsoniae* albae copiam imperio Ottomanico necessariam producit et exportat, quem in finem navium onera Alexandria Constantinopolin mittuntur. Radix huius plantae pigmento rubro inservit et ex parvis ramulis corbes texuntur.

Praeterea materiam pigmenti hae plantae praebent: *Reseda luteola*, *Croton tinctoria*, *Punica granatum*, *Tamarix gallica*. Introductus est *Cactus cochenillifer*, in quo *coccus* cacti vivit.

¹⁾ cf. DESCOSTILS et BERTHOLLET, Observations sur les propriétés tinctoriales du Hënné. Mémoire sur l'Ég. Tom. I. Paris. An. VIII. p. 280.

§. 17. DE FRUTICIS ROSA CULTURA.

Rosae in provincia „*Faium*“ colantur ¹⁾ et quidem in regionibus urbi „*Medinae*“ finitimis, ubi officinae aquae rosaceae exstant. Inter varias rosarum species Rosa centifolia omnium plurimi aestimatur. Ager mense Martio bis aratus in quadrata dividitur, in quibus fossae, pedes $2\frac{1}{2}$ a se invicem distantes, effodiuntur, per quas recentes stirpes rosarum disponuntur. Quae ut melius crescant, solum iam ab initio continuo humectatur, postea autem semel tantum intra binas hebdomades aqua infunditur. Exeunte mense Decembri plantae putantur, tum denuo saepius irrigandi frutices post 30—40 dies et calices agunt et florent. Frutices rosarum altitudinem pedum $1\frac{1}{2}$ habent. Ante solis ortum, quo tempore rosae rore subhumidae sunt, flores carpuntur statimque, ne flaccescant et intereant, in ampulla ad coquendum ponuntur. Aqua rosacea ex ampulla rediens alba est, sed ea, quae in mercaturam venit, subflava. Subflavus color ex liquata aqua rosacea cum aqua mixta, in qua antea rosae madefiebant, provenire videtur. Frutex modo plantatus altero demum anno quaestum praebet largiorem, a tertio anno usque ad quintum potentissimus est, postea autem nova stirpe suppleri solet. Incolae „*fellas*“ vetantur suis sumptibus ex rosis succos elicere, iique, qui rosas colunt, has pretio viliori proregi vendere obligantur, nam hoc totum negotium principis monopolium est. Prima aquae rosaceae nota pretio 7 numerorum Aegyptiorum „*piaster*“ pro singulis

¹⁾ cf. SAVARY, Lettres sur l'Égypte. Paris MDCCLXXXVI. Tom. II. p. 44. Girard multosque alios scriptores.

lagenis venditur; unum modum „*rotolo*“ continentibus, secunda nota pretio 5 „*piaster*“ et tertia pretio 3. Singuli „*feddan*“ rosis culti circa 60 numos „*piaster*“ Aegyptiacos pro culturae et vectigalium impensis postulant et unusquisque „*feddan*“ praebet 3 centenarios rosarum, ex quibus 300 modi „*rotolos*“ aquae rosaceae eliciuntur, id est, lagenae 300, quae pretio vilissimo trium „*piaster*“ venditae, 900 „*piaster*“ efficiunt ¹⁾. Oleum rosaceum in Aegypto non paratur.

§. 18. DE CULTURA SACCHARI OFFICINARUM.

Saccharum officinarum cura proregis „*Mehemed Ali*“ non caruit, qui ipse maximus mercator in producendis coloniarum productis omne studium posuit. Non modo hanc plantam extensius coli, sed etiam in suo regno Saccharum offic. perfectius coqui iussit. Ager priusquam arundo plantatur, quod mense Martio et Aprili fit, saepius ex transversa directione aratur, tum agricolae sulcos ducunt, 6 digitos altos, quibus recentes abscissi palmites inseruntur, ita ut pars superior terra non tegatur. Palmites ex culmis, in novissima messe cum radice et arundinis trunco relictis, qui ex nodis suis denuo germinarunt, eliguntur. Irrigatio iam plantatione coepta usque ad Sacchari offic. messem continuatur. Omnis cura herbis inutilibus evellendis navanda est. Multi culmi et illi praecipue, qui minus proveniunt, iam mense Octobri,

¹⁾ FÉLIX MENCIN, *Histoire sommaire de l'Égypte*. Paris 1839. p. 168.

priusquam ad maturitatem pervenerunt, abscinduntur, venales circumferuntur et crudi comeduntur¹⁾, continentes, ut unumquodque saccharum, medullam spongiosam, aquosam longisque filis transeuntibus repletam, subdulci sapore, quam plebs exsugit et manducat, aequae salubrem ac iucundum hunc cibum putans. Arundo ad saccharum coquendum destinata mense Ianuario vel Februario, id est, 10—11 mensibus post plantationem, abscinditur, quo tempore 8—10 pedes alta et digitum pollicem crassa est. Ager hac planta consitus unius anni messem praebet, radix autem cum culmi parte inferiori remanet, ne palmites in nova plantatione desint.

De sacchari coctura.

Succus Sacchari offic. in officinis Aegyptiacis ope duorum cylindrorum ex ligno factorum exprimitur, qui duabus rotis dentatis sibi invicem convenientibus, bubus, vel bubus buffelis motis, rotantur. Culmos abscissos et a foliis liberatos operarius quidam manu cylindris interponit. Succus subflavus expressus canalem perfluit et labro receptus, quum mox effervescat, statim coquendus est. Hic succus igitur in magnum ahenum infusus primae coctioni submittitur, quae ratio dies 2 durat. Sacchari succus in vasa terrena cono similia funditur, in quorum acumine foramen est, quod ante succum sacchari in crystallum coactum clauditur. Syrupus ex foramine destillans ollis suppositis recipitur. Metae sic factae sacchari melius praeparandi causa ex conis in ahenum mittuntur, et, ut citius li-

¹⁾ cf. FORSKAL, Flora Aegyptiaco-Arabica. Hauniae 1775. pag. 15.

queant, aqua solvuntur. Repetitur a nobis iam in prima coctura descripta ratio. In omnibus cocturis sacchari succus albi ovi liquore adsumpto¹⁾, qui partem illius acidorum adstringit, deliquatur et spuma nascentis diligenter removetur. Sacchari succus prioribus temporibus in Europa quoque albi ovi liquore purgabatur, quae ratio tamen postea sanguine ossibusque in carbonem et pulverem redactis supplebatur. In Aegypto etiam nunc albo ovi liquore succus deliquari potest, vili ovorum pretio. Saccharum secunda coctura paratum nondum in mercaturam venit, solummodo illud ter et quater coctum (voce notum „*kasr*“ et „*mukarrar*“) consumi solet. Melior nota illius „*mukarrar*“ extracta ad res domesticas proregis et nobilium reservatur saepiusque dono datur, ut iam antea partem sacchari optimae notae²⁾ principi imperii Ottomanici Constantinopolin mittere receptum fuit. Succus sacchari primae cocturae praebet plerumque 40% „*kasr*“. Ex sacchari syrupo spumaque, id est, ex reliquis, sicera coquitur. Maxima Nili vallis sacchari officina, quam Anglus quidam nomine „*Brine*“ anno MDCCCXVIII condidit et primum administravit, in loco „*Al-Reiramun*“ provinciae „*Minyeh*“ Nili ripae adjacente sita est; praeter hanc postea duae aliae minores aedificatae sunt. Prioribus annis pars sacchari in hoc loco „*Al-Reiramun*“ ex tertia et quarta coctura parati in Europam exportabatur et saccharum „*kasr*“ et „*mukarrar*“ hic melius purgatum ab Europaeis consumebatur; sed mox, Aegyptum saccharo suo cum India occidentali contendere non posse, intellectum est, cuius causa ex hac re mihi repetenda

¹⁾ cf. v. MINUTOLI'S Reise. Berlin 1824. p. 239.

²⁾ cf. R. POCOCCKE'S Beschreibung des Morgenlandes, nach dem Engl. von Breyer. Erlangen 1771. Tom. I. L. 4. Cap. 8. §. 56.

videatur, quod coloniis et molae perfectiores sunt, et in officinis Indiae occidentalis saccharum multo extensius praeparatur. Molae in maioribus huius terrae officinis usitatae ex tribus constant ferreis cylindris, quos Angli faciunt, tam diligenter elaboratis, ut id fieri nequeat, quod in Aegypto accidit, ubi cylindris ligneis adhibitis tertia pars succi sacchari in culmis remanet. Tota Aegyptus solummodo producit 20,000 ponderum centenariorum sacchari, qui numerus in insula Iamaica iam a pluribus singulis officinis expletur, machina vaporaria adhibita. Officinae Aegyptiacae etiam in sicera ex reliquis coquenda minus procedunt, nam sicera Aegyptiaca acri sapore est minusque iucundo, ita ut, quamquam diutius reconditum melius sit, tamen illi sicerae insulae Iamaicae posthabeatur; arundo quoque Otaheutica, iam in multis colonis abhinc pluribus decenniis introducta, uberiores fructum illa in Aegypto culta suppeditat. Nihilominus exploratum videtur, Aegyptum, si saccharum extensius et diligentius coleretur, si officinae meliori gauderent statu, cum cunctis coloniis concurrere posse, praesertim quum merces operariorum modica sit et melior sacchari purgatio nulla invidia patriae terrae turbetur. Culturae enim extensiori nihil obstat, nisi instituta Aegypti prorsus inculta, quum non modo in „*Mingeh*“, sed etiam in regionibus finitimis lati campi ad Saccharum offic. plantandum aptissimi otiosi sint, qui iam huic culturae ex parte inservierunt, ut praeter alios scriptores ex Edrisii ¹⁾ relationibus prodit, testantis, urbem „*Ach-min*“ haud exigua sacchari copiam plantare. Nostris temporibus Aegyptus saccharum melius purgatum ex Europa invehere cogitur et exigua tantum portio sac-

¹⁾ cf. Edrisii Africae editionem alteram HARTMANNI. Göttingae 1796. p. 513.

chari Aegyptiaci in terram „Hedschas“, in urbem Meccam aliaque iu loca Arabiae exportatur.

§. 19. DE GOSSYPH CULTURA.

Gossypii cultura initio saeculi nostri in Aegypto neglecta fuit et fere solis in hortis tractabatur, anno autem MDCCCXXI Gallus quidam Gratianopolitanus nomine „Iumel“ Gossypium vitifolium in horto Turci „Maho-Bey“ respexit et oblivione extraxit; proregi commoda exponens, quae allatura sit planta melius culta statimque „Mehemed Ali“ ratione et intelligentia tenuit, quem uberem reddituum fontem inde habere possit. Gallus „Iumel“ gossypium extensissimum in modum plantare iussus est. Anno MDCCCXXI ¹⁾ lini xylini copia ex Aegypto vecta explebat 944 pondera centenaria, anno MDCCCXXII 35,108 ponderum centenariorum exportabantur, anno MDCCCXXIII 259,426 centenarios ponderis 44 „oken“, qui singuli pretio numerum Hispanicorum „piaster“ 15¹ venditi circa 4 decies centena milia „piaster“ explebant. Reditus autem anni MDCCCXXIII ad uberiores, quos Aegyptus habuit, referendus est; pluribus aliis enim annis messis vix quarta fuit pars. Vel ex nomine cultoris Galli, vel ex horto, in quo haec planta respecta est, gossypii Aegyptiaci lanugo in mercaturam veniens, aut „Iumel“-linum xylinum, aut „Maho“-linum xylinum denominari solet.

Ad Gossypium herbaceum et vitifolium colendum

¹⁾ cf. ED. DE CADALVÈNE et J. DE BREUVERY. L'Égypte et la Turquie. Paris 1886. Tom. I. p. 384.

omnis fere Aegypti ager ex qualitate sua idoneus repperitur, sed, ut in plerisque plantis, sic in hac quoque campus pinguis praefertur, quippe qui humidum maxime necessarium, etsi gossypium nimio humore deleatur, diutius retinet. Campi, in quibus gossypium colitur, arte tantum irrigantur, aggeribus accumulatis ab inundatione fluminis diligentissime servandi, quem in finem quum agri sublimiores eliguntur, tum Nili ripis adiacentes, ut irrigatio artificiosa facilius efficiatur. Agri, qui inundati erant, aptissimi quidem Tritico sativo, Hordeo vulgari, leguminibus aliisque plantis culturae „*el-beidi*“ et „*el-schitani*“ ad gossypium adhiberi nequeunt, quae, quum ita sint, gossypium, ut saepius falsum pro certo dictum est, cultui illorum fructuum obstare non potuit. Omnium Aegypti plantarum fere unica Zea Mays, campos eiusdem naturae requirens, in cultura sua gossypio coërcita est, saepius enim campis Zeae Mays ad gossypium adhibitis. Aegypti inferioris provinciae „*Charkyek*“ et „*Mansura*“ praecipuae gossypii colendi sedes exstant, plura milia modorum „*feddani*“ hic illa planta consita sunt et ab urbe „*Mansura*“ in fluminis ripa fere hora amplius per gossypii campos itur. Agri bene nati, ut ad sationem apti fiunt, proscinduntur, deteriores bis vomere novum pedem alte vertuntur, tum diligentiori cultu sulci cum altero campi lateri paralleli, inter sese circa 3 pedes distantes trahuntur, ad postremum glebae ligone discutiuntur eodemque instrumento terra inter sulcos planatur. Sationis tempore, quod in menses Martium et Aprilem incidit, antecedentia haec negotia finita esse debent. Gossypii grana ante sationem 24 horas, ut melius germinant, aqua macerantur, postea per cava disponuntur, 3 digitos lata et 3 digitos profunda, quae ex ordine se excipientes inter sese 3 pedes distant, in quibus singulis cavis 2—4 grana aervantur.

Satione hoc modo finita irrigatio artificiosa statim incipit; hieme unoquoque decimo quarto die, vere roscidiore die duodecimo, aestate autem unaquaque hebdomade ager semel irrigatur, et hoc sine ulla intermissione tam diu fit, donec cultura post tres annos peracta est. *Gossypium vitifolium* primo anno 3—4 pedes altum, secundo et tertio anno tardius procedit et altitudinem pedum 6 assequitur, post tertium annum arborescit, quo statu abundanter quidem frondescit, sed non crebris pericarpis gaudet, quam ob rem in Aegypto trimus huius plantae cultus introductus est. Cuius triennii tres sunt messes, quarum prima mense Ianuario finitur. Singuli fruticis quaestus primo anno 1—1½ *℔*. explet, 1½—2 *℔*. secundo, et tertio anno fere eadem copia colligitur. Herbae inutiles circum fruticem nascentes singulis annis semel saltem evelluntur, quod negotium plerumque inundationis tempore, seu manuum ope, seu ligonis, seu aratri peragitur. Maior utilitas ex aratro caute adhibito, terram inter series solvente percipitur. Prope urbes incolae „*fellas*“ saepius agro inter series sito ad olera colenda utuntur, qui usus autem respectu cultus primarii minoris momenti esse videatur. Iam primo anno teneriores gossypii ramuli cultro curvo abscinduntur, fortioresque eurtantur, quo remedio planta roboratur et contra hiemis impetus asperos servatur. Saepius incolae cultro carentes aridos ramos defringunt. Unus „*fella*“ 4 „*feddans*“ in quibus circa 4000 fruticum gossypii exstant, tractare potest, quod negotium feminae puerique accelerant, etiam in solvendis pericarpiorum corticibus opitulantes. In qua re maxima cura est adhibenda, quum fractis pericarpiorum corticibus lanugo sordida fiat, mercatoribus et magistris opificum haud exiguum incommodum et pretium lini xylini deprimens. Grana seminalia lanugini inhaerentia minoribus machi-

nis secernuntur, quae ex duobus ligneis cylindris sulcatis, rota motis, cylindro altero alteri imposito, constant. Cylindrorum diametros 9 digitos explet; operario quodam, lanuginem cylindris interponente, rota movetur, et grana in altera parte remanent, dum linum xylinum purificatum per cylindros premitur. Qua machina incola „fella“ 12—15 u. lini xylini singulis diebus purificat. Machina a „Whitney“ Americano anno MDCCXCIII inventa, quae quotidie 100—200 u. lini xylini purgat, in Aegypto nondum adhibita est. Linum xylinum a „fella“ ad horreum pagi sui transportatum praefecto „nasir“ traditur. A pleno pondere pericarpiorum tantum $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{3}$ pars remanet, quae diminutio haud exigua imprimis onere granorum oleariorum efficitur. Ad melius consarcinandum linum xylinum prela adhibentur, iussu proregis „Mekemed Ali“ ex Anglia asportata, ex qua terra hae machinae in Americam quoque mittuntur. Fasces his prelis in dimidiam voluminis partem, quod antea habebant ubi „fellas“ linum xylinum solis pedibus comprimere solebant, condensantur. Tres operarii singula prela tractant et 18—20 fasces, 5 pedes alti et $2\frac{1}{2}$ pedes lati, quotidie una machina conficiuntur. Ex qua ratione commoda minime contemnenda pro vectura lini xylini proveniunt. Magistratus „mamurs“ proregis edicto obtemperantes a „nasirs“ adiuti unicuique vico numerum mensurarum „feddams“ gossypio consarcendorum assignant, quae distributio investigatae cuiusvis agri naturae respondere debet. Vicorum praesides „scheiks“ mensuras „feddams“ incolis „fellas“ distribuunt, ita ut unusquisque „fella“ optime sciat, quem agrum et quantum huius gossypio colere debeat. Ingens incrementum, quod cultus Gossypii vitifolii iam primis annis cepit, minime eadem ratione processit, quod partim hac causa mibi effectum vi-

deatur, ut prorox, culturam gossypii aucturus et incolarum „*fellas*“ opinionem de hoc novo negotio praesumptam evicturus, initio plura iis commoda, quam postea, suppeditaverit, praecipuam autem causam inde repetas, quod in hac planta, ut in ceteris agrorum frugibus fit, alterna cultura locum non habet. Gossypium initio in terra Aegyptiaca omnia ad prosperum proventum necessaria abundantissime invenit, sed ager per continuos annos eodem semper fructu consitus naturae conditionibus ad gossypium melius producendum maxime necessariis exhauriebatur, ut apud nos Solanum tuberosum in hortis colonorum per decem annos et diutius plantatum solum exhaurit et minorem quaestum praebet, etsi hortus diligentissime stercoretur herbaque Solani tuberosi et acriter viride succrescat et valde luxurietur.

• Omnium maxima difficultas in colendo gossypio haec est; paucae plantae extensius cultae eadem agri apparatus requirunt, attamen terrae exhaustae iam satis succurri possit, si campi per triennium gossypio plantati per sequens biennium vel quadriennium, aut Zea Mays, aut apto sorgho conserantur, etsi ante experientiam factam certi quid affirmare cuncter.

§. 20. DE VITIBUS ET DE OLERIBUS.

Licet in plerisque Aegypti hortis vites inveniantur, tamen sola in regione „*Faium*“ et in lingua „*Burlos*“ extensior cultus locum habet. Ad vites colendas plerumque arenosa terra eligitur et imprimis in lingua „*Burlos*“, ubi arena valde praevallet. Vites traducibus propagantur et sive negligenter in humo serpunt, sive perticis, quarum ope ascendunt,

sustinentur. Ad vites stercorandas et ad proventum accelerandum ager vitibus consitus quotannis stercore columbino fecundatur. Vitis in Aegypto praecipue uvarum causa colitur, quae a lingua „*Burlos*“ maritimo itinere Damiatam, Rosettam et Alexandriam transportantur. Uvae, quae maturitatis tempore in foris rerum venalium urbis Cairi venduntur, e regione Faium adveniunt. Vitis folia in cibis praeparandis ad involvendos mercis lanii globulos ¹⁾ adhibita magis aestimantur.

In terra „*Faium*“ Iudaei et Christiani vinum quoque ex uvis premunt, quod tamen non diu durat; post paucos enim iam menses in vinum acre vertitur, quo casu in urbem Cairum mittitur, ubi praestantissimum acetum vendi solet. Uvae Aegyptiacae primae notae sunt, ligna habent minima et acinis extensissimae speciei unum tantum inest, alique speciei ab Arabibus „*E'neb Benaity*“ ²⁾ appellatae nullum. Vitium culturae extensiori in Aegypto nihil obstat et vinum, si diligentia aptusque cultus accederet, priorem famam certe recuperaret, quod iam inde colligi potest, vinorum genera Graeca et Europaea, in Aegyptum „*Mehemed Ali*“ regnante introducta optimo successu gaudere.

Olera in Aegypto diligentissime coluntur optimeque crescunt, sed in sua pulchra specie valde ad substantiae glutinosae naturam accedunt et non robustum habent saporem, cuius rei causa et ex nimio agrorum humore, porro ex coeli inclinatione indeque nimis accelerata vegetatione derivanda est, ita ut biennales plan-

¹⁾ cf. C. S. SONNINI. Voyage dans la haute et basse Égypte. Paris. An. 7. d. l. R. Tom. II. p. 407.

²⁾ cf. CLOT-BEY, Aperçu général sur l'Ég. Paris. 1840. Tom. I. Chapitre II. §. 2.

tae, exempli causa Brassicae et Rapa, brevi sex mensium spatio curticulam suam perficiant¹⁾.

Temporibus „*Mekemed Ali*“²⁾ proregis multa oleorum genera; quorum maxima copia in hortis prope Cairum conspicitur, in Aegypto coli coepta sunt; sed in solo Aegyptiaco plantae peregrinae facile degenerant³⁾ et olera fere omnia ex Europa importata mala produxere semina, ita ut semper denovo ex Europa nova semina quaesita sint; exempli gratia commemorem fructus Solani tuberosi, qui primo anno abundanter proveniunt, sed iam secundo anno, quando in ipsa terra collecti plantantur, quaestus exilis est. Semina Betae vulgaris, in Europa cultae, primo anno messem produciunt mirificam, sed iam altero anno semen ex Aegyptiaca humo acceptum plantam edit in superioribus suis partibus optime quidem excultam, quae autem radicem habet minimam parumque dulcem⁴⁾. Praeter illa olera a nobis iam in culturis maioribus commemorata, haec quae sequuntur, et domestica et peregrina, plus minusve propagata in Aegypto coluntur:

Allium cepa⁴⁾, Allium porrum, Allium sativum, Anethum acre, Anethum dulce, Anethum foeniculatum, Anethum graveolens, Apium graveolens, Apium petroselinum, Arum colocasia, Asparagus officinalis, Atriplex hortensis, Atriplex patula, Bacella rubra, Beta vulgaris, Borrago officinalis, Brassica crucaria, Brassica Napus, Brassica oleracea, Campanula rapunculus, Capsicum annuum, Capsicum dulce, Capsicum frutescens, Capsi-

¹⁾ cf. Dr. F. PRUNER, *Aegyptens Naturgeschichte und Anthropologie*. Erlangen 1847. p. 42.

²⁾ cf. VOLNEY, *Etat physique de l'Égypte*. Chapitre V.

³⁾ cf. CLÉMENT-BAY, *Aperçu général sur l'Égypte*. Paris 1840. Chapitre II. §. 2.

⁴⁾ cf. GIRARD, *Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Ég.* Descr. de l'Ég. E. M. Tom. II. p. 530.

cum tomatiforme, Carum Carvi, Cassium frutescens, Cichoreum endivia, Cichoreum intybus, Cichoreum Scariola, Cynara cardunculus, Cynara scolymus, Cleome pentaphylla, Corchorus olitorius, Coriandrum sativum, Chaerophyllum sativum, Cucurbita citrullus ¹⁾, Cucurbita lagenaria, Cucurbita polymorpha, Cucumis sativus, Cucumis melo, Cucumis dudaim, Cucumis chate, Cuminum cyminum, Cynara scolymus, Daucus carotta, Dolichos lablab, Helianthus tuberosus, Hibiscus esculentus, Lepidium sativum, Malva sylvestris, Malva verticillata, Oxalis crenata, Pastinaca sativa, Pimpinella anisum, Portulacca oleracea, Raphanus sativus, Rheum undulatum, Rumex acetosa, Scorzonera humilis, Scorzonera hispanica, Sinapis alba, Sinapis nigra, Sinapis iuncea, Solanum triangulare, Solanum melongena, Solanum lycopersicum, Solanum tuberosum, Spinacia oleracea, Tetragonia expansa, Tropaeolum maius, Varianella olitoria.

CAPUT II.

DE RE PECUARIA.

§. 21. DE EQUIS, ASINIS ET MULIS.

Solidipedes in Aegypto corpore minori sunt et eximii virtutibus praestant. Nili vallis equorum egregia species saepissime laudata est ²—³⁾, et licet equae

¹⁾ cf. GIRARD. Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Ég. Descr. de l'Ég. E. M. Tom. II. p. 530.

²⁾ cf. PROSPERI ALPINI historiae Aegypti naturalis partem primam. p. 220 et 221.

³⁾ cf. C. S. SENNINI. Voyage dans la haute et basse Ég. Paris. An. 7. d. l. R. Tom. II. p. 334 et seqq. multosque alios scriptores.

et equi admissarii ex Arabia, ex Syria, ex interioribus Asiae regionibus, ex Europa et ex Dongola in Aegyptum transportati temporum tractu mutationes haud exiguas fecerint, tamen formam singularem conservasse videtur, terrae Berberorum equis, quam aliis propinquiorem. Equorum species, quam Mameluchi educabant, similis quidem hodiernae, sed cultior fuisse videtur, hodie autem non amplius exstat ¹⁾). Nostro aevo imprimis equi admissarii Arabici equas robustiores Aegyptiacas inibant, ex quorum coitu nata species media est statura coloreque rubro, rarius fusco, quae a generoso equo Arabico „*nedschdi*“ ossibus suis robustioribus, musculis tendinibusque minus excultis, longiori capite et collo, parte posteriori paululum obtusa et curtata, cauda inferius apposita setisque asperioribus differt. Generosus Arabiae equus, qui vitam laboriosam plenamque molestiis agit et continuae inopiae subiicitur, semper staturam habet parvam et macram, nihilo minus autem animum virilem summamque firmitatem, quibus virtutibus Arabi carissimus est; quae pura equorum species in Aegypto pabulo largiori carnosior et pinguior et rotundior, quam in patria fit, sed ignavior apparet minusque perdurans. Equi ex specie Arabica in Aegypto nati retinent quidem maxima cura adhibita teneras corporis formas, quin imo meliores accipiunt, sed setae fiunt hispidiores.

Res equaria in regionibus desertis melius provenit, quam in cultis, sine dubio autem ora maritima perniciosam vim in hanc rem exercet. Equus ex Dongola Nubiae urbe asportatus, cuius speciei rara

¹⁾ cf. Dr. F. PRÜNER, *Aegyptens Naturgeschichte und Anthropologie*. Erlangen 1847. p. 64.

tantum individua supersunt, tam propriam formam sortitus est, ut in hoc equo describendo lector apte camelopardalis commoneat; statura alta, caput parvum, collo fere rectis angulis insidens, pedes longiores, corporis pars posterior gracilis et curtata, pone angulis acutis decrescens, crebra colorum variorum consociatio, oculi magni, vividi, mobiles animusque indomitus naturam huius animalis constituunt¹⁾. Orientis populi in universum equis admissariis utuntur nullo usus incommodo²⁾. Non minus hi equi dociles sunt, quam nostri Europaei, castratione mutilitati, et equitis freno misifico parent obsequio, quamvis animo fervido et alacri gaudeant. Quem usum equus in agris colendis praebet, iam supra commemoravimus.

Asini in Aegypto frequentissimi, quorum natura saepius est descripta^{3—6)}, magnam patientiam habent summamque in victu temperantiam, parvi quidem sunt, sed maxime perdurantes et minus alla alia specie pigri atque equis commodo incessu minime cedentes, ita ut Sonnini asinos Aegyptiacos laudatis virtutibus primos omnium terrarum vocare non dubitet. Asinus et equitando et oneribus portandis inservit, *mulus*^{7—8)},

¹⁾ cf. Dr. F. PRUNER. Aegyptens Naturgeschichte und Anthropologie. Erlangen 1847. p. 55.

²⁾ cf. CLOT-BEY, Aperçu général sur l'Ég. Paris 1840. Tom. I. Chapitre II. §. 3.

³⁾ cf. C. S. SONNINI. Voyage dans la haute et basse Égypte. Paris. An. 7. d. l. R. Tom II. p. 353—356.

⁴⁾ cf. MAILLET. Descr. de l'Ég. Tom. II. p. 124.

⁵⁾ cf. ABD-ALLATIT. Relation de l'Égypte. Trad. par S. de Sacy. Paris 1810. p. 140.

⁶⁾ cf. PROSPERI ALPINI historiae Aegypti naturalis partem primam. p. 221 et 222.

⁷⁾ cf. idem opus. p. 222.

⁸⁾ cf. C. S. SONNINI. Voyage dans la haute et basse Égypte. Paris. An. 7. d. l. R. Tom II. p. 364 et 365.

cursum velocissimus, qui parvam staturam illi parentum respondentem habet, ad equitandum, ad portandum et interdum ad trahendum adhibetur.

§. 22. DE BUBUS, BUBUS BUFFELIS, CAMELIS DROMADIBUS, OVIBUS, CAPRIS, DE PECORE VOLATILI DEQUE RE APIARIA.

Boves, qui nostris temporibus in Aegypto habentur, ut ex Apis sceletis manifestum fit, veteri speciei respondent, stramento Ervi lentis, Lupini termis, fabis, trifolio viridi et huius foeno nutriuntur. In regionibus, ubi Trifolium alexandrinum colitur, communiter boves per quattuor menses in campis pabulantur. Bos Aegyptiacus eximia magnitudine, brevibus obtusisque cornibus, robusta cauda, corio mento dependente et colore plerumque rubente praestat. Boves ad arandum, ad truncum palmeum trahendum, vice cratis dentatae fungentem, ad movenda tympana, ad machinam „noreg“ in area circumvehendam, ad carrus ducendos, qui nostro tempore in urbibus haberi coepti sunt, et ad grana pedibus excalcanda adhibentur. Bos huius terrae, licet statura tam robusta sit, tamen ut ex calculo in hac re posito patet, duas tantum partes e tribus illius operis conficere potest, quod bos eadem magnitudine in Europa praestat, in quam rem, quin calor climatis vim haud minimam exerceat, non dubito. Etiam vaccae¹⁾ operibus rusticis inserviunt et plus feturae, quam lactis causa habentur, quia post partum

¹⁾ cf. GINARD, Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Ég. Descr. de l'Ég. É. M. Tom. II. p. 554.

editum quattuor tantum menses lac praebent. In regionibus ab urbe Cairo versus meridiem sitis raro boves mactantur. Quoties morbi per armenta grassabantur, priori tempore correpta individua aliis a Syria et ab Archipelagi insulis adductis supplebantur, nostris autem diebus experimentum factum est, boves variis coloribus, tubere pingui in dorso longisque cornibus in formam lunae dimidiatae extensis praestantes ex regno „Sennaar“ introducendi, sed hunc quoque conatum detrimenta secuta sunt.

Bos buffelus haud dubie ex Syria asportatus eximia est magnitudine. Vaccae in tota Aegypto feturae tantum et lactis causa nutriuntur ¹⁾, boves buffeli in terra „Faium“ et in Aegypto inferiori in agricultura ad tympanum et aratrum vehendum bono successu adhiberi coepti sunt, quod in Aegypto superiori hac de causa non fieri solet, quia hic ferociores sunt et minus dociles, quam in regione septentrionali. Bubus buffelis idem pabulum obicitur, quo boves vescuntur, etsi grana plerumque detrahi soleant, quorum vice unoquoque quinto, vel sexto die stramentum cameli oneris iis datur. Boves buffeli, qui calorem devitantes magna diei parte in aqua Nili fluminis morari solent libentiusque in aqua, quam in terra, vivunt ²⁾, gramina quoque depascunt ³⁾, quibus agri, ob aquae inopiam non culti, teguntur. Carnem bouum buffelorum et vaccarum annicularum aut bimarum Aegyptii sae-

¹⁾ cf. GIRARD, Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Ég. Descr. de l'Ég. É. M. Tom. II. p. 554.

²⁾ cf. PROSPERI ALPINI historiae Aegypti naturalis partem primam. p. 228.

³⁾ cf. GIRARD, Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Ég. Descr. de l'Ég. É. M. Tom. II. p. 554.

pius, quam illam boum, edunt; nec boves buffeli, nec boves in stabulis saginantur.

Cameli dromades, ut videtur, ex tempore demum Aegypti ab Arabibus subiectae hic in communi usu sunt, transportandis omnibus productis inservientes, quae nec in Nilo, nec in canalibus vehuntur. Si illi tantum generi cameli nomen imponere velis, cuius dorsum in duo tubera curvatur, hoc proprio sensu in Aegypto cameli non existunt, nam camelus, quo Aegyptii utuntur, unum tantum tuber in dorso habet, plerumque maior est et crassior Arabico et maxime quidem in *Delta* ob cibum largiorem. Arabum stirpibus circa oram Nili vallis habitantibus dromadum fetura maximae est curae et emporia Aegypti his instruunt, duo genera nutriendes, quorum alterum nomen „*diemmel*“ habet, altum est et robustissimum, gravi incessu progreditur et ad onera maiora transportanda destinatum, aliud genus minus altum, minus robustum, dexteritate admirabili excellens, qui camelus ab Arabibus „*hadiim*“ appellatus est, quod illi, qui in loca sacra migrant („*hadiim*“) his utuntur. Cameli dromades fere omni viridi siccoque pabulo vescuntur. Coloni, qui dromades non habent, hos, si asini messis tempore non sufficiunt, ad fructus transportandos conducunt ¹⁾). Arabes feturae operam navantes lacte camelorum praecipuo cibo utuntur. Novissimo tempore cameli aratro et tympanis iungi coepti sunt.

Oves ex terra Berberorum originem ducentes media sunt statura saepiusque eximia magnitudine et fere omnes fuscae, semel tantum singulis annis vel exeunte

¹⁾ cf. GILARD, Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Ég. Descr. de l'Ég. E. M. Tom. II. p. 535.

mense Maio; vel incunte Iunio tondentur, et communiter ante tonsuram non solent lavari. In terra *Alva* etiam fetura albarum ovium locum habet. Primaria sedes rei oviariae est in provincia „*Faium*“, hic autem in universum albae oves inveniuntur, praestantissimam lanam praebentes, quae in his locis ex tonsura bis repetita redit, altera mense Iunio, altera sub finem anni facta ¹⁾. In plerisque Aegypti regionibus lana ovilla post tonsuram lavatur; sed in provincia „*Faium*“ oves, ut apud nos, ante tonsuram lavari receptum est. Tonsura finita coloni in hac provincia oves tegumento ex foliis palmeis texto contra solis ardorem tumentur. In regionibus ab urbe Cairo meridiem versus sitis genera ovium caudis latis adiposisque ornatarum creberrima sunt, quorum unum genus ex terra „*Iemem*“ adventicium, cuius lana maximi est pretii, pigrum habet caput, ceteras corporis partes albas. Castratio arietum inusitata, sed fortasse hac re caro, quae saepe saporem adiposum velleris habet, melius saperet et tenerior et suavior fieret. Caro ovilla, praeter hanc gallinarum et columbarum, praecipuus divitum Nilicolarum cibus est. Oves in Aegypto fecundiores inveniuntur ²⁾, quam in Europa, nam bis singulis annis pariunt et plerumque geminos. A singulis ovibus Aegyptiacis quotannis 2—5 „*rotolos*“ lanae tondentur.

Caprae Aegyptiis lactem et butyrum praebent, subrubro colore, minoribus cornibus, longiore capite, auribus dependentibus ornatae sunt, similes Syriacis. Capra ex „*Semaar*“ minor est, cuius naturam corpus

¹⁾ cf. GIRARD, Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Eg. Descr. de l'Eg. E. M. Tom. II. p. 556.

²⁾ cf. SONNENS, Voyage dans la haute et basse Egypte. Paris. An. 7. d l. R. Tom. II. p. 77.

tenacum, lana brevior, nasus valde curvus et continua matitio notat. Et caprae singulis annis bis pariunt et plerumque geminos, quos quadraginta dies lactant. Tres hirci centum capris saliendis sufficiunt¹⁾. In Aegypto superiori in vicis dimidio fere plures caprae numerari possunt, quam modi „*feddars*“ prope illos culti. Caprae viridi trifolio et foeno trifolii, abscissis Sorghi vulgaris culmis recentibus, stramento dissecto, fabis et graminum campestrium pabulo nutriuntur. In urbe Cairo matutino tempore greges caprarum per omnes vias aguntur et quicumque lac emere vult, eas malgeri iubet. Caro caprina non magni aestimatur.

Gallinae in Aegypto minores sunt Europaeis, quae, quod notandum et satis notum est, ad pullos ex ovis excludendos minime propensae inveniuntur. Exclusio extensissimum in modum arte efficitur, ut contendas, nusquam tam extense, quam in hac terra alites educari, ubi exclusio ope fornacum ad pullos ex ovis excludendos factarum²⁾ sine intermissione locum habere potest, nullo modo anni horis impedita. Num haec gallinarum species ab exclusione omnino abhorreat, an causa ex climate repetenda videatur, tum facile cognosceretur, si gallinae ex Aegypto in Europam et vice versa ex Europa in Aegyptum importarentur, nam si alterae ad pullos ex ovis excludendos minus propensae fierent, alterae autem propensiores, tum, quam vim clima in hanc rem haberet, satis intellectum esset.

¹⁾ cf. GIRARD, Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Ég. Descr. de l'Ég. E. M. Tom. II. p. 555.

²⁾ cf. ROZIERE et ROUYER, Mémoire sur l'art de faire éclore les poulets en Égypte par le moyen des fours. Descr. de l'Ég. E. M. Tom. I. p. 293 et la planche II des Arts et Métiers.

Omnes vallis partes feraces et *columbis* et *palumbis* abundant, cuius utriusque generis multae species exstant, quarum posteriores ob carnem teneram suavemque plurimi aestimantur et eatenus priori generi praeferuntur, quatenus fere campestres vivunt et ipsi sibi cibum quaerentes possessoribus nullum sumptum faciunt. Fere omnes vici crebra habent palumbaria, quae ut turriculæ sub casis ascendunt, nonnulli autem, quorum incolae columbarum feturae maximam operam dant, columbariis quasi horrent.

Anser cineraceus domestica pecus cum hominibus degit et Europaeus invectus est. *Anates* minus crebrae sunt.

Bes apiaria ¹⁾ in tota fere Aegypto optime floret, quaestum quidem uberrimum, sed minus aromaticum praebens, quam in regionibus septentrionalibus.

CAPUT III.

DE ARBORUM CULTURA.

§. 23. PHOENIX DACTYLIFERA.

Phoenix dactylifera iam abhinc antiquissimis temporibus in Aegypto superiori vernacula invenitur, cuius maximam vim in architecturam veterum Aegyptiorum profecto nemo ignoret. Nunc haec arbor in omnibus

¹⁾ cf. GIRARD, Mémoire sur l'agriculture, l'industrie et le commerce de l'Eg. Descr. de l'Eg. E. M. Tom. II. p. 556 et 557.

Aegypti regionibus colitur et in faucibus montium „*Mokattam*“ silvestris quoque crescit, quo statu autem humilis est, cortex asper et incompositus, folia praeterea flacida sunt et pulverulenta plantaque in universum speciem mutilam praebet et, ut audiui, seu nullos flores, seu tantum raros, gignit, qui malos producunt fructus. Ingenua scripta nostri Geographi C. Ritteri „de geographica Phoenicis dactyliferae extensione“¹⁾ tum mihi perlegenti, ut libere fateor, dubia haud exigua mota sunt, num illae paucae arbores, quas in faucibus „*Mokattam*“ montium reperi, esserae potius habendae sint, an vere silvestres.

Phoenix dactylifera poscit cultum et diligentiam, qua destituta quaestum detrahit; quae quum ita sint, quamquam in Aegypto silvae inveniuntur, in quibus plus centum millibus harum arborum exstant, quae procerae ad altitudinem 40—70 pedum accrevere, tamen nusquam proveniunt, ubi aqua omnino carent, minime autem operam irrigationis artificiosae fraudant, nec ipsius stercorationis usum, qui in occidentalibus „*Oasen*“ (ibi enim stercoratio fit ope siccatae plantae spinosae *Hedysari Alhagi*²⁾) singulis, vel binis annis repetitur. Palmulae inundationis participes non amplius irrigantur, contra statim post fructuum maturitatem terra modice effossa semel vel bis aqua satiantur³⁾. Phoenix dactylifera, priusquam in altitudinem crescit, crassitudinem suam consequitur⁴⁾, et postea hoc modo tantum procedit, ut eius pars superior prolongetur, qua re autem minime diametros partis alterius afficitur; unde anni

¹⁾ cf. C. RITTER'S *Erdkunde*. Tom. XIII. p. 760 et seqq.

²⁾ cf. v. MINUTOLI'S *Reise*. Berlin 1824. p. 89.

³⁾ cf. REYNIER, *Observations sur le palmier-dattier*. Mémoires sur l'Ég. Tom. III. Paris. An. X. p. 175.

⁴⁾ cf. idem opus. p. 167.

cognosci possunt, quibus arbor, seu siccitate, seu cultus vitio, seu alio casu detrimenti quid acceperit, nam trunci pars hoc tempore adulta minorem circuitum habet, et aetas languescens maiori vel minori contractione notatur, quo evenit, ut saepius palmulae conspiciantur, quarum pars inferior superiori tenuior est. Phoenixes dactyliferae, sive ex palmetibus, qui in radice veterum arborum oriuntur¹⁾, sive ex semine educantur. Prior methodus praefertur, hoc casu specie semper eadem manente et arboribus, si palmes robustus fuit, iam 5 annis post plantationem fructus ferre incipientibus. Eliguntur stolones optime adulti, qui in locis, quibus destinantur, intra fossas oblongas, unum peditem altas, ad partem usque primorum foliorum inseruntur. In quibusdam regionibus dimidia pars modi „*ardeb*“ stercoris columbini in fossas funditur, quo certis intervallis etiam radices Phoenixis dactyliferae circumdantur. Ut plantae teneriores a solis ictu exsiccante serventur, folia compressa libro circumligantur. Ipsa ossa palmularum ad altitudinem unius spithamæ in humum effossam demittuntur, quorum cultus operosior est, nam post decennium demum suos primos ferunt fructus. Plerumque ossa palmularum mediis quadratis irrigatis, in quibus Corchorus olitorius allaque coluntur olera, imponi solent²⁾, quo modo utilitatem ex irrigatione illis plantis data capiant et simulatque 40—50 diebus post sationem tenera arbor humo prorupit, in umbra frigoreque optime crescit. Phoenixes dactyliferae multo plures generis feminalia, quam virilis, educari solent et communiter pro singula

¹⁾ cf. G. A. OLIVIER, Voyage dans l'empire Ottoman. Paris 1804. Tom. II. p. 52.

²⁾ cf. REYNIER, Observations sur le palmier-dattier. Mémoires sur l'Ég. Paris. An. X. p. 171.

planta viginti feminales plantantur¹⁾, quum cuiusvis stirpis virilis pollen florum fecundationi multarum arborum feminalium sufficiat. Nempe fecundatio abhinc antiquissimis temporibus arte adita augetur et iam Plinius Theophrastusque, ubi de palmulis disserunt, discriminis plantarum generis mentionem faciunt, cuius melior et rector cognitio posteriorum demum temporum doctrinae reservata est. Februario et Martio mensibus sexus virilis flores ab incolis in truncum ascendentibus arboribus demuntur et sexus muliebris flores polline sparguntur fasciculique viriles ope libri super floribus muliebribus colligantur. Incolae, ut in arborem ascendant, fane palmeo utuntur, cuius alteram partem arboris incisuris aptant, dum altera latior et in modum cinguli nexa tergum fulcit. Et manibus et pedibus nitentes „*fellas*“ rotunda funis parte magis magisque elevati cacumen attingunt et simili modo descendere solent²⁾. Summum vigorem palma ab anno vigesimo usque ad trigesimum assequitur penduratque hoc statu circa annos septuaginta, quibus praeterlapsis sensim sensimque emoritur.

Quinque annis post os palmulae impositum folia inferiora, radices fruticis circumdantia, abscinduntur et hac ratione truncus palmeus incisionibus signatur. Radices Phoenicis dactyliferae, ut commemoravimus, irrigandae sunt et naturae arbitrio folia caduca minime permitti debent, sed quotannis solstitii brumalis tempore inferior foliorum series, umbraculi inftar in cacumine expansorum, abscinditur, ne nimia arboris vis foliis exsugatur. Hac scissura squamei illi anguli pro-

¹⁾ G. A. OLIVIER, Voyage dans l'empire Othoman. Paris 1804. Tom. II. p. 52.

²⁾ et C. S. SÖNNIN, Voyage dans la haute et basse Egypte. Paris. An. 7. d. i. R. Tom. III. p. 103.

veniunt, qui Phoenicem dactyliferam a radicibus usque ad cacumen, ut lorica induunt et quorum numero arboris aetas cognosci potest.

Palma transponenda ¹⁾ una cum radice magna humi copia tecta effoditur, tum camelorum dorsis imposita in sedem novam portatur, ubi statu suo integro infoditur.

Unaquaeque arbor et ex diversa aetate specieque et ex cura impensa 1—2½ centenarios dactylorum edit, qui inter tectum frondeum in cacumine expansum racemis ut uvae dependent. Annis vigoris sui Phoenix dactylifera bene culta 15—20 uvas dactylorum producit, quarum unaquaeque 12—15 libras habet. In meridionali Aegypti parte dactyli mense Iunio, et in septentrionalibus regionibus mense Iulio maturescunt, sed inveniuntur quoque dactyli, qui sub finem demum anni metuntur. Maturitas non expectatur, sed fructus semimaturi ab arboribus colliguntur et hoc statu conservantur, donec ad perfectam maturitatem venerant, tum partim in vicis maioribus et in urbibus venduntur, partim in pulcem desuntur, quae ad novam usque dactylorum messem et diutius optime sapit et conservatur, partim separatis fructibus malis siccatis in corbes colligantur, quae in mercaturam veniunt et longe lateque transmittuntur. Non omnes collecti dactyli eiusdem sunt speciei, sed species viginti quattuor in Aegypto coluntur et diversis formis fructuumque diversa magnitudine inter se discrepantes ²⁾. Coloris ratione tres potissimum dactylorum species distingui possunt: rubrae, fulvae et cerinae,

¹⁾ J. A. ST. JOHN, Egypt and Mohammed Ali. London 1834. Tom. II. p. 448.

²⁾ cf. CLOT-BEY, Aperçu général sur l'Égypte. Paris 1840. Tom. I. Chapitre II. §. 2.

aliae species mixtae sunt: rubrae cum fulvis, aut cereis maculis. Ex dactylis genus quoque syrupi, aceti et vini praeparatur; palmularum autem ossa camelis cibum praebent et igni materiam ¹⁾).

Non modo fructus Phoenicis dactyliferae Aegypti incolis utiles sunt, sed omnes illius partes usum quandam suppeditant. Truncus ad partem usque, in qua folia iunguntur, in materiam convertitur, vel neutiquam, vel modice tantum asciatur trabesque aedificandis domibus, machinis „*sakiies*“, canalibus et aliis operibus inserviunt; initio quidem hoc lignum foraminum plenum et molle et flexibile est, sed siccatum maiorem duritiem et firmitatem accipit. Trunci pars superior continet in mensura pedali medullam subalbicantem, quae cor vel crambe palmae appellatur, cuius sapor illi recentum amygdalarum similis est, et ab Arabibus magni aestimatur.

Huic summae trunci parti massa fibrata insidet, ex qua uvae palmeae dependunt, quae scopis faciendis inservit. Ex pedibus racemiferis et ex foliis funes fiunt, aequae Nili nautis ac agricolis inservientes.

Ex ligneis foliorum vaginis ciborum receptacula, avium caveae, pulvinarium spondae, cancelli, sellae aliaeque res conficiuntur, quae vaginae etiam tegendis tectis aedificiorum et casarum miserarum inserviunt, maxima parte limo confectarum; ex parvis autem foliis muscaria et storiæ fiunt. Palmae florentis tenue filum et semen speciem quandam praebet asperarum fibrarum, quibus Nilicolae in balneis corpus suum fricant.

Ex commemoratis iam iam elucet, quem uberem utilitatis fontem Phoenix dactylifera praebeat, et non

¹⁾ cf. CLOT-BEY, *Aperçu général sur l'Égypte*. Paris 1840. Tom. I. Chapitre II. §. 2.

modo in Aegypto, sed etiam per totum orbem terrarum, paucae tantum arbores reperiuntur, quae tam modica cura tanta rerum diversarum commoda afferant, et fortasse nulla alia sensus hominum plus excultus est, ut eleganter et vere noster Geographus C. Ritter in extremo libro „de geographica Phoenicis dactyliferae extensione“ hanc arborem in suo genere unicam et creationis miraculum appellet.

§. 24. CRUCIFERA THEBAICA.

Crucifera thebaica, ab Arabibus „*dum*“ vocata usum praebet multo minorem, quam *Phoenix dactylifera*. Pococke recentiori tempore primus Europaeus fuisse videtur, qui popularibus suis hanc arborem accuratius et copiosius descripsit ¹⁾). In Aegypto septentrionali *Cruciferae thebaicae* non exstant, quae demum in Nili ripa urbi „*Kenneh*“ opposita, prope antiquam Tentyrin ²⁾) crebriores sunt, minus frequentiores Thebis, in insula Elephantine aliisque in locis reperiuntur. Quae arbor altitudinem 25—30 pedum et unius crassitudinem ³⁾) adaequat, haud procul humo truncus glabrior in duos ramos dividitur, quorum unusquisque rursus semel, vel bis furcillatus est et fasciculum foliorum, in modum flabelli expansorum in extrema sua parte circum pediculum habet. Folia in flabelli forma extensa longe maiorem efficiunt umbram,

¹⁾ cf. R. POCOCKE'S Beschreibung des Morgenlandes, nach dem Engl. von Breyer: Erlangen 1771. Tom. I. L. s. Cap. 18.; Tab. LXXII et LXXIII.

²⁾ cf. v. MINUTOLI'S Reise. Berlin 1824. p. 165.

³⁾ cf. FRÉDÉRIC LOUIS NODDEN, Voyage d'Égypte et de Nubie. Nouv. édit. Paris 1795. Tom. I. p. 89.

quam folia Phoenicis dactyliferae et hisce regionibus aestuosis maximae sunt utilitati, corbibus quoque et mattis muscariisque faciendis inserviant. Sexus virilis et muliebris flores non in eodem trunco crescunt, tamen minime, ut in Phoenice dactylifera fit, secundatio ab homine adiuta locum habet, ventus enim floram virilium pollen floribus sexus muliebris adducit.

Crucifera thebaïca quotannis bis fructus fert¹⁾; ovo similes, tres obtusos angulos habentes umbilicoque germinationis praeditos; fructuum cortex durus et badius obteggit materiam fiberatam dulci sapore, iuri gelato similem, qua incolae „fellas“ vescuntur. Ex quo fructu et resina colligitur, quae a medicis adhibetur. Nucleus tempore duratur, ex quo ornamenta fiunt; ut globuli, quibus preces numerantur; orbiculi aliaeque res. Lignum trunci ramorumque durum est et durat, quod incolae imprimis ad postes et ad tabulas convertunt, ex quibus ianuae minores conficiuntur. Crucifera thebaïca in agro sabuloso siccoque Nili vallis crescit, nec irrigatione artificiosa eget, nec alio cultu.

§. 25. OLEA EUROPAEA.

Olea Europaea iam antiquissimis temporibus in Aegypto colebatur et quidem extensius prope lacum „Moe-
ris“. Scimus oleum olivarum huius terrae antiquo tempore, nisi accuratissime tractatum, ob putidum odorem saporemque ad vescendum non aptum fuisse. Priusquam „Mehemed Ali“ maiora huius arboris planta-

¹⁾ cf. C. S. SONNINI. Voyage dans la haute et basse Egypte. Paris. An 7. d. l. R. Tom. III. p. 116.

ria instituit, raro in hortis singulae stirpes inveniebantur et tantum in provincia „*Faium*“ Oleae Eur. exstabant, multa saecula numerantes, testes prioris cultus, qui Saracenorum demum invasione desiisse videtur. Proregis cura nostro aevo, praecipue in Aegypto inferiori, maiora oliveta condita sunt, etiam „*Ibrahim Pascha*“, qui hunc cultum maxime iuvabat et agriculturae consulebat, in agris suis plus centum millibus olearum plantari iussit. Iam tribus annis post plantationem arbor fructus fert, ita ut in hac quoque planta mira terrae fecunditas appareat. In olivetis de novo factis arbores ex ordine positae circiter viginti pedes a se remotae sunt. Intervalla, quorum latitudo aratri usum permittit, ad Hordeum vulgare, ad Triticum sativum, ad Viciam fabam et ad alios fructus serendos adhibentur. Olea Europaea, donec ad altitudinem suam naturalem crevit, diligenter irrigatur, tum irrigatio omittitur, cuius deinde sola inundatione particeps fit. Arbor ipsa humi natura fructus suos proprio modo excolit. Oliva Aegyptiaca, nucleum haud parvum habens, magna carnosaque est, oleum autem nullo modo, etsi oliva tam magna sit, illud minorum Provinciae fructuum exaequat. Plerumque olivae aqua salsa macerantur, tum oleo perfusae in doliolis ponuntur et sic consumi solent.

§. 26. MORI ET BOMBYCES.

Morus alba et **Morus nigra** bombycum causa plantantur. Iam ante regnum „*Mehemed Ali*“ proregis pulchrae mori prope urbes Rosettam, Damiatam et Cairum exstabant, sed incolae usum foliorum huius ar-

boris ad bombycem nutriendum ignorabant ¹⁾). In regione „*Uady-Tumlat*“ prorox tria millia modorum „*feddans*“ moris plantari iussit. In unoquoque „*feddan*“ stant stirpes 350 et ita hic 1,050,000 mororum plantata sunt, quae ante usum canalis effossi „*Zakazik*“, cuius aqua super terram effundi potest, ope 1000 „*sakiies*“ irrigari debebant, ad quod negotium 6,000 boves et 2,000 „*fellas*“ requirebantur. In hanc plantationem prorox 45,000 marsupiorum (singula 500 numos Aegyptiacos „*piaster*“ continentia) impendit. Canali nondum instituto arborum bombycumque cultus a colonis Syricis tractatus in regione „*Uady-Tumlat*“ quotannis 4,800 marsupiorum consumpsit, canali autem perfecto 3,400. Adversus hos sumptus haud parvos exigua bombycis copia rediit, nihilominus autem hic cultus, quamquam primi conatus nimis pretiosi fuere, regione „*Uady-Tumlat*“ non inclusus est, sed 7,000 modorum „*feddans*“ in provinciis Aegypti inferioris moris plantati sunt et quidem in „*Charkyeh*“ 500 modi f., in „*Mansura*“ 1600 f., in „*Menuf*“ 1800 f., in „*Gharbyeh*“ 1300 f., in „*Kelyub*“ 900 f., in „*Gyzeh*“ 200 f., in „*Bahyreh*“ 700 f., ita ut in Aegypto inferiori 10,000 modi „*feddans*“ plus tricies centenis millibus moris plantati ad sericum colligendum destinarentur ²⁾).

Mori mense Ianuario gemmare incipientes media parte mensis Februarii optime vigent. Ex ovīs necydali, id est ex semine, mense Martio ineunte erucæ erepunt. Erucas erepentes conclavibus calefactis adiuvari, ut hoc in Gallia meridionali et in Longobardia fit, non necessarium est, sed contra semen in locis

¹⁾ cf. G. A. OLIVIER, Voyage dans l'empire Othoman. Paris 1804. Tom. II. p. 176.

²⁾ cf. FÉLIX MENGIN, Histoire sommaire de l'Égypte. Paris 1839. p. 188.

frigidis humidisque reservandum, quia sine hac cura et cautione calor naturalis erucas maturius eliciat, quod incommodum non semper evitatur. Mori non debent nimis irrigari, ut saepe experientia nondum sufficienter collecta factum est, nam succi huius arboris eo languescunt foliaque serius se explicant, ita ut cibi inopia bombyces intereant.

Quo tempore erucæ erepunt ad illud usque, quo bombylii filis suis involvuntur, circiter 60 dies praetereunt. Maxima cura bombyci navanda est. Folia sicca esse debent, rore enim madefacta morbos excitant, saepius quoque mutanda sunt, quia vapor foliorum adesorum nocet, erucis autem adhuc teneris tenera folia praeberi debent. Morbi quocunque serpentes bombycem in Aegypto non tangunt, sed calor aestuosusque auster, nec minus arénæ pulvis farinosus his perniciosissimus est. Flatus venti „*semun*“ per facile erucam exsiccat et in calcem vertit, ictu quoque muscarum insectorumque exstinguuntur. Contra impetum venti „*semun*“, qui multis plantis tam detrimmentosus est, cultura sepium vivarum arboribus virgultisque effectarum, quibus valla quasi impenetrabilia formari possunt, validum praesidium et, ut sperari potest, fructus largissimos afferat.

Ex 20,000 ovis, quae semunciam explent, in Aegypto plura milia bombycum folliculorum redeunt, cetera autem pereunt. Ad semen colligendum optimi bombycum folliculorum eliguntur. Postquam nécydali prorepererunt coitusque inter eos factus est, masculi removoentur, feminae autem in linteis pannis ova pariunt. Usus ovorum ope aquae, vel vini, vel vini adusti solvendorum, in hac terra non observatur; ovis partem semen modice deterendo a pannis separatur et in saccis minoribus, aut cistulis in humido loco, ut in profundo puteo, conditur. „*Fellas*“ bombycem in ur-

bem Cairum transportant. Administrator specialis huic cultui praepositus est.

§. 27. FICUS SYCOMORUS.

Ficus sycomorus per omnem Aegyptum invenitur ¹⁾ et iam antiquis temporibus satis erat nota, ex qua arbore capuli fiebant ad corpora medicata condenda destinati. Ficus sycomorus crassior est et diutius, quam ulla alia Aegypti arbor, durat, diameter saepe 6—10 pedes explet pluresque harum stirpium mille annos numerare possunt.

Fructus ex trunco ipso et e ligno ramorum maximorum crescentes ²⁾ subflavi sunt, formam ³⁾ habent ficuum vulgarium, sed non saporem, intraque anni spatium saepius colliguntur. Fructus ut celerius maturescat, superior pars cultro quodam abscinditur, quo facto diebus paucis post consumi possunt ⁴⁾. Lignum Fici sycomori durissimum est et perdurat, materiamque multis rebus praebet. Prope urbes et in vicis haec arbor plantatur, cuius natura, frons umbrosa amoenaque copiosissime descripta est.

¹⁾ cf. ABD-ALLATIF, Relation de l'Égypte. Trad. par S. de Sacy. Paris 1810. p. 19.

²⁾ cf. FRÉDÉRIC LOUIS NORDEN, Voyage d'Égypte et de Nubie. Nouv. édit. Paris 1795. Tom I. p. 85. Planche XXXVIII.

³⁾ cf. FORSKAL, Flora Aegyptiaco-Arabica. Hauniae 1775. pag. 180.

⁴⁾ cf. REYNIER, Méthode de caprification usitée sur le figuier sycomore. Mémoires sur l'Égypte. Tom. III. Paris. An. X. pag. 184 et seqq.

§. 28. COFFEA ARABICA.

Coffea arabica progressus hucusque in Aegypto non fecit, etsi nullam arborem melius in humo maxime opportuno Nili vallis crescere posse credas; nam in regione transmarina „Yemen“, paululum tantum meridiem propiore, *Coffea arabica* in locis 1,500 pedes altis provenit, ita ut calor naturalis Aegypti superioris huic plantandae omnino sufficiat. *Coffea* regionis „Yemen“ procul mari colitur, sed in Aegypto quoque iam soli situ huic conditioni satis fit et praeterea similitudo haud parva inter utramque terram intercedit. Coffeam pluvias amare, si quis dicat, nonne eundem effectum irrigatione adduci posse respondebimus? Aut non recta ratione in Aegypto media et superiori haec arbor plantata est, nam post multos conatus minime provenit plantaeque fere omnes vix quosdam pedes altae interiere, aut irrigatio arte tantum perfecta aliaeque causae adhuc incognitae arboris incrementum impedivere. Carolus Ritter, summus noster geographus, in scripto suo „de geographica coffeae extensione“¹⁾ nos edocuit, huius arboris proventum nequaquam solummodo gradibus latitudinis, aëris temperie, calore, imbris copia, maris vaporibus ventisque, sicco coelo, vel altitudinis ratione, sed re concorditer iuncta dependere, quam „*coffee clima*“ aptissimae denominavit. Illa monita viri illustrissimi „hoc clima, si cum illo *Gossypii* comparatum sit“²⁾, nihilo minus ab hoc maxime differre“, optime et ex observationibus hucusque in Aegypto factis de-

¹⁾ cf. C. RITTER'S *Erdkunde*. Tom. XIII. Die geographische Verbreitung des Kaffeebaums.

²⁾ cf. J. F. MEYEN, *Grundriss der Pflanzengeographie*. Berlin 1836.

monstrantur. In solis hortis prope Cairum Coffeae arabicae 8—10 pedes altae exstant, quae adversus maximam diligentiam non illum praebent quaestum, qui ab arboribus terrae „Yemen“ redit, licet iam fructus arborum Arabiae in universum nobilior, quam ditior, appelletur.

§. 29. ACACIA NILOTICA.

Acacia nilotica in omnibus fere Aegypti partibus crescens ¹⁾ praecipue in Aegypto inferiori et media formam et frondes excolit, sed hunc melioris formae statum productorum detrimento accipit. In Thebaide demum *Acacia nilotica* gummi resinam edit, quam truncus et frondes exsudant, hic autem marcescens videtur truncoque humili et sparsa folia frondes non obtegunt, quae fere nudae relinquuntur, quum ipsa Aegyptus superior huic arbori non sufficiat, in Nubia demum indigenae fructusque uberiores proferenti. *Acaciae niloticae* lignum ob suam duritiem ad Nili scaphas extruendas et ad alias res bonam materiam suppeditat, ita ut maxime hac de causa in regione *Delta* colatur; nam gummi resinam, summum calorem ad exsudandum requirens, hic non colligitur. Fructus triti ob acidum, quod continent, ad corium conficiendum adhibentur. Sonnini commemorat, in ipso humo siccio et argillaceo, arena tecto, *Acaciam niloticam* successu plantari posse, si modo radices corium humi fertilis inveniunt, qua de causa censet, hanc plantam si manibus mandetur Nilicolis melioribus, maximum auxilium fore agris Aegypti superioris denuo colendis,

¹⁾ cf. C. S. SONNINI, Voyage dans la haute et basse Ég. Paris. An. 7. d. I. R. Tom. II. p. 253.

qui magna ex parte quidem fertiles, sed corio arenae tecti steriles fiunt, cui opinioni minime adverser, si Acacia nilotica plus resinae, quam revera observatur, proferat.

Acacia farnesiana, Acacia lebbek aliaeque Nili val-
lis Acaciae genera saepius ambulacris inserviunt, et
in campis, et in hortis, reperiuntur.

§. 30. POMA IN HORTIS CULTA.

„*Mehemed Ali*“ regnante, ut iam ex praecedente
commentatione percipitur, multa genera plantarum, et
in campis, et in hortis, partim bono, partim malo suc-
cessu introducta sunt, experimenta cum plantis aequae
exoticis, ac Europaeis fiebant, et ex prioribus praeter
plantas iam antea commemoratas proveniunt, exempli
gratia, Indiae palmarum genera, ut Areca et Sagus
prope Cairum, sed Cocos nucifera non adolescit et
pari modo illis regionibus proprii quidam fructus, ar-
bores et plantae parasiticae, ut Thea, Vanilla aliaeque
non proveniunt. Omnia producta olerum et pomorum
Florae Europaeae melius crescunt Alexandriae et Ro-
settae, quam in regionibus meridiem versus remotis.
Plantae posteriores, nam priorum antea mentionem fe-
cimus, non proveniunt, humiles exstant densasque
agunt frondes, sed fructus iam ab initio vel mediocres,
vel mali sunt ¹⁾. Causa primaria rei observatae ex
discrepantia mihi repetenda videtur, quae inter humo-
rem terrae et aëris intercedit, nam, ut notum, terra
per sex menses humore abundat, dum humor aëris
per idem temporis spatium valde exiguus est.

¹⁾ cf. Dr. F. PRUNER, *Aegyptens Naturgeschichte und Anthropo-
logie*. Erlangen 1847. p. 47.

Huic cura non sufficiens accedit, nam frondes et flores superflui negliguntur, sed quamquam locus plantae optime convenit et maxima adhibetur cura, tamen fructus illis in Europa cultis nunquam aequiparandi sunt.

Praeter poma a nobis iam antea commemorata haec prae ceteris in hortis plantantur:

Amygdalus communis, Amygdalus persica, Arbutus unedo, Cactus opuntia (refrigerantes fert fructus iucundique saporis, in volucro spinoso inclusos, qui Europaeis meridionalibus nomine ficorum Indiae satis sunt noti. Haec planta, ex America orta, sub gradu latitudinis septentrionalis quadragesimo nunc fere ubique in Maris mediterranei oris, et culta, et campestris reperitur, et in terra quoque *Αἴλα*, inque „*Faium*“ Cactus opuntia sepes vivas densissimas format, hortos includentes, nihilominus autem in Aegypto, non, ut in insula Sicilia, populo cibum quotidianum et maxime necessarium suppeditat. Iam uno foliorum carnosorum terra tecto planta propagatur.), Carica papaya, Certonia siliqua, Citrus aurantium (in Aegypto inferiori et media pervulgata in locis inde versus meridiem remotis rarius et rarissime colitur, nam nimius calor eius proventum impedit. In terra *Αἴλα* vici solam hanc arborem colentes et omni parte hac circumdati inveniuntur.), Citrus medica limetta, Citrus medica limon, Cordia mixa, Cordia crenata, Cydonia vulgaris, Ficus carica (tria genera numerantur „*Tyn Potlizan*,“ „*Tyn Bersum*“ et „*Tyn Beledy*“ appellata, quae iucundissimo sapore sunt.¹⁾), Malus communis, Mespilus japonica, Mespilus germanica, Musa paradisiaca (in Aegypto et superiori et media bene provenit, si ingen-

¹⁾ cf. CLOT-BEY, Aperçu général sur l'Ég. Paris 1840. Tom. I. Chapitre II. §. 2.

tia folia contra venti ictus servantur, sed hucusque divites tantum hoc fructu vescuntur.), *Physalis capensis*, *Pistacia vera*, *Prunus armeniaca*, *Prunus domestica*, *Pyrus communis* (de illis ex Europa transplantatis malis cydoniis, malis, prunis et pyris id dicendum est, quod iam supra monuimus; *Prunus cerasus* fere nullos fert fructus et prope Alexandriam tantum et Rosettam crescere potuit.), *Zizyphus spina Christi*, *Zizyphus vulgaris*.

DE PONDERIBUS ET MENSURIS, QUARUM IN HAC COMMENTATIONE MENTIO FIT.

Fundamentum ponderum in Aegypto usitatorum est drachma, quae explet „grammes“ 3,884.

1 „rotolo“ = 144 drach.

1 „oke“ = 400 drach.

1 „kantar“ = 100 „rotolos“ = 36 „oken“ = 55929,6 „grammes“.

[1 centenarius borussicus, à 110 u = 51448,2 „grammes“.]

Modius „ardeb“ urbis Cairi semper a nobis retentus est.

1 „ardeb“ urbis Cairi = 184 „litres“.

[1 modius borussicus = 54,9615 „litres“.]

Ut iam in cultura *Oryzae sativae* dictum est, ad oryzam metiendam, folliculo suo fusco nondum vacuam, modius „dareb“ adhibetur.

1 „dareb“ urbis Damiatæ = 445 „oken“.

1 „dareb“ urbis Rosettæ = 310 „oken“.

Agrorum mensura est „feddan“, quae antea 400 „kassabas“ mensurae quadratae explebat, a „*Mehemed Ali*“ autem ad 333½ „kassabas“ mensurae quadratae reducta est. „*Kassaba*“ est mensura longitudinis et „*mètres*“ 3,15 adaequat.

1 „kassaba“ mensurae quadratae = 12,25 „mètres“ mensurae quadratae.

1 „feddan“ = 333½ „kassabas“ mensurae quadratae à 12,25 „mètres“ mensurae quadratae = 4083,3333 „mètres“ mensurae quadratae = 40,833 „ares“.

[1 iugerum borussicum = 25,532 „ares“.]

INDEX

RERUM, QUAE IN HOC LIBELLO CONTINENTUR.

	pag.
I. Solam aliaeque naturae conditiones, ex quibus in Aegypto agriculturae proventus pendet.	
§. 1. De soli situ elementisque.	1
§. 2. De inundatione, de aqua percolata et de coeli statu.	4
II. De agri possessione, de rei rusticae administratione deque agri colonis „fellas“.	
§. 3. De agri possessione.	9
§. 4. De rei rusticae administratione deque agri colonis „fellas“.	12
III. De instrumentis rusticis deque iis, quibus agri irrigantur.	
§. 5. De instrumentis rusticis.	16
§. 6. De instrumentis, quibus agri irrigantur.	19
IV. De temporis spatiis agrorum colendorum, de stercoreatione deque fructuum alternatione.	
§. 7. De temporis spatiis agrorum colendorum.	23
§. 8. De stercoreatione deque fructuum alternatione.	24
V. De cultu plantarum campestrium, de re pecuaria arborumque cultura.	
Caput I. De cultu plantarum campestrium.	
§. 9. De frumenti cultura.	27
§. 10. De leguminum cultura.	34
§. 11. De herbarum pabularium cultura.	37
§. 12. De Nicotianae cultura.	40
§. 13. De cultura plantarum netum et oleum praebentium.	41

§. 14.	De cultura plantarum oleariarum.	pag. 43
§. 15.	De opii cultura.	46
§. 16.	De cultura plantarum pigmentum praebentium.	47
§. 17.	De fruticis rosae cultura.	52
§. 18.	De cultura Sacchari officinarum.	53
§. 19.	De Gossypii cultura.	57
§. 20.	De vitibus et de oleribus.	61
	Caput II. De re pecuaria.	
§. 21.	De equis, asinis et mulis.	64
§. 22.	De bubus, bubus buffelis, camelis dromadibus, ovibus, capris, de pecore volatili deque re apiaria.	67
	Caput II. De arborum cultura.	
§. 23.	Phoenix dactylifera.	72
§. 24.	Crucifera thebaica.	78
§. 25.	Olea Europaea.	79
§. 26.	Mori et bombyces.	80
§. 27.	Ficus sycomorus.	83
§. 28.	Coffea arabica.	84
§. 29.	Acacia nilotica.	85
§. 30.	Poma in hortis culta.	86
	De ponderibus et mensuris, quarum in hac commen- tatione mentio fit.	88

V I T A.

Ego Augustus Theodorus Stamm tertio ante Cal. Jul. anni MDCCCXXII patre Carolo, matre Elisabetha e gente Kanngiesser, Berolini natus fidei evangelicae addictus sum. Puero quinque annorum pater praematura morte ereptus est, quo factum, ut Kruegero directore scholae cuiusdam traderer; postea scholam frequentavi, cui et tum praefuit hodieque praeest successu laetissimo Kloeden, vir doctissimus. Illo tempore et sequenti praeterea litteras linguasque privatim edoctus sum. Consilium oeconomiam politicam in omnibus partibus non modo theoretica, sed etiam practica via accurate cognoscendi, ad agriculturam me duxit, id est, ad communis populorum salutis fontem. Res, quaecunque ad agriculturam pertinent, diligenter pervestigavi et praediorum administratione me rei rusticae peritum comprobavi. Qua peracta anno MDCCCXLIII peregrinationes suscepi et in omnibus fere Europae cultioris regionibus disciplinis ad studium meum spectantibus operam navavi, et insuper non modo Graeciam, Turciam, Asiam minorem et Syriam perlustravi, sed etiam in Aegypto agriculturae, commercii et industriae rationes omni attentione observavi, cuius rei specimen quoddam proponam.

Berolinum reversus ineunte anno MDCCCXLVI ad linguas antiquas redii. In alma huius Urbis universitate litteraria has scholas frequentavi:

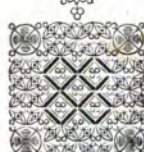
Trendelenburgii de historia philosophiae et de logice, Zumptii de Quinctiliani interpretatione, Lepsii de rebus Aegyptiacis, Fr. Dietericii de grammatica linguae Arabicae, Ad. Schmidtii de historiae universalis ratione philosophica, C. Ritteri de geographia et ethnographia, Doennigis de oeconomia politica, Henningii de reddituum publicorum doctrina, Schubarthii de technologia, Stoerigii de oeconomia rurali, Guil. Dietericii de historia et statistica foederis vectigaliarii Germanici, de statistica regni Borussici, de reddituum publicorum doctrina, de oeconomia politica, de principiis politicae et administrationis civitatum internae.

A quibus viris doctissimis et humanissimis studia mea eximie adiuta esse et promota, grato animo profiteor.

THESES.

- I. Irrigatio in regionibus in meridiem spectantibus maiorem vim habet in plantarum proventum, quam soli bonitas.
- II. Aegypti fecunditas ab aqua ipsa magis repetenda est, quam a Nili limo.
- III. Aquae ductibus dirutis interitus humani civilisque cultus Orientis adductus est.

5-16-1, 2, 3
Sant'Antonio di
Varese



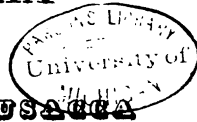
DALLA REALE STAMPERIA



SULLA DIVISIONE
DELLA
PROPRIETÀ TERRITORIALE
MEMORIA

DI
lo
RAFFAELE BUSICCA

PER



=#CL .

CONCORSO ALLA CATTEDRA DI ECONOMIA CIVILE

NELLA

REGIA UNIVERSITÀ DEGLI STUDI DI PALERMO



Palermo

DALLA REALE STAMPERIA
Rua Formaggi n. 94

—
1844

Al Lettore.

Questa memoria fu scritta nel breve periodo di ore 24 e senza il soccorso dei libri.

Ciò basti alla pubblica indulgenza.

Estratto dal Giornale di Statistica.

*Civitas est coetus multitudinis jure
utilitatis, et consensu sociatus.*

INTRODUZIONE.

Se gli uomini fossero tutti ugualmente morali sicchè ciascuno rispettasse i dritti dell'uguaglianza dei suoi simili; se gli uomini fossero tutti intelligenti, sicchè ciascuno naturalmente godesse il pieno sviluppo delle sue facoltà, onde dalle sue forze traesse il massimo profitto; se tutti unissero le loro forze in quelle esigenze in cui l'utile individuale allo sforzo abbisognevole non corrisponde; se in una parola gli uomini fossero perfetti, la società civile mancherebbe di ragion di dritto, e gli uomini in una assoluta e vicendevole indipendenza naturalmente vivrebbero.

Ma gli uomini naturalmente non son tali. Lo smodato egoismo invade sempre gli altrui dritti, le forze individuali sviluppate non sono, nè svilupparsi isolate potranno, queste forze divise non si unirebbero facilmente, finchè una forza preponderante, quasi violentemente non li unisca. Il bisogno quindi della comune prosperità dalla necessità dell'umana natura temperato gli uomini costringe a riunirsi in società civile, cioè a sottomettere i privati poteri ad un potere centrale e comune, che gli sforzi di tutti dirigga al fine supremo della natura la prosperità di tutti.

Se questa però è la ragion di dritto, da questa le con-

dizioni procedono. La società civile non toglie l'uguaglianza degli uomini tra loro, nè le conseguenze che da questa procedono. La civile società i dritti della natura non scema, anzi l'accresce, quei della civica convivenza aggiungendovi. Il fine di essa si è il progresso, e progresso importa, al dir di Romagnosi, perfezionamento: il perfezionamento è economico, morale, civile, e da questo triplice perfezionamento la prosperità di tutti risulta.

In che il perfezionamento morale ed il civile consistano non è dell'argomento nostro trattare. Però diciamo in breve; il fine del perfezionamento economico consiste, nel procurare la massima produzione possibile delle utilità permutabili dette ricchezze, divise sul massimo numero degl'individui consociati che naturalmente si può. Ogni individuo spinto dalla forza prepotente della natura, dotato di molteplici forze onde asseguire il proprio benessere, il dritto allo stesso colla socialità non perde, e i limiti cui va soggetto nei suoi moti non possono provenire, che dall'uno di questi principj: i dritti cioè dell'altrui uguaglianza o la socialità. Ma la socialità dando dei dritti all'uomo civile, i dritti dell'individualità realmente non scema, e la socialità riducesi al mutuo soccorso, onde tutti per essa la massima prosperità conseguano.

L'uomo però da se non può nulla. Questo essere sovrano della terra è il più debole di tutti alle sue forze individuali abbandonato. Ma Dio nell'alte vedute della sua provvidenza, questo essere prediletto dotò della ragione, e colla ragione la natura tutta a lui sottomise, e l'uomo per essa delle forze naturali avvalendosi spiega la sua potenza sul creato, e questa così quasi immensa diviene, come immensa è la natura.

Ora le forze naturali in due grandi specie si posson distinguere. Alcune sono inesauribili, e tali, che tutti gli uomini avvalere se ne possono senza, che l'uso del-

l'uno l'altro impedisca; tra le forze naturali però havene una e la più importante di tutte, limitata nella sua estensione e nella sua capacità; e questa è la terra. Da questa differenza di fatto, altro fatto prosiegue, e quindi un dritto. Le forze inesauribili suscettibili non sono di proprietà, nè la proprietà necessaria essendo avrebbe ragione. Ma la terra impossibile a dar prodotto senza travaglio, limitata nella sua capacità, la terra è suscettibile di proprietà privata, e la proprietà territoriale nella necessità di natura ripete la sua legale ragione.

L'uomo nei suoi sforzi economici non mira che a se stesso, questi sforzi si perdono dal punto, che altri ricoglie i prodotti del proprio travaglio; la necessità della proprietà territoriale diviene quindi così dimostrata all'intimo convincimento degli uomini, che la comunità di essa si va a confinare tra le orde dei popoli nomadi pastori, o pure si sostiene nelle utopie, a cui lo spirito umano viene trascinato, quando ricercar vuole la sua prosperità violentando la natura, anzi che secondandola.

Ma se la proprietà territoriale dalla necessità ripete l'origine, anche per essa la necessità ne è il confine; e la massima comune prosperità sempre sarà il principio, che predominare dovrà negli ordinamenti sociali, che il suo possesso determinano. Tra la terra, e l'altre forze dell'individuo v'ha questa differenza. La terra è dono gratuito della natura: Dio nel creare la terra la sua forza donò al genere umano tutto intero, come a tutti donò la luce del sole; se tra l'uso dell'una e dell'altra esservi può differenza alcuna, questa solo dalla necessità procede, ed alla necessità si estende. Nelle forze dell'individuo all'incontro, il fine diretto che la provvidenza si prefisse fu l'individuale benessere, quivi i limiti non sono che l'uguaglianza e la socialità.

Cotesti principj abbiano voluto premettere a stabilire il supremo ed irrevocabile giudizio della provvidenza sulle smodate esigenze dell'individuale egoismo, che dal-

l'inveterato ordinamento della proprietà la perpetuità di esso suole dedurre. Siccome dimostrata la società e la produzione possibile senza proprietà territoriale, la proprietà non avrebbe più ragion di dritto, e diverrebbe atto illegale, e la impossibilità di queste supposizioni è la base del dritto; così dimostrato un dato ordinamento della proprietà contribuire meglio d'un altro alla comune prosperità, l'umanità il dritto ad asseguirlo non perde, perchè l'uomo il dritto alla prosperità sempre conserva.

Ciò posto vediamo: « *La grande divisione della proprietà territoriale è utile alla prosperità pubblica, ed ai buoni costumi? Quali sono stati i suoi effetti presso i differenti popoli d'Europa?* ».

Se il fine economico della società si è la massima produzione e la distribuzione più equa, onde il perfezionamento economico risulta, vedere se la divisione territoriale è utile, importa vedere, se e come per essa la produzione si accresca, quale l'influenza siane sulla distribuzione, e sulla prosperità materiale degli individui. Ma le leggi della natura sono sì intimamente collegate tra loro, che l'elemento economico influisce sul morale, ed entrambi sul civile; sicchè per la grande armonia della natura dimostrato un dato ordinamento di cose produrre un economico disordine, si può a priori conchiudere un disordine morale, ed altro civile doverne procedere. Così questo nostro travaglio viene naturalmente in tre parti diviso.

La prima riguarda l'influenza della divisione territoriale sulla condizione economica dei popoli; la seconda diverrà quasi corollario della prima, e sugli effetti della divisione o concentrazione territoriale nella condizione morale degli uomini si aggira; nella terza poi raccogliendo in complesso gli effetti economici e morali della divisione territoriale la loro influenza sulla condizione civile dei vari popoli d'Europa sarà dimostrata.

PARTE PRIMA.

Quale è l'influenza della divisione della proprietà sulla produzione agraria?

La questione della divisione territoriale è legata a quella della grande e piccola coltura. A rigore di termini la grande coltura incompatibile non è colla divisione territoriale, nè la *piccola** coltura dalla concentrazione delle terre necessariamente procede; ma nello stato attuale di cose, in cui l'influenza dell'associazione sulla produzione agraria s'ignora, per essere l'associazione un elemento novello nelle nostre società, la grande coltura dalla concentrazione delle terre naturalmente dipende; e le ragioni per cui la grande o piccola proprietà sostienesi, quelle in gran parte sono, che la vasta o piccola coltura riguardano. Vediamo adunque quali sono i vantaggi, che dalla grande coltura procedono, e mettiamo poscia loro in confronto, quelli che alla divisa coltura si attribuiscono. / M3

La terra, i capitali, il travaglio fisico od intellettuale dell'uomo, sono i tre grandi agenti della produzione. L'uomo tanto più può quanto più sa. L'uomo colla sua ragione s'appropria le forze della natura, ed il suo prodotto è in ragione di questa conquista. A ciò egli perviene in tre modi: 1° con una crescente conoscenza delle leggi della natura stessa materiale; 2° sostituendo le forze della natura alle sue proprie mercè le macchine; 3° colla divisione del travaglio. Ora si è detto quanto più grande si è l'estensione dell'intrapresa tanto più grande sarà l'uso delle macchine, tanto più la divisione del travaglio progredisce.

Lo scopo delle macchine si è ottenere un prodotto

* Così nell'originale per un equivoco di parola prodotto dalla fretta nello scrivere: leggesi *grande coltura*.

maggiore da uguale quantità di travaglio umano. Ma le macchine richiedono un capitale, ed il prodotto per regola generale non è nelle macchine proporzionato al capitale stesso; il capitale come uno dà un prodotto come uno, il capitale come due può dare un prodotto triplo e maggiore ancora. Però nella terra l'estensione di essa è un limite insormontabile, ed il prodotto d'un piccolo podere corrispondere non può a quello d'una vasta tenuta; onde il capitale della macchina si perde esercitare non potendo per intero la sua potenza produttrice. Sia per esempio una trebbia, la quale costi mille lire sterline, sufficiente a trebbiare mille salme di grano con un dato travaglio. Tutto il vantaggio della macchina consiste in questo, che lo stesso travaglio dell'uomo coi mezzi ordinari non può dare trebbiato per esempio che cento salme di grano; ed il prezzo del travaglio unito ai profitti del capitale impiegato nella macchina, non corrisponde alla spesa decupla che in travaglio umano converrebbe farsi, se invece della trebbia i mezzi ordinari si adoprassero. Se però il podere le mille salme di grano non dà, il risparmio tra i metodi ordinari e la macchina non si potrà conseguire, perchè il capitale di essa inoperoso rimane. Gli effetti della divisione del travaglio a quelli delle macchine sono intimamente congiunti. La divisione del travaglio accresce il prodotto in tre modi. 1° Col risparmio del tempo, che il continuo passaggio da una operazione all'altra esige. 2° Sviluppando col continuato esercizio una maggiore attitudine in un dato travaglio. 3° Rendendo possibile l'uso delle macchine. Però la divisione del travaglio non può che proporzionarsi all'estensione dell'intrapresa, e un tale principio, preponderantissimo nelle arti, nell'industria agraria ancora influisce. Se mercè la divisione del travaglio un individuo, può in un giorno compire una data operazione agraria sopra una quadrupla quan-

tità di prodotto, che senza la divisione non farebbe, la divisione dando un rilevante risparmio di spesa accrescerà il prodotto dell'agricoltura in rapporto al travaglio. Ma se la terra su cui il travaglio si esercita, la quadrupla produzione non può dare per la sua limitata estensione, la divisione del travaglio non sarà più possibile ed il risparmio di forze non potrà conseguirsi.

Ma dai fautori della piccola coltura in contrario si oppone. Nella piccola coltura alla divisa proprietà collegata un elemento produttore acquista una preponderante influenza, e questo si è la forza irresistibile dell'interesse, tanto più attivo quanto più concentrato, onde il proprietario d'un piccolo fondo versa in esso tutta la sua diligenza ed industria, per cui quasi dà vita alle pietre, e questo elemento è tale da vincere tutti i vantaggi della grande coltura.

Così da queste ragioni guidati troviamo gli agronomi, e gli economisti in due scuole divisi: gl'Inglesi sostenere quasi tutti la grande proprietà e la grande coltura; i Francesi a cui unir si possono gl'Italiani volere la divisione delle terre.

Fatta invero astrazione dalle circostanze di fatto varianti presso ciaschedun popolo la ragione sembra stare per la grande coltura: e se la grande coltura incompatibile realmente fosse colla divisione territoriale, se le circostanze variabili della società una tal questione ad un'altra intimamente non legassero, la grande proprietà sarebbe quella conducente alla produzione maggiore. Poichè 1° gli effetti isolati dell'interesse paragonabili non sono alla forza, che l'uomo avvalendosi della natura si acquista. 2° Perchè la forza dell'interesse colla concentrazione della proprietà necessariamente non perdesi. L'individuo è parte della natura, ma è parte menoma di essa; l'individuo tanto più può, quanto meglio della natura si avvale; il paragone tra la vasta e pic-

cola proprietà, e la vasta e piccola coltura a tai termini ridotto, è il paragone tra le forze individuali e quelle di tutti, tra le forze dell'uomo e quelle della natura stessa di cui l'uomo si avvale.

Però, meglio direm noi, a che giova una questione astratta non ravvicinata alle condizioni di fatto della civile società? La vasta coltura esercitata con tutti i mezzi suggeriti dalla scienza esser potrà, più produttiva della coltura sminuzzata, senza che per questo la questione suscettibile si fosse di soluzione generale, e la concentrazione artificiale della proprietà si rendesse per questo commendevole.

A stabilire i principj che guidar debbono l'ordinamento civile della proprietà territoriale non è sempre la grande coltura esercitata con corrispondenti mezzi, che paragonare si dovrà alla coltura divisa, ma spesso il paragone si riduce alla vasta coltura con insufficienti mezzi esercitata. Un podere di mille salme coltivato con tutte le regole dell'arte, e coi capitali convenevoli darà un prodotto maggiore in rapporto al travaglio, che mille poderi d'una salma, su cui l'attività individuale spieghi la sua forza intera; se però i capitali mancano al grande proprietario, la vasta tenuta si troverà non corrispondere affatto in prodotto alle piccole. Colà adunque dove la proprietà concentrata accompagnata non è dall'accumulo de' capitali in poche mani la proprietà concentrata è un danno; colà dove i grandi capitali si trovano, e riuniti naturalmente sono in mano ai pochi, un scemamento di prodotto arrecherebbe invece la divisione, e la concentrazione utile diviene.

Così la grande coltura produrrà sorprendenti effetti nella doviziosa Inghilterra, trasportatela in Italia si sperimenterà il contrario. Tra i popoli Italiani noi siamo forse quelli che sotto tal riguardo più ci ravviciniamo all'Inghilterra: la proprietà territoriale presso noi è an-

cora concentrata, perchè le leggi che ne producono la divisione sono di data recente. Ma noi abbiamo la coltura in grande con capitali insufficienti, e non coadiuvata dal progresso dell'agrarie dottrine: paragonandoci alla Toscana ed all'Inghilterra noi stiamo al di sotto d'entrambi, ancorchè da sistemi contrari guidate. La Toscana colla divisione della proprietà ci vince, l'Inghilterra colla concentrazione; e la produzione agraria mal progredendo in Sicilia ridurrebbe questa contrada in deserto, se colla immensa feracità del suolo al difetto del progresso economico la natura non supplisse.

Se tale questione suscettibile non è di soluzione generale ne siegue, che la libera circolazione delle terre, da natura voluta pei principj generali che stabiliscono la libera concorrenza, sia l'ordinamento naturale della proprietà territoriale, perchè dessa sola è capace di rannodare le proprietà, e sminuzzarle secondo il sociale bisogno.

Ed invero i termini grande e piccola non esprimono, che idee di rapporto; grande è la proprietà di cinquanta salme in rapporto a quella di una, piccola in rapporto a quella di mille. La varia concentrazione intanto dei capitali in poche od in molte mani renderà utile la proprietà di cinquanta in un caso, dannosa quella di mille; una questione preliminare quindi promuover si potrebbe ai sostenitori della proprietà vincolata. Le leggi artificiali che concentrano la proprietà nelle mani de' pochi possono prestarsi alla variabilità della divisione e concentrazione delle terre, resa necessaria dalle vicissitudini delle altre forze produttrici dell'uomo? L'Inghilterra è soggetta alle vicissitudini umane, come ogni altro popolo del mondo; ora spogliate il coltivatore inglese dei suoi immensi capitali, spogliatelo delle sue macchine, spogliatelo indi della sua scienza, e lasciatelo intanto in preda alla concentrazione artificiale della proprietà prodotta dal suo viziato sistema delle successioni, e vedete quale la condizione

dell'Inghilterra sarebbe. La concentrazione territoriale colà rimonta ai tempi feudali da cui le sue leggi sulle successioni procedono; e l'Inghilterra nella supposizione nostra ricadrebbe nell'antica barbarie feudale in cui alla concentrata proprietà era unita la deficienza del prodotto; o forse seguirebbe la sorte dell'Irlanda, che per l'egoismo britannico i mali sperimenta tutti della eccessiva minuta proprietà a quelli della concentrazione congiunti.

All'incontro la natura ne sa più dell'uomo; lasciate operare la natura e miratene gli effetti. La ragione c'insegna, che la proprietà territoriale è condizione voluta dall'indispensabile necessità della natura; dessa c'insegna però che tutti hanno dritto ad acquistarla, perchè la necessità non giunge a togliere all'individuo questo dritto, e ciascuno ha un dritto indefinito ad impossessarsi coi mezzi legittimi delle fonti della produzione; la natura ci insegna inoltre che poi doveri naturali di famiglia tutti i figli han dritto ugualmente al soccorso del padre, e ciascuno uomo ha dritto a permutare i prodotti del suo travaglio, e gli strumenti stessi della produzione con altri prodotti, ed altri strumenti, che più si confanno ai suoi bisogni, ed alle sue attitudini. La natura in altri termini c'insegna libera dover essere per dritto la circolazione delle terre, divisibili tra i figli l'eredità dei padri. Ora lasciate operare la natura, l'inestricabile problema di riunire o sminuzzare la proprietà secondo il sociale bisogno, sarà dalla natura stessa risoluto.

Ed infatti l'interesse individuale nella libera concorrenza supplisce da se ai difettosi artificiali ordinamenti. L'individuo dal suo interesse guidato sa meglio, che ogni artificiale potere distinguere il migliore impiego possibile delle sue forze. Allorquando le terre concentrate in poche mani si riconosce col fatto non dare più il massimo prodotto, perchè i mezzi divisi la grande coltura non permettono, un fenomeno si osserva.

Da una parte le vaste proprietà perdono valore, le proprietà piccole aumentano proporzionalmente di prezzo; perchè la ricerca delle prime si scema, quella delle seconde si accresce. I capitali trovandosi suscettibili della coltura di poderi p. es. di dieci salme colà si dirigono, perchè il prodotto delle tenute di mille salme non compensa più il valore richiesto, quante volte questo valore è centuplo delle prime. Allora l'interesse individuale mantiene gli effetti della divisione dalle vicende delle successioni prodotti, e le proprietà ancora grandi naturalmente dividonsi, e ne vanno a coloro, che sanno meglio usarne, e ad essi vi giungono con quella moderata grandezza, che il bisogno attuale della società esige. All'incontro quando i capitali si accrescono, e la scienza agraria progredita c'insegna, come dalle vaste proprietà di mille salme ritrarne un prodotto proporzionalmente maggiore, che da cento poderi di dieci un fenomeno opposto si avvera. Gli effetti della divisione prodotti dalle vicende delle successioni si arrestano, i proprietari non dividono più volontariamente le loro terre, perchè nella divisione più non guadagnano; i troppo piccoli poderi non dando più un prodotto proporzionale alle vaste tenute si concentrano, ed in mano ai ricchi capitalisti rannodansi; e la proprietà così in ambi i casi riceve quella divisione o concentrazione, che il bisogno sociale esige; perchè in tutti i casi il bisogno sociale reagisce sull'utile individuale, e l'utile individuale colà si accresce, dove l'utile prestato alla società si ritrova maggiore.

Ma il fine economico della società non è la massima produzione soltanto; il fine economico si è la massima prosperità di tutti, onde la produzione non contemporanea dall'equa distribuzione produce effetti più tristi della produzione insufficiente; e l'ordinamento sociale non si potrà dire conforme ai voti della natura, quante volte da esso non procede la individuale prosperità del mas-

simo numero. Allorquando una città ci offre lo spettacolo di pochi straricchi a cui si oppone il crudele contrapposto della miseria dei molti, quella città non è economicamente felice; e la socialità allora diremo, esser non può un contratto leonino dove il bene dei pochi ricade a danno di tutti.

Un grido d'allarme oggi si è destato in Europa, ed una reazione sorge contro i principj economici che la reggono. Alla grande produzione oggi va congiunta la miseria dei molti, e questa per giuste o per false ragioni ai principj economici moderni si ascrive.

La crematistica, dice Sismondi, a cui gl'inglesi hanno ridotto la scienza economica, considera gli uomini quasi macchine a produrre; dessa mira alla produzione massima, astrazione fatta dalla massima prosperità; e quasi credesi gli uomini esser fatti per le ricchezze, non le ricchezze per gli uomini.

La concentrazione della proprietà, Sismondi prosiegue, la grande coltura, la grande e smisurata industria, prodotto della illimitata concorrenza, ha cagionato effetti sorprendenti in Inghilterra nella produzione. Ma la gara eccessiva della concorrenza la produzione accresce eccessivamente, dessa non accresce il consumo; la grande proprietà alla vasta industria congiunta riduce le masse alla condizione tristissima di proletari; il prodotto intanto eccedendo il consumo, il proletario lascia senza travaglio; ed a questo aggiungendosi le leggi sui cereali, aggiungendosi lo svantaggio inerente che nella concorrenza si hanno le grandi masse dei poveri contro i pochi straricchi, aggiungendosi infine l'opera delle macchine, per cui il travaglio del povero diviene superfluo, i risultati ultimi di questo moderno sistema sono inevitabilmente il ribasso dei salari, le crisi commerciali, la instabilità dell'industria, e quindi il pauperismo.

Noi invero parteggiar non possiamo interamente le opinioni di Sismondi seguite da molti Francesi sulle cause

del pauperismo in quanto alla concorrenza libera li attribuisce, ma le conseguenze prodotte dall'arteficiale concentrazione delle terre negar non possiamo, come quelle che anzi alla concorrenza stessa si oppongono.

La libera concorrenza, a lui opponeva Romagnosi, è attributo della natura, il male come mai derivare potrà da ciò, che è condizione vitale della civile convivenza? Le opinioni di Sismondi procedono in questo da due false idee. L'una si è una idea incompleta sulla natura delle rendite individuali, l'altra riguarda il supposto limite degli umani bisogni. Sismondi le rendite individuali dalla produzione distingue, onde ne trae che le rendite non si accrescendo, come la produzione si accresce, il consumo non siegue l'aumento della produzione, e quindi l'esuberanza del prodotto si avvera. Ma noi comprender non possiamo, in che la distinzione di rendita e produzione consista. La rendita individuale non è che la parte del prodotto spettante all'individuo per la sua cooperazione, come lavorante, come capitalista, o proprietario. Il denaro che l'individuo percepisce per uno di questi tre motivi, non rappresenta sempre che il prodotto; ma i prodotti non si permutano, che coi prodotti provenienti da un consumo uguale di servizi produttivi. Quanto più adunque a servizi produttivi uguali il prodotto di una industria si accresce, tanto più il valore d'una stessa quantità di prodotto si abbassa, ed il valore non essendo che un rapporto, tanto più quello degli altri si accresce. Se dunque il salario annuale del lavorante è dieci salme di grano, e queste si permutano oggi con dieci canne di drappo, dal momento che per una macchina le dieci canne di drappo provengono da una quantità minore di travaglio umano, e quindi l'istessa quantità di grano ne compra il doppio, la rendita del lavorante si è realmente alzata di valore, senza che quella dei produttori del drappo si scemasse. Ma che farà il fabbricante, dice Sismondi, delle venti

canne di drappo se dieci ai bisogni del consumatore bastano? Ecco l'altra falsa idea da cui Sismondi procede. I bisogni dell'uomo sono illimitati, sventuratamente siamo assai lungi dal caso in cui un dato bisogno dir si potesse universalmente soddisfatto. Il contadino mal vestito consumerà di drappi quantità maggiore, e la sua ricchezza materialmente si accresce, quando il prezzo del drappo ribassa; il lavorante si ciberà meglio quando per somiglianti cagioni è il prezzo della sussistenza che scema. Ma sia pure esaurito un dato bisogno, per uno soddisfatto cento altri ne restano che soddisfatti non sono. Se dunque il lavorante con cinque salme di grano comprerà l'istessa quantità di un prodotto, che pria comprava con dieci, le altre cinque che gli rimangono destinerà ad altri consumi; l'aumento di ricerca se da un lato non cresce crescerà dall'altro, ed il travaglio in una produzione risparmiato, andrà allora a rifluire nella produzione più richiesta. Quindi finchè dalla concentrazione territoriale, e dalle vasti intraprese di qualsiasi specie, altro non deriva che l'aumento del prodotto, i timori di Sismondi sono mal fondati; e bisognerebbe soddisfare gl'insaziabili desiderii dell'uomo, perchè il cennato dis-equilibrio tra il prodotto ed il consumo potesse nella libera concorrenza, rimanere come condizione permanente dalla società.

Ma la concentrazione delle terre in poche mani, a cui Sismondi in parte il pauperismo inglese attribuisce, non è prodotto certamente della concorrenza libera, dessa all'incontro è effetto della viziata legislazione che a questa concorrenza si oppone.

Alla questione se alla prosperità delle nazioni giova più la divisione della proprietà, o la concentrazione di essa in due modi crediamo potersi rispondere. La concentrazione delle terre prodotta dalla libera concorrenza opporre non si può alla prosperità pubblica, perchè allora la prosperità stessa ne è la cagione. La concentra-

zione all'incontro cagionata da vincoli arteficiali produce l'universale miseria, appunto perchè dessa dalle esigenze dei sociali bisogni non risulta.

Ora coteste verità dai sostenitori dei vincoli territoriali si negano. La terra, dicono essi, nelle naturali condizioni delle cose offre attrattive superiori al capitale, per cui gli sforzi degl'individui a preferenza ad essa diriggonsi. Egli è un fatto innegabile che a profitti uguali, ed anche a profitti minori la proprietà territoriale viene preferita. Questa predilezione procede da cagioni in parte naturali in parte fattizie. La stabilità dell'industria agricola, l'indipendenza di colui che la terra possiede sono i grandi stimoli naturali, per cui gli uomini l'acquisto della proprietà prediligono. A questo altro interesse quasi artificiale si aggiunge. Per una serie d'idee, e forse di pregiudizj tramandatici dai nostri padri, al possesso della terra si è unito il sentimento di una dignità morale e civile maggiore, per cui il proprietario si è venuto a credere al di sopra degli altri; e questi interessi uniti alla preponderanza di fatto, che nelle legislazioni di molti popoli si dà ancora al territoriale possesso, si crede dagl'Inglesi e da Mac-Culloch più degli altri, dirigere gli uomini alla proprietà territoriale, e dall'eccesso di queste forze non temperate dagli arteficiali provvedimenti si crede poterne derivare il danno universale.

La libera divisione delle successioni, e la libera circolazione delle terre, essi sostengono, produce l'eccessivo sminuzzamento della proprietà, perchè l'uomo sul reale prodotto di essa facilmente s'illude; e da questo sminuzzamento eccessivo ne segue, che l'equa ripartizione si riduce all'annientamento del prodotto, ed alla comune ed universale indigenza. E con questo principio paragonando la legislazione francese alla loro, siccome per effetto della legislazione la proprietà territoriale a grandi passi in Francia alla divisione procede, la Francia ne conchiudono gl'Inglesi alla condizione dell'Irlanda dovrà

ridursi, e quindi altamente le leggi vincolanti dell' Inghilterra commendano.

A questi timori altri ne aggiungono. Dacchè il progresso della civiltà fece rivolgere gli aguardi dei politici alla condizione delle masse, e le masse sentendo i loro bisogni e riconoscendo i loro dritti, riclamaron giustizia contro l'ineguale ripartizione dei beni; dacchè il pauperismo intollerante cominciò a turbare i sonni tranquilli dei potenti, i politici si diedero a ricercare del pauperismo le cagioni. Nell'infanzia della scienza economica un grido di disperazione fu il primo suggerimento della scienza, e l'economia politica divenne per esso fatalista,

Noi non abbiamo che fare per voi, dissero i Maltusiani ai poveri, voi siete cagione della vostra miseria, la produzione seguire non può la progressione geometrica della popolazione, se volete che poveri non fossero i vostri figli, astenetevi dal procrearli. Al banchetto della vita non v'ha posto per essi. Unica colpa dei ricchi si è non avervene sinora istruito; or lo sapete sta nella vostra mano il rimedio. E questo fatalismo politico invalso in Inghilterra ha contribuito non poco a render materiale la scienza, e mentre una volta gli sforzi dei governi tendevano ad accrescere con ogni mezzo la popolazione; oggi per ogni provvedimento prima cura degli economisti addiviene vedere, se desso tende a far argine alla popolazione crescente, ed allora commendasi. E questo fatalismo giunge a tale, che la tassa dei poveri disapprovata pria da Malthus, perchè tendente all'aumento della popolazione, oggi da Mac-Culloch si tollera, perchè per più sottili indagini egli osserva, produce l'effetto contrario: giacchè i proprietari scacciano i contadini dalle loro terre per non essere soggetti alla tassa; e così la popolazione si scema. Il work-house compisce sì bel sistema, desso ne riunisce il bello ideale, perchè i poveri scacciati dai ricchi quivi incontrano la mola, se dessi

non ostante si accrescono, e la mola per il cittadino Inglese è un supplizio peggiore che la morte d'inedia. Ora la concentrazione delle terre in poche mani è, giusta cotale sistema, grande sorgente di prosperità, perchè la divisione delle terre, secondo essi, dà spinta eccessiva alla popolazione.

Ma avete voi, replicar potrebbe Sismondi, avete voi colla concentrazione territoriale ovviato al pauperismo che vi rode? Ed il work-house ha realmente scemato forse la miseria, perchè dagli otto milioni di lire si è la tassa per essa ridotta a quattro?

Ridotti i contadini alla condizione di proletari, prosegue Sismondi, gli effetti nella sorte delle masse saranno gli stessi che dalle grandi intraprese meccaniche sono venuti. Gli uomini si vengono a dividere in due sezioni. L'una di pochissimi straricchi, che lasciar possono inoperosi i loro fondi senza soffrire; l'altra della totalità d'un popolo poverissimo, che si contende il travaglio per non perire. Concentrando i capitali nelle macchine l'artigiano si scaccia dalle manifatture, concentrando la proprietà territoriale si scaccia il contadino dalla terra, ed il povero bersaglio dei ricchi inevitabilmente perisce.

E certamente, diciam noi contro Mac-Culloch, la divisione prodotta dalla libera circolazione delle terre esser non può causa di tanti danni quanto si crede. Agli stimoli che i capitali diriggon alla terra, un altro la natura ne aggiunge, e che predomina sui primi, e venuti in contrasto li vince. L'interesse materiale è desso.

L'uomo è attaccato alla terra, ma questa forza ha un limite. Quando il bisogno sociale esige la *concentrazione* * della proprietà, viene il punto in cui la forza dell'interesse materiale accrescendosi vince l'interesse morale,

* Nell'originale questa parola manca; all'articolo *la* siegue altra parola cancellata, che per inavvertenza non fu supplita; ma dal senso del periodo evidentemente rilevasi dover dire *concentrazione*.

ed il contrario avviene nel caso opposto. Se un capitale impiegato nella terra dà l'otto per cento, e nel commercio dà dieci, crederò benissimo possibile, che l'attaccamento dell'uomo alla proprietà, il capitale ad onta della differenza del profitto, alla terra dirigga. Ma allora dirò, che l'uomo non è tutto ventre, e che il piacere della proprietà sorpassa il due per cento, e questo piacere è d'uopo che si conceda a chi può goderne. Se però la differenza si accresce, e la proprietà troppo divisa dà il cinque, e dieci il commercio, allora la ragione umana non comprende, come l'interesse materiale non vinca l'altro; e quando le civili istituzioni sono prospere tanto, che i modici capitali trovano in che occuparsi, il piccolo proprietario non resiste alla vista del guadagno, e la proprietà naturalmente si concentrerà in mano ai ricchi. Ma la concentrazione da tal causa prodotta non oltrepasserà il bisogno, perchè oltrepassandolo la differenza di prodotto tra i grandi e piccoli poderi si scema, ed allora la forza dell'interesse morale riacquista preponderanza.

Nel giudicare però delle differenze di probabilità di benessere tra il proletario ed il possessore di terreno, mal si stabilisce il paragone, allorquando il salario del lavorante alla rendita della terra si paragona. Il prodotto dei campi dee dare 1° il profitto dei capitali; 2° il salario; 3° la rendita. Il proletario non vive che su di una soltanto di queste parti della produzione; il piccolo proprietario, che sul suo podere impiega tutta intera la sua attività, le riunisce tutte e tre. Perchè la probabilità del deterioramento si accresca fa d'uopo mostrare, che per la eccessiva divisione e la mala coltura, il prodotto cotanto si soemi che il salario del semplice lavorante nella vasta coltura divenga maggiore. Or che questo sia fisicamente possibile ne convenghiamo, che sia però probabile non si comprende; poichè dal punto che il prodotto si è reso si tenue la piccola pro-

prietà da se sparisce ed alle grandi concentrasi; appunto perchè il proprietario alla vista del guadagno non saprà resistere.

I sostenitori della concentrazione arrecar non possono ad esempio che gli effetti della sminuzzata coltura dell'Irlanda, a cui in parte quella dei *riots* dell'Indie somiglia. E che la miseria Irlandese sia estrema è verissimo, ma il paragone non vale. Il coltivatore Irlandese che vive dei pomi di terra, e della pessima qualità detta *lumps*, l'indiano che vive di mais, proprietari non sono. La proprietà Irlandese è concentrata in poche mani come quella d'Inghilterra; ma la coltura Irlandese è quella, che diciam noi essere inevitabile, dove la concentrazione territoriale dal capitale, e dalla scienza non è aiutata. Uomini poverissimi offrire non possono ai fitti di grandi tenute, le proprie braccia sono l'unico strumento, il solo capitale dell'Irlandese. Quivi la coltura si deve sminuzzare non già perchè propriamente così dà più utile, piuttosto perchè così solo è possibile. Ciascuno non domanda di terra, che quanto può coltivare colle sue braccia, e senza capitali, la produzione da se stessa si annienta; la gara tra i concorrenti, che nella terra non vedono che il mezzo di non perire, mette il colmo a tai mali: e la produzione insufficiente ne va tutta al proprietario, che orgogliosamente risiede in Inghilterra a difendere la causa della prepotenza, e a rinfacciare a un popolo infelice la barbarie e la miseria che egli stesso ha prodotto.

Ma cangiate le condizioni, svincolate le proprietà, gli effetti saranno quali la provvidenza vorrebbe. Le proprietà divise constringerebbero i ricchi a risiedere in Irlanda, distrutto il fatale *absenteismo* i capitali affluirebbero, e sentimenti più umani spargerebbero la civiltà in quel popolo. Allora l'aumento dei salari sviebbe l'eccessiva concorrenza dai fitti, la coltura si andrebbe rannodando, e si fermerebbe a quel punto che lo stato dei capitali comporta.

Quanto al temuto aumento smodato della popolazione è un falso raziocinio vedere in esso un legame necessario colla divisione delle terre. Un tal principio di Mac-Culloch viene anzi in contradizione col principio stesso della popolazione.

I timori de' Maltusiani da queste ragioni ripetono l'origine.

Essi dicono 1° La popolazione non può crescere e prosperare se i mezzi di sussistenza non si aumentano nella progressione stessa, ossia se l'una non siegue l'altra. 2° Se la progressione della popolazione sorpassa quella delle sussistenze la mortalità si accresce e la miseria. 3° L'ostacolo preventivo (moral constraint) è l'unico rimedio che la natura ci offre per mantenere le due progressioni, perchè abbandonate a se stesse la progressione geometrica della popolazione quella della sussistenza sorpassa.

Ma rievocando in dubbio la piena fiducia nelle due progressioni, e la loro infallibilità, tralasciandone l'esame per non discostarci dall'argomento, noi invero lungi dal vedere un'intimo rapporto tra queste proposizioni e la proprietà territoriale divisa, vediamo anzi una specie di contradizione tra questi principî, e l'altro della concentrazione delle terre.

Se la popolazione cresce come crescono i mezzi di sussistenza, ed è vero come si asserisce, che la divisione delle terre la popolazione aumenta, la conseguenza a dedurre si era, che per la divisione delle terre la produzione si accresce e non si scema. Perchè la supposta diminuzione del prodotto coll'aumento della popolazione non contrastasse, fa mestieri mostrare, che la forza dell'ostacolo preventivo colla divisione delle terre scemasse. Finchè però questo non ci si mostra, i panici timori debbono svanire, e se poi la ragione all'incontro ci convince, che la prudenza colla divisione prodotta dalla libera concorrenza si accresce, allora elevare il massimo

numero alla condizione di proprietari sembrerà un dei tanti rimedi suggeriti dalla natura a rasserenare i timori di Malthus. Ora per quanto la bramata dimostrazione nelle opere di Mac-Culloch si cercasse non ci sarà dato rinvenirla. Invece riflettiam noi, l'ostacolo preventivo è intimamente legato ai costumi d'un popolo, e se questi nella condizione del possesso territoriale migliorano la ragione ci suggerisce, che lo ostacolo preventivo tanto bramato si accresce. Ed ecco come il procedere naturale della discussione alla seconda parte del problema ci conduce.

PARTE SECONDA.

È un vietò errore quello con cui supponesi i vari ordini delle leggi morali non esser tra loro da un intimo legame uniti, sicchè la violazione dell'uno sull'intero complesso della società non influisca. L'elemento economico grandissima influenza esercita sul morale, ed entrambi sull'elemento civile influiscono. La proprietà territoriale, e la divisione o concentrazione della stessa, ne è una prova. Così sempre si avvera quel detto di Romagnosi, che se la scienza economica non si fosse trattata in modo tanto slegata dalle varie parti, che compongono l'edificio sociale, assai questioni si sarebbero risparmiate gli autori prendendo una via più diretta a risolverle.

L'ostacolo preventivo è quella forza morale per cui l'uomo posti in calcolo le privazioni della continenza, e i mali d'un imprudente legame, si decide a soffrire le prime, giudicando più gravi i secondi. Ridotta la questione a tai termini, ben si vede da quante delicate e variabili circostanze il giudizio dell'uomo dipende; e come l'ostacolo preventivo esser può cagione di disordini maggiori, allorquando da cause ingiuste viene rafforzato; poichè posto l'uomo alle prese con se stesso, non la continenza pura alla virtù congiunta può da esso deri-

varne soltanto, ma il vizio esser può l'effetto dello sforzo troppo energico e troppo generale all'umanità richiesto.

Or da queste riflessioni procede, che se sull'ostacolo preventivo fondare si vogliono le speranze d'una prosperità crescente nelle masse, due fini essenziali gli ordinamenti civili si debbon prefiggere. 1° Ridurre la necessità di questo ostacolo nei menomi termini. 2° Accrescere nella mente e nel cuore dell'uomo con mezzi legali le differenze tra la condizione del celibe prudente e quella dell'imprevedente padre di numerosa famiglia.

Il primo scopo si consegue dando alla produzione il massimo sviluppo possibile, e procacciando la distribuzione migliore; il secondo elevando quanto più si può la condizione morale e civile dell'individuo, sicchè la sua dignità si accresca, e questa dalla condizione economica in parte dipenda. Or nell'armonia della natura la proprietà territoriale mirabilmente si presta a questo; ed elevando la condizione morale ed economica dell'uomo, dessa invece di snervare accresce la forza dell'ostacolo preventivo, che tanto necessario nelle crescenti società ci si vuole dimostrare.

Ed invero noi siamo d'avviso, che le due progressioni da Malthus stabilite tanto inconcusce ed inevitabili non sono. La sorte che la provvidenza ha riservato all'umanità è migliore. Malthus nega quasi ogni forza al progresso, egli mette un limite nella natura, mentre il limite è nel ritardo dell'incivilimento, e la forza dell'uomo diviene centupla col soccorso della natura. Svincolare quindi il potere centrale da ogni cura verso le masse è una specie di reato civile, solo per le circostanze in cui Malthus scrisse tollerabile. Qualunque si fosse la preponderanza della forza riproduttrice della specie sulla forza produttrice delle sussistenze, sempre sarà un sociale dovere ravvicinare questi due estremi, e coi buoni ordinamenti coadjuvare l'uomo,

perchè a questo giunga. Malthus riflettere dovea, che l'ostacolo preventivo ha una forza decrescente quanto più da esso si esige. Se poste le condizioni attuali della società il numero annuale dei matrimoni deve essere il dieci per cento, la società ha una data probabilità che il fatto al bisogno sociale corrisponda; se però si pretende che i matrimoni decreseano al cinque per cento, la probabilità si scema appunto perchè sulla saviezza d'un maggior numero d'individui si conta.

Ma quantunque il fatalismo di Malthus possa esser contrario alla natura, sempre sarà vero, che fino al punto che il perfezionamento non giunge a quel segno, la condizione della umanità in gran parte dall'ostacolo preventivo dipende; e la società deve con mezzi legali promuoverlo. Or la libera divisione della proprietà territoriale opera questo in più modi.

1° Dessa riduce il bisogno dell'ostacolo preventivo ai menomi termini, accrescendo il prodotto, e rannodando e dividendo la coltura secondo il bisogno, e il prodotto distribuendo più equabilmente sopra tutti.
2° Dessa influisce sull'ostacolo preventivo elevando la condizione del proletario.

È un fatto che quanto più l'uomo si abbassa nella sua condizione economica tanto più degrada nella morale. Di questo gli scrittori Inglesi convengono, e l'abbiezione del popolo Irlandese, effetto della eccedente popolazione diviene, dicono essi, causa di miseria maggiore. Ogni padre facilmente si acqueta alla triste condizione dei suoi figli, quante volte sa lasciare loro in retaggio la condizione sua propria; se il difetto d'educazione, e la perdita d'ogni delicato sentimento s'aggiunge, facilmente si scorge fin dove l'indifferenza e l'abbiezione può spingere le masse. Ma gl'Inglesi non videro, che da questo doveano trarre invece ragione contro il loro viziato ordinamento della proprietà territoriale; poichè il possesso dei terreni eleva la condizione

morale dell'individuo. Questo possesso a ciò influisce rendendo l'individuo proprietario indipendente dai capricci e dall'egoismo del capitalista, v'influisce ancora per quel sentimento quasi inesplicabile di dignità, che al possesso della proprietà s'unisce. Vano è il dire che il proprietario si crede facilmente ricco per questo solo che possiede, e senza esserlo nel fatto la popolazione smodatamente si accresce. Come questo sentimento esser possa conseguenza della proprietà non si scorge. Se per stato d'agiatezza s'intende una rendita di cento, non si vede come provenendo dalla proprietà la rendita di dieci si dovesse dal proprietario stimare sufficiente. All'incontro il sentimento della personale indipendenza, che il proprietario dal proletario distingue è un ostacolo possente, che il piccolo proprietario allontana dall'imprudente legame, allorquando la ragione gli mostra questa indipendenza tanto dall'uomo prediletta poterla perdere egli stesso e non poterla tramandare ai figli.

Prendendo poi in complesso la moralità dell'uomo le stesse cause, che l'ostacolo preventivo aumentano per la divisione territoriale, la moralità accrescono; per quell'intimo legame che vi ha tra la miseria, ed il demoralizzamento, tra la moralità e il sentimento della propria dignità ed indipendenza. All'incontro quando un ordinamento illegale preclude al massimo numero la via di stabilire sopra più solide basi il benessere proprio e dei figli, la immoralità si accresce, mettendo l'uomo alle prese colla società e con se stesso. Un vizioso ordinamento economico non resta mai solo nella condizione dei popoli, ma ad una violazione altre ne succedono; ed il disordine invade tutto il regime civile. Il proletario Inglese ne è un esempio. Bersagliato in tutti i modi dai riechi la sua moralità non può restare illesa, ed il popolo sempre stretto dal bisogno, sempre in guerra colle classi superiori, ad onta della profusione delle letture, sospira sempre al momento di farsi giustizia.

Ma come mai l'ordinamento economico e morale della società, sull'ordinamento civile influisce? E onde viene dimostrato, che la divisione o concentrazione delle terre l'intero regime sociale modifica? Una tale ricerca ci conduce alla terza parte del tema. Quali sono stati gli effetti della divisione territoriale presso i differenti popoli d' Europa?

PARTE TERZA.

L'intimo legame tra i vari ordini delle leggi morali non è un prodotto delle specolazioni degli scienziati, desso è una verità confermata dai fatti.

Riandando la storia dell'umanità si è osservato, come dalla lesione d'una legge naturale economica sempre procede una violazione della naturale giustizia, e da questa viceversa un vizioso sistema economico si renda inevitabile.

Quale si fu il vizio, che distrusse le società Greche e Romane? Una lesione della naturale giustizia: la schiavitù. Quale si fu il vizio che mantenne sì lungo tempo il barbarismo feudale? Una violazione delle naturali leggi economiche: la concentrazione artificiale della proprietà. Quale è il vizio, che lentamente rode la società britannica, e l'altre che l'imitano? È la causa stessa, che il barbarismo feudale produsse: la concentrazione territoriale. Quale all'incontro è stato il principio vitale e benefico, per cui la prosperità si è diffusa tra' popoli del mezzodì d'Europa? È la conformità delle leggi positive economiche ai voti della natura, che libera volle la circolazione delle terre.

Dalla schiavitù infatti provenne presso gli antichi, l'avvilimento economico e morale del travaglio, da questo un pauperismo, che le recenti ricerche mostrano più spaventevole del pauperismo moderno, e indi la corruzione dei costumi. Un popolo che vivea delle rapine dei vinti e delle pubbliche largizioni perder dovea

la virtù civica unica base di quelle società. La Grecia cadde quando il disordine giunse agli estremi. Roma colla sua corpulenza si sostenne; quando però la civiltà Romana suervata dal progresso degli elementi prevaricatori venne in contatto colle società barbare, la repubblica Romana, pria trasmutossi in despotismo militare, e l'impero dissolto fu poi preda dei popoli nomadi del Nord.

Somigliante spettacolo ci offre il feudalismo. La personale e smodata indipendenza era il principio, che questi popoli nomadi reggea: la forza individuale era l'unica difesa dell'individuo, debolissimo e nullo il legame che queste parti slegate giungeva al potere centrale. Da questi viziosi principj, di cui i popoli del Nord non seppero liberarsi; allorquando dalla vita nomade passarono alla vita agricola, ne venne che la concentrazione delle terre stabilita colle leggi feudali delle successioni si ravvisò, come una condizione necessaria, perchè giudicossi indispensabile creare pochi forti a cui venissero ad annodarsi i deboli. Le conseguenze però di tal sistema furono, che i forti intenti a farsi la guerra i deboli oppressero lungi dal proteggerli. Il travaglio avvilito essendo dalla servitù, e da tanti elementi contrari contraddetto, la produzione mancò; la miseria universale, l'universale barbarie, l'universale anarchia, furono gli effetti di quel sistema, onde fu un miracolo della prepotente forza della natura, se la civiltà moderna dal caos feudale giunse a risorgere.

L'industria rinata sotto l'egida dei governi municipali d'Italia diede vita alle Italiane repubbliche; e l'Italia per essa mena il vanto, che depositaria della civiltà antica fu la culla della civiltà moderna. Ma la civiltà italiana non progredì; che per la lunga ed ostinata guerra, che l'industria ed il commercio fecero all'aristocrazia feudale, che colle leggi vincolanti la proprietà si reggea. I popoli italiani però furono inabili a vincerla in-

teramente, perchè il male non seppero curare dalle radici, più libera rendendo la circolazione delle terre. Le dissensioni tra nobili e plebei osservate in Roma, rinacquero in Italia coi Guelfi e Ghibellini, e sotto varie denominazioni, che tutte avean però la stessa origine si mantennero. L'italiane potenze in gran parte per questa cagione decadde, finchè prima Pavia, poi Milano indi le repubbliche minori, indi Pisa, e in fine Firenze furon preda dei forti.

Avvicinandoci sempre più ai nostri giorni osserviamo col progresso dell'industria, la civiltà italiana diffondersi agli altri popoli, ed alla Francia specialmente. Quivi osserviamo il secolo XVIII distrurre i resti del feudalismo, recidendo con inesorabile falce i privilegi tutti, annullando le leggi vincolanti delle successioni, libera rendendo la circolazione delle terre, e proclamando il principio dell'uguaglianza dei cittadini innanzi alle leggi. Da questo punto un'era novella si apre all'incivilimento dei popoli. Quali sono stati quali saranno gli effetti di questa innovazione? Dessa è di recente data l'esperienza non è ancora compiuta del tutto. Ma la poca che ne abbiamo abbastanza ci dice per l'avvenire.

Frai principii conquistati dalla moderna civiltà francese, la libera circolazione delle terre, dopo quello dell'uguaglianza, è il più importante. Le conseguenze economiche e morali d'un tale principio, e della divisione che ne siegue, l'abbiamo vedute in teoria, or non ci resta che osservarle nel fatto. Paragonate la prosperità della Francia moderna all'epoca, che l'ordinamento attuale precesse. Là trovate finanze perdute, arti neglette e inceppate, agricoltura avvilita, malessere universale; e quanto più indietro rimontasi, a misura che gli elementi contrari predominano, il disordine si accresce. Riportiamoci invece allo stato presente. Vastissimo commercio, agricoltura prospera, ricchissime finanze, arti progredite, e tutti questi elementi di civiltà troviamo

congiunti a moralità maggiore, e a una più diffusa agiatezza.

L'abolizione delle leggi vincolanti la proprietà territoriale, e la divisione di essa hanno in questo in due modi contribuito. 1° Aumentando la produzione, proporzionando la coltura al sociale bisogno, facendo cadere le terre in mano a colui, che sa meglio usarne, ripartendone il prodotto sul massimo numero. 2° Questi effetti immediati però per la recente data forse non sarebbero da se soli di tanta importanza; ma la divisione territoriale, e la circolazione libera delle terre hanno influito maggiormente sul nazionale progresso, tutelando il principio dell'uguaglianza, che senza di essa sarebbe distrutto. L'elemento industriale non predominato più dall'aristocrazia territoriale del feudalismo, ha invece trovato nella proprietà la sua naturale garanzia. Il principio popolare dell'uguaglianza da dritto è divenuto un fatto, e quindi leggi più eque, e più provvide ne sono venute, onde tutte le forze sociali sviluppatesi la maggiore prosperità nazionale ne è venuta.

Se poi la brevità del tempo ci permettesse rivolgere lo sguardo ai popoli Italiani, a misura che dessi dal nuovo principio hanno saputo trarre le conseguenze dovute, la prosperità comune vedremmo del pari derivarne.

Se all'incontro dai popoli del mezzodì rivolgiamo lo sguardo al Nord, dove il principio della libera circolazione delle terre non è ancora un fatto, un opposto spettacolo ci si offre. Tralasciando la Russia, che quasi ancora soffre il feudale regime, l'Inghilterra sia esempio per tutti.

Quale sia la condizione economica e morale di essa l'abbiamo già detto, come questa condizione su tutto il regime civile influisca, e i vizi del sistema britannico dalla concentrazione delle proprietà in gran parte procedano si scorge da tutti.

La forza preponderante del bisogno coadjuvata da

altri elementi benefici, quivi è vero, ha dato spinta all'elemento industriale, onde l'Inghilterra sorprende l'Europa colla sua immensa forza politica, e colla smisurata vastità della sua produzione. Ma il viziato ordinamento della proprietà dando ad una casta una preponderanza artificiale, e decisiva sulle altre classi della società, i vantaggi del progresso economico fa sparire, e le classi più numerose rimangono oppresse; onde l'Inghilterra è sempre più minacciata dalla reazione tremenda dei Caralisti.

Mirate infatti la condizione della massa del popolo. Da una parte vi si mostran vastissime intraprese commerciali, ingenti capitali, proprietà territoriale concentrata; dall'altra un popolo immenso di proletari deboli contro sì smisurato potere, e deboli appunto pel loro numero. Or mentre la concentrazione dei poteri economici avvilisce i salari, la preponderanza eccessiva della proprietà indivisa produce le leggi sui cereali ed un sistema daziario tutto a danno dei poveri. L'inglese privo di rendita, privo di profitti, vive collo scarso salario, sempre interrotto dalle crisi commerciali, e mentre i salari per queste cagioni si abbassano, i prezzi delle sussistenze si elevano per una legge, che l'importazione dei grani non permise che al prezzo di 70 scellini il quarter, con un dazio di scellini 17, e come ciò non bastasse i dazi di consumo tolgono il resto; poichè al dire di Brougham, l'inglese paga dagli stracci che lo ricoprono appena nato, sino alla pietra funebre che l'unisce ai suoi maggiori.

CONCLUSIONE

Ora veduti i vantaggi economici, morali e civili, che dalla divisione delle terre procedono; veduti i danni che dallo sminuzzamento eccessivo da molti si temono, un'ultima domanda fare ci si potrebbe.

La scienza non ci fa travedere alcuno rimedio, onde

la società naturalmente ottenesse i vantaggi della concentrazione, e della grande coltura, a quelli della divisione territoriale uniti? Nello stato attuale della scienza, questa ci dimostra, i danni dell'eccessiva divisione temuti dalla libera circolazione delle terre non potere giungere all'estremo; dessa con certezza maggiore c'insegna i mali dell'arteficiale concentrazione essere inevitabili. Ma più di questo con certezza la scienza non dice. Dessa però fa travedere un nuovo principio civilizzatore dovere poco a poco introdursi nelle società europee, onde ovviare ai mali, che soffrono, rannodando i deboli, rannodando le forze insufficienti, sicchè la produzione si accresca, e la distribuzione migliori, senza che l'equilibrio tra i vart poteri sociali si turbi, anzi facendo sì che meglio si consolidi. Questo principio si è l'associazione. Sinora la grande proprietà si è reputata condizione indispensabile alla vasta coltura; però lo spirito d'associazione comincia a mostrarci la grande coltura non essere assolutamente incompatibile colla proprietà divisa. L'associazione è cominciata dai capitali, come quelli in cui gli ostacoli a vincere sono minori, ma a misura che i vantaggi dell'associazione dall'esperienza si rileveranno, a misura che le leggi civili meglio ordinate dal progresso della scienza, i dritti degli associati sapranno meglio assicurare, a misura che meglio istruite le masse, l'associazione cesserà di destare i timori dei potenti per le prevaricazioni a cui spesso le masse trascorrono, l'associazione è da sperare dai capitali comincerà a diffondersi alla proprietà, e indi al travaglio; ed il progresso economico morale e civile dei popoli percepirà allora i vantaggi della grande coltura a quelli della divisione territoriale congiunti.

Copia conforme all'originale, che si conserva nella Cancelleria della Regia Università.

Le copie da presentarsi alle competenti Autorità, devono per la legalità essere munite del suggello della Regia Università.

Il Segretario Cancelliere
CAV. VINCENZO TINEO

5716.1.2

agrie 8011.



Ueber

die Gebundenheit und Vertheilung

des

Grundeigenthums

vom

Standpunkt der Nationalökonomie, des Rechts
und der Politik.

•
-H-5-H-

Freiburg im Breisgau.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

1860.

Verbreitung der Verber'schen Verlagshandlung in Freiburg i. B.

Einleitung.

Keine Frage des öffentlichen Lebens ist für die Gesellschaft und das Schicksal der Staaten so wichtig, als die über das Grundeigenthum und besonders über die Gesetze seiner Erwerbung, Benützung, Erhaltung und Vertheilung, sowie über den Antheil, welchen dasselbe an politischem Einfluß in den verschiedenen Staaten hat oder haben soll. Als wichtigster Bestandtheil des Vermögens des Einzelnen, der Regierung und des Volks hat das Grundeigenthum ferner seine ökonomische Bedeutung, und es ist die Aufgabe der politischen Oekonomie, diese Bedeutung zu würdigen; allein das Grundeigenthum ist zugleich der wichtigste Gegenstand des Eigenthumsrechts, und zwar für den Einzelnen, für die Familie, für die Gemeinde, für den Staat und die Nation. In dieser Beziehung fällt es in den Bereich der Gesetzgebung und der Rechtswissenschaft. Endlich bildet das Grundeigenthum die solideste Grundlage und Gewähr für den Fortbestand der Staaten, und eine gesunde Anschauung aller Culturvölker hat daher stets ein bestimmtes Maß politischen Einflusses, beziehentlich eine gewisse Theilnahme an der öffentlichen Gewalt dem Grundeigentümer zugeschrieben. Das ist das öffentlich-rechtliche Moment des Gegenstandes, und von ganz besonderer Bedeutung für jene Verfassungsform, welche gegenwärtig in den meisten Staaten Europas herrscht, nämlich für die constitutionelle Monarchie, deren ständische Gliederung zum Theil auf dem Grundeigenthum beruht.

Darnach hat auch die Vertheilung und Gebundenheit des Grundeigenthums alle diese verschiedenen Seiten, nämlich 1) eine nationalökonomische, 2) eine rechtliche und 3) eine politische.

Wir behandeln hier hauptsächlich die volkswirtschaftliche Seite, allein nicht bloß in ihrer Abgeschlossenheit, sondern wie sie das Leben bietet, in ihrer Bedingtheit durch das Recht und durch die Politik; denn es ist überhaupt ein einseitiger Standpunkt, volkswirtschaftliche Fragen in ihrer abstrakten Ablösung zu betrachten, da es vielmehr die Aufgabe der Wissenschaft ist, solche Fragen in ihrer lebendigen Objectivität, d. h. in dem ganzen Reichthum derjenigen Beziehungen aufzufassen, welche die Wirklichkeit darstellt. Diese Wirklichkeit bietet aber nicht bloß die Gegenwart, sondern auch die Geschichte: es wäre daher einseitig, solche Fragen bloß einer Kritik zu unterwerfen, die sich lediglich auf statistische Angaben stützt: man muß vielmehr, da die Gegenwart sich nur aus der Vergangenheit erklären läßt, die Geschichte zu Hilfe rufen, welche die Frage über das Grundeigenthum nach ihrer volkswirtschaftlichen, rechtlichen und politischen Seite darstellt. Weil wir aber die Frage über die Gebundenheit und die Vertheilung des Grundeigenthums für die Gegenwart zu beantworten haben, so dürfen wir bloß die Geschichte jener Culturvölker berathen, deren Bildungsergebnisse noch als lebendige, fortwirkende Bestandtheile in der gegenwärtigen Gestalt liegen; das ist aber die Cultur der römischen und der germanischen Menschheit.

Hiernach werden wir im Hauptstück I. die Rechtsgeschichte des Grundeigenthums bei den Römern, im Hauptstück II. die Rechtsgeschichte des Grundeigenthums bei den germanischen Völkern und hierauf den Rechtszustand des Grundeigenthums in der Gegenwart als das Ergebniß der Verschmelzung des römischen und des germanischen Systems des Grundeigenthums darstellen. Hierauf werden wir im Hauptstück III.

die Vertheilung und Gebundenheit des Grundeigenthums vom Standpunkt der Nationalökonomie betrachten, und im Hauptstück IV. die Modifikationen untersuchen und feststellen, welche die volkswirtschaftlichen Normen über die Vertheilung und Gebundenheit des Grundeigenthums durch die Rechte der Familie, der Gemeinde, des Staats und der Gesellschaft zu empfangen haben, womit auch die politische Seite der Frage erschöpft wird.

Hauptstück I.

Die Rechtsgeschichte des Grundeigenthums bei den Römern 1).

Der Charakter des römischen Staats als einer auf vorzugsweise rechtlicher Gliederung beruhenden Gemeinschaft, in welcher die Macht der Gesamtheit die Ansprüche des Einzelnen absorbirte, tritt auch bei dem Grundeigenthum hervor. Auch hier stellt sich die Gesamtheit als allein berechtigt dar, welche nur nach langen Kämpfen die Rechtsansprüche der einzelnen Staatsgenossen als spärliche Zugeständnisse zuließ. Dieses zeigt sich schon an der Wiege des römischen Staats. „Nachdem Romulus sein Volk in Tribus, und die Tribus in Curien eingetheilt, theilte er den Boden in dreißig gleiche Theile und wies jeder Curie einen dieser Theile an. Von dem Ueberschuß der Ländereien schied er einem passenden Theil dem Götterdienst zu und ließ den Rest dem Staat“ 2).

Nach dem römischen Grundsatz der Einheit des Rechts wurde diese Einrichtung durch das römische Reich hin, so sehr

1) Wir verdanken die leitenden Gesichtspunkte über die Rechtsgeschichte des Grundeigenthums einer diesen Gegenstand besonders behandelnden größern Schrift, der *Histoire du droit de propriété foncière en Occident* par *Ed. Laboulaye*. Paris 1839.

2) Dionys. Halicarn. Antiqu. III. 1.

es sich im Laufe der Zeit auch erweiterte, fortgeführt. In allen römischen Colonien, die nach dem Vorbild der Mutterstadt gegründet wurden ¹⁾, bestanden neben den den Ansiedlern angewiesenen Gütern stets Tempel- und Gemeindegüter ²⁾, welche übrigens als Staatsgüter galten ³⁾. So unterschied man daher 1) Staatsgüter (*ager publicus*), 2) Privatgüter (*ager privatus*). Die Privatgüter wurden aus dem Staatsgut durch obrigkeitlich gesetzte Grenzen abgemerkt (*agri limitati*, *agri divisi*, *assignati*) im Gegensatz der Staatsgüter, welche nur natürliche Grenzen hatten (*agri arcifinales*) ⁴⁾.

Diese Anweisung und Abgrenzung, welche aus dem *ager publicus* ein Privateigenthum machte, war der Zweck aller *leges agrariae*, welche nie das Besizthum der Bürger angriffen. Sie betrafen stets nur das Grundeigenthum des Staats, das als solches unverjährbar blieb. Der Staat konnte daher stets nur eine Nutznießung daran gewähren, welche wesentlich widerruflich war, so lange nicht eine *lex agraria* oder ein öffentlicher Verkauf das Grundeigenthum des Staats durch dessen Begrenzung in das Privateigenthum hatte übergehen lassen. War aber auch das Recht des Staats unbestritten, so hatte doch auch der lange Besiz eines solchen Grundstücks seine Berechtigung. Der Inhaber eines solchen Stücks des *ager publicus* hatte allerdings dem Staat gegenüber nur einen bloßen Besiz (*usus*, *possessio*), aber kein Eigenthum (*dominium*); gegenüber einem Dritten aber ward eine solche Nutznießung durch den Prätor geschützt. Um diese Theilnahme an dem *ager publicus* stritten sich

¹⁾ „*Effigies parvae simulacraque populi romani.*“ *Aulus Gellius*. XVI. 13.

²⁾ „*Pascua, compascua communia, pro indiviso.*“ *Frontinus de limit. agror.* ed. *Goesius*. p. 41.

³⁾ *Livius* VIII. 14.

⁴⁾ *Livius* V. 55.

Jahrhunderte lang die Plebejer und die Patricier; die letzteren legten sich nämlich den ausschließlichen Genuß des *ager publicus* bei und gewährten ihren Klienten nur einigen widerruflichen Antheil; die Plebejer dagegen hatten nur das Recht auf die Nutzung einiger Gemeindeweiden. Diese Stellung war um so ungerechter, als der Census schwerer auf dem Armen, als auf dem Reichen lastete. So erübrigte den Plebejern nichts Anderes, als entweder Sklaven oder Klienten zu werden, oder sich des Bodens und dadurch der öffentlichen Gewalt zu bemächtigen. Aber erst nach zweihundertjährigen Kämpfen brachten die Anträge des Cajus Licinius Stolo und des L. Sertius die Plebejer zur Theilung des *ager publicus*. Damit war die Macht der Patricier gebrochen; denn 28 Jahre nachher waren die Plebejer im Besitze der Regierung, da das Gesetz durchging, daß die Volksbeschlüsse alle Römer ohne Unterschied verpflichteten: „*Ut plebiscita omnes Quirites tenerent.*“ Die Licinischen Gesetze legten aber dadurch, daß sie einen Mittelstand von Grundbesitzern ins Leben riefen, den Grund zu der Größe Roms, das jetzt durch die Mächtigkeit der Bürgerheere von Eroberung zu Eroberung fortschritt. Allein diese Eroberungen zerrütteten durch die Reichtümer, welche sie brachten, die Verfassung, welche auf der Gleichheit der Bürger beruhte, die hinwiederum eine gewisse Gleichheit in dem Vermögen voraussetzte. Die Folge davon war: die Einführung eines Senatorialcensus brachte die Reichen ausschließlich an das Staatsruder, welche dadurch eine mächtige Faction wurden, mächtiger und ausschließlicher durch die Geldmacht, als der alte Patriciat. Allerdings hatte man seit den Licinischen Gesetzen von Zeit zu Zeit einige Vertheilungen von Ländereien an die Plebejer gemacht; allein das unermessliche eroberte Land legten sich die Patricier ausschließlich bei, so, daß der Plebejer, durch Steuern und Kriegsdienste erdrückt, selbst sein geringes Grundeigenthum verlor. Um dieses Drangsal zu bekämpfen, trug Tiberius Gracchus auf ein Gesetz an,

nach welchem der Besitz des *ager publicus* auf das Maximum von 500 *jugora* beschränkt und das Uebermaß unter die armen Bürger vertheilt werden sollte. Durch diese Maßregel wollte er den Mittelstand in ganz Italien wieder herstellen; aber er unterlag, und so bestand die Republik nur noch aus Reichen und Armen, und Plinius konnte mit Recht sagen, daß die großen Güter Italien und selbst den Provinzen den Untergang gebracht ¹⁾. Bei diesen Eroberungen handelte es sich aber nicht mehr bloß um den *ager publicus*, sondern Sylla vertheilte zuerst schon den italienischen Boden an seine Legionen. Cäsar, Antonius und Octavius gingen hierin noch weiter. Hierdurch verschwand der *ager publicus* fast ganz, und was davon noch erübrigte, verlor sich unter die kaiserlichen Güter, *fundi patrimoniales, rei privatae*). Das große Grundeigenthum erhob sich aber mächtiger, als je; der Stand der mittleren Grundbesitzer war eingegangen. Die Eroberung der Provinzen steigerte die Macht der Reichen noch mehr. Wenn eine Provinz erobert wurde, so wurde ihr Gebiet mit der Staatsdomäne vereinigt, und mit dem Grundbesitz verloren die Einwohner ihr Recht und ihre Obrigkeit: die Proconsuln erlangten über sie eine unbedingte Gewalt. Von dem eroberten Boden wurde ein Theil verkauft oder durch die Censoren öffentlich verpachtet, ein anderer Theil wurde den früheren Besitzern gegen einen Grundzins zur Nutzung überlassen. So war auch hier wieder ein Masseneigenthum des römischen Volks entstanden, wenn der Boden nicht etwa einer freien Stadt gehörte oder das *jus italicum* hatte ²⁾.

Wenn aber auch der Inhaber des Provincialbodens, wie

¹⁾ „*Latifundia perdidere Italiam, imo et provincias*“ *Plin. hist. nat. lib. XVIII. cap. 7.*

²⁾ „*In eo solo dominium populi romani est vel Caesaris, nos autem possessionem tantum et usumfructum habere videmur.*“ *Gajus commentarii Inst. II. 7.*

der des *ager publicus* in Italien, bloßer Besitzer war, so stand doch der erstere dadurch weit zurück, daß auf seinem Besitz die Steuer lastete ¹⁾ und zwar zahlte er die Grundsteuer (*tributum*) als Folge des Grundbesizes, welcher den Grundbesitz dem Staate vorbehielt, und das vectigal als Pachtgeld, welches die Provincialen von ihren Gütern an Rom entrichteten, das ihnen die Nutzung daran beließ. Dieser Pachtzins wurde in einigen Ländern in Geld, gewöhnlicher aber in Naturalien entrichtet, in der Regel in dem Zehnten des Getreides, in dem Fünftheil der Früchte; dazu kamen noch die außerordentlichen Grundsteuern und andere Abgaben.

Je höher aber der kaiserliche Despotismus wuchs, desto weniger ertrug er die für den *ager publicus* in Italien bestehenden Vorrechte, die Privilegien des *quiritarischen* Eigenthums, die Befreiung von der directen Steuer und die Verfassung der Municipien, da diese immer noch an die alte römische Freiheit erinnerten. So erübrigte Nichts, als Italien zu einer Provinz zu machen. Augustus begann diese Revolution; Hadrian setzte sie fort, indem er die Verwaltung Italiens vier Consularen übergab und Caracalla vollendete sie, indem er aus fisciälicher Begierlichkeit das römische Bürgerrecht allen Provinzen ertheilte, ohne jedoch die Verbindung von der Grundsteuer auf die Provinzen zu erstrecken. Wenn man auch noch, zumal in dem Civilrecht, das *quiritarische* Eigenthum von dem provincialen fortan unterschied, so war dieses doch kaum mehr als eine politische Erinnerung, bis endlich Justinian durch die in seinem Codex VIII. 25 enthaltene *Constitutio de nudo jure Quiritium tollendo* auch diesen leer gewordenen Unterschied beseitigte.

Die Ertheilung des römischen Bürgerrechts an alle

¹⁾ „In provinciis omnes etiam privati agri tributa atque vectigalia persolvunt.“ *Aggenus Urbicus* de Controv. agror. ed. Goes. pag. 47.

Städte des Reichs hatte aber auch den bisher bestandenen Unterschied zwischen den Municipien, Praefecturen und Colonien aufgehoben. Die Municipalverwaltung im ganzen Reich fiel von da ab an eine erbliche Klasse von Grundeigenthümern, an die *curia*, an die *decuriones*. Da das Amt derselben nur die Aufgabe hatte, die Erpressungen im Volke auszuführen, so ließen sich alle höheren Stände gesetzlich von dem Amt der *Decurionen* dispensiren und die ganze Last dieser verhassten Functionen fiel daher an die kleinen Grundbesitzer. So sehr sich nun auch die Kaiser bemühten, durch Vorrechte dieselben in ihrem lästigen Amte festzuhalten, so minderte sich doch ihre Zahl täglich und es kam so weit, daß man Leute wegen Verbrechen verurtheilte, in die Curie zu treten. War doch die Grundsteuer von Zeit zu Zeit immer maßloser geworden, so daß die minder guten Ländereien und bald darauf auch die fruchtbaren öde liegen gelassen wurden, bloß um der Last der Grundsteuer zu entgehen. Der Stand der kleinen freien Grundeigenthümer verschwand fast völlig ¹⁾. Die Provinzen verfielen der Entvölkerung. Je mehr aber die freie Bevölkerung verschwunden war und das Grundeigenthum in großen Massen in der Hand der Reichen sich angesammelt hatte, desto mehr mußte der Landbau durch Sklaven betrieben werden.

Inmitten dieses Elendes der Grundbesitzer erhoben sich zwei zur Abhülfe dieser traurigen Lage bestimmte Institute, die *Emphyteuse* und der *Colonat*.

Die erste Anstalt, welche dem Elend der bäuerlichen Verhältnisse abhelfen sollte, war die *Emphyteuse*. Sie war hauptsächlich auf den kaiserlichen Gütern entstanden. Bald nach dem Untergang der Republik trat der Schatz des Kaisers

¹⁾ „*Tributorum vinculis quasi praedonum manibus strangulata*“ *Salvianus de gubernatione Dei* lib. IV., ed. Baluze pag. 73.

(*fiscus*) an die Stelle des Schatzes des Volks (*aerarium*) und die *fundi fiscales*, *fundi rei privatae* kamen an die Stelle des *ager publicus*. Diese Domänen des Kaisers waren unermesslich; denn die Privatgüter der Kaiser wurden bei ihrer Thronbesteigung denselben einverleibt; sie wuchsen aber hauptsächlich durch die häufig gewordenen Consecrationen. Diese kaiserlichen Domänen wurden stückweise in Erbpacht gegeben; weil aber auch sie, wie die Privatgüter, mit Steuern überlastet wurden, so wurde auch ihr Anbau aufgegeben. Um dieses zu verhindern, wurde die *Emphyteuse* eingeführt als eine bevorrechtete Pacht, welche von den erdrückenden Lasten befreit war, die auf dem Grundbesitz der Bürger lagen. Man gab solche *Emphyteusen* vorzugsweise den an den Grenzen des Reichs lagernden Legionen und diese gewannen damals eine ähnliche Bestimmung, wie später die *Beneficien* bei den germanischen Stämmen. Das römische Reich war so schwach geworden, daß schon Kaiser Marc Aurel die Barbaren, welche er besiegt hatte, in den Kriegsdienst und Probus in die Legionen nahm. Unter Diocletian waren diese Barbaren schon unter verschiedenen Namen als *auxiliares*, *foederati*, *laeti*, *ripuarii* über das ganze Reich verbreitet. Sie erhielten steuerfreie Ländereien, welche sie an ihre Kinder unter der Pflicht des Kriegsdienstes vererbten, eine Einrichtung, verwandt mit den späteren *Beneficien*.

Der *Colonat*, welcher eine Mittelstellung zwischen der Sklaverei und der Freiheit gewährte, trat allgemeiner erst unter der Regierung des Kaisers Constantin hervor und diese Erscheinung wird durch zwei Umstände erklärt, einmal aus einer Umbildung der Sklaverei, indem der Sklave zum Zweck der Verhütung der stets wachsenden Entvölkerung an den Boden gefesselt werden sollte und durch die in den späteren Zeiten des Kaiserthums häufig gewordenen Verpflanzungen der Barbaren in die öde gewordenen Striche des römischen Reichs. Der *Colone* stand zwischen der Freiheit und der Sklaverei:

als Freier hatte er mehrere Rechte, so die der Familie, mit dem Sklaven theilte er die Unterwürfigkeit unter Körperstrafen; aber durch die Gebundenheit an den Boden war die Lage des Colonen noch schlimmer als die des Sklaven; denn während der letztere frei erklärt werden konnte, blieb der Colone an die Scholle gebunden und doch war die Lage des letzteren besser, als die der freien Bauern, da sie nur eine ermäßigte fixe Rente zu bezahlen hatten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die mächtigen politischen Bewegungen, welche dem Grundbesitz im römischen Reich seine Gestalt im Großen gegeben hatten und welche sich meistens als innere Kämpfe um die Vertheilung des Grundeigenthums zwischen den bevorrechteten Ständen und dem Volke bewegt hatten, bei einer Nation, deren Politik vorzugsweise eine juristische gewesen war, ihre Spuren auch dem Privatrecht und in diesem vorzugsweise dem Familienrecht aufprägen mußten.

Durch das mit dem öffentlichen Recht mehr in Beziehung stehende Familienrecht, namentlich in Betreff der Ehe, der väterlichen Gewalt, des Erbrechts, ward das Recht am Grundeigenthum bedeutend modificirt. Es ist nicht möglich, hier alle diese Modificationen durchzugehen. Bekanntlich zeigt die Rechtsgeschichte das Familienrecht in zwei verschiedenen Stellungen: In Staaten, in welchen die Regierung kräftig organisirt ist und wo die Staatsgewalt durch ihre Energie alle besondern Gemeinschaften unter ihrem Gebot hält, hat die Familie keine politische Geltung; im Anfang der Staaten aber und in jenen, in welchen die Aristokratie herrscht, ist die Familie zugleich ein politisches Institut: der Staat ist hier gewissermaßen nur eine Conföderation von Familien, in deren jeder der Familienvater ziemlich unbeschränkt herrscht. Hier bildet das Band des Bluts weniger die Familie als das politische Band. Zu dieser letzteren Art gehört das römische Familienrecht; dort bestanden die Allmacht des Familienva-

ters mit dem Recht des Lebens und Todes, der Vorzug der männlichen Familienglieder, die beständige Bevormundung der Frauen, die Ausschließung ihrer Abkömmlinge (cognati) von den Gütern des väterlichen Großvaters, die unbedingte Gleichstellung des Adoptivkindes mit dem leiblichen. Die Familie ist nach ursprünglicher römischer Anschauung eben ein kleiner Staat, zusammengehalten durch ein enges politisches und religiöses Band. Mehrere Familien desselben Stammes bilden eine gens, mehrere gentes eine Curie: an der Spitze jeder Familie steht der paterfamilias mit unbeschränkter Herrschaft über die Güter und Personen der Familie: die Ehefrau steht in manu, die Kinder und Slaven in potestate. Was immer von allen Diesen erworben wird, gehört dem Familienvater.

Diese Vollgewalt des Familienvaters bestand die ganze Zeit der Republik hindurch: erst Augustus gestattete den Hausföhlen als Soldaten ein besonderes Eigenthumsrecht an Dem, was sie im Krieg erworben, das *peculium castrense*: das war der erste Schritt zur Beschränkung der väterlichen Gewalt, worauf bald die Gesetzgebung auch die Hausföhne gegen die väterlichen Mißhandlungen schützte. Bald wurde auch das Vermögen des Sohnes unabhängiger; Constantin gab demselben ein Erbrecht an den *bona materna*; Arcadius und Honorius an den *bona materni generis*, sowie Theodosius ihm das Eigenthum an den *lucra nuptialia* gewährt hatte. Zuletzt gab Justinian den Hausföhlen das Eigenthum an ihrem Erwerb ohne Unterschied und das Recht des Vaters war nur noch ein Nießbrauch.

Eine ähnliche Entwicklung nahm auch das Recht der römischen Frauen; im Anfang waren sie einer lebenslänglichen Tutel der Agnaten unterworfen, so daß sie für sich weder sich verpflichten, noch ihre Habe veräußern, noch testiren konnten, Alles das in der Absicht, um das Vermögen der Familie zusammenzuhalten: das war eine wichtige Einrichtung für das Eigenthum. Auch diese republikanische Einrichtung konnte sich

im Kaiserreiche nicht erhalten. Ein Senatsbeschluß unter Claudius hob die Tutel der Agnaten auf und die lex Julia und Pappia Poppaea änderte völlig die Stellung der Frauen.

Die ehemännliche Gewalt (*manus*), welche der väterlichen Gewalt (*patria potestas*) analog war, war rücksichtlich des Vermögens der Frauen eben so ausgedehnt: die Frau war gewissermaßen das Adoptivkind ihres Mannes, und was sie daher nach ihrer Verheirathung erwarb, gehörte demselben. Starb sie zuerst, so fiel ihre Verlassenschaft demselben zu; überlebte sie ihn, so blieb sie in ihrer neuen Familie und fiel unter die Tutel der Agnaten ihres Gatten. Sie beerbte ihren Gatten, wie eine Tochter ihren Vater; sie war gewissermaßen die Schwester seiner Kinder. So lange die Ehescheidungen verboten waren, war dieser Zustand erträglich; nachdem aber im sechsten Jahrhundert die Ehescheidung zugelassen wurde, fand sich die Ehefrau durch den Austritt aus der Familie vermögenslos; daher bedingten sich ihre Eltern bei der Eingehung der Ehe auf den Fall der Ehescheidung die Rückgabe des von ihr eingebrachten Vermögens (*cautio rei uxoriae*), welche der Prätor durch eine eigene Klage (*actio rei uxoriae*) schützte. Diese Einrichtung wurde späterhin auch auf den Fall der Auflösung der Ehe durch das Ableben des Ehegatten erweitert, bis Justinian diese Wiedererstattung auch für den Fall des früheren Ablebens der Ehefrau einführte.

Sobald die ehemännliche Gewalt (*manus*) erloschen war, kam die *dos* auf, da die Frau nicht mehr in die Familie ihres Mannes eintrat, sondern unter der Tutel ihrer Agnaten blieb. Eine Folge davon war, daß alles Vermögen, welches ihr vor oder nach ihrer Verheirathung zufiel, entweder ihrem Vater gehörte, so lange sie in dessen väterlicher Gewalt war, oder ihr selbst gehörte, wenn sie nicht mehr unter dieser Gewalt stand. Daher entstand das Bedürfniß, daß sie durch ein Beibringen (*dos*) zu den Lasten der Ehe beitrug. Im Anfang

fiel diese dos unwiderruflich dem Ehegatten zu; später aber wurde die Wiedererstattung der dos bedingt und Folgen davon waren die Auseinanderhaltung der Vermögen beider Ehegatten, die Unveräußerlichkeit der dos, das Verbot der Schenkungen unter Ehegatten, die Unfähigkeit der Frau, sich für den Mann zu verpflichten, das Verbot für den Ehegatten, die dos während der Ehe zurückzugeben.

Der Ehemann war bis zur Zeit des Kaiserreichs unbeschränkter Eigenthümer der dos während der ganzen Dauer der Ehe; erst unter Augustus beschränkte die *lex Julia de adulteriis* dieses unbeschränkte Eigenthum des Ehegatten. Um die dos zu veräußern, bedurfte es der Zustimmung der Frau, sie galt aber nur für das Grundeigenthum auf italischem Boden, bis dieses Justinian auf alle Güter des Kaiserreichs ausdehnte und selbst die mit Zustimmung der Frau geschehene Veräußerung und hypothekarische Belastung verbot. Davon war die Folge die rechtliche Annahme, daß die Frau während der Ehe die Eigenthümerin der dos bleibe. Das führte bald zu der weiteren Entwicklung der Lehre, welche dem Ehegatten nur noch den Nießbrauch daran beließ.

Wie daher bei dem System der *manus* die Frau eigentlich nur eine Sclavin war, so hatte sie die Gesetzgebung über die dos gleichsam zu einer Fremden in der ehemannlichen Familie gemacht: sie war eine Gattin, aber keine Hausmutter; das Recht hatte die Abhängigkeit der Ehefrauen im Anfang zu sehr verschärft und später zu sehr geschwächt.

Von eben so großer Bedeutung für das Grundeigenthum als das Eherecht ist das Erbrecht, welches über den Zustand des Eigenthums und der Familie und durch die Familie über die Organisation der Gesellschaft entscheidet. Namentlich für unsere Frage über die Vertheilung und Gebundenheit des Grundeigenthums ist das Erbrecht entscheidend; denn erklärt die Gesetzgebung die Untheilbarkeit des väterlichen Vermögens, so bildet sich das große Eigenthum und führt nothwendig zu

einer Art von Patriat; erklärt das Recht dagegen das väterliche Erbe als gleich theilbar unter die Kinder ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, läßt es die Repräsentation in der Seitenlinie zu und macht es keine Unterschiede der Güter, weder nach deren Ursprung noch Art, so führt das nothwendig zu einer Zerspitterung der Vermögen und zu einem demokratischen Gepräge des Staats. Dieses gilt sowohl von dem testamentarischen als von dem Intestaterbrecht; denn der Wille des Erblassers hat es in seiner Gewalt, die Ansammlung und die Ungleichheit des Vermögens zu bewirken. Das Intestaterbrecht, welches vom Staat ausgeht, strebt in einem mehr demokratischen Staat aus Gründen des öffentlichen Wohls mehr nach der Vertheilung der Vermögen, während es in einer Aristokratie jene Einrichtungen begünstigt, welche die Macht der bevorrechteten Stände verewigen und verstärken, daher das Erstgeburtsrecht, die Majorate, die Substitutionen.

Das römische Recht gibt in seiner Geschichte dazu die klaren Belege. Betrachten wir zuerst das testamentarische Erbrecht. In Rom begegnet übrigens der merkwürdige Zug, daß, während in den übrigen Staaten bald das Testament, bald die gesetzliche Erbfolge begünstigt wird, beide Systeme hier gleichberechtigt neben einander stehen, weil die Familienväter in ihrer Allmacht auch die Gesetzgebung selbst beherrschten. Ein Hausvater, der seinen Sohn tödten durfte, durfte ihn natürlich auch enterben; übrigens hatte das römische Testament das Eigenthümliche, daß, während nach der Gesetzgebung der andern Völker das Testament einen sachenrechtlichen Charakter hatte, d. h. nur das Vermögen übertrug, das römische Testament den ganzen auf den Erben übergangsfähigen Rechtskreis des Erblassers, die gesammte familia und die *sacra privata* übertrug, so daß der Erbe den Erblasser förmlich vertrat, wie das Gesetz sagt: „*Heres in omne jus mortui, non tantum singularum rerum dominium succedit*

quum et ea quae in nominibus sint, ad heredem transeant.“ Davon war eine Folge der weitere Rechtsatz: „Nemo pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest“, weil das ein Widerspruch wäre, wie das Gesetz sagt: ~~„nemoque rerum naturaliter inter se pugna est testatus et intestatus.“~~ Das Wesen des Testaments war die Einsetzung eines Erben. Das unbedingte Recht des Familienvaters mußte aber Beschränkungen erfahren, sobald der Staat in Folge seiner Vergrößerung die Herrschaft der Familie gebrochen hatte. So forderte die Gesetzgebung zuerst, daß das Familienhaupt seinen in seiner patria potestas befindlichen Sohn förmlich enterbte, so daß die Enterbung nur galt, wo der Wille des Testators ganz bewiesen war. Dagegen gestattete das Recht, die Töchter und die Descendenten des Sohnes durch eine allgemeine Formel (inter caeteros) zu enterben. Noch weiter ging der Prätor, indem er die Mitglieder der Familie nicht nur gegen die unbedingte Willkür des Familienvaters schützte, sondern auch die natürliche Verwandtschaft zum Siege brachte; wenn nämlich der Testator die nicht mehr in seiner väterlichen Gewalt befindlichen Kinder oder die Töchter oder die Kinder des Sohnes zu enterben vergessen hatte, so gab der Prätor diesen Descendenten die *possessio honorum contra tabulas* und das *interdictum quorum honorum*. In dieser Richtung erhielten die enterbten Verwandten die *querela inofficiosi* gegen das Testament, welches sie enterbte und nachdem dieses ungiltig erklärt worden, trat dann die Intestaterbfolge ein.

Betrachten wir das Erbrecht der Römer nach den ihm zu Grunde liegenden Grundsätzen, so zeigt sich der große Unterschied, daß bei den neuern Völkern das Erbrecht auf das Band des Bluts gegründet ist, was bei den Römern nicht der Fall war: wenn dort Jemand ohne Testament starb, so gehörte die gesammte Erbschaft der Familie. Diese war aber bei den Römern weniger ein auf der Gemeinsamkeit des

Bluts beruhender Verband, als vielmehr ein bürgerlicher und politischer Stand, da sie ihre Wurzel in der väterlichen Gewalt und nicht in der Gemeinschaft des Bluts hatte, daher auch das eheliche und das Adoptivkind und die Ehefrau in manu, welche alle drei in derselben Gewalt standen, ein gleiches Recht auf das Erbe des Hausvaters hatten, während der in Adoption gegebene oder emancipirte Sohn und die Tochter, welche durch ihre Verheirathung unter eine fremde manus trat, ihr Erbrecht verloren.

Von dieser Grundlage aus entwickelte sich das römische Erbrecht. Das Gesetz der zwölf Tafeln bestimmte: Wenn der Familienvater ohne Testament stirbt, so theilen sich die sui heredes, d. h. die unter seiner Gewalt stehenden Personen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, gleichviel, ob sie durch Geburt, durch Adoption oder die manus unter seine Gewalt kamen, in dessen Erbe. Waren keine sui heredes da, so fiel die Erbschaft an die Agnaten, da diese die Familie bildeten. Nahm der nächste Agnat die Erbschaft nicht an, so fiel die ganze Erbschaft an den ersten Occupirenden und wurde in einem Jahr verjährt. Nach den Agnaten folgten die gentiles. Durch das prätorische Edict ward dieses unvollständige und harte Erbrecht der zwölf Tafeln geändert. Es gab denjenigen, welche nach den Grundsätzen der Billigkeit einen Anspruch auf die Erbschaft hatten, wenn auch nicht die hereditas, doch eine *honorum possessio*, welche den Staat nicht verletzte, weil er damals sich die *bona vacantia* noch nicht zuschrieb. Diese *honorum possessio* ging neben der *hereditas* einher und zwar für die Testamentserben als *honorum possessio secundum tabulas*, für die gefeglichen Erben als *intestati honorum possessio*. Der *honorum possessor* hatte, da er nicht Erbe war, nicht das *dominium* an der Erbschaft, sondern bloß den Besitz, bis die *usucapio* ihm das Eigenthum an der Erbschaft gegeben.

Was die Erbfolge betrifft, so betraf bei der *honorum*

possessio der Prätor zuerst die *sui heredes* durch die Clausel des *Edicts undi liberi*, hiebei folgend dem Civilrecht; aber zugleich mit den *sui heredes* berief er auch das Kind, welches die Emancipation oder irgend ein anderer Grund hatte aus der Familie treten lassen. Sodann berief der Prätor durch die Clausel *unde legitimi* die Agnaten und mit diesen jene, welche ein Gesetz den legitimi gleichstellte; endlich berief der Prätor mit der Clausel *unde cognati* die Verwandten, welche nicht mehr in der Familie waren, so die Frauen, und ließ die Kinder der Tochter ihrem mütterlichen Großvater in Ermangelung der Agnaten succediren. Nach der Clausel *unde cognati* succedirte gegenseitig die Mutter den Kindern und die Kinder der Mutter, aber nur in Ermangelung von Agnaten, die oft sehr entfernt verwandt waren.

In Ermangelung von erbfähigen Cognaten berief das *Edict* den überlebenden Ehegatten zur Erbschaft des Verstorbenen mit der Clausel *unde vir et uxor*.

Weil das Band des Blutes nicht die Grundlage des römischen Erbrechts war, so bildete die Eigenschaft eines Vaters oder Sohnes Jahrhunderte lang keinen Titel für das Erbschaftsrecht. Hatte der Vater seinen Sohn in der väterlichen Gewalt, so war diese Gewalt sein Titel; allein da der Sohn Nichts besitzen konnte, was nicht dem Vater gehörte, so konnte hier von einem Erbrecht eigentlich nicht die Rede sein; als aber der Sohn an dem *peculium castrense* ein besonderes Eigenthum erhalten hatte, über welches er testamentarisch verfügen konnte, so folgte allerdings der Vater dem Sohn ab intestato, aber nicht in seiner Eigenschaft als Vater, sondern vermöge seiner väterlichen Gewalt. War aber der Sohn emancipirt, so beerbte ihn der Vater nicht als Vater, sondern als Patron und kraft des prätorischen *Edictes*. Der emancipirte Sohn hatte Anfangs zu seinen Erben seine Kinder, späterhin seinen Vater als Patron. Bei seiner Tochter war der Vater der erste Erbe, bis späterhin die Gesetz-

gebung vor dem Vater die Descendenten der Tochter betraf, welche er nicht als Patron, sondern als Vater beerbte und von der Erbschaft sämtliche Agnaten und Cognaten und die Mutter selbst ausschloß.

Erst Justinian hob den Unterschied zwischen der hereditas und der honorum possessio auf und führte eine Successionsordnung ein, welche auf dem Bande des Bluts und der Nähe des Grades beruhte. Darnach ging die Familie in politischem Sinne unter; es bestand kein Unterschied mehr zwischen in potestate befindlichen und emancipirten Kindern, kein Unterschied zwischen Agnaten und Cognaten. Es erbten ohne Unterschied der Linie und des Geschlechts: 1) die Descendenten mit dem Recht der Repräsentation, 2) die Ascendenten mit den Brüdern und Schwestern des Vaters und der Mutter und die Kinder des verstorbenen Bruders oder der verstorbenen Schwester, 3) die Halbgeschwister und die Kinder des vorverstorbenen Halbbruders, und 4) die dem Grad nächsten Seitenverwandten. Diese Successionsordnung ward die Grundlage des neuern europäischen Erbrechts.

Aber nicht bloß in dem Familienrecht und Erbrecht, auf welches das politische Moment des Grundeigenthums am stärksten einwirkte, sondern auch in dem Sachenrecht und selbst auch im Forderungsrecht machte sich die politische Geltung des Grundeigenthums in der römischen Gesetzgebung bemerklich.

Dieses zeigt sich schon in der Lehre von der Uebertragung des Eigenthums. Das römische Recht unterschied bekanntlich nach dem Gang seiner Entwicklung, wo es im Anfang nur ein auf die Stadt Rom beschränktes Recht, ein bloßes Stadtrecht gewesen war, während es im Verlauf des Eroberungsganges der Nation sich zu dem Recht eines ganzen Reichs erweitert hatte, ein bürgerliches Eigenthum (*dominium quiritarium*) und ein durch den Prätor, diese *viva vox juris civilis*, ausgebildetes naturrechtliches Eigenthum. Diese beiden Arten des Eigenthums

fährten ihre Unterschiede durch die ganze Lehre vom Eigenthum durch, so auch in der Lehre von der Uebertragung desselben. Die bloße traditio konnte das dominium quiritarium nicht übertragen, sondern dazu war ein feierliches Verfahren, die sogenannte mancipatio oder die cessio in jure nothwendig, welche beiden Formen jedoch in den letzten Zeiten des Reichs außer Uebung kamen. Neben denselben war als sehr alte Form und ebenfalls nur auf die römischen Bürger beschränkt die usucapio, die Ersitzung, gebräuchlich, welche aber nur römisches Eigenthum übertrug und so auch Grundeigenthum in Italien und in den Provinzen nur bei den mit jus italicum bevorrechteten Städten. Für die Uebertragung des Grundeigenthums bei dem andern Provincialboden bildete sich die praescriptio, Verjährung, als Rechtsmittel gegen die Ansprüche des früheren Eigenthümers; da es aber nur ein Schutzmittel war, so diente es Anfangs nicht als Klage für das Eigenthum. Später aber erlangte die longi temporis possessio alle Merkmale einer Erwerbungsart des Grundeigenthums. Nur war das kein Eigenthum ex jure Quiritium, sondern ein bloßes naturrechtliches Eigenthum.

Zur Zeit Justinians bestanden die usucapio und die longi temporis praescriptio noch einige Zeit neben einander; allein nach den Aenderungen, welche dieser Kaiser in der Gesetzgebung über das Eigenthum vorgenommen, bestand zwischen beiden nur noch der Unterschied, daß die usucapio nur noch ein Vorrecht für die mit dem jus italicum privilegierten Güter war, während die praescriptio für die übrigen Provincialgrundstücke, sonach für den größten Theil des Reichs blieb; allein auch diesen letzten Unterschied hob Justinian im Jahr 531 auf, indem er für das ganze Reich eine gleichförmige usucapio von 10 und 20 Jahren einführte.

Die Hauptänderung in dem Recht des Eigenthums war durch das Edict des Prätors geschehen, welches dahin

strebte, die beiden Arten des Eigenthums, das streng bürgerliche (*ex jure Quiritium*) und das natürliche Eigenthum (*in bonis*) immer mehr auszugleichen. Denn der Prätor schützte das letztere gegen den Eigenthümer durch eine Einrede, die *exceptio rei venditae et traditae* oder durch die allgemeine *exceptio doli* und gegen Dritte durch die *actio Publiciana*, welche, die *usucapio* anticipirend, sie von der Uebergabe der Sache an als vollendet annahm. Das Edict des Prätors führte aber auch mehrere Erwerbungsarten ein, welche das Civilrecht gar nicht kannte, so als die wichtigsten die *honorum possessio* und die *emptio honorum*, welche allerdings kein quiritarisches Eigenthum verliehen, sondern nur eine einfache *possessio*, welche das Edict schützte, eine Art naturrechtlichen Eigenthums.

Die Provincialen hatten kein Eigenthum *ex jure Quiritium*, aber als Inhaber des Provincialbodens besaßen sie Eigenthum und die Edicte der Statthalter gewährten diesem nach dem Vorbilde des Edicts des Praetor urbanus zu dessen Schutz eine Klage; allein dieses Eigenthum der Provincialen war nur ein natürlicher Besitz, für dessen Uebertragung nicht die feierlichen Formen des *jus Quiritium* bestanden, sondern nur die einfache *traditio*. Justinian hob auch diesen Unterschied auf und zu gleicher Zeit verschwand auch der Unterschied zwischen den Grundstücken auf italischem Boden und zwischen den Provincialgütern; damit fiel endlich auch der Unterschied zwischen dem civilrechtlichen und dem prätorischen Eigenthum: die *traditio* trat an die Stelle sämtlicher alten Veräußerungsweisen, und die *actio petitoria* galt für alle Arten des Eigenthums als dingliche Klage.

Was die Wirkungen des römischen Eigenthums betrifft, so gab dieses eine freie und unbeschränkte Verfügung über seinen Gegenstand; nur konnten gewisse Sachen nicht Gegenstand eines Privateigenthums sein, so die Flüsse, die Straßen, die Tempel, die Güter des Staats und der Städte.

Ein fernerer Grundzug des römischen Eigenthumsrechts ist die scharfe Unterscheidung zwischen Eigenthum und Forderung (*obligatio*); denn das Eigenthum ist darnach ein unmittelbares, unbeschränktes Recht gegenüber Allen, während das Forderungsrecht die Sache nur durch die Vermittelung der verpflichteten Person ergreift.

In Bezug auf die Sicherungsmittel des Forderungsrechts findet sich bei den Römern schon frühe die Anwendung des Faustpfands (*pignus*); die Hypothek kam erst später auf. Das Faustpfand ward auf zwei Weisen bestellt, durch *fiducia* und durch *pignoris datio*; die *fiducia* geschah durch *mancipatio* und in *jure cessio*, d. h. der Schuldner übertrug, um den Gläubiger zu sichern, demselben feierlich seine Liegenschaft, wogegen der letztere sich verpflichtete, dieselbe an den Schuldner zurückzugeben, sobald er befriedigt worden. Diese Art erscheint nicht mehr in der Gesetzgebung Justinians, wohl aber die *pignoris datio*, welche ohne feierliche Formen, aber unter Nicht-Bürgern für die Provincialgrundstücke, für den *ager vectigalis*, für die *Emphyteuse* geschah; sie gab kein Eigenthum, sondern nur Besitz unter der Gewähr, daß der Schuldner das Pfand nicht veräußern würde.

Die Hypothek beschlug die Sache selbst, obwohl sie dieselbe in der Hand des Schuldners ließ und sie alle ihre Veräußerungen hindurch begleitete, was den Gläubiger sehr sicherte, dadurch aber fehlerhaft war, daß keine Deffentlichkeit darüber bestand.

In Betreff der Eigenthumsklage zeigt die römische Rechtsgeschichte den Uebergang von den symbolischen Formen zu den freieren. Vor Gericht forderte nämlich der Kläger mit einem Stab (*festuca*), als dem Sinnbild des *quiritischen* Eigenthums, mit einer bestimmten Formel den Gegenstand seines Eigenthums. Der Beklagte ebenso. Darauf folgte ein Scheinkampf (*manuum consortio*). Der Prätor befahl Beiden, von der Sache loszulassen, schied einem der-

selben den Besitz zu und verwies die Sache zur Entscheidung der Frage des Eigenthums an den iudex. Späterhin vertrat ein Rasenbüschel das abwesende Grundstück. Wir brauchen diese Entwicklung des Rechtsgangs in Eigenthumsstreitigkeiten nicht weiter zu verfolgen.

Der Gang der Entwicklung des römischen Rechts in Betreff des Grundeigenthums zeigt, daß es im engsten Verband mit der juristisch scharfen Sonderung der Stände gestanden hatte. Die Frage über die Sammlung oder Theilung des Grundeigenthums hatte im engsten Verband mit dem Standesunterschied zwischen den Patriciern und Plebejern gestanden, da sich dieser Streit um den ager publicus bewegt hatte, dessen Nutzung sich die Patricier ausschließlich angeeignet hatten. Wir haben gesehen, wie die Plebejer in ihren Jahrhunderte langen Kämpfen unter der Republik sich nur einzelne unvollständige Zugeständnisse erringen konnten; aber gleichwohl zeigten diese unvollkommenen Erfolge den Sieg der Reaction gegen das übermäßig angesammelte Grundeigenthum.

Neben der ursprünglichen politischen Begünstigung des großen Grundeigenthums durch die vorerwähnte standesrechtliche Begünstigung lief eine gewissermaßen geographische Unterscheidung einher; denn, wie wir gesehen, war, weil das römische Recht ursprünglich ein Stadtrecht war, welches sich von der Stadt Rom aus in Folge der Eroberungen des römischen Volks über Italien und späterhin über die Provinzen verbreitete, das vollkommene Eigenthum, d. h. das quiritarische auf die Stadt Rom beschränkt; dem quiritarischen Eigenthum bildete sich dann durch das Edict des Prätors, welches die Aufgabe hatte, die Schroffheit und Enge des alten römischen Rechts nach den Bedürfnissen der Gesellschaft zu brechen und zu ermäßigen, das Eigenthum an den Grundstücken des italischen Bodens nach, welche Gleichstellung späterhin auch für das Eigenthum an den Provincialgrundstücken erfolgte. Das

Edict des Prätors hatte dem bevorrechteten dominium den Besitz (usus, possessio) an die Seite gesetzt und diesem nach und nach die wirklichen Rechte des Eigenthums verliehen und durch Klagen geschützt, bis endlich die Justinianische Gesetzgebung alle diese Unterschiede aufhob und die verschiedenen Arten des Eigenthums einander gleichstellte.

Unter dem Kaiserreich hatte sich der große Grundbesitz durch die Unermesslichkeit der Fiscalgüter wieder erhoben, neben welchem der Grundbesitz der Municipien bestand; da aber die Obrigkeit der Municipien zur Eintreibung der unerträglich gewordenen Grundsteuern verwendet wurde, so war die Folge, daß eine Menge Grundstücke der kaiserlichen Domäne und des Municipalgrundbesitzes gar nicht mehr angebaut wurde und der Landbau den Sklaven überlassen werden mußte; die kleinen Grundbesitzer aber flüchteten sich, um Schutz vor dem Steuerdrucke zu erlangen, in den Colonat und die Emphyteusis. Je mehr aber das Reich verfiel, desto mehr sahen sich die Kaiser genöthigt, die Barbaren über die Grenzen zu deren Schutz gegen auswärtigen Angriff zu berufen und sie mit Grundbesitz zu besolden.

So zeigen alle diese Entwicklungen einen stetigen Fortgang zur Auflösung des großen Grundbesitzes und zu dessen Vertheilung.

Diese Entwicklung im Großen wurde durch den ganzen Gang der Ausbildung des römischen Rechts um so mehr begünstigt, als bei den Römern die Staatsverfassung selbst durch das Recht weit mehr, als durch politische Grundsätze gegliedert war. Wie die Staatsverfassung in den ersten Zeiten der Republik auf starren Standesunterschieden beruht hatte, so hatte auch das Privatrecht gleich starre Unterschiede in seinen Institutionen. So war, wie wir gesehen, die Uebertragung des Eigenthums bei dem quiritarischen Eigenthum eine ganz andere als bei dem naturrechtlichen. Die Ersitzung (usucapio) war bei dem quiritarischen Eigenthum etwas Anderes als die praescriptio bei dem naturrechtlichen Eigen-

thum, und nachdem der Prätor auch hierin die schroffsten Unterschiede ausgeglichen hatte, hob endlich Justinian den Unterschied zwischen der *usucapio* und der *longi temporis praescriptio* völlig auf. Eine solche Ausglei chung hatte das prätorische Edict auch in den Klagen zum Schutz des beiderseitigen Eigenthums bewirkt. Auch in dem Pfandrecht zeigte sich die gleiche Erscheinung. Ganz entschieden trat aber die gleiche Entwicklung in dem Familienrecht hervor. Da nämlich die Familie nach den Begriffen des älteren römischen Rechts mehr ein politischer als auf der Einheit des Bluts beruhender Verband war, so machte sich dieser politische Charakter auch in den Institutionen des Familienrechts geltend: der Familienvater war der politische Herr der Familie und hatte nicht bloß die dazu gehörigen Personen, Kinder und Frau, sondern auch deren Vermögen in seiner Gewalt; aber im Laufe der Zeit wurde der politische Charakter der Familie verdrängt und Kinder und Frau traten nicht nur rücksichtlich ihrer Personenrechte, sondern auch rücksichtlich ihrer Vermögensrechte in jene rechtliche Stellung ein, welche die Ansprüche des Bluts forderten.

Diese Entwicklung zeigte sich auch in dem Erbrecht, in welchem die Familie immer mehr von der Herrschaft des Familienoberhauptes emancipirt und durch die zur Herrschaft gelangte Billigkeit auch rücksichtlich des Vermögensrechts in die rechtliche Stellung eingesetzt wurde, welche das Recht des Bluts und die Nähe der Verwandtschaft forderten.

So hat sich im römischen Reich und im gesammten Gang der weltgeschichtlichen, politischen und privatrechtlichen Entwicklung in stetigem Verlauf eine unverkennbare Reaction gegen die Ansammlung des großen Grundeigenthums und ein Streben zur Vertheilung desselben bethätigt.

Hauptstück II.

Die Rechtsgeschichte des Grundeigenthums bei den germanischen Völkern.

Die Germania des Tacitus zeigt uns die germanischen Stämme in einem Zustand, wo sie noch kein Privateigenthum kannten: die germanische Familie ließ sich nur auf einige Zeit auf einem Grunde nieder, der ihr von der Gesamtheit durch das Loos zugetheilt wurde. Später wurde dieser Theil wieder neu verloost ¹⁾. Diese Unstetigkeit des Grundeigenthums ward durch die sogenannte Gefolgschaft (comitatus) noch gesteigert; das war die Einrichtung, nach welcher die junge weaffenfähige Mannschaft sich an einen Kriegshäuptling angeschlossen, um ihm auf seinen Eroberungszügen zu folgen. Die Völkerwanderung war nur eine solche gesammelte Kriegsgesolgschaft mehrerer germanischen Stämme.

Wir haben oben gesehen, wie die Landschaften des römischen Reichs durch den ungeheuer angesammelten Grundbesitz verödet wurden. Die meisten Fruchtlände hatten sich dadurch in Weidfelder verwandelt. Die freie Bevölkerung lebte in den Städten; die Mittelstände erlagen unter den Municipallasten; die Handwerker, in Innungen getheilt, schmachteten in der Knechtschaft; auf dem Lande erlagen die sparsam

¹⁾ Tacit. Germ. XVI. „Nullas Germanorum populis urbès habitari, notum est; ne pati quidem inter se junctas sedes. Collant discreti ac diversi ut fons, ut campus, ut nemus placuit.“ Ibid. XXVI. „Agri pro numero cultorum, ab universis per vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur: facilitatem partiendi camporum spatia praestant. Arva per annos mutant et superest ager, nec enim cum ubertate et amplitudine soli labore contendunt, ut pomaria conserant, et prata separent et hortos rigent, sola terrae seges imperatur.“

zerstreuten Colonen dem Druck des Fiscus und der Räuberei der barbarischen Legionen, welche hier lagerten.

Die germanischen Stämme, welche in das römische Reich eingefallen, zerstörten es und theilten unter sich dessen Boden. Die Kaiser nahmen die Barbaren in Gold, und dieser letztere bestand in Ländereien.

Das übereinstimmende Streben dieser germanischen Eroberer war aber die Zerstörung des Reichs. Dabei wurde die Lage der Einwohner nicht wesentlich geändert. Allerdings verloren die großen Grundbesitzer einen Theil ihrer unermesslichen Besitzungen; die übrigen Stände aber blieben dabei gleichgültig; sie bezahlten sogar weniger Steuern an die barbarischen Herrscher. Ohne Anstrengung konnte sich Chlodwig zum Herrscher in Gallien aufwerfen, und die Bischöfe, deren Gewalt in der allgemeinen Verwirrung sich ungemein gesteigert hatte, nahmen ihn willig als König an. Nachdem die Barbaren sich des Reichs bemächtigt hatten, begnügten sie sich mit einem Theil des Bodens und ließen das Uebrige den alten Besitzern.

Uebrigens war die Lage der alten Bewohner nicht überall dieselbe. In Italien, in Spanien und Gallien scheint sich die Lage der Provincialen nicht geändert zu haben; denn man findet dort auch nach der Eroberung noch überall freie Grundbesitzende Römer: ja, die Städte gewannen noch eine höhere Bedeutung, und die Bischöfe, welche darin ihren Sitz hatten und daher an deren Spitze standen, bewahrten dort die Hinterlage römischer Einrichtungen; das war namentlich bei den Ost- und Westgothen der Fall. In Gallien erklärt dies die kleine Zahl der Eroberer und das Uebergewicht des Kerns. Dagegen in Oberitalien war unter der longobardischen Herrschaft die Lage der Provincialen schlimmer: da sie an ihre Herren den dritten Theil des Rohertrags der Ländereien entrichten mußten, welche sie ihnen gelassen hatten, so geriethen sie in die Stellung von Colonen, aus welcher sie sich nur

dadurch befreien, daß sie ihnen einen Theil ihres Bodens abtraten.

Der Stand der Personen prägte sich auch ihrem Grundbesitz auf. Der Grundbesitz des Adelligen war adelig; der des freien Germanen war frei, der des Römers steuerpflichtig; aber überall war die öffentlich-rechtliche Geltung durch den Grundbesitz bedingt. So mußte es kommen, daß der Grundbesitz selbst das Personenrecht beherrschte: diese Revolution führte zum Feudalsystem, und dieses letztere verlor in dem Maß an Kraft, als die personenrechtliche Stellung die Vorherrschaft über das Grundeigenthum wieder gewann.

Die Herrschaft des Grundeigenthums über das Personenrecht ist ein Grundzug der socialen Stellung des Mittelalters: der Grundbesitz beherrschte alle gesellschaftlichen Stellungen. Das Land wurde in Gaue, die Gaue in Hundreden, die Hundreden in Zehnten, die Zehnten in Höfe (villae) eingetheilt. Was von dieser Theilung noch erübrigte, hieß die Mark, welche aus Weide und Wald bestand. Jeder Gau hatte an seiner Spitze einen Gaugrafen als Führer im Krieg, als Richter im Frieden; die Hundrede hatte an ihrer Spitze den Centenar, und die Zehnte den Decan mit einer ähnlichen Gewalt wie der Gaugraf. Diese Organisation tritt am klarsten im angelsächsischen Reich und Recht hervor und war dort die Gewähr der öffentlichen Sicherheit, für welche als Gesamtverbürgung die aus den Grundbesitzenden Familienhäuptern bestehende Friborg bestand. Alle Freien mußten sich jede Woche oder wenigstens alle zwei Wochen bei der Gauversammlung (placitum) einfinden, bei welcher der Gaugraf oder sein Bevollmächtigter (missus, vicarius) oder der Centenar den Vorsitz führte, welcher aber nur die Leitung der Verhandlung enthielt, während die iudices, rachimburgi, sagibarones entschieden. Karl der Große ersetzte die letzteren durch die Schöffen (scabini), welche der Gaugraf mit Zustimmung der Freien ernannte, und ge-

stattete von den Urtheilen des Grafen und des Centenars die Appellation an die *missi dominici*.

Die Gliederung nach Gauen und Hundreden lag auch der Kriegsverfassung zu Grund; alle Freien waren kriegsdienstpflichtig und standen unter dem Befehl ihrer Decane, Centenare und des Gaugrafen. Daneben bildeten das Heer die Großen mit ihren Vassallen. Es versammelte sich alljährlich im Monat März und später unter den Karolingern im Mai auf den Aufruf (*heribannum*). Unter Karl dem Großen galt der Kriegsdienst, welcher früher als der Stolz und die Lust der Freien bestanden hatte, bereits als drückende Last und ward im Verhältniß zum Grundeigenthum umgelegt.

Außer den drei großen Verpflichtungen für das Gemeinwesen, nämlich dem Erscheinen in der Gauversammlung, dem Richteramt über seine Standesgenossen und dem Kriegsdienst war der germanische Große auf seinem Hof unbedingter Herr, Haupt und Richter seiner Vassallen und Herr seiner Hörigen. Daraus erklärt es sich, wie die großen Allodien sich bald zu förmlichen Landesherrschaften ausdehnten, unter welchen die kleinen Allodien bald verschwinden mußten. Namentlich drei Ursachen wirkten zusammen, um den kleinen Allodialgrundbesitz zu zerstören und in den Lehen aufgehen zu lassen. Diese drei Ursachen waren: die Usurpation der Großen, die Sitte der kleinen Grundeigenthümer, durch die *recommendatio* in den Schutz der Großen zu treten, und die Schenkungen an die Kirche. Von dem sechsten bis zum zehnten Jahrhundert dauerte diese Herabdrückung der kleinen Allodialeigenthümer durch die Anmaßungen der großen Grundeigenthümer und Grafen entweder in den Stand der Vassallen oder der Zinspflichtigen fort. Alles Entgegenwirken der Capitularien konnte diese wachsende Concentration unermesslicher Grundbesitzungen nicht verhindern.

Wir haben aber schon gesehen, wie das unermesslich an-

gewachsene römische große Grundeigenthum das römische Reich und Italien zerrüttet hatte; jetzt zeigt sich dasselbe große Grundeigenthum auch bei den Germanen, aber mit einem ganz verschiedenen Charakter und Erfolg. Der große Grundeigenthümer des römischen Reichs suchte diesen Besitz lediglich als Mittel seines Genusses und vernichtete so den Stand der freien Grundeigenthümer; der germanische große Grundbesitzer dagegen suchte Waffengenossen; er beließ daher die kleinen Grundeigenthümer und begnügte sich mit der Obergewalt über sie. Er wollte sie immer fester an sich binden, was durch die Verwandlung der Allodien in Beneficien geschah. Dazu diente die *recommendatio*, durch welche sich in freier Wahl jeder Krieger an einen Kriegsherrn anschloß, welchem er Leib und Leben gegen Gewährung des Schutzes widmete. Die Beständigkeit dieses Bandes lag in der Absicht des fränkischen Rechts, daher auch das fränkische Reich die eigentliche Heimath des Lehnwesens wurde.

Anfänglich gaben die Großen den *Recommendierten*, so den *vassi dominici*, noch keine Ländereien, was aber späterhin geschah, da Ländereien der einzige Reichtum jener Zeit waren, um Dienste zu belohnen. Um Schutz zu gewinnen, wurde diese *Recommendation* von den Freien eifrig gesucht; denn im Sturme der Zeit war die von Karl dem Großen gegründete Staatsordnung mit ihren Gewähren für die Freiheit untergegangen und vor der wachsenden Macht des Feudalwesens konnten sich die schwachen kleinen Grundeigenthümer nicht mehr halten; sie traten daher in die *Recommendation*, bloß um ihr Eigenthum zu retten. Auch ganze Gemeinden schlossen sich so an die Grundherren an, welche aber nur gar zu oft diese Schutzwalt mißbrauchten, um ihre Schützlinge in die Knechtschaft zu beugen.

Die Form einer solchen *Recommendation* war die der feierlichen Veräußerung; der kleine Grundeigenthümer übergab seinen Grundbesitz an den Grundherrn, um ihn als

Beneficium wieder zurückzunehmen, denselben absque aliqua diminutione, usufructuario ordine zu genießen und auf seine Abkömmlinge zu vererben.

Am häufigsten waren diese Recommendationen an die Kirche, weil diese den sichersten Schutz gewährte; daher recommendirte man oft der Kirche seine Person und seine Güter, weil man dadurch an den Immunitäten der Kirche Theil nahm, namentlich auch an der von dem Kriegsdienst.

Viele Allodien kamen aber auch durch die precaria an die Kirche, durch welche die letztere dem Schenker das geschenkte Gut zurückgab unter der Verpflichtung zu einem jährlichen Censur und zu gewissen andern Diensten. Der Vertrag geschah durch eine doppelte Urkunde.

In gewissen Ländern erhielten sich jedoch die kleinen Allodien, so z. B. im südlichen Frankreich, weil sich dort das römische Recht erhalten hatte, das die Allodien gegen das Lehenrecht schützte, eben so in Spanien und Italien.

Die großen Allodien waren ein Eigenthum, das vollständig, bleibend, unabhängig und gewissermaßen souverän war, während das Leheneigenthum unvollständig, bloß lebenslänglich und abhängig war; daher strebten auch die Inhaber der großen Lehen beständig, dieselben in Allodien zu verwandeln. Schon Karl der Große wirkte mächtig diesem Streben entgegen, aber ohne Erfolg, und daher erklärte es sich, daß unter Karl dem Kahlen, d. h. in der Zeit der Herrschaft des Lehensystems, die Allodien wieder häufiger in den Gesetzen erscheinen, wo es aber offenbar nur in Allodien verwandelte Beneficien waren. Die großen Beneficien hatten nämlich als Frucht eines langen Strebens die Privilegien und die Unabhängigkeit der Allodien errungen. Die kleinen Allodien dagegen waren verschwunden und hatten sich in Precarien und Beneficien verwandelt.

Das Königthum war nur eine Gewalt über eine Conföderation von germanischen Großen. Neben letzteren be-

standen die Provincialen der Städte und neben beiden auf den königlichen Domänen die Vassallen des Königs, und da alle öffentliche Gewalt mit dem Grundbesitz zusammenhing, so galt der Staat gleichsam als ein Eigenthum des Königs, den er durch seine Vassallen und Getreuen verwalten ließ. Die fränkischen Könige besaßen unermessliche Domänen. Um Lehen davon zu erhalten, drängte sich Jeder unter deren Vassallen. Die Treue, welche man dem König gelobte, war keine Knechtschaft, weil der Vassall sich aus diesem Verband durch Aufgebung seiner Domäne zurückziehen konnte. Diese Stellung, welche den Vassallen über den freien Menschen hinaus hob, war sehr gesucht, weil sie den Vassallen von der Jurisdiction des Grafen entband und diese Immunität die Domäne des Vassallen gleichsam zu einem kleinen Staat machte, in welchem sie dem Grundherrn die Gerichtsbarkeit über die auf dem Gute siedelnden Freien gewährte.

Diese Immunitäten genossen am reichlichsten die Bischöfe und Aebte, daher sich viele Freie zu ihrem Schutz an die Kirche ergaben.

Diese Immunität war aber nicht bloß eine Entbindung von der Gerichtsbarkeit, sondern selbst die Gewährung vieler landesherrlichen Rechte, z. B. des Münz-Marktrechts u. s. w. Auf diesen Grundlagen entwickelte sich die starke Gewalt der Bischöfe und Aebte.

Eine bedeutende Entwicklung in dem Grundbesitz der germanischen Völker bildete das Beneficienwesen. Die Beneficien waren Anfangs nur lebenslänglich verliehen; aber bald hatte sich die Erbllichkeit derselben gebildet. An dem Beneficium haften gewisse Verpflichtungen und zwar hauptsächlich die zum Kriegsdienst auf die Aufforderung des Lehenherrn, und die zum Hofdienst, worunter namentlich die Theilnahme an dem Rath und an dem Gericht gehörte.

Schon die Natur des Lehen brachte einen stetigen Kampf zwischen dem Lehenherrn und zwischen dem Vassallen mit

sich. Der letztere wollte den Nießbrauch in Eigenthum verwandeln, der erstere aber nach dem Tode des Vassallen seine Ländereien zurücknehmen. Zuletzt siegte die Erbllichkeit. Schon von Karl dem Großen an ward sie immer mehr gemeines Recht, und unter den Bürgerkriegen zwischen den Nachfolgern Karls des Großen befestigte sie sich immer mehr: Karl der Kahle verwandelte eine Menge Beneficien in Eigenthum und im Jahr 877 anerkannte er die Erbllichkeit des Beneficiums, so oft sich ein kriegsfähiger Nachfolger zeigte. Damit war das beneficium jetzt feudum geworden; allein in ganz Europa hatte das Gewohnheitsrecht erst nach und nach die Erbllichkeit der Beneficien eingeführt, was die Frucht einer zweihundertjährigen Entwicklung war.

Weil dieselben Rechtsverhältnisse, welche in Betreff der Beneficien zwischen dem König und seinen Vassallen bestanden, sich auch zwischen den Grundherren und ihren Vassallen fanden, so bildete sich nach und nach jene Hierarchie des Grundeigenthums und der Personen, welche das eigentliche Feudalwesen ausmachten, und unter dieser Kette von Verbindungen zwischen Vassallen und Astervassallen schwächte sich der Verband zwischen dem Astervassallen und dem König. Um dies zu verhindern, ließ sich Karl der Große von allen Unterthanen huldigen, was sie alle gleichsam zu seinen Vassallen machte oder das Verhältniß zwischen König und Bürger über das des Lehensherrn zum Vassallen hervorhob. Allein diese Maßregel erreichte ihren Zweck nicht; die Vassallen machten sich immer unabhängiger vom Reich und die Beneficien nahmen täglich an Zahl und Festigkeit zu. Jeder Lehensherr war auf seinen Gütern gewissermaßen König: die Landesherrschaft zersplitterte sich ins Unendliche und haftete lebiglich an dem Grundbesitz, und nur auf den Trümmern dieser Lehensherrschaft konnte sich nach Jahrhunderten eines schweren Kampfes eine eigentliche Staatsgewalt gründen.

Diese Entwicklungen des germanischen Eigenthums präg-

ten sich auch in seinen Verhältnissen zum Privatrecht und namentlich zum Familienrecht ab, das mit dem öffentlichen Recht in engen Beziehungen steht. Das germanische Recht unterschied die Erbgüter (allodia) von den erworbenen (conquesta), über welche letztere man frei verfügen konnte, während bei den ersteren das nur mit Zustimmung und in Gegenwart der Erben geschehen konnte. Dieses Recht der Familie finden wir unter dem Namen eines Stammretracts.

So hoch die Römer das dominium quiritarium gestellt hatten, so hoch stellten die Germanen das Allodium, neben welchem im Gegensatz zu einem Obereigenthum (dominium directum) mehrere Arten eines vielfach mit Zinsen und Diensten belasteten Nuzzeigenthums bestanden.

Das bevorzugteste Allodialeigenthum war das Obereigenthum am Lehen. Dieses Feudaleigenthum enthielt außer den Vorrechten des Allodiums noch die später sogenannten Regalien. Das feudum folgte bis auf das Erbrecht in seinen Rechtsbestimmungen dem Allodium.

Betrachten wir den Einfluß des Grundeigenthums auf das germanische Familienrecht!

Die germanische Familie befand sich in der Schutzgewalt (mundium) des Familienoberhaupts, welches mundium von der patria potestas wesentlich verschieden war. So hatte z. B. der Familienvater bei den Germanen die Verwaltung der Güter seiner Frau, den Nießbrauch an dem Vermögen seiner Kinder bis zur Gründung ihres eigenen Hauswesens, aber nicht das Eigenthum. Der Vater hatte in seinem mundium alle seine ehelichen Kinder bis zu ihrer Verheirathung oder selbständigen Niederlassung.

Nach dem ehelichen Güterrecht der Germanen blieben die beiden Ehegatten Eigenthümer des Vermögens, welches sie einbrachten, bloß die Verwaltung und Nuznießung an dem Vermögen standen im Interesse des Haushalts ausschließlich dem Manne zu. Die eheliche Gütergemeinschaft lag hier zu

Grund. Die Frau bekam aus dem Vermögen des Mannes ein Wittthum, welches vor der Verheirathung in Grundeigenthum bestellt ward. Neben dem Wittthum kam noch eine Morgengabe vor.

Auch das Erbrecht der Germanen hatte einen ganz andern Charakter als das römische. Während nach dem letzteren die Erbschaft den Inbegriff der Güter und Rechte des Erblassers darstellte und der Erbe dessen Person völlig repräsentierte, kannte das germanische Erbrecht nicht jene Einheit des Vermögens und jene Fortsetzung der Person, welche der römischen hereditas das Merkmal der Universalität gaben. Die deutsche Erbschaft bildete vielmehr verschiedene Vermögensmassen, was dann auch verschiedene Erbfolgeordnungen zur Folge hatte.

Die Erbfolgeordnung fand gemäß der Sipperschaft (parentela) statt: diese bildete gewissermaßen eine Schutzgemeinschaft und das Erbrecht war das Vorrecht der activen Mitglieder der Familie. Aus dem Grundsatz, daß nur erben kann, wer zu schätzen vermag, erklärt sich der Vorzug der Männer nach germanischem Erbrecht; jedoch bestand dort im Anfang kein Erstgeburtsrecht. Dieses entstand erst dadurch, daß der Kriegsdienst als Verpflichtung des Lebens die Untheilbarkeit der Succession nothwendig machte. Das germanische Recht kannte auch das Recht der Repräsentation nicht, vermöge dessen die Enkel das großväterliche Vermögen erben sollten. Diese traf erst nach Jahrhunderten, aus dem römischen Recht entlehnt, ein. In Ermangelung von Descendenten in gerader Linie fiel die Erbschaft an den Vater und in dessen Ermangelung an die nächsten Seitenverwandten.

Die testamentarische Erbfolge kannten die Germanen im Anfange nicht, und es entlehnten sie einzelne Stämme erst dem römischen Recht, was eine unermessliche Bereicherung der Kirche und eine auffallende Milderung der Strenge des Erbrechts zur Folge hatte.

Von größtem Einfluß auf den Grundbesitz war bei den Germanen die Unfreiheit. Nach römischem Recht war der Slave nur eine Sache gewesen. Das Christenthum hatte die Slaverei besiegt. Bei den Germanen trat an die Stelle der Slaverei als Uebergang zur Freiheit die Hörigkeit. Der Besitz des Hörigen war mit Zinsen und Frohnden belastet, und diese Eigenschaft seines Grundbesitzes wirkte selbst auf seine personenrechtliche Stellung zurück; denn es gab eben so viele Arten von Hörigen, als es Arten ihres Grundbesitzes gab. Unter den Unfreien traten so drei Arten geschiedener hervor: 1) die Slaven, welche nicht am Boden hafteten, 2) die Leibeignen (liti), welche an die Scholle gefesselt waren, 3) die Colonen, welche auch an der Scholle hafteten, aber nicht mit derselben Strenge. Für die Lehre vom Grundbesitz sind die letzten die wichtigsten. Ihre Stellung war höchst verschieden, so daß es eine Menge Arten derselben gab. Diese Colonen waren meistens Freie gewesen, welche in die Hörigkeit eingetreten waren, entweder um dem Kriegsdienste oder dem Druck der Großen zu entgehen, oder um irgend einen Grundbesitz zu erlangen, oder um in das väterliche precarium zu folgen, dessen Verleihung von einem Herrn abhing. Der gemeinsame Charakter aller dieser Leihen war ihre Belastung mit Zinsen und Frohnden. Die Entwicklung führte auch hier zu einer Erniedrigung der kleinen Allodialbesitzer und zu einer stetigen Verbesserung der Lage der Leibeigenen, bis endlich beide Stände sich verschmolzen. Auch die kleinen Lehenbesitzer geriethen im Laufe der Zeit immer mehr in eine Lage, welche der der Colonen ähnlich war. Beide hatten kein volles Eigenthum an ihrem Gut. Sie zahlten einen Zins als Bekemngeld zum Zeichen der Abhängigkeit ihres Besitzers; sie entbehrten beide der politischen Freiheit der Allodialeigenthümer: die Dienste verwandelten sich in Frohnden, der Censur in schwerere Abgaben, und unter der Gewaltthätigkeit der Zeit wuchs die Zahl der Colonen. Gerade dieser Gang führte

aber zu einer Revolution, welche endlich das Lehenwesen umstürzte. Unter dem Schutz der Klöster und der Grundherren befestigte sich von Geschlecht zu Geschlecht das Recht der Colonen an ihrem Grundbesitz. Die Kirche anerkannte dieses Recht und versah es mit stärkenden Garantien; so wurden die Colonen besonders in Folge der vom elften Jahrhundert an sich zeigenden Bildung der freien Gemeinden förmliche Grundeigenthümer. Die Folgezeit fügte diesem befestigten Grundbesitz noch politische Rechte bei, und der Schluß der Entwicklung war die Schöpfung eines freien Bauernstandes.

Vergleichen wir die verschiedenen auf einander folgenden Entwicklungen des germanischen Rechts in Beziehung auf das Grundeigenthum mit einander, so finden wir in allen Stadien desselben einen Kampf zwischen dem großen und dem kleinen Eigenthum. In der ersten Zeit kannten die germanischen Stämme kein festes Privateigenthum an dem Boden, da derselbe periodisch verloost wurde. Durch das Institut der sogenannten Gefolgschaft, kraft dessen die Gefolgsherren ihre Gefolgs-genossen lebenslänglich mit Loosen des Grundeigenthums besoldeten, hatte sich der Großbesitz zu bilden angefangen, da alle diese Loose dem Gefolgsherrn gehörten. Allein neben diesem großen Grundbesitz hatten die Provincialen ihr kleines Eigenthum behauptet, so daß also hier schon ein durchgehender Gegensatz zwischen dem großen und dem kleinen Grundbesitz bestand. Dadurch aber, daß die im Anfang bloß lebenslänglichen Beneficien erblich wurden, ging auch der große Grundbesitz der Lehenherren in die Vertheilung ein. Die Usurpation dieser hatte aber diese Theilung in gewissen Schranken gehalten. Daneben brachte die Rechtsunsicherheit der Zeit sehr viele Grundeigenthümer in die Nothwendigkeit, durch die sogenannte *recommendatio* in den Schutz der Großen ihren

kleinen Grundbesitz an letztere zu vergeben. Diese recommendation geschah auch in reichlichem Maß an die Kirche, an welche zufolge der frommen Stimmung der Zeit auch eine Menge Güter durch Schenkung gelangten. Dadurch wuchs der große Grundbesitz wieder ins Unermeßliche, und derselbe erhielt dadurch eine ansehnliche Zunahme, daß die vom elften Jahrhundert an entstehenden freien Gemeinden, ähnlich wie in der germanischen Urzeit die Mark bestanden hatte, jetzt sich ein großes Gemeindeeigenthum in liegenden Gründen erwarben.

Allein unter der milden Herrschaft der Klöster hatte sich der unvollkommene Grundbesitz bald im Wesentlichen die Rechte erworben, welche dem Allod zustanden, von welchem ihn nur einige geringe Abgaben trennten. Damit war also wieder ein Gegengewicht des kleinen Grundbesitzes gegen das große Grundeigenthum eingetreten.

Eben so hatten viele kleine Lehensbesitzer ihre Lehengüter in Allodien zu verwandeln vermocht.

Derselbe Kampf zwischen dem großen und dem kleinen Grundeigenthum zog sich auch durch das germanische Privatrecht und namentlich durch das Familienrecht hindurch. Die freie Verfügung über erworbene Güter förderte die Theilung des Eigenthums, während die Gebundenheit des Allodialbesitzes die Ansammlung des Eigenthums begünstigte, zumal das Zugrecht des Stammes bestand. Ebenso, wie für das quiritarische Eigenthum in Rom, bestand für das germanische Allodialeigenthum eine feierliche Uebergabe, ähnlich der römischen Mancipation, welcher sich aber die dem römischen Recht entlehnten freieren Uebertragungsarten des Verkaufs und der Schenkung entgegenstellten. Dagegen begünstigte der Bestand des Ohereigenthums und des Nuzeeigenthums am Lehen die Untheilbarkeit des Eigenthums.

Das Familienrecht und auch das eheliche Güterrecht begünstigte bei den Germanen die Theilbarkeit des Eigenthums, weil bei ihnen die Familie keine so streng poli-

ische Einheit bildete, wie bei den Römern, da die Kinder und die Frau hier gegenüber dem Vater und dem Ehemann eine größere Selbstständigkeit ihrer Rechte genossen.

Auch das germanische Erbrecht begünstigte die Theilbarkeit des Grundbesizes, da die Erbschaft bei den Germanen keine so geschlossene Einheit des Vermögens bildete, wie die römische hereditas, sondern umgekehrt verschiedene Vermögensmassen darstellte, die auch verschiedene Erbfolgeordnungen bedingten.

Nur der Umstand, daß die Sippschaft (parentela) gewissermaßen eine Schutzgemeinschaft darstellte, in welcher nur der zum Schutz Befähigte erben konnte, was den Vorzug der Männer bewirkte, und das Erstgeburtsrecht gründete, begünstigte die Untheilbarkeit des Grundbesizes, und dasselbe that die Verpflichtung des Vassallen zum Kriegsdienst, weil damit die Untheilbarkeit am Lehen verbunden war.

Die erst späterhin aus dem römischen Recht in das germanische aufgenommene testamentarische Erbfolge beförderte einerseits die Theilbarkeit des Grundbesizes, während sie andererseits dadurch, daß durch testamentarische Verfügungen eine Masse von Gütern in den Besitz der Kirche gelangten, deren großer Grundbesitz mächtig vermehrt wurde.

Selbst die Hörigkeit, in welche eine Menge kleiner Allodial- und Lebensbesitzer durch die Gewaltthätigkeit der mächtig begüterten Grundherrschaften gebragt worden war, führte folgerweise zur Theilung des Grundbesizes, da die allerdings rechtlich nur precären Besitzrechte der Hörigen sich unter dem Schutze der Klöster und der Grundherren im Laufe der Zeit so befestigten, daß sie förmliche Grundeigentümer wurden, die nach dem Bildungsgang der freien Gemeinden nach und nach in manchen Gegenden selbst politische Rechte errangen.

Das Ergebniß unserer rechtsgeschichtlichen Untersuchung zeigt bei den Römern als vorherrschende Tendenz die Theil-

tung des Grundeigenthums, während im germanischen Recht das Uebergewicht für die Untheilbarkeit bestand. Auf der Grundlage des römischen und des germanischen Rechts beruht aber die ganze neuere europäische Gesetzgebung, und die Strebungen, welche diesen beiden großen Rechtsquellen inwohnen, haben daher auch nicht gesäumt, durch die späteren Jahrhunderte hin ihre umbildenden Kräfte durchzuführen. Diese Wirkung zeigte sich namentlich auch in Bezug auf das Grundeigenthum.

Das germanische Recht hatte als große Massen des Grundeigenthums folgende überliefert:

1. die Domänen der Landesherren,
2. die Stammgüter des Adels,
3. die Lehen,
4. die Dotationen der Kirche und die Güter der Stiftungen,
5. die Güter der Gemeinden,
6. die ungetheilten Bauerngüter.

Die politische, polizeiliche und privatrechtliche Gesetzgebung hatte die Erhaltung dieser Gütercomplexe gesichert. Gleichwohl aber hatten die Ereignisse der Zeit und selbst wissenschaftliche Doctrinen zum Angriff auf den Bestand dieser Gütermassen geführt.

So wurden in neuerer Zeit viele Domänen veräußert, weil der wirtschaftliche Grundsatz sich geltend machte, daß diese Grundstücke im Zustande der Vertheilung einen größern Ertrag abwerfen würden, und die Regenten wurden auf eine Civilliste angewiesen.

Die Stammgüter des Adels wurden vielfach veräußert, weil die Vermögenszerrüttung mancher Adelsgeschlechter die Veräußerung nothwendig machte, die insofern zulässig war, als die Güter nicht durch fideicommissarische Bestimmungen gebunden waren.

Die Lehengüter hatten, weil das Lehenwesen durch die

Errichtung stehender Heere seine politische Bedeutung verloren hatte und in ein privatrechtliches Institut dadurch verwandelt worden war, die Grundlage ihrer Untheilbarkeit verloren und waren daher in vielen Staaten allodificirt worden.

Die geistlichen Güter und namentlich die der Klöster waren durch die Aufhebung derselben und durch die großen Säkularisationen in den freien Verkehr gekommen und dadurch getheilt worden.

Die Güter der Stiftungen aber hatten durch den Grundsatz, daß sie einer kostspieligen Verwaltung unterliegen, ebenfalls die Veräußerung erfahren.

Die Gemeindegüter endlich mußten unter dem gleichen Vorwand ihrer theueren Verwaltung und unter der Herrschaft des Grundsatzes, daß sie nach der Vertheilung einen größeren Ertrag abwerfen würden, dem System der Vertheilung unter die Gemeindeglieder unterliegen.

Die ungetheilten Bauerngüter kamen an manchen Orten durch die Gesetzgebung ebenfalls in die Vertheilung, und sie blieben nur in jenen Gegenden ungetheilt, wo die Artung des Bodens aus nationalökonomischen Gründen eine Zersplitterung derselben unräthlich machte.

Diese Richtung der Vertheilung des großen Grundbesitzes hatte eine mächtige Stütze an dem von dieser Tendenz beherrschten römischen Recht gefunden, welches nach und nach, wenn auch erst nach langem Kampf, in den germanischen Staaten recipirt worden war und mit seinen Grundsätzen des freien Verkehrs die Gesetzgebungen immer mehr beherrschte. Gleichzeitig hatte sich auch die Macht des Geldes und des dasselbe erzeugenden Credits in dem wirthschaftlichen Leben der neueren Völker aufgethan und mit der die Gesamtheit der europäischen Staaten erschütternden französischen Revolution hatte sich eine Abneigung der öffentlichen Meinung gegen die aristokratischen Einrichtungen und so auch gegen das sie wesentlich stützende große Grundeigenthum verbreitet.

Gegenüber der Vereinigung dieser zusammenwirkenden moralischen und materiellen, politischen und rechtlichen Mächte mußte das große Eigenthum immer mehr erliegen.

Das ist eine Revolution, an deren Schluß wir noch nicht angelangt sind.

Hauptstück III.

Volkswirtschaftliche Würdigung der Gebundenheit und der Theilbarkeit des Grundeigenthums.

Nach der bisherigen Ausführung haben sich durch die Gesetzgebungen der Culturvölker zwei scharf geschiedene Systeme rücksichtlich des Grundeigenthums durchgezogen und stehen sich gegenwärtig in schroffer Ausprägung nicht nur in der Gesetzgebung, sondern auch in der Wissenschaft Europa's gegenüber, nämlich das System der rechtlichen Freiheit und der grundsätzlichen Gebundenheit des Grundes und Bodens.

Das erstere geht von dem Grundsatz aus, daß das Grundeigenthum seinen vollen Nutzen nur dann gewähre, wenn es nicht bloß als individuelles, sondern auch als unumschränktes und ausschließliches Recht seine gesetzliche Geltung habe; ihm gilt daher jede dingliche Beschränkung als Ausnahme von der Regel, welche Ausnahme nur im Fall ihrer erwiesenen allgemeinen Nützlichkeit gesetzlich anzuerkennen ist. Dieses System verwirft zwar nicht die in Folge ihres Nutzens gesetzlich anerkannten oder vertragsmäßig vereinbarten Servituten; wohl aber verwirft es die Trennung des Eigenthums in Ober- und Nuzseigenthum, ferner dessen ewige Bindung durch autonome Verfügungen, sowie auch dessen ewige Unveräußerlichkeit und Untheilbarkeit und die Ungleichheit des Erbrechts bei gewissen Arten von Gütern. Bei diesen Grundsätzen geht das System von der Annahme aus, daß bei der Geltung einer völlig freien Veräußerung und Erwerbung des Grundes

und Bodens der letztere in der zweckmäßigsten Quantität in die Hand des befähigten Bewirthschafter's gelangen müsse und somit zum höchsten Ertrag des Bodens führe. Das System bestreitet daher, gestützt auf die Erfahrung, daß die ihm huldigenden Staaten die größten wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritte zeigen, die Richtigkeit der von einem angeblichen Uebermaß der Vertheilung besorgten Uebelstände und vertraut, daß, wenn an einigen Vertheillichkeiten sich solche theilweise Uebelstände auch kund gäben, sie gerade in der Freiheit des Bodenverkehrs ihr Correctiv finden würden.

Dagegen erkennt das System der grundsätzlichen Gebundenheit des Grundes und Bodens in der bleibenden Beschränkung des freien Verkehrs mit dem Grundeigenthum durch positive Verbote oder durch autonome Verfügungen des jeweiligen Grundeigenthümers die unerläßliche Bedingung des wirthschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Wohlstandes der Gesamtheit und der Einzelnen, im freien Verkehr mit dem Grundeigenthum aber die stetige Quelle fortschreitender Uebervölkerung und Verarmung. In dieser Ueberzeugung hat das System zwar die Spaltung des Eigenthums in Ober- und Nuzeeigenthum aufgegeben, dagegen um so entschiedener die Nothwendigkeit von Verboten der Theilung des Grundeigenthums unter ein festzusetzendes Minimum herab festgehalten, weil die unbeschränkte Freiheit der Verfügung über das Eigenthum zur fortschreitenden Theilung führe und zuletzt den Boden in Atome auflöse.

So stehen die beiden Systeme nach allen ihren Seiten in einem directen Gegensatz. Eine Entscheidung zwischen beiden muß nach erfahrungsmäßigen und rationellen Grundsätzen der Wissenschaft möglich sein, und zwar hat hier vor allen Dingen die Wirthschaftslehre zu entscheiden, weil auf dem Ertrag des Grundeigenthums, welcher durch die beiden Systeme wesentlich beeinflusst wird, der materielle Bestand der Gesellschaft zunächst beruht, mithin die Ausmittelung, welches der

beiden Systeme in wirthschaftlicher Hinsicht das günstigste ist, über den Werth derselben selbst entscheidet.

Dabei läßt sich aber nicht verkennen, daß bei dieser Frage auch die rechtliche und politische Cultur der Staaten theiligt ist, und wenn also auch die rechtlichen, politischen und selbst moralischen Motive nicht außer Acht gelassen werden dürfen, so dürfen sie doch nicht als zunächst entscheidende, sondern nur als modificirende angenommen werden.

Nach dieser Rücksicht ist es zweckmäßig, die Betrachtung der ökonomischen Momente von der Untersuchung der rechtlichen, politischen und moralischen Momente geschieden zu halten.

Gehen wir nun zur Untersuchung der wirthschaftlichen Seiten unserer Frage über, so stellt die Erfahrung als herrschende Folge des freien Verkehrs mit dem Grundeigenthum eine fortschreitende Theilung desselben, d. h. eine stetige Richtung zur Auflösung der großen Güterbestände in mittlere und kleine Güter dar. Gerade diese Theilung bildet aber den Punkt der Anklage gegen dieses System.

Um diese Anklage zu würdigen, entsteht daher die Frage, ob ein bestimmtes Bodenmaß einen höhern Ertrag abwerfe, wenn es als gesetzlich gebundene Großwirthschaft oder aber in einer Zahl kleinerer Güter bewirthschaftet wird, und zwar nicht unter allen Umständen, sondern nur insofern, als diese Anzahl kleinerer Güter sich als natürlicher Erfolg des freien Verkehrs mit dem Grundeigenthum gebildet hat.

Schon der Umstand, daß die fortschreitende Gütertheilung als natürliche Wirkung des freien Güterverkehrs sich als allgemein und stetig fortbauende Erscheinung darstellt, spricht für die Nützlichkeit des Systems des freien Verkehrs mit Grundeigenthum und zwar um so mehr, als die bei dem Geschäft Theilnehmenden dabei nur ihren freien Willen betheiligen und von ihnen doch angenommen werden muß, daß sie bei diesen zur Theilung der Güter führenden Verträgen jeder für sich ein

einträgliches Geschäft zu machen beabsichtigen und im Stande sind, den Nutzen oder Schaden des Geschäfts zu beurtheilen. Es läßt sich daher nicht einsehen, warum die freie Bewegung der Betheiligten, welche doch von der Volkswirthschaftslehre als herrschender Grundsatz für wirthschaftliche Dinge anerkannt ist, gerade in dem Verkehr mit Grundeigenthum aufgegeben werden soll.

Das System der grundsätzlichen Gebundenheit des Grundeigenthums hat aber die Zuversicht, diese allgemeine Vermuthung für das entgegengesetzte System durch entschiedene Behauptungen zu zerstören. Es stellt nämlich vier national-ökonomische Sätze entgegen. Diese sind folgende ¹⁾:

- I. Die kleine Cultur erzielt allerdings einen größeren Rohertrag, dagegen einen kleineren Reinertrag, als die Großwirthschaft.
- II. Bloß die Großwirthschaft ermöglicht eine rationelle Bewirthschaftung.
- III. Nur die Großwirthschaft gestattet große nützliche und nothwendige Anlagen für den Betrieb des Landbaues.
- IV. Die Großwirthschaft schützt mehr als die Kleinwirthschaft, sowohl die Grundeigenthümer als die Gesammtheit gegen eintretende Noth und Drangsale.

Allerdings wäre in dem Fall, wenn diese vier Sätze begründet sein würden, das System des freien Verkehrs mit dem Grundeigenthum platterdings zu verwerfen. Allein die folgende Untersuchung wird den Mangel ihrer Begründung nachweisen.

¹⁾ Diese Eintheilung der hier zur Sprache kommenden entscheidenden Fragen hat Peter Franz Reichensperger seiner diesen Gegenstand ausführlich behandelnden Schrift: „Die Agrarfrage in besonderem Hinblick auf Preußen und die Rheinprovinz, Trier 1847“ zu Grund gelegt.

Beleuchtung des Satzes I.:

Die kleine Cultur erzielt allerdings einen größeren Rohertrag, dagegen einen kleineren Reinertrag als die Großwirthschaft.

Der Reinertrag ist bekanntlich jener Werthüberschuß des Gesamtertrags, welcher nach Abzug aller Productionskosten dem Producenten als Unternehmergewinn erübrigt. Zu diesen Erzeugungskosten gehört auch die Grundrente, d. h. der Jahreszins desjenigen Kapitals, welches der Landwirth zur Erwerbung des Guts verwendete, oder welches überhaupt das Gut an sich werth ist. Nun geben die Vertheidiger der Gebundenheit des Grundeigenthums zwar zu, die Kleinwirthschaft möge immerhin einen größeren Rohertrag abwerfen, der letztere werde aber von den zahlreicheren Producenten selber verzehrt und falle daher nicht in den Nutzen der Gesamtheit. Jedenfalls gewähre aber die Kleinwirthschaft einen geringeren Reinertrag als die Großwirthschaft und letzteres Ergebnis allein müsse über den Werth beider Systeme entscheiden. Dafür aber, daß die Großwirthschaft einen größeren Reinertrag abwerfe, führt man als Beweis die vorhin von I.—IV. aufgestellten Sätze an, welche man als der Erfahrung entnommen verkündet, die wir aber als unbegründet erweisen werden.

Darüber ist indessen zwischen den Vertheidigern beider Systeme kein Streit, daß die Kleinwirthschaft einen größeren Rohertrag wirklich erziele. Der Grund davon ist der, daß dem Grund und Boden bei der Kleinwirthschaft ein relativ größeres Maß von Arbeitskräften zugewendet wird, wodurch die sogenannte intensive Bewirthschaftung ermöglicht wird, während die extensive Bewirthschaftung des großen Gutsbesizers nur durch Verminderung der Arbeitskräfte und sonach des Naturalertrags ein Kostenersparniß und dadurch einen sicheren Gewinn erzielen kann. Nämlich wie Schwarz be-

merkt ¹⁾: „Eine mit vieler Arbeit verknüpfte Cultur paßt sehr gut für einen Mann, der das Meiste selbst mit Frau, Kind und dem gewöhnlichen Gesinde vollführt, der daher die Vermehrung der Arbeit wenig oder gar nicht in Anschlag bringt; da er keine baaren Auslagen zu machen hat, so sieht er jede Vermehrung der Production für einen Reinertrag an. Er läßt, er haßt, er schafft mit nicht zu ermüdendem Fleiße, weil es ihm selbst und Denen, die ihm zur Seite stehen, gilt. Anders verhält sich die Sache bei einem größeren und noch besonders bei einem Areal von sehr großer Ausdehnung. Alles kostet hier Geld, der Rückschlag jeder Art ist daher für den Betreiber baarer Verlust, er muß also mit der größten Umsicht bei der Ausgabe zu Werke gehen.“

Diese intensive Bewirthschaftung ermöglicht es, neben den Getreidearten einträglichere Gewächse zu pflanzen, z. B. Tabak, Farb-, Del- und Gespinnstpflanzen, Gemüse u. zu ziehen. Die befriedigenden Zustände in den Rheingegenden, in der Schweiz, in Belgien, in der Lombardei und in Toscana zeugen für die Richtigkeit dieser Bemerkung. Bei der Kleinwirthschaft läßt sich der Betrieb potenziren, so daß der Boden in der Nähe großer Städte als Gartenland benützt werden kann, wodurch der Morgen einen Preis von 1500—2000 Thaler erreicht. Wie sehr das System der Kleingüter zu dieser Benutzungsart führe, zeigt in Preußen das Verhältniß des Gartenlands zum Gesamtareal, welches sich nach der Statistik des preussischen Staats (Berlin 1845, S. 91) als folgendes herausstellt: in der Provinz Brandenburg wie 1:254, in Posen wie 1:235, in Pommern wie 1:201, in Preußen wie 1:150, in Schlesien wie 1:120, in Westphalen wie 1:85, in Sachsen wie 1:76 und in der Rheinprovinz wie 1:36. Das Verhältniß in den Rheinlanden ist daher das stärkste, weil dort die Bodenzertheilung am größten ist.

¹⁾ Anleitung zum praktischen Aderbau, Bd. III. S. 112.

Die Kleinwirthschaft begleitet auch der relativ höchste Grad der Dichtigkeit, welcher höchst einträglich ist. Einen schlagenden Beweis, wie intensiv die Landwirthschaft die Arbeitskraft bei dem System des kleinen Grundbesitzes an sich zieht, zeigt die im französischen Moniteur vom 3. Januar 1853 enthaltene Angabe, daß in der Umgegend von Paris, wo der Boden sehr getheilt ist, auf 1 Hectare täglich 7 Arbeiter und $1\frac{12}{100}$ Pferde treffen, während bei der Großgüterwirthschaft der Provinz Berry selbst bei ganz sorgsamer Wirthschaft auf 1 Hectare täglich nur $\frac{45}{1000}$ Arbeiter und $\frac{2}{100}$ Pferde kommen.

Liefert aber unbestreitbar die Kleinwirthschaft einen größeren Rohertrag, so ist wohl auch anzunehmen, daß sie auch einen höheren Reinertrag abwerfe, da der letztere nach der Erfahrung einen bestimmten für jede Bodenclasse ständigen Procenttheil des gesamten Rohertrags ausmacht.

Dies nehmen denn auch die Grundsteuergesetze aller Staaten an, indem sie den Reinertrag der Grundstücke, den sie als Maßstab der Grundsteuer anlegen, nicht von deren Angehörigkeit zu Groß- oder Kleingütern, sondern von dem Maß der Intensivität ihrer Bewirthschaftung abhängig erklären. So z. B. schätzt das preussische Grundsteuergesetz den Reinertrag des Garten- und Weinlands in den Rheinlanden im Durchschnitt vom Morgen zu 136 Silbergroschen, dagegen das dortige Ackerland nur zu 67 und das Weideland zu 48 Silbergroschen; zum Beweis, daß die der Kleinwirthschaft mögliche Verbesserung des Ackerlands zu Gartenland volkwirthschaftlich viel einträglicher ist, als die Verwandlung des Weidebodens zu Ackerfeld.

Daß diese Auffassung auch die richtige ist, zeigt die allgemeine Erscheinung, daß die dichte Bevölkerung bei der Kleinwirthschaft in den Rheinlanden, in Württemberg, in der Schweiz und Belgien sich besser ernährt, kleidet und behaglicher wohnt, als die Tagelöhnerbevölkerung in den Gegenden mit großem Grundbesitz.

Dafür spricht ferner der höhere Stand der Preise der für die Kleinwirthschaft geeigneten Grundstücke. Die gesteigerte Handarbeit und die reichlichere Düngung geben dem Boden eine größere Fruchtbarkeit und so kommt es, daß in den Rheinlanden in der Nähe der Städte schon 2—3 Morgen Landes, die als Garten gebaut werden, eine Gärtnerfamilie ernähren, da dieser Boden einen täglichen Markterlös von ungefähr 20 Silbergroschen und den Erlös der Milch von 1—2 Kühen ermöglichen ¹⁾. Wenn entgegengehalten wird, daß die Großwirthschaft einen Theil der Kosten für wirthschaftliche Gebäude und Geräthschaften erspare, so läßt dagegen die Kleinwirthschaft weit mehr an dem Lohn für die Beaufsichtigung und für die Arbeiter durch die Arbeit der eigenen Familienangehörigen ersparen.

Dazu kommt noch, daß die Kleinwirthschaft die Benützung jedes günstigen Augenblicks, eine verhältnißmäßig größere Düngung, eine sorgfältigere Pflege der Gewächse möglich macht, sowie nicht außer Acht gelassen werden darf, daß der kleine Grundeigentümer in seinem ganzen Betrieb sich einer größeren Sparsamkeit befließt.

Wenn dessenungeachtet die Vertheidiger des großen Grundbesitzes dessen Vorzug festhalten, so verwechseln sie offenbar den Betrieb der Großwirthschaft im Landbau mit dem großen Fabrikbetrieb, welcher letztere allerdings einen größeren Reinertrag abwirft, als die kleinen Handwerke. Allein sie vergessen dabei einen Umstand, der ganz entscheidend ist, nämlich den, daß die Arbeitsteilung, welche der großen Fabrikindustrie den höheren Reingewinn sichert, bei dem Landbau entweder gar nicht oder nur in geringem Maß anwendbar ist; denn der Landbau hat es mit der Pflege des Wachstums von Pflanzen zu thun, welche eine stets wechselnde und individuelle Besorgung erfordern, während dieses bei der Fabrikarbeit der Fall nicht ist.

¹⁾ Hartstein, Topographie des Kreises Bonn. 1850, S. 126.

So nehmen denn die gebiegensten Agronomen und Nationalökonomen an, daß mittlere und kleinere Güter, gehörig bewirtschaftet, nicht bloß einen höheren Roh-, sondern auch Reinertrag abwerfen, als große Güter.

Nichts kann einen schlagenderen Beweis für die Wichtigkeit dieser Annahme liefern als die Statistik Frankreichs, als desjenigen Staats, in welchem bekanntlich die Gesetzgebung am mächtigsten die Zertheilung des Grundbesitzes durchgeführt hat. Man braucht nur den Stand der Sache vor und nach der Revolution, welche diese Gesetzgebung eingeführt hat, mit einander zu vergleichen. Moreau de Jonnés hat ermittelt ¹⁾, daß Frankreich im Jahr 1700 an Getreide 92,856,000 Hectolitres erzeugt hat, so daß auf den Kopf der Bevölkerung 472 Litres trafen. Im Jahr 1788 war der Stand fast noch derselbe, indem 115,816,000 Hectolitres erzeugt wurden, so daß, obwohl die Bevölkerung bedeutend angewachsen, auf den Kopf 541 Litres trafen. Nach Passy erzeugte im Jahr 1700 die Hectare Landes 8 Hectolitres Getreide, im Jahr 1788 ungefähr eben so viel, dagegen im Jahr 1840: 13,¹⁴. Nach der Angabe desselben Passy ²⁾ aus statistischen Erhebungen über das Département de l'Eure von den Jahren 1800—1837 stellt der durchschnittliche Preis der Jahresernte bei gleichen Verhältnissen im Jahr 1800 den Betrag von 47,614,000 Franken, dagegen im Jahr 1837 von 72,428,000 Franken dar, während der Reinertrag im Jahr 1800 die Summe von 4,512,000 Franken, im Jahr 1837 aber die Summe von 9,176,000 Franken betrug, somit um 203 Procent gestiegen war, obwohl die Bevölkerung in derselben Zeit nur um 6 Procent zugenommen hatte.

Ein Umstand von großer Bedeutung bildet auch das Verhältniß der Groß- und Kleinwirthschaft zu dem Stand der

¹⁾ Annuaire de l'économie politique et de la statistique pour 1850, pag. 368.

²⁾ Journal des Economistes 1842, pag. 44.

Viehzucht, weil letztere ein wichtiges Element in dem Ertrag der Landwirtschaft und wegen der Düngung von größtem Einfluß auf deren Ertrag ist. Auch in dieser Beziehung fällt der Vorzug der Kleinwirthschaft zu. Das beweist die Statistik, z. B. die des preussischen Staats. Nach Dieterici¹⁾ vertheilt sich der Viehstand (Rindvieh und Pferde) auf die Geviertmeile in den einzelnen Provinzen Preussens in folgendem Verhältniß: Brandenburg 1027 Stück, Pommern 1058, Posen 1234, Sachsen 1247, Preußen 1272, Schlesien 1445, Westphalen 1729, Rheinland 1845. Der Rindviehstand beträgt allein auf die Geviertmeile in der Provinz Preußen 900, Posen 980, Brandenburg 780, Pommern 790, Schlesien 1210, Sachsen 1040, Westphalen 1390, Rheinland 1640 Stück²⁾. Daß die Höhe des Viehstandes in den Rheinlanden mit dem System der Kleinwirthschaft zusammenhängt und nicht mit der Fruchtbarkeit des Bodens, zeigt der Umstand, daß Sachsen den Rheinlanden an Fruchtbarkeit vorangeht, Schlesien aber ihnen darin gleich steht.

Nach der bisherigen Ausführung ist es erwiesen, daß die Kleinwirthschaft nicht bloß einen höheren Roh-, sondern auch Reinertrag abwerfe. Das Erstere geben selbst deren Gegner zu. Nun ist aber in volkswirtschaftlicher Beziehung, d. h. für die Gesamtheit der Rohertrag das Entscheidende; denn derselbe vertritt sämtliche Productionskosten und darunter auch den Arbeitslohn, und da der kleine Grundeigenthümer mit seiner Familie selbst arbeitet, so deckt derselbe seinen Unterhalt, nicht bloß die Nahrung im engeren Sinn, sondern auch die Kleidung, die Geräthe und Waaren seines Bedarfs, ferner die Kapital- und Pachtzinse und die Staatssteuern. Dadurch wird eine kräftige Landesbevölkerung, dieses wesentlichste Element eines gesunden Staats, ausgiebig unterhalten.

¹⁾ Statistische Tabellen 1845.

²⁾ Statistik des preussischen Staats, S. 348.

Der erste Satz der Gegner der freien Vertheilung des Grundeigenthums ist dadurch widerlegt.

Beleuchtung des Satzes II.:

Wlos die Großwirthschaft ermöglicht eine rationelle Bewirthschaftung.

Der rationelle Betrieb der Landwirthschaft hat mehrere Vorbedingungen:

- 1) die nöthige Einsicht,
- 2) den entschiedenen Willen,
- 3) den erforderlichen Fleiß,
- 4) das verfügbare Kapital.

Es muß nun erwiesen werden, ob den kleinen oder großen Grundbesitzern diese Vorbedingungen mehr zur Seite stehen.

Zu 1: Was die nöthige Einsicht betrifft, so könnte man vielleicht behaupten, daß der große Grundbesitzer Mittel und Wege hat, auf Landbauschulen sich eine theoretische und praktische Ausbildung in der Landwirthschaft zu verschaffen, was dem kleinen Grundbesitzer unmöglich sei. Allein die Ausbildung im landwirthschaftlichen Betrieb ist mehr eine praktische als theoretische, auf landwirthschaftlichen Schulen zu erwerben; der kleine Landwirth hat, indem er sein Feld selbst bebaut, tausenderlei Gelegenheit, fruchtbare Erfahrungen im Einzelnen zu machen, welche eben deswegen dem großen Grundbesitzer verschlossen bleiben. Gesezt aber, der letztere gewänne durch die von ihm gemachten Versuche, die er vermöge seiner Ausbildung als theoretischer Landwirth und bei der Größe seines Guts auf eigenen Versuchsfeldern vorzugsweise machen kann, fruchtbare Ergebnisse, so hindert, da der ganze Betrieb des Landbaues offen verläuft, Nichts den kleinen Landwirth, dieselben Versuche nachzumachen, wodurch er den verhältnißmäßig gleichen Erfolg erzielen wird. Wer aber den Landbau praktisch kennt, wird zugeben, daß dieser durch neue Versuche gemachte Zuschuß von Verbesserungen gegenüber dem alther-

gebrachten und allgemein gültigen Schatz der landwirthschaftlichen Erfahrungen immerhin nur ein verhältnißmäßig sehr geringer ist, da solche Erfindungen meistens von örtlichen und klimatischen Verhältnissen in ihrer Anwendung gar zu sehr abhängen und daher zu oft sich als undurchführbar erweisen.

Zu 2: Es gibt keinen Grund, warum der kleine Gutsbesitzer einen minder festen Willen haben sollte, seinen Grundbesitz zu verbessern, als der große Grundbesitzer. Es ist der Wille Beider als Wirthschafter, ihrem Gut den möglich höchsten Ertrag abzugewinnen; im Gegentheil, der kleine Besitzer umfaßt mit seiner Neigung sein kleines Gut viel sorgfamer und sicherer, als der große Grundbesitzer sein großes. Ist doch schon die Erwerbung des Guts für den kleinen Gutsbesitzer ein Akt seines freien Entschlusses, während den Besitzer einer gebundenen großen Wirthschaft oft ohne Neigung bloß das Gesetz oder das Statut beruft.

Zu 3: Auch zeigt nach der Natur der Sache der kleine Grundbesitzer für sein freiwillig erworbenes Gut eine größere Zuneigung, in der er es zu verbessern und selbst auszuschnüden strebt; die tägliche Arbeit fesselt ihn immer mehr an dasselbe und er legt seine ganze Kraft und seinen Fleiß in dasselbe, während umgekehrt der Besitzer einer großen Wirthschaft die größte Zeit des Jahres sich in der Stadt aufhält und sein Gut dem Verwalter überläßt oder doch, wenn er sich auch auf dem Gute aufhält, nicht in so innigen Verkehr mit demselben tritt. Jedenfalls fließt dann, wenn der Eigenthümer in der Stadt lebt, der Ertrag des Guts in die Stadt, während der Ertrag der Kleinwirthschaft der Wirthschaft selbst wieder zu gut kommt. Will man den Mißbrauch der Abwesenheit des großen Grundbesitzers von seinen Gütern in großem Maßstab sehen, so denke man nur an die irischen Absentees. Bewirthschaftet aber der Eigenthümer selbst seine großen Güter nicht mehr, sondern verpachtet er dieselben, dann ist ihre

Verfälschung sicher, da dann meistens die Zeitpacht eintritt, welche mit einer Ausmergelung des Bodens endigt.

Zu 4: Daß das nöthige Kapital zum Zweck der Verbesserung des Guts dem großen Grundeigenthümer mehr zur Seite stehe, als dem kleinen, läßt sich schon nach dem ganzen Verhältniß nicht annehmen, weil die Erwerbung oder Uebernahme solcher großen Güter beträchtliche Kaufpreise oder Abfindungen erfordert, welche das Betriebscapital schmälern. Sind solche Güter noch gesetzlich gebunden, so kann nicht einmal der Credit helfen, weil das Gut wegen seiner Unveräußerlichkeit keine realisirbare Hypothek bietet.

So sieht man daher, daß die Bedingungen zu Verbesserungen der Großwirthschaft nicht vorzugsweise zur Seite stehen; im Gegentheil, die Steigerung der Arbeitskräfte der kleineren Landwirthe gibt der kleinen Wirthschaft einen größeren Aufschwung, während die Großwirthschaft ihren Vortheil nur durch Ersparung der Arbeit zu erringen sucht, was aber die ertraglosesten Betriebsarten der Schlag- und Koppeltwirthschaft und selbst der Dreifelderwirthschaft mit Brache zur Folge hat.

Selbst die Anschaffung kostspieliger Maschinen, z. B. der Säe- und Dreschmaschinen, welche allerdings von großen Grundbesitzern leichter geschehen kann, ist für die kleinen Grundbesitzer nicht undurchführbar, da sie entweder solche Maschinen miethen oder aber durch Zusammenlegung von Beiträgen gemeinschaftlich anschaffen können.

Damit ist auch der zweite Satz, daß bloß die Großwirthschaft eine rationelle Bewirthschaftung möglich mache, widerlegt. Nur soll damit nicht gesagt sein, daß große Güter nicht auch als wahre Musterwirthschaften betrieben werden können; aber das werden sie nur dann, wenn Intelligenz, Neigung, Fleiß und Kapital bei ihnen zusammentreten, was also keinen Unterschied zwischen Groß- und Kleinwirthschaften zeigt.

Beleuchtung des Satzes III.:

Nur die Großwirthschaft gestattet große nützliche und nothwendige Anlagen für den Betrieb des Landbaues.

Es gibt landwirthschaftliche Anlagen, welche tief greifende Aenderungen in der Bewirthschaftung eines großen Guts zu bewirken bestimmt sind. Dahin gehören z. B. große Bewässerungs- oder Entwässerungsanlagen oder Drainage u. s. w. Wenn der große Grundbesitzer das nöthige Kapital zu ihrer Durchführung hat, so läßt es sich nicht leugnen, wird er solche große Werke am leichtesten vollführen, weil ihre Anlage von seinem eigenen Willen allein abhängt. Allein die Macht und die Sitte der Association ist in unsern Tagen so groß, daß sich für solche objectiv nützliche und nothwendige Zwecke Vereine unter den kleinen Grundbesitzern zu deren Ausführung ohne alle Schwierigkeit zu Stande bringen lassen. Da die Staatsregierung sich die Statuten solcher Vereine zur Genehmigung vorlegen läßt, so ist dadurch auch für die möglichst freitlose Benützung solcher Anstalten gesorgt. Im Gegentheil, das Zusammenwirken vieler einzelnen kleinen Grundbesitzer zu einem solchen Werk sichert ihm in der Regel einen längern Bestand, als wenn es von einem großen Besitzer allein abhängt, der vereinzelt oft das Kapital zu dessen Unterhalt entbehrt oder die Lust an der Erhaltung des Werks verliert. Auch zeigt die Geschichte gerade in Ländern der Kleinwirthschaft, so in der Umgegend von Valencia, in der Lombardei, in Toskana großartige Bewässerungsanstalten, während sie in Ländern der Großwirthschaft, wie in Ungarn, Irland, in der römischen Campagna, in Castilien fehlen, oder wenn sie auch errichtet waren, wieder verfielen, weil eben so kostspielige Werke die Kräfte der Einzelnen übersteigen.

In neuerer Zeit kommen solche Anstalten durch Vereine mittelst nachhelfender oder zwingender Geseze des Staats

leicht zu Stande. So die Wiesenwässerungsverbände in den Rheinlanden durch das königlich preussische Gesetz vom 28. Februar 1843.

Das neueste Beispiel bietet der in der Mitte des Mai's 1856 dem Senat Frankreichs vorgelegte Gesetzentwurf über die Drainage, welcher die Summe von 100 Millionen Franken in der Form von Anleihen an die einzelnen Eigenthümer zu vertheilen bestimmt ist, die ihre Ländereien auf diesem Wege trocken legen möchten. Auch in England, und zwar dort zuerst, gab schon im Jahr 1832 der Staat Anleihen und ein Ausnahmegesetz für diesen Zweck, und am 1. Januar 1852 befanden sich in Irland schon 129,570 Hectaren drainirter Ländereien; in England sind über eine halbe Million Hectaren drainirt mit einem solchen Erfolg, daß manche Pächter dadurch den Ertrag verdoppelt und andere eine Zunahme der Ernte erzielt haben, daß sie den Gewinn auf 10—25 Procent der auf die Drainage verwendeten Kosten berechneten. Der Ertrag steigerte sich durchschnittlich von 14—40 Procent. Auch in Belgien wurden über 20,000 Hectaren drainirt; in Oestreich hat der Fürst von Schwarzenberg die Drainage durchgeführt und die Zunahme der Ernte kann auf 50 Procent der Auslage berechnet werden. In Frankreich wurde die Sache nur schwach betrieben; daher hat jetzt die Regierung sich die Aufgabe gestellt: 1) dem Landbau ein erstes Anlagekapital vorzuschießen, 2) wenn die Drainage gehörig gewürdigt sein wird, für diese Verbesserungen die Privatkapitalien durch zu leistende Gewähren für deren Zurückzahlung heranzuziehen. Zu diesem Zweck beabsichtigt der Entwurf, aus dem Staatsschatz Vorschüsse an die einzelnen Grundbesitzer zu machen, und da der Staatsschatz nicht für unbestimmte Zeit hin der Banquier der Drainage sein darf, sondern man die Privatkapitalien heranziehen soll, so beantragt der Gesetzentwurf, diesen letzteren, ohne aus den Regeln des gemeinen Rechts herauszutreten, die Garantien zu gewähren, welche man für den Staatsschatz selbst

fordert, und welche als zureichend für die Sicherung ihrer Interessen gelten.

Damit ist auch der Einwand beseitigt, daß nur auf großen Gütern Anlagen bedeutender Verbesserungen ausgeführt werden können.

Beleuchtung des Satzes IV.:

Die Großwirthschaft schützt mehr als die Kleinwirthschaft sowohl die Grundeigenthümer, als die Gesamtheit gegen eintretende Noth und Drangsale.

Was einmal den Schutz der Grundeigenthümer selbst betrifft, so kann in einer solchen Noth der große Grundbesitzer, welcher sein Gut durch Tagelöhner bearbeiten läßt, weder an deren Lohn noch Kost sparen, während der kleine Eigenthümer mit seiner Familie sich dann einschränkt. Nebendem ist der große Grundeigenthümer, der für sein Gut meistens große Kapitalien aufgenommen hat, genöthigt, auch während der Nothzeit seinen Gläubigern seine Verbindlichkeiten zu halten, und kommt dadurch in größere Verlegenheiten. Daher erhielten auch in diesem Jahrhundert bei den Kriegsdrangsalen nur die großen Grundbesitzer Moratorien, indem die Regierungen annahmen, daß die kleinen Gutsbesitzer sich leichter erholen würden. Freilich, wenn der kleine Grundeigenthümer bei einer Missernte nicht einmal seinen eigenen Bedarf mehr zieht, dann wird die Lage der kleinen Eigenthümer allerdings eine viel schlimmere sein, als die der großen, welche für ihre geringen Marktvorräthe ungeheure Preise beziehen. Allein diese Lage, welche die kleinen Eigenthümer in die Stellung von bloßen Tagelöhnern herabdrückt, tritt selten ein, und dann gibt es für sie noch Nebenbeschäftigungen, die ihnen einigen Verdienst gewähren. Dinehin treffen den kleinen Eigenthümer manche Unfälle nicht, die den großen erreichen, z. B. in Betreff der Einheimsung der Ernte bei andauerndem Regenwetter,

wo es dem kleinen Eigenthümer immer gelingt, durch Benützung der günstigen Stunden die Ernte heimzubringen, während sie dem großen Eigenthümer auf dem Felde versault.

Was aber das Interesse der Gesamtheit betrifft, so hat man der Güterzertheilung vorgeworfen, daß sie in ihrem stetigen Fortgang die Bevölkerung fortwährend verdichte und am Ende zur Uebervölkerung führen müsse. Die Verdichtung der Bevölkerung ist allerdings begründet, keineswegs aber die die Massenarmuth erzeugende Uebervölkerung. Die Güterzertheilung hat bis jetzt immer nur den Erfolg gehabt, daß sie ein körperlich und sittlich kräftiges Landvolk geschaffen, während umgekehrt das System der großen Güter in der Erzeugung einer Uebervölkerung von Tagelöhnern den Proletariat erzieht. Denn da der Tagelöhner so tief steht, daß er nicht mehr tiefer sinken kann, so ist er in der Gründung und Vermehrung seiner Familie sorglos. Auch hierüber belehrt die Statistik. So kommt in der Güterzertheilung, wie in Belgien eine Geburt auf 32,⁹, in Frankreich auf 36 und in den Rheinlanden auf 26 — 28 Lebende. Dagegen in den Ländern der Großwirthschaft, wie in England, schon auf 28,⁹, in Oestreich 25,⁰⁴, in Rußland auf 22,⁴ und in Ostpreußen auf 18—19 Lebende ¹⁾. Wollte man gegen die Gefahr dieser Uebervölkerung die Schließung der Ehe etwa nur gegen den Ausweis eines eine Familie sichernden Auskommens gestatten, so würde man nur eine uneheliche Uebervölkerung hervorrufen, welche sich daher auch in den Gegenden der Großwirthschaft immer zeigt. So erreichen in den ältern Provinzen Preußens mit vorherrschender Großwirthschaft die unehelichen Geburten den Stand von 13 Procent, dagegen in der Rheinprovinz mit Güterzertheilung nur 3¹/₂ Procent. Im Großherzogthum Baden findet sich das Drangsal der unehel-

¹⁾ Tabellen und amtliche Nachrichten über den preussischen Staat für das Jahr 1849. II. S. 377.

lichen Klüder gerade in den Thälern des Schwarzwaldes, welche ungetheilte Höfe haben, nicht aber in der Ebene, wo die Güterzertheilung stattfindet.

Allerdings kann aber aus örtlichen Gründen sporadisch eine dem Gemeinwesen schädliche Güterzertheilung eintreten; allein eine solche Regelwidrigkeit findet im freien Verkehr und auf dem Wege des Zwangsverkaufs ihre spontane Heilung. In einer Zeit, wo die Macht des Geldes und des Credits so freie Bewegung hat, wie in der Gegenwart, sammeln sich als sichere Anlage für die Kapitalien wieder aus den zu sehr zersplitterten Grundbesitzungen große Güter. Wie viele kleine Grundeigentümer haben in Folge der durch die Revolution von 1848 eingetretenen Entwerthung der Grundstücke ihren Grundbesitz verloren, welchen die Kapitalisten und Stiftungen als Gläubiger an sich nehmen mußten, und die sie dann durch weitere Zukäufe zu großen Gütern abgerundet haben! Welche Masse von großen Gütern sind nur durch die in neuester Zeit geschehenen Ablösungen der Grundgefälle, wie der Zehnten, Gülten u. a., entstanden, da die Berechtigten die Ablösungssummen zu größerer Sicherheit wieder in Grundbesitz angelegt haben! So weiß der freie Verkehr immer die Wunden wieder zu heilen, welche er geschlagen hat.

Wenn wir uns daher gegen die Festsetzung eines Minimums des zu theilenden Grundbesitzes in der Hand eines Einzelnen durch die Gesetzgebung mit aller Entschiedenheit erklären, welches zudem für jedes Gut speciell geschehen müßte, da jedes der vorgeschlagenen allgemeinen Maße sich als praktisch unausführbar erweist, so müssen wir dagegen die s. g. Zusammenlegung oder Consolidation der Grundstücke als eine wirtschaftlich eben so sehr, als rechtlich erspriessliche Maßregel befürworten: Sie ist wirtschaftlich nützlich, weil sie Zeit erspart, Wege überflüssig macht und Furchen gewinnt; sie ist aber auch rechtlich vortheilhaft, weil sie Dienstbarkeiten und dadurch manche Grenzstreitigkeiten verhütet; allein nach unserm Princip

wünschen wir auch für diese Operation nur die Nachhilfe der Gesetzgebung und Verwaltung, nicht aber, wie es in einigen Staaten geschehen ist, ein Zwangsgeſetz, etwa in der Art, daß, wenn zwei Drittel oder drei Viertel der Grundeigenthümer einer Gemarkung die Zusammenlegung beschließen, die Mindertheit dazu gezwungen werden darf; denn das wäre eine förmliche Expropriation. Kann diese letztere für einen anerkannten öffentlichen Zweck noch gerechtfertigt werden, obwohl sie ein Eingriff in das Privateigenthum ist, so ist dieses doch keineswegs bei der Zusammenlegung der Fall, wo es sich nur um den Vortheil der einzelnen Grundeigenthümer der Gemeinde, wenn auch der Mehrheit, handelt. Hier darf nicht positiver Zwang, sondern nur die Ueberzeugung von der Nützlichkeit der Maßregel wirken, welche sich auch im Verlauf der Zeit ohne Zweifel geltend machen wird.

Wir können nach diesem Allem sonach auch den vierten Satz, daß der Großbesitz sowohl den einzelnen Grundeigenthümer als das Gemeinwesen mehr vor Nothständen schütze, nicht als richtig annehmen.

Mit der Widerlegung der vier angegebenen, für den Großbesitz sprechenden Sätze finden wir uns zugleich zu dem positiven Anerkenntniß getrieben, daß das Verhältniß, wie es sich durch den freien Verkehr mit dem Grundeigenthum in vielen Staaten gestaltet hat, und wie es sich nach der Natur der Sache gestalten muß, auch den Forderungen der Wissenschaft und den Bedürfnissen, dem Nutzen der Gesellschaft entspricht. Dieses Verhältniß ist aber folgendes: eine Mindertheit von großen Gütern, eine größere Anzahl von mittleren Wirthschaften und eine noch größere Anzahl von kleinen Wirthschaften. Diese Proportion, welche sich allerdings nicht allgemein gültig in festen Zahlen und Maßen ausdrücken läßt, sondern sich überall nach den indivi-

duellen Eigenschaften und Verhältnissen des Bodens, des Klima's und der Bevölkerung richten muß, entspricht auch den Forderungen des Rechts, welches nach der großen Entwicklung der europäischen Cultur stetig nach der Geltendmachung der Ansprüche der freien Persönlichkeit ringt.

Hauptstück IV.

Die durch die Politik und das Recht geforderten Modificationen der volkswirtschaftlichen Normen über die Bindung und Vertheilung des Grundeigenthums.

Wenn wir in dem vorgehenden Hauptstück den Vorzug des freien Verkehrs mit dem Grundeigenthum vor dessen Gebundenheit von dem Standpunkt der Nationalökonomie auch auf das Entschiedenste anerkennen mußten; so können wir dennoch andererseits aus dem Grund, weil die wirtschaftliche Cultur in dem Leben der Völker nicht vereinzelt steht, sondern auf das Engste mit den andern Culturgebieten zusammenhängt, nicht verkennen, daß die volkswirtschaftlichen Bestimmungen über das Grundeigenthum durch die Forderungen der andern Culturen Modificationen empfangen müssen, und das um so mehr, als die wirtschaftliche Cultur als die niederste sich den höheren Culturen unterordnen muß. Wir könnten daher hier diese Modificationen sämmtlicher höheren Culturgebiete aufzählen und behandeln. Allein es genügt uns, jene Modificationen durchzugehen, welche die politische und rechtliche Cultur der Gesetzgebung über das Grundeigenthum auferlegt.

Betrachten wir zuerst jene Beschränkungen, welche die Politik fordert.

Es ist eine ziemlich allgemein in der Politik angenommene Ansicht, daß das große Grundeigenthum eine der mächtigsten conservativen Garantien gegen die immer mächtiger werdende Demokratie sei, und daß man daher aus diesem Grund die Ansammlung des Grundbesitzes durch die Gesetzgebung mit

allen Kräften begünstigen solle. Noch jüngst hat der Graf von Montalembert in einer berühmt gewordenen Schrift über die politische Zukunft Englands dieser Ansicht Ausdruck gegeben, und wir wollen aus dem betreffenden Kapitel über die Testirfreiheit nach englischem Recht die Analyse dieser Anschauung mittheilen ¹⁾:

Das wahre Palladium der englischen Aristokratie, so folgert der Verfasser, ist das Erstgeburtsrecht, welches aus der Testirfreiheit entsteht und die Untheilbarkeit des Grundeigenthums der Familie zum Ergebnis hat. Aber das Erstgeburtsrecht ist nicht eine ausschließliche Garantie des Adels, obwohl die Größe der alten Familien desselben bedurfte. Das wäre nur die kleine Seite dieser großen Sache. Dieses Erstgeburtsrecht schafft vielmehr den Geist der Familie und die Solidität des Bodens in allen Klassen der Gesellschaft; denn jeder Familienvater kann für sich allein eine Substitution schaffen. So ist das Erstgeburtsrecht kein Privilegium, sondern eine volksthümliche und nationale Institution. Die Primogenitur entstand aus der Testirfreiheit, welche alle freien Völker geachtet. Während das französische Recht despotisch die Gleichheit der Theilung und die endlose Theilbarkeit auferlegt, schreitet das englische nur in Ermangelung der väterlichen Gewalt ein. Dieses macht den ältesten Sohn des Mannes, welcher ohne Testament stirbt, zum ausschließlichen Besitzer des ererbten Grundeigenthums; aber es läßt dem Familienvater die volle Freiheit, letztwillig über sein Vermögen nach Willkür zu verfügen. Jeder Engländer will in seiner Familie den Besitz des Landgutes erhalten, welches er erworben hat, um die Früchte seiner Industrie und seines Talentes zu verewigen. Das ist die Liebe zur Fortdauer und die Sorge für die Zukunft. Deswegen bevorzugt er seinen ältesten Sohn, um den väter-

¹⁾ De l'avenir politique de l'Angleterre, par le Comte de Montalembert. Paris 1856.

lichen Heerd zu erhalten. Der Vortheil aber, welchen er seinem ältesten Sohne zuwendet, wird nicht für ihn allein sein. Vermittelt einer Substitution sichert er dessen Dauer für zwei Generationen, und das genügt. Die Nachkommen können die Substitution erneuern, und die gesetzliche Beschränkung auf zwei Substitutionen hilft so die Uebelstände beseitigen, welche die Ansammlung zu großer Liegenschaften verursachen könnte.

Dieses Erstgeburtsrecht stört auch nicht im Geringsten die Einigkeit der Familie. Das Grundvermögen einer Familie bildet gleichsam einen kleinen Staat und heißt auch *Estate*. Seine Theilung erscheint in England so unpraktisch, als die Theilung eines wirklichen Staats. Auch ist die maßlose Zerstückelung des Grundeigenthums die Pulverisirung aller collectiven oder individuellen Kräfte. Die politische Freiheit Englands beruht auf der Untheilbarkeit des Grundeigenthums; sie ist der Schutz gegen die monarchische Allmacht und gegen die Demagogie. Auf jeder Scholle dieses ungetheilten Bodens wacht der Widerstand, während in Frankreich der Boden ein indifferenter Staub geworden ist, ohne Verband mit der Vergangenheit, ohne Interesse in der Zukunft, eine Art Münze. So ist die Testirfreiheit zugleich die Folge und Garantie der allgemeinen Freiheit. Als die Engländer die Knechtung Irlands besiegeln wollten, beschloßen sie durch ein Gesetz von 1701, daß die Grundbesitzungen jedes verstorbenen Papisten zu gleichen Theilen unter seine Söhne vertheilt werden sollten, wofern nicht der älteste Sohn Protestant würde, in welchem Fall er wieder der ausschließliche Erbe nach dem Tode seines Vaters werden durfte. Als sie aber Irland einer stufenweisen Emancipation 1778 würdigten, so hoben sie zuerst dieses Gesetz auf. So lange dieses Erstgeburtsrecht besteht, darf man über die Zukunft Englands beruhigt sein; der Sturm wird erst beginnen, wenn die Substitutionen gefallen sind. Durch die Ueberwältigung des Erbrechts wird der Feind in die englische Freiheit einbrechen.

Diese Ausführung v. Montalembert's spricht nicht gegen das von uns verteidigte System des freien Verkehrs mit dem Grundeigenthum, weil sie die Substitutionen, welche in England nicht bloß auf den Adel beschränkt, sondern auch dem Bürgerstande offen sind, als eine Wirkung der Testirfreiheit darstellt. Die Substitutionen sind daher ein Werk der aristokratischen Stimmung, welche dort nicht bloß den Adel, sondern auch die reichen bürgerlichen Klassen beseelt. Doch möchte das conservative Gewicht, welches Montalembert dem großen Besitz Englands zuschreibt, bei näherer Prüfung als übertrieben erscheinen. Die conservative Stimmung, welche der Grundbesitz mittheilt, stammt nämlich von dem Grundeigenthum überhaupt und nicht ausschließlich von dem großen. Der stetige Blick auf die ruhigen Geseze der Natur, von denen der Landbau abhängt, die Resignation, mit welcher der Landwirth sich in deren Wirkungen ergibt, stimmen das Gemüth des Landbauers zu einer gewissen Ruhe, Geduld und Gesaßtheit, welche sich auch seinen politischen Anschauungen mittheilen. Es ist auch noch Niemanden eingefallen, einem zahlreichen Stand freier, wenn auch kleiner, Grundeigenthümer den conservativen Charakter abzuspochen. Dieser Stand fehlt aber in England, und dieser Mangel muß gerade schwere Besorgnisse erregen; denn weil das Grundeigenthum durch die Substitutionen und die dadurch bedingte Großwirthschaft nur wenigen Familien eignet und dem Verkehr entgegen ist, strömt in England die Bevölkerung in die Städte. So beträgt, während das Landvolk in Preußen $\frac{3}{4}$ — $\frac{4}{5}$ und in Frankreich und Oestreich $\frac{3}{4}$ der Gesamtbevölkerung ausmacht, dasselbe in England nur $\frac{1}{4}$ und befindet sich hier zudem in der drückendsten Lage.

Um diese Gefahr zu beseitigen, sind daher selbst aus der Mitte der englischen Aristokratie Anträge ergangen, eine theilweise Veräußerung der durch Substitutionen gebundenen Güter durch die Gesetzgebung zu gestatten, und in Irland, wo die

soziale Gefahr sich am drohendsten zeigte, hat die Regierung gesetzlich diese theilweise Veräußerung gestattet, welche selbst der Aristokratie zu gut gekommen ist, indem sie es ihr möglich machte, sich aus ihrer Ueberschuldung herauszureißen. Selbst in wirthschaftlicher Beziehung wird diese Maßregel nur heilsam wirken, da es nachgewiesen ist, daß der gegenwärtige Getreideertrag Englands um 2 Millionen Quarters niedriger steht als im Jahr 1770, obwohl doch seither die Landwirthschaft durch die Wissenschaft und durch Versuche die bedeutendsten Verbesserungen erfahren hat.

Immerhin aber wird der wichtigste Vortheil der Freigebung des Verkehrs in Betreff des Grundeigenthums der politische sein, sofern er vor dem Einbruch des Socialismus schützt. In dieser Beziehung haben die französischen Politiker schon längst nach dem Vorgang des Deutschen Justus Möser die Nützlichkeit der Vertheilung des Grundeigenthums gewürdigt, welcher in den kleinen freien Eigenthümern ebenso viele Aktionäre des Staats ersah, die durch ihr Eigenthum an der Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung theiligt sind.

Sehr beweisend für diese Ansicht ist der amtliche Bericht, welchen der General Canrobert als Regierungscommissär zur Untersuchung über die Ursachen und den Zusammenhang des nach der Revolution von 1848 ausgebrochenen Socialistenauflands im südlichen Frankreich erstattet hat. Dieser Bericht weist nach, daß das Lager des Socialismus gerade in denjenigen Departementen stehe, in welchen entweder der große Fabrikbetrieb oder die großen Güter vorherrschen. Diese Thatsache erklärt sich nach dem genannten Bericht dadurch, daß die großen Grundeigenthümer ihre Güter, auf denen sie nicht leben, an Speculanten verpachten, welche dann ihre Abspächter in unmenschlicher Weise bedrücken.

Sollen wir nun unsere positiven Vorschläge in Betreff der von uns behandelten Frage machen, so stimmen wir nach

unserer ganzen Ausführung für die Freigebung des Verkehrs mit Grundeigenthum als für die herrschende Regel. Diese Regel muß aber aus politischen und rechtlichen Gründen gewisse Beschränkungen erfahren, und da durch diese politische und rechtliche Bedürfnisse berücksichtigt werden sollen, so muß die Gesetzgebung sowohl im öffentlichen als im Privatrecht diese Beschränkungen aufstellen. Wir bezeichnen dieselben näher.

Oeffentlich-rechtlich und politisch sind durch die Gesetzgebung folgende Gütercomplexe als untheilbar zu erhalten:

- I. Die Domänen der Landesfürsten, weil die Würde, Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Krone diese materielle Unterlage fordert.
- II. Die Stammgüter des Adels; denn soll der Adel nach geschichtlicher Politik als einflußreicher politischer Stand bestehen, so muß er auf einem großen Grundbesitz, als der Grundlage seiner Selbständigkeit, beruhen.
- III. Die Lehengüter, wieder aus Gründen der geschichtlichen Politik, obwohl diese Forderung nicht unbedingt ist, weil nämlich das Lehenwesen zum größten Theil seine politische Bedeutung verloren hat.
- IV. Die Dotationen der Kirche und die Güter der Stiftungen, und zwar die der ersteren als Vorbedingung ihrer Selbständigkeit und die von beiden, weil ihre ewige Fortdauer, die sie als moralische Personen haben sollen, eine Grundlage fordert, welche diesen Fortbestand zu sichern im Stande ist.
- V. Die Güter der Gemeinden, welche als moralische Personen in dem Grundbesitz eine Garantie für ihren materiellen Fortbestand erheischen, die sie auch nach dem Zeugniß der Geschichte von jeher besessen hatten. Diese Forderung aber ist nicht so unbedingt, daß nicht wenigstens ein Theil der Gemeindegüter dort, wo es

wirtschaftliche Gründe rathlich oder nothwendig machen, vertheilt werden dürfte.

- VI. Die geschlossenen Bauerngüter, aber nur dort, wo die Eigenschaft des Bodens, wie in rauhem Gebirgland oder in Sandgegenden, einen gedeihlichen Betrieb der Landwirthschaft nur auf großen Gütern gestattet. Das ist namentlich der Fall, wo viel unbedüngtes Weideland ist, wo nur durch eine starke Viehzucht der nöthige Dünger gewonnen werden kann.

Diese große Grundbesitze geben auch die Elemente für eine heilsame landständische Vertretung, welche nur auf der Grundlage großer Selbständigkeiten gedeiht, die vor Allem der große Grundbesitz liefert. Immer mehr macht nämlich die politische Erfahrung sich geltend, daß das repräsentative System nur dadurch Haltbarkeit gewinnt, wenn es zum größeren Theil eine Gliederung nach Ständen aufnehmen wird.

Ganz besonders muß aber bei allen diesen aufgezählten großen Gütern die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit der dazu gehörigen Waldungen festgehalten und diese müssen der unbefchränkten Verfügung der Eigenthümer entzogen werden, einmal weil das Holz der Gegenstand eines wesentlichen Lebensbedürfnisses ist und eine Holzverwüstung bei dem langsamen Heranwachsen des Holzes die künftigen Generationen gefährden könnte; sodann, weil durch Verwüstung der Wälder in Folge der Entziehung des nöthigen Maßes der Feuchtigkeit ganze Landstriche unfruchtbar gemacht werden können.

Allein nicht bloß die öffentlich-rechtliche Gesetzgebung soll in oben bezeichneter Weise die herrschende Regel des freien Verkehrs mit dem Grundeigenthum beschränken, sondern auch die privatrechtliche Gesetzgebung hat hier das Ihrige zu thun. Sie soll nach den eigenthümlichen Verhältnissen eines jeden Staats auf dem Gebiet des Sachen- und Forderungsrechts, vor Allem aber auf dem des Familien- und Erbrechts zum Schutz der privatrechtlichen Verbände, z. B.

der Familie durch Beschränkung des freien Verkehrs mit dem Grundeigenthum die materiellen Unterlagen sichern, auf welchen diese Institutionen und Verbände allein gedeihen können.

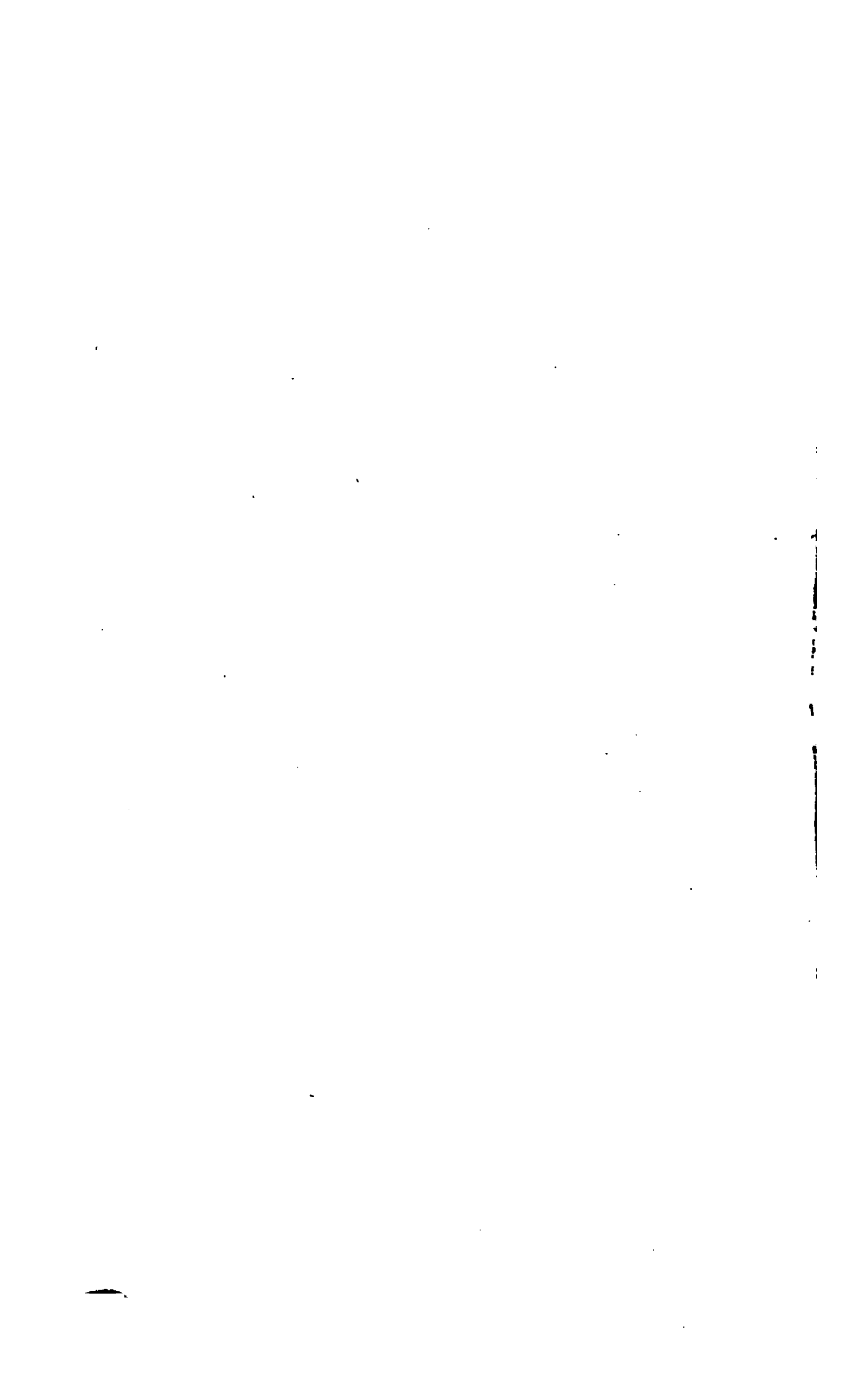
In dem Gleichgewicht zwischen der individuellen Freiheit des Verkehrs mit Grundeigenthum und zwischen den politischen Beschränkungen wirken die durch die Verbände des Familienrechts geforderten Ansammlungen des Grundbesizes als zweckmäßige Vermittlungen, welche in den freien Güterverkehr der Individuen eine heilsame Ermäßigung bringen.

Diesen praktischen Weg hat die preussische Gesetzgebung eingeschlagen und mit großer Umsicht und mit segensreichen Erfolgen durchgeführt. Schon in den Edicten vom 9. October 1807 und vom 14. September 1811 wurde als Regel der freie Verkehr in Betreff des Grundeigenthums aufgestellt, da das letztere Gesetz in seinem § 1. ausspricht: „Zuvörderst heben wir im Allgemeinen alle Beschränkungen des Grundeigenthums, die aus der bisherigen Verfassung entspringen, hiermit gänzlich auf und setzen fest:

„daß jeder Grundbesitzer ohne Ausnahme befugt sein soll, über seine Grundstücke in so ferne frei zu verfügen, als nicht Rechte Dritter dadurch verletzt würden.“

„... Demgemäß kann mit Ausnahme dieser Fälle jeder Eigenthümer sein Gut oder seinen Hof durch Ankauf oder Verkauf oder sonst auf rechtliche Weise willkürlich vergrößern oder verkleinern. Er kann die Zubehörungen an einen oder mehrere Erben hinterlassen. Er kann sie vertauschen, verschenken oder sonst nach Willkür im rechtlichen Wege damit schalten, ohne zu einer dieser Veränderungen eine besondere Genehmigung zu bedürfen.“

Die wirthschaftlichen und sittlichen Vortheile, welche in diesem Edict sich der Gesetzgeber versprochen, sind für die preussische Monarchie wirklich eingetreten, wie eine Reihe amtlicher Denkschriften und die Zeugnisse erfahrener Agronomen und der Statistiker es übereinstimmend beurkunden.





Ueber die Tabaksernte.

Aus den Landwirthschaftl. Berichten Nr. 15 u. 16 besonders abgedruckt.

Diese beginnt sehr oft schon im August und setzt sich den ganzen Monat September über fort, je nachdem das Auspflanzen des Tabaks früher oder später vor sich gehen kann.

Nachdem die Tabaksgeizen, so wie sie erschienen, immer wieder ausgebrochen wurden, ist das Erkennen der Reife des Tabaks einer der wichtigsten Punkte bei der ganzen Cultur. Hierbei ist jedoch wieder der Gebrauch zu berücksichtigen, für welchen der erzoogene Tabak bestimmt ist.

Das sogenannte Pfeifengut darf erst gebrochen werden, wenn es durchaus reif, selbst überreif geworden ist. Denn bei diesem ist die Farbe maßgebend, welche möglichst hell, aber feurig sein muß. Diese bekommt aber beim Trocknen nur jener Tabak, der auf dem Felde bereits gelblich geworden ist. Er erhält zuerst gelbe Flecken, welche sich nach und nach vergrößern; dann wird das ganze Blatt etwas gelblich und dies ist der beste Zeitpunkt zur Ernte. Bei dem Pfeifengut wird der Geschmack vorzüglich berücksichtigt, dieser hängt aber von der höchsten Reife ab. Daher sollte ein geringer Verlust an Gewicht, der durch zu sehr vorge-rückte Reife entsteht, nicht berücksichtigt werden.

Bei dem sogenannten Deckblatt ist die Farbe mehr Nebensache. Hier werden dünne zarte Rippen und möglichst Zähigkeit bei dünnem Blattkörper verlangt. Je reifer ein Blatt wird, um so brüchiger ist es, daher man jenen Reifegrad abwarten muß, bei welchem mit möglichster Ausbildung der Tabaksbestandtheile, die Zähigkeit noch nicht verloren gegangen ist. Das beste und sicherste

570 000

Kennzeichen hiefür ist, wenn das Blatt einzelne gelbliche Stellen zu zeigen beginnt. Andere wollen auch noch für ein sicheres Zeichen gehalten haben, daß es noch klebrig sei. Doch ist dieses mehr von dem Jahrgange abhängig. Werden die Blätter zu unreif gebrochen, so sollen sie ebenfalls brüchig werden. Von manchen Tabaksproduzenten wird dieses widersprochen, wir glauben aber an die Richtigkeit dieser Erfahrung, da es einzusehen ist, daß bei ggn. unreifen Blättern die einzelnen Theile nicht so fest verbunden sein können, als bei einem gewissen Grad von Reife, weil die gummösen Bestandtheile noch nicht ausgebildet sind; daß diese sich aber mit vorgeschrittener Reife wieder verlieren. Es wäre interessant durch chemische Untersuchungen die in dem Tabaksblatte vorgehenden Veränderungen näher zu ermitteln. Von Seiten des Käufers wird übrigens sehr auf eine gleiche Farbe des Deckblattes gesehen.

Bei dem Brechen der Blätter muß mit größter Sorgfalt verfahren werden, damit sie so wenig als möglich verletzt werden. Früher ward hierauf weniger Rücksicht genommen, weil sie doch geschnitten wurden, jetzt aber gilt es, aus dem Deckblatt so viel unversehrte Cigarrendecken als möglich, heraus zu schneiden. Da von dem Pfeisengut sehr vieles als Einlage verwendet wird, so ist es ebenfalls besser, dieses in ganzen, nicht in zerstückten Ründen zusammenzurollen, so daß auch hier auf Beschädigung der Blätter sehr geachtet wird.

Bei dem Brechen darf nur das Blatt mit seiner Rippe gebrochen werden. Es dürfen weder die sogenannten Knäppeln (der Stammfortsatz, welcher frühere an dem obersten Blatt gelassen wurde) noch Theile der Rinde, oder auch die mit dem Stengel zusammenhängende Blattfortsätze dazu genommen werden. In früherer Zeit ward hierauf weniger gesehen, jetzt aber, wo bei den theuern Einfuhrzöllen, welche der Tabak in mehreren Ländern zu zahlen hat, alles nicht brauchbare beseitigt werden muß, hat der Tabakproduzent sehr darauf zu achten.

Eine sehr schädliche Methode ist, die zerbrochenen Tabaksblätter, wie dies früher Gebrauch war, zwischen die Knie zu nehmen und so lange zu brechen, bis eine bestimmte Linie abgeblattet war. Hierdurch werden viele Blätter gequetscht und unbrauchbar. Sie müssen handvollweise gebrochen und so, wie sie nicht mehr gefaßt werden können, zwischen die Stöcke gelegt werden.

Das Brechen darf auf keinen Fall bei nassen Blättern geschehen. Diese erhitzen sich schnell und werden schon in den Büscheln, ehe sie eingefädel werden, brandig und mürbe.

Bei dem Brechen der Blätter werden die sogenannten Sandblätter, d. h. jene erst gebildeten untern Blätter, welche als am frühesten gezeitigt, gelb und überreif, selbst auch bür geworden sind, einstweilen stehen gelassen und nachher gesammelt. Bei dem Preise, welcher aber jetzt für gute Sandblätter bezahlt wird,

Ueber die Tabaksernte.

Aus den Landwirthschaftl. Berichten Nr. 15 u. 16 besonders abgedruckt.

Diese beginnt sehr oft schon im August und setzt sich den ganzen Monat September über fort, je nachdem das Auspflanzen des Tabaks früher oder später vor sich gehen kann.

Nachdem die Tabaksgeizen, so wie sie erschienen, immer wieder ausgebrochen wurden, ist das Erkennen der Reife des Tabaks einer der wichtigsten Punkte bei der ganzen Cultur. Hierbei ist jedoch wieder der Gebrauch zu berücksichtigen, für welchen der erzeugene Tabak bestimmt ist.

Das sogenannte Pfeisengut darf erst gebrochen werden, wenn es durchaus reif, selbst überreif geworden ist. Denn bei diesem ist die Farbe maßgebend, welche möglichst hell, aber feurig sein muß. Diese bekömmt aber beim Trocknen nur jener Tabak, der auf dem Felde bereits gelblich geworden ist. Er erhält zuerst gelbe Flecken, welche sich nach und nach vergrößern; dann wird das ganze Blatt etwas gelblich und dies ist der beste Zeitpunkt zur Erndte. Bei dem Pfeisengut wird der Geschmack vorzüglich berücksichtigt, dieser hängt aber von der höchsten Reife ab. Daher sollte ein geringer Verlust an Gewicht, der durch zu sehr vorge-rückte Reife entsteht, nicht berücksichtigt werden.

Bei dem sogenannten Deckblatt ist die Farbe mehr Nebensache. Hier werden dünne zarte Rippen und möglichste Zähigkeit bei dünnem Blattkörper verlangt. Je reifer ein Blatt wird, um so brüchiger ist es, daher man jenen Reifegrad abwarten muß, bei welchem mit möglichster Ausbildung der Tabaksbestandtheile, die Zähigkeit noch nicht verloren gegangen ist. Das beste und sicherste

Kennzeichen hiefür ist, wenn das Blatt einzelne gelbliche Stellen zu zeigen beginnt. Andere wollen auch noch für ein sicheres Zeichen gehalten haben, daß es noch klebrig sei. Doch ist dieses mehr von dem Jahrgange abhängig. Werden die Blätter zu unreif gebrochen, so sollen sie ebenfalls brüchig werden. Von manchen Tabaksproduzenten wird dieses widersprochen, wir glauben aber an die Richtigkeit dieser Erfahrung, da es einzusehen ist, daß bei ganz unreifen Blättern die einzelnen Theile nicht so fest verbunden sein können, als bei einem gewissen Grad von Reife, weil die gummosen Bestandtheile noch nicht ausgebildet sind; daß diese sich aber mit vorgeschrittener Reife wieder verlieren. Es wäre interessant durch chemische Untersuchungen die in dem Tabaksblatte vorgehenden Veränderungen näher zu ermitteln. Von Seiten des Käufers wird übrigens sehr auf eine gleiche Farbe des Deckblattes gesehen.

Bei dem Brechen der Blätter muß mit größter Sorgfalt verfahren werden, damit sie so wenig als möglich verletzt werden. Früher ward hierauf weniger Rücksicht genommen, weil sie doch geschnitten wurden, jetzt aber gilt es, aus dem Deckblatt so viel unversehrte Cigarrendecken als möglich, heraus zu schneiden. Da von dem Pfeisengut sehr vieles als Einlage verwendet wird, o. ist es ebenfalls besser, dieses in ganzen, nicht in zerlegten Rüden zusammenzurollen, so daß auch hier auf Beschädigung der Blätter eht geachtet wird.

Bei dem Brechen darf nur das Blatt mit seiner Rippe gebrochen werden. Es dürfen weder die sogenannten Knüppeln (der Stammfortsatz, welcher frühere an dem obersten Blatt gelassen wurde) noch Theile der Rinne, oder auch die mit dem Stengel zusammenhängende Blattfortsätze dazu genommen werden. In früherer Zeit ward hierauf weniger gesehen, jetzt aber, wo bei den theuern Einfuhrzöllen, welche der Tabak in mehrern Ländern zu zahlen hat, alles nicht brauchbare beseitigt werden muß, hat der Tabakproduzent sehr darauf zu achten.

Eine sehr schädliche Methode ist, die zerbrochenen Tabaksblätter, wie dies früher Gebrauch war, zwischen die Knie zu nehmen und so lange zu brechen, bis eine bestimmte Linie abgebraucht war. Hierdurch werden viele Blätter gequetscht und unbrauchbar. Sie müssen handvollweise gebrochen und so, wie sie nicht mehr gefaßt werden können, zwischen die Stöcke gelegt werden.

Das Brechen darf auf keinen Fall bei nassen Blättern geschehen. Diese erhitzen sich schnell und werden schon in den Büscheln, ehe sie eingefädelt werden, brandig und mürbe.

Bei dem Brechen der Blätter werden die sogenannten Sandblätter, d. h. jene erst gebildeten untern Blätter, welche als am frühesten gezeitigt, gelb und überreif, selbst auch dürr geworden sind, einstweilen stehen gelassen und nachher aufgesammelt. Bei dem Preise, welcher aber jetzt für gute Sandblätter bezahlt wird,

Ueber die Tabaksernte.

Aus den Landwirthschaftl. Berichten Nr. 15 u. 16 besonders abgedruckt.

Diese beginnt sehr oft schon im August und setzt sich den ganzen Monat September über fort, je nachdem das Auspflanzen des Tabaks früher oder später vor sich gehen kann.

Nachdem die Tabaksgeizen, so wie sie erschienen, immer wieder ausgebrochen wurden, ist das Erkennen der Reife des Tabaks einer der wichtigsten Punkte bei der ganzen Cultur. Hierbei ist jedoch wieder der Gebrauch zu berücksichtigen, für welchen der erzeugene Tabak bestimmt ist.

Das sogenannte Pfeisengut darf erst gebrochen werden, wenn es durchaus reif, selbst überreif geworden ist. Denn bei diesem ist die Farbe maßgebend, welche möglichst hell, aber feurig sein muß. Diese bekommt aber beim Trocknen nur jener Tabak, der auf dem Felde bereits gelblich geworden ist. Er erhält zuerst gelbe Flecken, welche sich nach und nach vergrößern; dann wird das ganze Blatt etwas gelblich und dies ist der beste Zeitpunkt zur Erndte. Bei dem Pfeisengut wird der Geschmack vorzüglich berücksichtigt, dieser hängt aber von der höchsten Reife ab. Daher sollte ein geringer Verlust an Gewicht, der durch zu sehr vorge-rückte Reife entsteht, nicht berücksichtigt werden.

Bei dem sogenannten Deckblatt ist die Farbe mehr Nebensache. Hier werden dünne zarte Rippen und möglichst Zähigkeit bei dünnem Blattkörper verlangt. Je reifer ein Blatt wird, um so brüchiger ist es, daher man jenen Reifegrad abwarten muß, bei welchem mit möglichster Ausbildung der Tabaksbestandtheile, die Zähigkeit noch nicht verloren gegangen ist. Das beste und sicherste

Kennzeichen hiefür ist, wenn das Blatt einzelne gelbliche Stellen zu zeigen beginnt. Andere wollen auch noch für ein sicheres Zeichen gehalten haben, daß es noch klebrig sei. Doch ist dieses mehr von dem Jahrgange abhängig. Werden die Blätter zu unreif gebrochen, so sollen sie ebenfalls brüchig werden. Von manchen Tabakproduzenten wird dieses widersprochen, wir glauben aber an die Richtigkeit dieser Erfahrung, da es einzusehen ist, daß bei ganz unreifen Blättern die einzelnen Theile nicht so fest verbunden sein können, als bei einem gewissen Grad von Reife, weil die gummösen Bestandtheile noch nicht ausgebildet sind; daß diese sich aber mit vorgeschrittener Reife wieder verlieren. Es wäre interessant durch chemische Untersuchungen die in dem Tabakblätter vorgehenden Veränderungen näher zu ermitteln. Von Seiten des Käufers wird übrigens sehr auf eine gleiche Farbe des Deckblattes gesehen.

Bei dem Brechen der Blätter muß mit größter Sorgfalt verfahren werden, damit sie so wenig als möglich verletzt werden. Früher ward hierauf weniger Rücksicht genommen, weil sie doch geschnitten wurden, jetzt aber gilt es, aus dem Deckblatt so viel unversehrte Cigarrendecken als möglich, heraus zu schneiden. Da von dem Pfeisengut sehr vieles als Einlage verwendet wird, so ist es ebenfalls besser, dieses in ganzen, nicht in zerstückten Rüden zusammenzurollen, so daß auch hier auf Beschädigung der Blätter sehr geachtet wird.

Bei dem Brechen darf nur das Blatt mit seiner Rippe gebrochen werden. Es dürfen weder die sogenannten Knäppeln (der Stammfortsatz, welcher frühere an dem obersten Blatt gelassen wurde) noch Theile der Rinde, oder auch die mit dem Stängel zusammenhängende Blattfortsätze dazu genommen werden. In früherer Zeit ward hierauf weniger gesehen, jetzt aber, wo bei den theuern Einfuhrzöllen, welche der Tabak in mehreren Ländern zu zahlen hat, alles nicht brauchbare beseitigt werden muß, hat der Tabakproduzent sehr darauf zu achten.

Eine sehr schädliche Methode ist, die zerbrochenen Tabakblätter, wie dies früher Gebrauch war, zwischen die Rute zu nehmen und so lange zu brechen, bis eine bestimmte Linie abgeblättert war. Hierdurch werden viele Blätter gequetscht und unbrauchbar. Sie müssen handvollweise gebrochen und so, wie sie nicht mehr gefaßt werden können, zwischen die Stöcke gelegt werden.

Das Brechen darf auf keinen Fall bei nassen Blättern geschehen. Diese erhigen sich schnell und werden schon in den Büscheln, ehe sie eingegebelt werden, brandig und mürbe.

Bei dem Brechen der Blätter werden die sogenannten Sandblätter, d. h. jene erst gebildeten untern Blätter, welche als am frühesten gezeitigt, gelb und überreif, selbst auch dürr geworden sind, einstweilen stehen gelassen und nachher aufgesammelt. Bei dem Preise, welcher aber jetzt für gute Sandblätter bezahlt wird,

Ueber die Tabaksernte.

Aus den Landwirthschaftl. Berichten Nr. 15 u. 16 besonders abgedruckt.

Diese beginnt sehr oft schon im August und setzt sich den ganzen Monat September über fort, je nachdem das Auspflanzen des Tabaks früher oder später vor sich gehen kann.

Nachdem die Tabaksgeizen, so wie sie erschienen, immer wieder ausgebrochen wurden, ist das Erkennen der Reife des Tabaks einer der wichtigsten Punkte bei der ganzen Cultur. Hierbei ist jedoch wieder der Gebrauch zu berücksichtigen, für welchen der erzeugte Tabak bestimmt ist.

Das sogenannte Pfeisengut darf erst gebrochen werden, wenn es durchaus reif, selbst überreif geworden ist. Denn bei diesem ist die Farbe maßgebend, welche möglichst hell, aber feurig sein muß. Diese bekommt aber beim Trocknen nur jener Tabak, der auf dem Felde bereits gelblich geworden ist. Er erhält zuerst gelbe Flecken, welche sich nach und nach vergrößern; dann wird das ganze Blatt etwas gelblich und dies ist der beste Zeitpunkt zur Erndte. Bei dem Pfeisengut wird der Geschmack vorzüglich berücksichtigt, dieser hängt aber von der höchsten Reife ab. Daher sollte ein geringer Verlust an Gewicht, der durch zu sehr vorgerückte Reife entsteht, nicht berücksichtigt werden.

Bei dem sogenannten Deckblatt ist die Farbe mehr Nebensache. Hier werden dünne zarte Rippen und möglichste Zähigkeit bei dünnem Blattkörper verlangt. Je reifer ein Blatt wird, um so brüchiger ist es, daher man jenen Reifegrad abwarten muß, bei welchem mit möglichster Ausbildung der Tabakbestandtheile, die Zähigkeit noch nicht verloren gegangen ist. Das beste und sicherste

Kennzeichen hiefür ist, wenn das Blatt einzelne gelbliche Stellen zu zeigen beginnt. Andere wollen auch noch für ein sicheres Zeichen gehalten haben, daß es noch flebrig sei. Doch ist dieses mehr von dem Jahrgange abhängig. Werden die Blätter zu unreif gebrochen, so sollen sie ebenfalls brüchig werden. Von manchen Tabaksproduzenten wird dieses widersprochen, wir glauben aber an die Richtigkeit dieser Erfahrung, da es einzusehen ist, daß bei ganz unreifen Blättern die einzelnen Theile nicht so fest verbunden ~~sein müssen~~, als bei einem gewissen Grad von Reife, weil die gummiösen Bestandtheile noch nicht ausgebildet sind; daß diese sich aber mit vorgeschrittener Reife wieder verlieren. Es wäre interessant durch chemische Untersuchungen die in dem Tabaksblatte vorgehenden Veränderungen näher zu ermitteln. Von Seiten des Käufers wird übrigens sehr auf eine gleiche Farbe des Deckblattes gesehen.

Bei dem Brechen der Blätter muß mit größter Sorgfalt verfahren werden, damit sie so wenig als möglich verfestet werden. Früher ward hierauf weniger Rücksicht genommen, weil sie doch geschnitten wurden, jetzt aber gilt es, aus dem Deckblatt so viel unversehrte Cigarrendecken als möglich, heraus zu schneiden. Da von dem Pfeisengut sehr vieles als Einlage verwendet wird, o ist es ebenfalls besser, dieses in ganzen, nicht in zerfesten Rüden zusammenzurollen, so daß auch hier auf Beschädigung der Blätter sehr geachtet wird.

Bei dem Brechen darf nur das Blatt mit seiner Rippe gebrochen werden. Es dürfen weder die sogenannten Knüppeln (der Stammsfortsatz, welcher frühere an dem obersten Blatt gelassen wurde) noch Theile der Rinde, oder auch die mit dem Stengel zusammenhängende Blattfortsätze dazu genommen werden. In früherer Zeit ward hierauf weniger gesehen, jetzt aber, wo bei den theuern Einfuhrzöllen, welche der Tabak in mehrern Ländern zu zahlen hat, alles nicht brauchbare beseitigt werden muß, hat der Tabakproduzent sehr darauf zu achten.

Eine sehr schädliche Methode ist, die zerbrochenen Tabaksblätter, wie dies früher Gebrauch war, zwischen die Knie zu nehmen und so lange zu brechen, bis eine bestimmte Linie abgeblattet war. Hierdurch werden viele Blätter gequetscht und unbrauchbar. Sie müssen handvollweise gebrochen und so, wie sie nicht mehr gefaßt werden können, zwischen die Stöcke gelegt werden.

Das Brechen darf auf keinen Fall bei nassen Blättern geschehen. Diese erhitzen sich schnell und werden schon in den Händen, ehe sie eingeäschelt werden, brandig und mürbe.

Bei dem Brechen der Blätter werden die sogenannten Sandblätter, d. h. jene erst gebildeten untern Blätter, welche als am frühesten gereizigt, gelb und abetreib, selbst auch bür gebrochen sind, einstweilen stehen gelassen und nachher aufgesammelt. Bei dem Presse, welcher aber jetzt für gute Sandblätter besorgt wird,

Dürfte es sich lohnen, diese schon früher, vielleicht schon 14 Tage vor der Tabakserndte, wenn man nur den Tabaksblättern selbst nicht schadet, sorgfältig abzunehmen und wie die Blätter selbst zu behandeln. Man würde hiedurch viel mehr und schönere Blätter erhalten, und den Verlust vermeiden, welcher durch das Abdürren und die zu weit vorgeschrittene Ueberreife entsteht. Es versteht sich, daß dieses frühere Abnehmen bei sehr dicht stehendem Tabak, welcher den Boden ganz bedeckt, nicht geschehen kann, dagegen giebt es manche Felder, wo es möglich ist, ohne den Hauptblättern zu schaden, daher wir darauf aufmerksam machen.

Dies wäre vielleicht der erste Schritt zu einer theilweisen Tabakserndte, wie sie in Holland gebräuchlich ist, wo der Tabak in 2 oder 3 Perioden, je nach der Blattrufe gebrochen wird. Zuerst kommt das Erdgut, worunter die Sandblätter zu rechnen sind, welche wir durch unser Verfahren theilweise verlieren. Wenn die vier bis sechs untern Tabaksblätter die gehörige Reife haben, werden diese als Bestgut gebrochen. Die obern bleiben stehen, bis auch sie die gehörige Zeitigung erlangen und werden dann unter dem Namen oberes oder Mittelgut geerntet. Sehr bemerkenswerth ist aber, daß, wenn das Erd- und das Bestgut abgenommen sind, die stehengebliebenen oberen Blätter zu wachsen beginnen, und an Größe bedeutend zunehmen, wodurch sich die etwaigen Mehrkosten dieses Verfahrens reichlich wieder ersetzen. Wir haben dieses Zunehmen der obern Blätter in 2 Fällen selbst betrachtet, nemlich bei einem Hagelschlag in der Ladenburger Gegend. Man nahm die verhagelten Blätter weg, köpfte, da dies noch nicht geschehen war, etwas höher und erhielt eine fast vollständige Erndte durch die sich an dem höhern Theil des Stengels ansetzenden Blätter. Der zweite Fall war bei einem starken Froste, von welchem die untern Blätter befallen wurden, während die spätern davon frei blieben. Man nahm diese früher ab und trieb den Saft des Stocdes in die obern Blätter, wodurch sich diese noch vollkommen ausbildeten. Die holländer Art des periodischen Brechens von unten hinauf correspondirt dem Getzen von oben her, und muß die Säfte zur bessern Ausbildung in die noch zurückbleibenden Blätter treiben.

Durch ein solches Verfahren wird auch einem sehr dringenden Bedürfnisse abgeholfen, welches sich in der Nothwendigkeit des Sortirens der Blätter immer mehr zeigt, besonders wenn das Streichen des Tabakes bei den Bauern allgemeiner werden sollte. Bei diesem kommt es besonders darauf an, gleich große, ganz unversehrte Blätter zu haben, wodurch ein sehr großer Zeitverlust für das Ausfuchen der dürrn Blätter erspart wird. Durch das periodische Abernten macht sich die Sache von selbst, weil die Blätter von gleicher Qualität zusammen kommen, und ein Ausschließen etwa mit gebrochener geringeren Tabaksblättern bei dem Einfassen leicht von statten geht. Wird aber nicht in Perioden geerntet, so sollte man nicht versäumen, so wie man ja die Sand-

Kennzeichen hiefür ist, wenn das Blatt einzelne gelbliche Stellen zu zeigen beginnt. Andere wollen auch noch für ein sicheres Zeichen gehalten haben, daß es noch klebrig sei. Doch ist dieses mehr von dem Jahrgange abhängig. Werden die Blätter zu unreif gebrochen, so sollen sie ebenfalls brüchig werden. Von manchen Tabaksproduzenten wird dieses widersprochen, wir glauben aber an die Richtigkeit dieser Erfahrung, da es einzusehen ist, daß bei ganz unreifen Blättern die einzelnen Theile nicht so fest verbunden sind, als bei einem gewissen Grad von Reife, weil die gummosen Bestandtheile noch nicht ausgebildet sind; daß diese sich aber mit vorgeschrittener Reife wieder verlieren. Es wäre interessant durch chemische Untersuchungen die in dem Tabaksblatte vorgehenden Veränderungen näher zu ermitteln. Von Seiten des Käufers wird übrigens sehr auf eine gleiche Farbe des Deckblattes gesehen.

Bei dem Brechen der Blätter muß mit größter Sorgfalt verfahren werden, damit sie so wenig als möglich verletzt werden. Früher ward hierauf weniger Rücksicht genommen, weil sie doch geschnitten wurden, jetzt aber gilt es, aus dem Deckblatt so viel unversehrte Cigarrendecken als möglich, heraus zu schneiden. Da von dem Pfeisengut sehr vieles als Einlage verwendet wird, so ist es ebenfalls besser, dieses in ganzen, nicht in zerlegten Rüden zusammenzurollen, so daß auch hier auf Beschädigung der Blätter sehr geachtet wird.

Bei dem Brechen darf nur das Blatt mit seiner Rippe gebrochen werden. Es dürfen weder die sogenannten Knüppeln (der Stammfortsatz, welcher früher an dem obersten Blatt gelassen wurde) noch Theile der Rinde, oder auch die mit dem Stengel zusammenhängende Blattfortsätze dazu genommen werden. In früherer Zeit ward hierauf weniger gesehen, jetzt aber, wo bei den theuern Einfuhrzöllen, welche der Tabak in mehreren Ländern zu zahlen hat, alles nicht brauchbare beseitigt werden muß, hat der Tabakproduzent sehr darauf zu achten.

Eine sehr schädliche Methode ist, die zerbrochenen Tabaksblätter, wie dies früher Gebrauch war, zwischen die Knie zu nehmen und so lange zu brechen, bis eine bestimmte Linie abgeblattet war. Hierdurch werden viele Blätter gequetscht und unbrauchbar. Sie müssen handvollweise gebrochen und so, wie sie nicht mehr gefaßt werden können, zwischen die Stöcke gelegt werden.

Das Brechen darf auf keinen Fall bei nassen Blättern geschehen. Diese erhigen sich schnell und werden schon in den Büscheln, ehe sie eingefädelt werden, brandig und mürbe.

Bei dem Brechen der Blätter werden die sogenannten Sandblätter, d. h. jene erst gebildeten untern Blätter, welche als am frühesten gezeitigt, gelb und überreif, selbst auch bärre geworden sind, einstreuen stehen gelassen und nachher aufgesammelt. Bei dem Pressen, welcher aber jetzt für gute Sandblätter bezahlt wird,

dürfte es sich lohnen, diese schon früher, vielleicht schon 14 Tage vor der Tabakerndte, wenn man nur den Tabaksblättern selbst nicht schadet, sorgfältig abzunehmen und wie die Blätter selbst zu behandeln. Man würde hiedurch viel mehr und schönere Blätter erhalten, und den Verlust vermeiden, welcher durch das Abdürren und die zu weit vorgeschrittene Ueberreife entsteht. Es versteht sich, daß dieses frühere Abnehmen bei sehr dicht stehendem Tabak, welcher den Boden ganz bedeckt, nicht geschehen kann, dagegen giebt es manche Felder, wo es möglich ist, ohne den Hauptblättern zu schaden, daher wir darauf aufmerksam machen.

Dies wäre vielleicht der erste Schritt zu einer theilweisen Tabakerndte, wie sie in Holland gebräuchlich ist, wo der Tabak in 2 oder 3 Perioden, je nach der Blattriefe gebrochen wird. Zuerst kommt das Erdgut, worunter die Sandblätter zu rechnen sind, welche wir durch unser Verfahren theilweise verlieren. Wenn die vier bis sechs untern Tabaksblätter die gehörige Reife haben, werden diese als Bestgut gebrochen. Die obern bleiben stehen, bis auch sie die gehörige Zeitigung erlangen und werden dann unter dem Namen oberes oder Mittelgut geerntet. Sehr bemerkenswerth ist aber, daß, wenn das Erd- und das Bestgut abgenommen sind, die stehengebliebenen oberen Blätter zu wachsen beginnen, und an Größe bedeutend zunehmen, wodurch sich die etwaigen Mehrkosten dieses Verfahrens reichlich wieder ersetzen. Wir haben dieses Zunehmen der obern Blätter in 2 Fällen selbst betrachtet, nemlich bei einem Hagelschlag in der Ladenburger Gegend. Man nahm die verhagelten Blätter weg, köpfte, da dies noch nicht geschehen war, etwas höher und erhielt eine fast vollständige Erndte durch die sich an dem höhern Theil des Stengels ansetzenden Blätter. Der zweite Fall war bei einem starken Froste, von welchem die untern Blätter befallen wurden, während die spätern davon frei blieben. Man nahm diese früher ab und trieb den Saft des Stoces in die obern Blätter, wodurch sich diese noch vollkommen ausbildeten. Die holländer Art des periodischen Brechens von unten hinauf correspondirt dem Geizen von oben her, und muß die Säfte zur bessern Ausbildung in die noch zurückbleibenden Blätter treiben.

Durch ein solches Verfahren wird auch einem sehr dringenden Bedürfnisse abgeholfen, welches sich in der Nothwendigkeit des Sortirens der Blätter immer mehr zeigt, besonders wenn das Streichen des Tabakes bei den Bauern allgemeiner werden sollte. Bei diesem kommt es besonders darauf an, gleich große, ganz unversehrte Blätter zu haben, wodurch ein sehr großer Zeitverlust für das Ausfuchen der dürrten Blätter erspart wird. Durch das periodische Abernten macht sich die Sache von selbst, weil die Blätter von gleicher Dualität zusammen kommen, und ein Aus-schöpfen etwa mit gebrochener geringeren Tabaksblättern bei dem Einfassen leicht von statten geht. Wird aber nicht in Perioden geerntet, so sollte man nicht versäumen, so wie man ja die Sand-

blätter stehen läßt, auch andere geringe Blätter, durch Stehenlassen und späteres Brechen von den guten zu trennen, eine Sache, die nur so lange schwierig aussieht, bis man sie versucht und etwas eingeübt hat.

Auf einen andern sehr wichtigen Punkt hat der Tabakproduzent noch besonders zu sehen. Der Fabrikant gebraucht nemlich eine jede der verschiedenen Tabaksorten vorzugsweise zu jenen Zwecken, für welche sie sich besonders eignen. Daher sieht er darauf, daß er in dem erkauften Tabak nicht die einzelnen Sorten auszulesen habe. Für den Produzenten aber ist es ein leichtes, die Sorten getrennt von einander zu bauen, und sie auch bei dem Aufhängen u. getrennt zu behandeln, und wenn dies geschieht, wird er sich jenen Abzug nicht gefallen lassen müssen, welchen der Käufer als Kosten für die spätere Sortirung bei dem Preise in Anspruch zu bringen hat.

Sind die Blätter auf dem Felde gebrochen und handvollweise zwischen die Stöcke gelegt, so gilt es, sie möglichst unverfehrt nach Hause zu bringen. Wir haben dies auf verschiedene Art versucht, in einzelnen Körben, ferner ungebunden auf Wagen in Bänken aufgesetzt. Wir haben aber gefunden, daß bei diesen Methoden der Zeitverlust zu groß ist, als daß sie im Großen angewandt werden könnten. Die geeignetste bleibt immer das Binden in Gebunde, jedoch mit möglichster Schonung der äußern Blätter. Deshalb dürfen keine harten, schneidenden Dinge zum Binden selbst angewandt werden, wie Weiden oder Bastseiler u. dgl. Das beste hierzu sind dicke, nicht zu fest gedrehte Strohfleiser, welche die Blätter am wenigsten drücken. Die Bunde selbst dürfen ja nicht zu groß gemacht werden, damit sich die Blätter durch ein stärkeres Gewicht nicht selbst zu stark zusammen drücken. Wo der Lohn des Einfassens nach Bunden gerechnet wird, gebe man lieber einen geringern Preis, als daß, um den versprochenen Lohn durch recht große Gebunde möglichst auszunützen, man durch diese weit mehr Blätter einbüßt, als dieser eingebilbete Vortheil wirklich beträgt.

Eine gleiche Vorsicht ist beim Laden der Gebunde auf den Wagen anzuwenden. Wenn durch hohes Laden die unten liegenden Büschel zu stark gedrückt werden, gehen mehr Blätter zu Grunde, als eine zweimalige Fahrt ausmachen würde.

Daß auch beim Abladen eine gleiche Sorgfalt stattfindet, versteht sich wohl von selbst. Früher, als es auf die Farbe ankam, ließ man die Büscheln sich etwas erwärmen, um eine Art von Nachreife zu bezwecken, wobei die Blätter gelblich wurden und der Tabak unter dem Dache eine sehr schöne Farbe erhielt. Da es aber jetzt auf die Zähigkeit und Dehnbarkeit des Blattes ankommt, muß alle Erwärmung vermieden werden, daher stellt man die Bunde gleich auf die Stürzen und biegt sie oben ein wenig auseinander, damit die Feuchtigkeit leicht daraus abziehen kann.

härteste es sich lohnen, diese schon früher, vielleicht schon 14 Tage vor der Tabakerndte, wenn man nur den Tabaksblättern selbst nicht schadet, sorgfältig abzunehmen und wie die Blätter selbst zu behandeln. Man würde hiedurch viel mehr und schönere Blätter erhalten, und den Verlust vermeiden, welcher durch das Abdürren und die zu weit vorgeschrittene Ueberreife entsteht. Es versteht sich, daß dieses frühere Abnehmen bei sehr dicht stehendem Tabak, welcher den Boden ganz bedeckt, nicht geschehen kann, dagegen giebt es manche Felder, wo es möglich ist, ohne den Hauptblättern zu schaden, daher wir darauf aufmerksam machen.

Dies wäre vielleicht der erste Schritt zu einer theilweisen Tabakerndte, wie sie in Holland gebräuchlich ist, wo der Tabak in 2 oder 3 Perioden, je nach der Blattreife gebrochen wird. Zuerst kommt das Erbgut, worunter die Sandblätter zu rechnen sind, welche wir durch unser Verfahren theilweise verlieren. Wenn die vier bis sechs untern Tabaksblätter die gehörige Reife haben, werden diese als Bestgut gebrochen. Die obern bleiben stehen, bis auch sie die gehörige Zeitigung erlangen und werden dann unter dem Namen oberes oder Mittelgut geerntet. Sehr bemerkenswerth ist aber, daß, wenn das Erd- und das Bestgut abgenommen sind, die stehengebliebenen oberen Blätter zu wachsen beginnen, und an Größe bedeutend zunehmen, wodurch sich die etwaigen Mehrkosten dieses Verfahrens reichlich wieder ersetzen. Wir haben dieses Zunehmen der obern Blätter in 2 Fällen selbst betrachtet, nemlich bei einem Hagelschlag in der Ladenburger Gegend. Man nahm die verhagelten Blätter weg, köpfte, da dies noch nicht geschehen war, etwas höher und erhielt eine fast vollständige Erndte durch die sich an dem höhern Theil des Stengels ansetzenden Blätter. Der zweite Fall war bei einem starken Froste, von welchem die untern Blätter befallen wurden, während die spätern davon frei blieben. Man nahm diese früher ab und trieb den Saft des Stocdes in die obern Blätter, wodurch sich diese noch vollkommen ausbildeten. Die holländer Art des periodischen Brechens von unten hinauf correspondirt dem Geizen von oben her, und muß die Säfte zur bessern Ausbildung in die noch zurückbleibenden Blätter treiben.

Durch ein solches Verfahren wird auch einem sehr dringenden Bedürfnisse abgeholfen, welches sich in der Nothwendigkeit des Sortirens der Blätter immer mehr zeigt, besonders wenn das Streichen des Tabakes bei den Bauern allgemeiner werden sollte. Bei diesem kommt es besonders darauf an, gleich große, ganz unversehrte Blätter zu haben, wodurch ein sehr großer Zeitverlust für das Aussuchen der dürrten Blätter erspart wird. Durch das periodische Abernten macht sich die Sache von selbst, weil die Blätter von gleicher Qualität zusammen kommen, und ein Ausschließen etwa mit gebrochener geringeren Tabaksblättern bei dem Einfassen leicht von hinten geht. Wird aber nicht in Perioden geerntet, so sollte man nicht veräumen, so wie man ja die Sand-

blätter stehen läßt, auch andere geringe Blätter, durch Stehenlassen und späteres Brechen von den guten zu trennen, eine Sache, die nur so lange schwierig aussieht, bis man sie versucht und etwas eingeübt hat.

Auf einen andern sehr wichtigen Punkt hat der Tabaksproduzent noch besonders zu sehen. Der Fabrikant gebraucht nemlich eine jede der verschiedenen Tabaksorten vorzugsweise zu jenen Zwecken, für welche sie sich besonders eignen. Daher sieht er darauf, daß er in dem erkauften Tabak nicht die einzelnen Sorten auszuflesen habe. Für den Produzenten aber ist es ein leichtes, die Sorten getrennt von einander zu bauen, und sie auch bei dem Aufhängen zc. getrennt zu behandeln, und wenn dies geschieht, wird er sich jenen Abzug nicht gefallen lassen müssen, welchen der Käufer als Kosten für die spätere Sortirung bei dem Preise in Anschlag zu bringen hat.

Sind die Blätter auf dem Felde gebrochen und handvollweise zwischen die Stöcke gelegt, so gilt es, sie möglichst unversehr nach Hause zu bringen. Wir haben dies auf verschiedene Art versucht, in einzelnen Körben, ferner ungebunden auf Wagen in Bänken aufgesetzt. Wir haben aber gefunden, daß bei diesen Methoden der Zeitverlust zu groß ist, als daß sie im Großen angewandt werden könnten. Die geeignetste bleibt immer das Binden in Gebunde, jedoch mit möglichster Schonung der äußern Blätter. Deshalb dürfen keine harten, schneidenden Dinge zum Binden selbst angewandt werden, wie Weiden oder Bastseiler u. dgl. Das beste hierzu sind dicke, nicht zu fest gedrehte Strohfleiser, welche die Blätter am wenigsten drücken. Die Bunde selbst dürfen ja nicht zu groß gemacht werden, damit sich die Blätter durch ein stärkeres Gewicht nicht selbst zu stark zusammen drücken. Wo der Lohn des Einfassens nach Bunden gerechnet wird, gebe man lieber einen geringern Preis, als daß, um den versprochenen Lohn durch recht große Gebunde möglichst auszunützen, man durch diese weit mehr Blätter einbüßt, als dieser eingebildete Vortheil wirklich beträgt.

Eine gleiche Vorsicht ist beim Laden der Gebunde auf den Wagen anzuwenden. Wenn durch hohes Laden die unten liegenden Büschel zu stark gedrückt werden, gehen mehr Blätter zu Grunde, als eine zweimalige Fahrt ausmachen würde.

Daß auch beim Abladen eine gleiche Sorgfalt stattfinde, versteht sich wohl von selbst. Früher, als es auf die Farbe ankam, ließ man die Büscheln sich etwas erwärmen, um eine Art von Nachreife zu bezwecken, wobei die Blätter gelblich wurden und der Tabak unter dem Dache eine sehr schöne Farbe erhielt. Da es aber jetzt auf die Zähigkeit und Dehnbarkeit des Blattes ankommt, muß alle Erwärmung vermieden werden, daher stellt man die Bunde gleich auf die Stürzen und biegt sie oben ein wenig auseinander, damit die Feuchtigkeit leicht daraus abziehen kann.

dürfte es sich lohnen, diese schon früher, vielleicht schon 14 Tage vor der Tabakserndte, wenn man nur den Tabaksblättern selbst nicht schadet, sorgfältig abzunehmen und wie die Blätter selbst zu behandeln. Man würde hiedurch viel mehr und schönere Blätter erhalten, und den Verlust vermeiden, welcher durch das Abdürren und die zu weit vorgeschrittene Ueberreife entsteht. Es versteht sich, daß dieses frühere Abnehmen bei sehr dicht stehendem Tabak, welcher den Boden ganz bedeckt, nicht geschehen kann, dagegen giebt es manche Felder, wo es möglich ist, ohne den Hauptblättern zu schaden, daher wir darauf aufmerksam machen.

Dies wäre vielleicht der erste Schritt zu einer theilweisen Tabakserndte, wie sie in Holland gebräuchlich ist, wo der Tabak in 2 oder 3 Perioden, je nach der Blattreife gebrochen wird. Zuerst kommt das Erdgut, worunter die Sandblätter zu rechnen sind, welche wir durch unser Verfahren theilweise verlieren. Wenn die vier bis sechs untern Tabaksblätter die gehörige Reife haben, werden diese als Bestgut gebrochen. Die obern bleiben stehen, bis auch sie die gehörige Zeitigung erlangen und werden dann unter dem Namen oberes oder Mittelgut geerntet. Sehr bemerkenswerth ist aber, daß, wenn das Erd- und das Bestgut abgenommen sind, die stehengebliebenen oberen Blätter zu wachsen beginnen, und an Größe bedeutend zunehmen, wodurch sich die etwaigen Mehrkosten dieses Verfahrens reichlich wieder ersetzen. Wir haben dieses Zunehmen der obern Blätter in 2 Fällen selbst betrachtet, nämlich bei einem Hagelschlag in der Labenburger Gegend. Man nahm die verhagelten Blätter weg, köpfte, da dies noch nicht geschehen war, etwas höher und erhielt eine fast vollständige Erndte durch die sich an dem höhern Theil des Stengels ansetzenden Blätter. Der zweite Fall war bei einem starken Froste, von welchem die untern Blätter befallen wurden, während die spätern davon frei blieben. Man nahm diese früher ab und trieb den Saft des Stoces in die obern Blätter, wodurch sich diese noch vollkommen ausbildeten. Die holländer Art des periodischen Brechens von unten hinauf correspondirt dem Geizen von oben her, und muß die Säfte zur bessern Ausbildung in die noch zurückbleibenden Blätter treiben.

Durch ein solches Verfahren wird auch einem sehr dringenden Bedürfnisse abgeholfen, welches sich in der Nothwendigkeit des Sortirens der Blätter immer mehr zeigt, besonders wenn das Streichen des Tabakes bei den Bauern allgemeiner werden sollte. Bei diesem kommt es besonders darauf an, gleich große, ganz unversehrte Blätter zu haben, wodurch ein sehr großer Zeitverlust für das Aussuchen der dürrn Blätter erspart wird. Durch das periodische Abernten macht sich die Sache von selbst, weil die Blätter von gleicher Qualität zusammen kommen, und ein Ausschließen etwa mit gebrochener geringeren Tabaksblättern bei dem Einfassen leicht von statten geht. Wird aber nicht in Perioden geerntet, so sollte man nicht veräumen, so wie man ja die Sand-

blätter stehen läßt, auch andere geringe Blätter, durch Stehenlassen und späteres Brechen von den guten zu trennen, eine Sache, die nur so lange schwierig aussieht, bis man sie versucht und etwas eingeübt hat.

Auf einen andern sehr wichtigen Punkt hat der Tabaksproduzent noch besonders zu sehen. Der Fabrikant gebraucht nemlich eine jede der verschiedenen Tabaksorten vorzugsweise zu jenen Zwecken, für welche sie sich besonders eignen. Daher steht er darauf, daß er in dem erkaufte[n] Tabak nicht die einzelnen Sorten auszulesen habe. Für den Produzenten aber ist es ein leichtes, die Sorten getrennt von einander zu bauen, und sie auch bei dem Aufhängen zc. getrennt zu behandeln, und wenn dies geschieht, wird er sich jenen Abzug nicht gefallen lassen müssen, welchen der Käufer als Kosten für die spätere Sortirung bei dem Preise in Anschlag zu bringen hat.

Sind die Blätter auf dem Felde gebrochen und handvollweise zwischen die Stöcke gelegt, so gilt es, sie möglichst unverseht nach Hause zu bringen. Wir haben dies auf verschiedene Art versucht, in einzelnen Körben, ferner ungebunden auf Wagen in Bänken aufgesetzt. Wir haben aber gefunden, daß bei diesen Methoden der Zeitverlust zu groß ist, als daß sie im Großen angewandt werden könnten. Die geeignetste bleibt immer das Binden in Gebunde, jedoch mit möglichster Schonung der äußern Blätter. Deshalb dürfen keine harten, schneidenden Dinge zum Binden selbst angewandt werden, wie Weiden oder Bastseiler u. dgl. Das beste hierzu sind dicke, nicht zu fest gedrehte Strohfleiser, welche die Blätter am wenigsten drücken. Die Bunde selbst dürfen ja nicht zu groß gemacht werden, damit sich die Blätter durch ein stärkeres Gewicht nicht selbst zu stark zusammen drücken. Wo der Lohn des Einsassens nach Bunden gerechnet wird, gebe man lieber einen geringern Preis, als daß, um den versprochenen Lohn durch recht große Gebunde möglichst auszunützen, man durch diese weit mehr Blätter einbüßt, als dieser eingebildete Vortheil wirklich beträgt.

Eine gleiche Vorsicht ist beim Laden der Gebunde auf den Wagen anzuwenden. Wenn durch hohes Laden die unten liegenden Büschel zu stark gedrückt werden, gehen mehr Blätter zu Grunde, als eine zweimalige Fahrt ausmachen würde.

Daß auch beim Abladen eine gleiche Sorgfalt stattfinden, versteht sich wohl von selbst. Früher, als es auf die Farbe ankam, ließ man die Büscheln sich etwas erwärmen, um eine Art von Nachreife zu bezwecken, wobei die Blätter gelblich wurden und der Tabak unter dem Dache eine sehr schöne Farbe erhielt. Da es aber jetzt auf die Zähigkeit und Dehnbarkeit des Blattes ankommt, muß alle Erwärmung vermieden werden, daher stellt man die Bunde gleich auf die Stürzen und biegt sie oben ein wenig auseinander, damit die Feuchtigkeit leicht daraus abziehen kann.

dürfte es sich lohnen, diese schon früher, vielleicht schon 14 Tage vor der Tabakerndte, wenn man nur den Tabaksblättern selbst nicht schadet, sorgfältig abzunehmen und wie die Blätter selbst zu behandeln. Man würde hiedurch viel mehr und schönere Blätter erhalten, und den Verlust vermeiden, welcher durch das Abdürren und die zu weit-vorgeschrittene Ueberreife entsteht. Es versteht sich, daß dieses frühere Abnehmen bei sehr dicht stehendem Tabak, welcher den Boden ganz bedeckt, nicht geschehen kann, dagegen giebt es manche Felder, wo es möglich ist, ohne den Hauptblättern zu schaden, daher wir darauf aufmerksam machen.

Dies wäre vielleicht der erste Schritt zu einer theilweisen Tabakerndte, wie sie in Holland gebräuchlich ist, wo der Tabak in 2 oder 3 Perioden, je nach der Blattreife gebrochen wird. Zuerst kommt das Erbgut, worunter die Sandblätter zu rechnen sind, welche wir durch unser Verfahren theilweise verlieren. Wenn die vier bis sechs untern Tabaksblätter die gehörige Reife haben, werden diese als Bestgut gebrochen. Die obern bleiben stehen, bis auch sie die gehörige Zeitigung erlangen und werden dann unter dem Namen oberes oder Mittelgut geerntet. Sehr bemerkenswerth ist aber, daß, wenn das Erd- und das Bestgut abgenommen sind, die stehengebliebenen oberen Blätter zu wachsen beginnen, und an Größe bedeutend zunehmen, wodurch sich die etwaigen Mehrkosten dieses Verfahrens reichlich wieder ersetzen. Wir haben dieses Zunehmen der obern Blätter in 2 Fällen selbst betrachtet, nemlich bei einem Hagelschlag in der Ladenburger Gegend. Man nahm die verhagelten Blätter weg, kypfte, da dies noch nicht geschehen war, etwas höher und erhielt eine fast vollständige Erndte durch die sich an dem höhern Theil des Stengels ansetzenden Blätter. Der zweite Fall war bei einem starken Froste, von welchem die untern Blätter befallen wurden, während die spätern davon frei blieben. Man nahm diese früher ab und trieb den Saft des Stoces in die obern Blätter, wodurch sich diese noch vollkommen ausbildeten. Die holländer Art des periodischen Brechens von unten hinauf correspondirt dem Geizen von oben her, und muß die Säfte zur bessern Ausbildung in die noch zurückbleibenden Blätter treiben.

Durch ein solches Verfahren wird auch einem sehr dringenden Bedürfnisse abgeholfen, welches sich in der Nothwendigkeit des Sortirens der Blätter immer mehr zeigt, besonders wenn das Streichen des Tabakes bei den Bauern allgemeiner werden sollte. Bei diesem kommt es besonders darauf an, gleich große, ganz unversehrte Blätter zu haben, wodurch ein sehr großer Zeitverlust für das Aussuchen der dünnen Blätter erspart wird. Durch das periodische Abernten macht sich die Sache von selbst, weil die Blätter von gleicher Qualität zusammen kommen, und ein Ausschießen etwa mit gebrochener Tabaksblättern bei dem Einfassen leicht von Hatten geht. Wird aber nicht in Perioden geerntet, so sollte man nicht versäumen, so wie man ja die Sand-

blätter stehen läßt, auch andere geringe Blätter, durch Stehenlassen und späteres Brechen von den guten zu trennen, eine Sache, die nur so lange schwierig aussieht, bis man sie versucht und etwas eingeübt hat.

Auf einen andern sehr wichtigen Punkt hat der Tabaksproduzent noch besonders zu sehen. Der Fabrikant gebraucht nemlich eine jede der verschiedenen Tabaksorten vorzugsweise zu jenen Zwecken, für welche sie sich besonders eignen. Daher sieht er darauf, daß er in dem erkauften Tabak nicht die einzelnen Sorten auszulesen habe. Für den Produzenten aber ist es ein leichtes, die Sorten getrennt von einander zu bauen, und sie auch bei dem Aufhängen zc. getrennt zu behandeln, und wenn dies geschieht, wird er sich jenen Abzug nicht gefallen lassen müssen, welchen der Käufer als Kosten für die spätere Sortirung bei dem Preise in Anspruch zu bringen hat.

Sind die Blätter auf dem Felde gebrochen und handvollweise zwischen die Stöcke gelegt, so gilt es, sie möglichst unverseht nach Hause zu bringen. Wir haben dies auf verschiedene Art versucht, in einzelnen Körben, ferner ungebunden auf Wägen in Bänken aufgesetzt. Wir haben aber gefunden, daß bei diesen Methoden der Zeitverlust zu groß ist, als daß sie im Großen angewandt werden könnten. Die geeignetste bleibt immer das Binden in Gebunde, jedoch mit möglichster Schonung der äußern Blätter. Deshalb dürfen keine harten, schneidenden Dinge zum Binden selbst angewandt werden, wie Weiden oder Bastseiler u. dgl. Das beste hierzu sind dicke, nicht zu fest gedrehte Stroßseiler, welche die Blätter am wenigsten drücken. Die Bunde selbst dürfen ja nicht zu groß gemacht werden, damit sich die Blätter durch ein stärkeres Gewicht nicht selbst zu stark zusammen drücken. Wo der Lohn des Einfassens nach Bunden gerechnet wird, gebe man lieber einen geringern Preis, als daß, um den versprochenen Lohn durch recht große Gebunde möglichst auszunügen, man durch diese weit mehr Blätter einbüßt, als dieser eingebildete Vortheil wirklich beträgt.

Eine gleiche Vorsicht ist beim Laden der Gebunde auf den Wagen anzuwenden. Wenn durch hohes Laden die unten liegenden Büschel zu stark gedrückt werden, gehen mehr Blätter zu Grunde, als eine zweimalige Fahrt ausmachen würde.

Daß auch beim Abladen eine gleiche Sorgfalt stattfinden, versteht sich wohl von selbst. Früher, als es auf die Farbe ankam, ließ man die Büscheln sich etwas erwärmen, um eine Art von Nachreife zu bezwecken, wobei die Blätter gelblich wurden und der Tabak unter dem Dache eine sehr schöne Farbe erhielt. Da es aber jetzt auf die Zähigkeit und Dehnbarkeit des Blattes ankommt, muß alle Erwärmung vermieden werden, daher stellt man die Bunde gleich auf die Stürzen und biegt sie oben ein wenig auseinander, damit die Feuchtigkeit leicht daraus abziehen kann.

Dürfte es sich lohnen, diese schon früher, vielleicht schon 14 Tage vor der Tabakerndte, wenn man nur den Tabaksblättern selbst nicht schadet, sorgfältig abzunehmen und wie die Blätter selbst zu behandeln. Man würde hiedurch viel mehr und schönere Blätter erhalten, und den Verlust vermeiden, welcher durch das Abdürren und die zu weit vorgeschrittene Ueberreife entsteht. Es versteht sich, daß dieses frühere Abnehmen bei sehr dicht stehendem Tabak, welcher den Boden ganz bedeckt, nicht geschehen kann, dagegen giebt es manche Felder, wo es möglich ist, ohne den Hauptblättern zu schaden, daher wir darauf aufmerksam machen.

Dies wäre vielleicht der erste Schritt zu einer theilweisen Tabakerndte, wie sie in Holland gebräuchlich ist, wo der Tabak in 2 oder 3 Perioden, je nach der Blattreife gebrochen wird. Zuerst kommt das Erdgut, worunter die Sandblätter zu rechnen sind, welche wir durch unser Verfahren theilweise verlieren. Wenn die vier bis sechs untern Tabaksblätter die gehörige Reife haben, werden diese als Bestgut gebrochen. Die obern bleiben stehen, bis auch sie die gehörige Zeitigung erlangen und werden dann unter dem Namen oberes oder Mittelgut geerntet. Sehr bemerkenswerth ist aber, daß, wenn das Erd- und das Bestgut abgenommen sind, die stehengebliebenen oberen Blätter zu wachsen beginnen, und an Größe bedeutend zunehmen, wodurch sich die etwaigen Mehrkosten dieses Verfahrens reichlich wieder ersetzen. Wir haben dieses Zunehmen der obern Blätter in 2 Fällen selbst betrachtet, nemlich bei einem Hagelschlag in der Ladenburger Gegend. Man nahm die verhagelten Blätter weg, köpfte, da dies noch nicht geschehen war, etwas höher und erhielt eine fast vollständige Erndte durch die sich an dem höhern Theil des Stengels ansetzenden Blätter. Der zweite Fall war bei einem starken Froste, von welchem die untern Blätter befallen wurden, während die spätern davon frei blieben. Man nahm diese früher ab und trieb den Saft des Stocdes in die obern Blätter, wodurch sich diese noch vollkommen ausbildeten. Die holländer Art des periodischen Brechens von unten hinauf correspondirt dem Geizen von oben her, und muß die Säfte zur bessern Ausbildung in die noch zurückbleibenden Blätter treiben.

Durch ein solches Verfahren wird auch einem sehr dringenden Bedürfnisse abgeholfen, welches sich in der Nothwendigkeit des Sortirens der Blätter immer mehr zeigt, besonders wenn das Streichen des Tabakes bei den Bauern allgemeiner werden sollte. Bei diesem kommt es besonders darauf an, gleich große, ganz unverfehrt Blätter zu haben, wodurch ein sehr großer Zeitverlust für das Ausluchen der dünnen Blätter erspart wird. Durch das periodische Abernten macht sich die Sache von selbst, weil die Blätter von gleicher Qualität zusammen kommen, und ein Ausschließen etwa mit gebrochener geringeren Tabaksblättern bei dem Einfassen leicht von statten geht. Wird aber nicht in Perioden geerntet, so sollte man nicht versäumen, so wie man ja die Sand-

blätter stehen läßt, auch andere geringe Blätter, durch Stehenlassen und späteres Brechen von den guten zu trennen, eine Sache, die nur so lange schwierig aussieht, bis man sie versucht und etwas eingeübt hat.

Auf einen andern sehr wichtigen Punkt hat der Tabaksproduzent noch besonders zu sehen. Der Fabrikant gebraucht nemlich eine jede der verschiedenen Tabaksforten vorzugsweise zu jenen Zwecken, für welche sie sich besonders eignen. Daher sieht er darauf, daß er in dem erkaufteu Tabak nicht die einzelnen Sorten auszulesen habe. Für den Produzenten aber ist es ein leichtes, die Sorten getrennt von einander zu bauen, und sie auch bei dem Aufhängen u. getrennt zu behandeln, und wenn dies geschieht, wird er sich jenen Abzug nicht gefallen lassen müssen, welchen der Käufer als Kosten für die spätere Sortirung bei dem Preise in Anschlag zu bringen hat.

Sind die Blätter auf dem Felde gebrochen und handvollweise zwischen die Stöcke gelegt, so gilt es, sie möglichst unversehrt nach Hause zu bringen. Wir haben dies auf verschiedene Art versucht, in einzelnen Körben, ferner ungebunden auf Wagen in Bänken aufgesetzt. Wir haben aber gefunden, daß bei diesen Methoden der Zeitverlust zu groß ist, als daß sie im Großen angewandt werden könnten. Die geeignetste bleibt immer das Binden in Gebunde, jedoch mit möglichster Schonung der äußern Blätter. Deshalb dürfen keine harten, schneidenden Dinge zum Binden selbst angewandt werden, wie Weiden oder Bastseiler u. dgl. Das beste hierzu sind dicke, nicht zu fest gedrehte Strohseiler, welche die Blätter am wenigsten drücken. Die Bunde selbst dürfen ja nicht zu groß gemacht werden, damit sich die Blätter durch ein stärkeres Gewicht nicht selbst zu stark zusammen drücken. Wo der Lohn des Einfassens nach Bunden gerechnet wird, gebe man lieber einen geringern Preis, als daß, um den versprochenen Lohn durch recht große Gebunde möglichst auszunützen, man durch diese weit mehr Blätter einbüßt, als dieser eingebilmete Vortheil wirklich beträgt.

Eine gleiche Vorsicht ist beim Laden der Gebunde auf den Wagen anzuwenden. Wenn durch hohes Laden die unten liegenden Büschel zu stark gedrückt werden, gehen mehr Blätter zu Grunde, als eine zweimalige Fahrt ausmachen würde.

Daß auch beim Abladen eine gleiche Sorgfalt stattfinde, versteht sich wohl von selbst. Früher, als es auf die Farbe ankam, ließ man die Büscheln sich etwas erwärmen, um eine Art von Nachreise zu bezwecken, wobei die Blätter gelblich wurden und der Tabak unter dem Dache eine sehr schöne Farbe erhielt. Da es aber jetzt auf die Zähigkeit und Dehnbarkeit des Blattes ankommt, muß alle Erwärmung vermieden werden, daher stellt man die Bunde gleich auf die Stürzen und biegt sie oben ein wenig auseinander, damit die Feuchtigkeit leicht daraus abziehen kann.

So wie sie etwas abgewelkt sind, müssen sie aufgehängt werden. Man hat dafür mehrere Methoden vorgeschlagen und zwar:

a) Das Aufhängen sammt den Tabakstengeln, welche alsdann, statt sie auf dem Felde von den Blättern zu entblößen, am Fuße abgeschnitten werden. Es ist begreiflich, daß, wenn die Blätter mit dem ganzen Stengel aufgehängt werden, sie gewissermaßen langsam nachreifen. Da aber jetzt der Hauptzweck auf die Erlangung eines möglichst zähen Blattes gerichtet ist, so taugt diese Nachreise nicht dafür, sondern wäre höchstens bei Pfeisengut und Cigarreneinlage anwendbar. Da man aber zum Trocknen einen bedeutend weitem Raum gebraucht, die Austrocknung, besonders wenn feuchte Witterung eintritt, langsam von statten geht, das Abstreifen der dürrten Blätter auch zeitraubender ist, als die gewöhnliche Behandlung, so können wir aus dieser Methode wenig Nutzen ersehen.

b) Das Aufschlagen der Blätter an Stäbe. Diese Art ist in Holland die gebräuchliche und bietet den Vortheil eines sehr schnellen Austrocknens der Blätter, so daß solche viel früher fertig sind, als die an Schnüren aufgehängten. Dagegen ist sie aber aufhaltend und zeitraubend, auch mehr Raum erfordernd. Wir haben sie im vorigen Jahre versuchsweise angewandt und einen vorzüglichen Tabak erhalten, welcher jedoch nicht theurer, als der andere bezahlt wurde, der eingefast und an Schnüren aufgehängt, von nicht geringerer Qualität war.

c) Das Einfassen an Schnüren bleibt, wenn es nur zweckmäßig und mit Aufmerksamkeit vollzogen wird, für die südlichen Gegenden das passendste, da in diesen auf ein schnelleres Trocknen weniger Rücksicht zu nehmen ist, wie in Holland, dabei leichter und schneller von statten geht. Wo dasselbe auch einmal eingeführt ist, ist es sehr schwer, die Arbeiter schnell an die Methode des Schlagens zu gewöhnen, und der Vortheil des Letztern ist nicht so groß, daß er eine solche allgemeine Umwandlung lohnen würde. Bei dem Einfassen ist aber Folgendes zu beobachten:

a) Die Blätter müssen in die große Blattrippe von der Seite eingestochen.

b) Sie dürfen auf den Schnüren nur in solcher Weise aufgereiht sein, daß in jedem Zwischenraum von 2 Blättern noch ein Blatt Platz finden würde. Sehr schädlich ist das enge Anreihen der Blätter auf den Schnüren, weil hierdurch leicht Fäulniß und der sogenannte Dachbrand entsteht. Man gebraucht zwar etwas mehr Raum, dagegen ist man sicher seinen Tabak gesund zu erhalten, während bei einem zu dichten Einfassen wohl einige Zentner mehr aufgehoben werden können, welche aber die ganze Parthie in Unwerth bringen. Viele Tabakproduzenten hätten im vorigen Jahre diesen Mehrertrag besser weggeworfen, statt daß derselbe ihr ganzes Erzeugniß durch den Dachbrand in Unwerth brachte.

Die Blätter werden übrigens zweckmäßiger vom Reibe ab an

die Nadel gespießt, als umgekehrt gegen den Leib, weil sie bei der letzteren Art weit mehr gedrückt werden.

Wenn die sogenannten Bandeliere fertig sind, welche jedoch nicht in Bänke auf einander gesetzt werden dürfen, sondern an einander gestellt werden müssen, damit sie sich nicht erhigen, wird der Tabak aufgehängt. Ueber die Art der größern Tabakschoppen, welche man auf mehrerlei Weise construirt, wollen wir keine Worte verlieren, und müssen an die besondern Anweisungen zu ihrem Baue hinweisen.^{*)} Kleinere Schoppen fertigt man aus Kärfern Tannenstangen, die man mit Stroh oder besser mit Ziegel bedekt. Auch dienen sonstige Räume im Hause zum Tabaktrocknen. Einige Regeln sind aber unumgänglich zu beobachten und zwar muß:

a) Der zum Tabaktrocknen bestimmte Raum möglichst viel Luftzug haben. In dumpfigen Räumen geht der Tabak zu Grund.

b) Er darf nicht über Viehställen oder über Gebäuden sich befinden, in welchen ein Geschäft betrieben wird, bei dem Dampf und Feuchtigkeit aufsteigt, wie z. B. Brennerei, Bierbrauerei u. dgl.

Weiter ist noch zu bemerken, daß, wenn der Schoppen z. B. der Sonne ausgesetzt ist, der Tabak um so schöner und farbiger trocknet, daher gegen Süden liegende Räume den nördlichen bei weitem vorzuziehen sind. Auch dürfen sie nicht zu tief und breit sein, die beste Breite ist 20 Fuß. Bei größerer Tiefe ist es rathsam, zwischen dem aufgehängten Tabake schmale Luftzüge auszusparen, um das Ansammeln von feuchten Dünsten in der Mitte zu vermeiden.

Da durch Schornsteine der Luftzug in den niedern Räumen bedeutend vermehrt wird, und der bei dem Trocknen des Tabaks sich entwickelnde feuchte Dampf doch immer geneigt ist in die Höhe zu steigen, so wäre es wahrscheinlich sehr zweckmäßig, auf dem Firste von Speichern, wenn diese zu breit oder nicht luftig genug sind, mehrere Schornsteine anzubringen, die auf dem Dache aufstehen, ohne weiter herunter zu gehen.

Durch eine hölzerne Klappe muß man sie von innen schließen können, um bei feuchter Luft oder Nebel, das Eindringen zu verhindern, und von außen müssen sie durch sogenannte Schächerhüten gegen den Regen geschützt sein.

Will man diese Schornsteine nicht haben, so dient es auch, die zweite oder dritte Ziegelreihe vom First des Hauses an durch eine auf Keisten liegende Lattē 4—6 Zoll hoch aufzuheben, welche Einrichtung aber den Nachtheil hat, daß sie nicht geschlossen werden kann. Ist das Dach hoch, so müssen in demselben mehrere solcher aufgehobenen Ziegelreihen angebracht sein, wobei es gut ist, wenn die Oeffnung unter denselben wenigstens 6—10 Zoll beträgt. Wir haben diese fortlaufenden Dachöffnungen mit dem besten Erfolge auf mehrern Tabakschoppen anbringen lassen.

^{*)} Wir haben seither von der Centralstelle Abbildungen und Pläne von sehr zweckmäßig construirten Tabakschoppen zur Vertheilung in unserm Bezirke erhalten.

So wie sie etwas abgewellt sind, müssen sie aufgehängt werden. Man hat dafür mehrere Methoden vorgeschlagen und zwar:

a) Das Aufhängen sammt den Tabakstengeln, welche alsdann, statt sie auf dem Felde von den Blättern zu entblößen, am Fuße abgeschnitten werden. Es ist begreiflich, daß, wenn die Blätter mit dem ganzen Stengel aufgehängt werden, sie gewissermaßen langsam nachreifen. Da aber jetzt der Hauptzweck auf die Erlangung eines möglichst zähen Blattes gerichtet ist, so taugt diese Nachreise nicht dafür, sondern wäre höchstens bei Pfeifengut und Cigarreneinlage anwendbar. Da man aber zum Trocknen einen bedeutend weitem Raum gebraucht, die Austrocknung, besonders wenn feuchte Witterung eintritt, langsam von statten geht, das Abstreifen der dürrten Blätter auch zeitraubender ist, als die gewöhnliche Behandlung, so können wir aus dieser Methode wenig Nutzen ersehen.

b) Das Aufschlagen der Blätter an Stäbe. Diese Art ist in Holland die gebräuchliche und bietet den Vortheil eines sehr schnellen Austrocknens der Blätter, so daß solche viel früher fertig sind, als die an Schnüren aufgehängten. Dagegen ist sie aber aufhaltend und zeitraubend, auch mehr Raum erfordernd. Wir haben sie im vorigen Jahre versuchsweise angewandt und einen vorzüglichen Tabak erhalten, welcher jedoch nicht theurer, als der andere bezahlt wurde, der eingefaßt und an Schnüren aufgehängt, von nicht geringerer Qualität war.

c) Das Einfassen an Schnüren bleibt, wenn es nur zweckmäßig und mit Aufmerksamkeit vollzogen wird, für die südlichen Gegenden das passendste, da in diesen auf ein schnelleres Trocknen weniger Rücksicht zu nehmen ist, wie in Holland, dabei leichter und schneller von statten geht. Wo dasselbe auch einmal eingeführt ist, ist es sehr schwer, die Arbeiter schnell an die Methode des Schlingens zu gewöhnen, und der Vortheil des Letztern ist nicht so groß, daß er eine solche allgemeine Umwandlung lohnen würde. Bei dem Einfassen ist aber Folgendes zu beobachten:

a) Die Blätter müssen in die große Blattrippe von der Seite eingestoßen.

b) Sie dürfen auf den Schnüren nur in solcher Weise aufgereiht sein, daß in jedem Zwischenraum von 2 Blättern noch ein Blatt Platz finden würde. Sehr schädlich ist das enge Anreihen der Blätter auf den Schnüren, weil hierdurch leicht Fäulniß und der sogenannte Dachbrand entsteht. Man gebraucht zwar etwas mehr Raum, dagegen ist man sicher seinen Tabak gesund zu erhalten, während bei einem zu dichten Einfassen wohl einige Zentner mehr aufgehoben werden können, welche aber die ganze Parthie in Unwerth bringen. Viele Tabakproduzenten hätten im vorigen Jahre diesen Mehrertrag besser weggeworfen, statt daß derselbe ihr ganzes Erzeugniß durch den Dachbrand in Unwerth brachte.

Die Blätter werden übrigens zweckmäßiger vom Reibe ab an

die Nabel gespießt, als umgekehrt gegen den Keil, weil sie bei der letzteren Art weit mehr gedrückt werden.

Wenn die sogenannten Baudeliere fertig sind, welche jedoch nicht in Bänke auf einander gesetzt werden dürfen, sondern an einander gestellt werden müssen, damit sie sich nicht erhigen, wird der Tabak aufgehängt. Ueber die Art der größern Tabakschoppen, welche man auf mehrerlei Weise konstruirt, wollen wir keine Worte verlieren, und müssen an die besondern Anweisungen zu ihrem Baue hinweisen.*) Kleinere Schoppen fertigt man aus stärkern Tannenstangen, die man mit Stroh oder besser mit Ziegel deckt. Auch dienen sonstige Räume im Hause zum Tabaktrodden. Einige Regeln sind aber unumgänglich zu beobachten und zwar muß:

a) Der zum Tabaktrodden bestimmte Raum möglichst viel Luftzug haben. In dumpfigen Räumen geht der Tabak zu Grund.

b) Er darf nicht über Viehställen oder über Gebäuden sich befinden, in welchen ein Geschäft betrieben wird, bei dem Dampf und Feuchtigkeit aufsteigt, wie z. B. Brennerie, Bierbrauerei u. dgl.

Weiter ist noch zu bemerken, daß, wenn der Schoppen zc. der Sonne ausgesetzt ist, der Tabak um so schöner und farbiger trocknet, daher gegen Süden liegende Räume den nördlichen bei weitem vorzuziehen sind. Auch dürfen sie nicht zu tief und breit sein, die beste Breite ist 20 Fuß. Bei größerer Tiefe ist es rathsam, zwischen dem aufgehängten Tabake schmale Luftzüge auszusparen, um das Ansammeln von feuchten Dünsten in der Mitte zu vermeiden.

Da durch Schornsteine der Luftzug in den niedern Räumen bedeutend vermehrt wird, und der bei dem Trodden des Tabaks sich entwickelnde feuchte Dampf doch immer geneigt ist in die Höhe zu steigen, so wäre es wahrscheinlich sehr zweckmäßig, auf dem Firste von Speichern, wenn diese zu breit oder nicht luftig genug sind, mehrere Schornsteine anzubringen, die auf dem Dache aufstehen, ohne weiter herunter zu gehen.

Durch eine hölzerne Klappe muß man sie von innen schließen können, um bei feuchter Luft oder Nebel, das Eindringen zu verhindern, und von außen müssen sie durch sogenannte Schäferhäuten gegen den Regen geschützt sein.

Will man diese Schornsteine nicht haben, so dient es auch, die zweite oder dritte Ziegelreihe vom First des Hauses an durch eine auf Leisten liegende Latte 4—6 Zoll hoch aufzuheben, welche Einrichtung aber den Nachtheil hat, daß sie nicht geschlossen werden kann. Ist das Dach hoch, so müssen in demselben mehrere solcher aufgehobenen Ziegelreihen angebracht sein, wobei es gut ist, wenn die Oeffnung unter denselben wenigstens 6—10 Zoll beträgt. Wir haben diese fortlaufenden Dachöffnungen mit dem besten Erfolge auf mehreren Tabakschoppen anbringen lassen.

*) Wir haben seither von der Centralstelle Abbildungen und Pläne von sehr zweckmäßig konstruirten Tabakschoppen zur Vertheilung in unserm Bezirks erhalten.

7 So wie sie etwas abgewelkt sind, müssen sie aufgehängt werden. Man hat dafür mehrere Methoden vorgeschlagen und zwar:

a) Das Aufhängen sammt den Tabakstengeln, welche alsdann, statt sie auf dem Felde von den Blättern zu entblößen, am Fuße abgeschnitten werden. Es ist begreiflich, daß, wenn die Blätter mit dem ganzen Stengel aufgehängt werden, sie gewissermaßen langsam nachreifen. Da aber jetzt der Hauptzweck auf die Erlangung eines möglichst zähen Blattes gerichtet ist, so taugt diese Nachreise nicht dafür, sondern wäre höchstens bei Pfeifengut und Cigarreneinlage anwendbar. Da man aber zum Trocknen einen bedeutend weitem Raum gebraucht, die Austrocknung, besonders wenn feuchte Witterung eintritt, langsam von statten geht, das Abstreifen der dürrten Blätter auch zeitraubender ist, als die gewöhnliche Behandlung, so können wir aus dieser Methode wenig Nutzen ersehen.

b) Das Aufschlagen der Blätter an Stäbe. Diese Art ist in Holland die gebräuchliche und bietet den Vortheil eines sehr schnellen Austrocknens der Blätter, so daß solche viel früher fertig sind, als die an Schnüren aufgehängten. Dagegen ist sie aber aufhaltend und zeitraubend, auch mehr Raum erfordernd. Wir haben sie im vorigen Jahre versuchsweise angewandt und einen vorzüglichsten Tabak erhalten, welcher jedoch nicht theurer, als der andere bezahlt wurde, der eingefaßt und an Schnüren aufgehängt, von nicht geringerer Qualität war.

c) Das Einfassen an Schnüren bleibt, wenn es nur zweckmäßig und mit Aufmerksamkeit vollzogen wird, für die südlichen Gegenden das passendste, da in diesen auf ein schnelleres Trocknen weniger Rücksicht zu nehmen ist, wie in Holland, dabei leichter und schneller von statten geht. Wo dasselbe auch einmal eingeführt ist, ist es sehr schwer, die Arbeiter schnell an die Methode des Schlägens zu gewöhnen, und der Vortheil des Letztern ist nicht so groß, daß er eine solche allgemeine Umwandlung lohnen würde. Bei dem Einfassen ist aber Folgendes zu beobachten:

a) Die Blätter müssen in die große Blattrippe von der Seite eingestochen.

b) Sie dürfen auf den Schnüren nur in solcher Weise aufgereiht sein, daß in jedem Zwischenraum von 2 Blättern noch ein Blatt Platz finden würde. Sehr schädlich ist das enge Anreihen der Blätter auf den Schnüren, weil hierdurch leicht Fäulniß und der sogenannte Dachbrand entsteht. Man gebraucht zwar etwas mehr Raum, dagegen ist man sicher seinen Tabak gesund zu erhalten, während bei einem zu dichten Einfassen wohl einige Zentner mehr aufgehoben werden können, welche aber die ganze Parthie in Unwerth bringen. Viele Tabakproduzenten hätten im vorigen Jahre diesen Mehrertrag besser weggeworfen, statt daß derselbe ihr ganzes Erzeugniß durch den Dachbrand in Unwerth brachte.

Die Blätter werden übrigens zweckmäßiger vom Reibe ab an

kann. In den offenen Dachräumen über Thorwegen findet man sehr oft die schönst getrockneten Tabaksblätter ohne daß etwas anders geschah, als daß sie gehörig weit aufgehängt wurden.

Nach der Abnahme der Tabaksblätter müssen die nackten Stengel gleich am Boden weg abgehauen werden, damit sie durch ihre Geiztriebe den Boden nicht aussaugen. In manchen Verhältnissen lohnt sich jedoch selbst das Nacherndten der Geize. Doch muß alsdann genau berechnet werden, ob der Gewinn davon auch die Verschlechterung des Acker für die künftigen Erndten hinreichend deckt, was von dem Preise der trockenen Geizen abhängt.

Bei sehr früher Tabakerndte und auf triebigem Felde kann man noch eine nicht unbedeutende Blättererndte erziehen, wenn man die Stengel ungefähr zwei Zoll über dem Boden abschneidet und von den vorkommenden Trieben nur den stärksten stehen läßt, diesen aber, wie eine junge Tabakspflanze mit niederem Geizen und Köpfen behandelt. Die auf diese Art gewonnenen Blätter erreichen noch eine ansehnliche Größe, bleiben aber, wie es nicht anders sein kann, an Qualität hinter jenen der ersten Erndte zurück, so daß sie allein behandelt und verkauft werden müssen.

Sieht man jedoch auf künftige recht gute Spelzfelder, so muß man auch dies Verfahren unterlassen, weil die Kraft des Acker zu sehr consumirt wird, wenn man nicht wieder mit Begießen von Jauche nachhelfen will.

Um die Schnüre aufzuhängen wird der ganze Raum des Schoppens mit fortlaufenden Stangen, oder besser Rahmschenkel ausgelegt, in welche hölzerne Nägel eingeschlagen sind, an welche die Bandeliere einzeln angehängt werden, die Länge dieser Bandeliere richtet sich übrigens nach der Eintheilung des Raumes und wechselt von $1\frac{1}{2}$ — $2\frac{1}{2}$ Fuß. Es versteht sich, daß die Rahmschenkel oder Stangen etagenweis auf Querträger liegen, und daß diese Etagen weit genug von einander entfernt sind, daß sich die Tabaksblätter nicht berühren und die Luft gehörig durchstreichen kann, etwa auf 2,5 bad. Fuß Entfernung.

Eine Hauptregel bei dem Aufhängen der Bandeliere ist, daß sie, so wie in den Schnüren die Blätter nicht zu dick auf einander gedrückt werden dürfen, eben so wenig zu nahe aneinander gehängt werden dürfen. Bei kleinerm Tabak muß ihre Entfernung wenigstens handbreit, bei großem Tabak noch weiter sein. Ein zu enges Zusammenhängen hat schon die schönsten Tabakspartien durch Dattbrand zu Grund gerichtet. Man lasse sich durch eine größere Menge von Tabak ja nicht zu einem engern Zusammenhängen verleiten, sondern hänge den Ueberschuß lieber gleich den Sandblätter an die äußern Häuserwände. Das enge Zusammenhängen ist die Ursache, warum oft der Tabakproduzent die Früchte allen Fleißes und Mühe des vorhergegangenen Sommers einbüßt.

Noch ist zu bemerken, daß, wenn die Tabakstrocheneräume zum Verschließen gegen die äußere Luft eingerichtet sind, man das Trocknen der aufgehängten Blätter nach Belieben reguliren kann. Denn man liebt nicht gerade ein zu rasches Eindürren der Blätter, welche alsdann ein grünes heuähnliches Ansehen erhalten.

Wichtiger aber als dieses, ist, die Blätter, wenn sie abgetrocknet sind, vor den Einflüssen der feuchten Nebel des Spätsommers, so wie vor dem Eindringen des nassen Thauwindes, selbst auch schon vor dem Durcheinanderpeitschen starker Winde zu bewahren, welche Einflüsse stets schädlich auf sie wirken. Auch hat man durch verschließbare Oeffnungen es ziemlich in der Hand, den Feuchtigkeitsgrad für das Abhängen zu regulieren.*) Doch schließen aber diese Annehmlichkeiten die Möglichkeit nicht aus, daß der Tabak in gegen die Luft nicht verschließbaren Schoppen eben so vorzüglich werde, nur ist man bei diesen den Zufälligkeiten der Witterung zu sehr ausgesetzt und muß Verluste kommen sehen, ohne ihnen etwas entgegenstellen zu können. Uebrigens ist bei der Bekleidung eines Tabakschoppens, wenn er nicht zum Verschließen eingerichtet wird, die Regel fest zu halten, daß je freier er dem Zugwind ausgesetzt steht, um so enger die Luftdurchgänge sein können, während solche, bei einem geschützten Stand, möglichst weit sein müssen, die Bekleidung selbst auch ganz fehlen

*) Bei ziemlich engem Bretterzuschlag kann man mehrere der Borde mit Bänder versehen, um sie wie andere Läden nach Bedürfnis öffnen zu können.